
SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868

Die Hohenzollern und das Reich.

Von der Gründung des Brandenburgisch-Preußischen Staates bis zur Wiederherstellung des Deutschen Kaisertums.

Von

Fedor von Köppen.

Zweite Auflage.



Glogau.
Verlag von Carl Flemming.


UNSER FRITZ.

Die Hohenzollern und das Reich.

Preußen nach den Befreiungskriegen und die Zeit Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. (1815—1870).

Von

Fedor von Köppen.

* * *

Mit 56 Bildern und 7 Karten.

Zweite Auflage.



Glogau.

Verlag von Carl Flemming.


SURPLUS
DUPLICATE

Inhalt.

Illustrationen und Karten.

Titelbild.

Unser Fritz.

Holzschnitte.

Karten.

Preußen nach den Befreiungskriegen

1815 – 1840.

Preußen nach den Befreiungskriegen

1815 — 1840.



er Friede ist im stande, aber leider nicht so wie er hatte sein sollen, wie ich es eingeleitet, aber durch Hardenberg seine zuletzt bewiesene Standhaftigkeit ist er doch noch besser zustande gekommen, wie es den Anschein hatte. Wir hatten gleichsam gegen alle zu fechten." — So schrieb Blücher von Paris aus zur Zeit, als das Friedenswerk seinem Abschlusse nahe war (23. September 1815), an seinen Güterverwalter Heinen.

Preußen, welches zu dem glücklichen und glorreichen Ausgange des Krieges von 1815 das meiste beigetragen, hatte sehr bestimmt gefaßte Friedensvorschläge aufgestellt, welche insbesondere die Sicherung Deutschlands und des übrigen Europa gegen etwaige neue Friedensstörungen durch Frankreich, sowie eine angemessene Entschädigung für die von den Verbündeten im Kriege gebrachten Opfer zum Ziele nahmen; aber die gerechten Forderungen Preußens stießen auf den Widerspruch — nicht Frankreichs, welches besiegt am Boden lag, sondern — der eigenen Bundesgenossen Preußens. Der Kaiser von Rußland gefiel sich auch jetzt, wie beim ersten Pariser Frieden, in der Rolle des großmütigen Siegers; er wünschte Frankreich zu schonen und schmeichelte ihm, um seinen Beistand für die russischen Pläne im Orient zu gewinnen, und gab dafür die Ansprüche Preußens und Deutschlands preis. Vielleicht auch lag es im Interesse der russischen Politik, daß Preußen verwundbar bliebe, um ihm die Notwendigkeit des russischen Schutzes fühlbar zu machen und es in Abhängigkeit von dem russischen Einfluß zu erhalten. Auch England bewarb sich bei den Friedensverhandlungen um die Gunst des besiegten Frankreich, um dafür auf Frankreichs Unterstützung bei der drohenden orientalischen Verwickelung zählen zu können. Der Prinzregent von England behandelte den unter dem Schutze der verbündeten Waffen nach Napoleons Abdankung auf den Thron zurückgekehrten bourbonischen König Ludwig XVIII. nicht als das Haupt der besiegten feindlichen Nation, sondern als gleichberechtigten Bundesgenossen,

als ob der Krieg nur in seinem Interesse geführt worden wäre. Österreich verhielt sich wie gewöhnlich gleichgültig gegen die Interessen Deutschlands und mißtrauisch gegen seinen alten Nebenbuhler Preußen, dessen wachsender Einfluß in Deutschland ihm Besorgnisse einflößte. Auf diese Weise erhielt Frankreich in dem zweiten Pariser Frieden (20. November 1815) so günstige Bedingungen, wie sie die besiegte Macht von den siegreichen Mächten niemals erwarten durfte. Frankreich behielt nicht nur seinen alten Raub, die ehemals deutschen Reichslande Elsaß und Lothringen, sondern auch den dreifachen Festungsgürtel an seiner Nordost- und Ostgrenze, unter dessen Schutze bereits Ludwig XIV. seine Raubzüge gegen Deutschland gerüstet hatte und in welchem seine Nachbarstaaten eine beständige Drohung erblicken mußten. Es trat nur Saarlouis und Saarbrücken mit seinen Kohlenbecken an Preußen, Landau an Bayern, sowie einige unbedeutende Grenzstriche mit Philippeville, Givet und Marienburg an die Niederlande ab, zahlte 700 Millionen Francs Kriegskosten und mußte die fortdauernde Occupation seiner nordöstlichen und östlichen Grenzgebiete mit achtzehn Festungen durch 150000 Mann verbündeter Truppen für die Zeitdauer von fünf Jahren dulden; jedoch wurde hinzugefügt, daß die Verbündeten das Land schon nach drei Jahren räumen wollten, wenn die inneren Zustände Frankreichs bis dahin genügende Festigkeit gewonnen hätten.

Was Wunder, wenn das preußische und deutsche Volk an diesem Frieden keine Freude hatte. „Niemand hat mehr unter dem eisernen Drucke der Napoleonischen Kriege und Eroberungen gelitten als Deutschland; kein Heer hat mehr zur Niederwerfung des Imperators beigetragen als die deutschen Armeen," — so urteilt ein deutscher Geschichtschreiber — „kein Feldherr des Jahrhunderts hat mehr Anspruch auf den Zoll der Bewunderung und der Dankbarkeit ganz Europas als die siegreichen Führer des preußischen Heeres — und niemand hat weniger Erfolge von den großen Thaten der glänzenden Erhebung in den Jahren 1813 bis 1815 geerntet als unser Vaterland."

Nicht Preußen trifft die Schuld an diesem ungünstigen Ergebnis. „Es stand allein," sagt der Staatskanzler Fürst Hardenberg, „und konnte, erschöpft an Menschen und Mitteln, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen. Es mußte der höheren Rücksicht der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker, sei sie auch weniger dauernd, die bessere Überzeugung opfern."

Aber nicht in äußeren Erfolgen giebt der wahre Fortschritt in der Geschichte der Völker sich kund, sondern in dem stillen Wachsen und Reifen großer, geschichtlich berechtigter Ideen, welche einem ganzen Zeitalter seine Färbung und sein eigentümliches Gepräge geben. Preußen, welches für seine schweren Opfer und seine ruhmvolle Führung in dem Befreiungskriege bei den Friedensschlüssen und auf dem Wiener Kongresse so kümmerlich bedacht worden war, konnte — bei seiner ungünstigen geographischen Gestaltung, seinen getrennten Gebietsmassen,

PREUSSEN

unter

König Friedrich Wilhelm III.

c) Zeit nach den Freiheitskriegen 1815-1840

und unter

König Friedrich Wilhelm IV.

1840 - 1861.

Neuchâtel, welches sich 1848 von Preussen losgerissen hatte und 1857 als unabhängig anerkannt wurde, ist schwarz schraffiert

Verhältnis - 1:8000000.

Kilometer, 111,3 = 1° des Aequators.

Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.



seinen überall offenen Grenzen — seinen geschichtlichen Beruf nur dann erfüllen, wenn es, verbündet mit dem deutschen Volksgeiste, auf der Bahn freiheitlicher Entwickelung fortschreitend, die kleinen norddeutschen Staaten unter seinem Schutze sammelte und Deutschlands Schicksal zu seinem eigenen, Deutschlands Größe zur Grundbedingung seiner eigenen Macht erhob. Im deutschen Volke aber dämmerte seit dem Befreiungskriege immer heller und klarer der Gedanke, daß dieses tapfere, hochherzige Preußen mit seinen Hohenzollern berufen sei, die Einigung aller deutschen Stämme und Staaten in einem mächtigen Deutschen Reiche unter dem Kaisertum der Hohenzollern zu verwirklichen und so im Herzen Europas eine Schutzmacht für den Fortschritt des Geistes in den Werken des Friedens, eine Schutzmacht für den Frieden der Welt zu begründen. Dieses Wachsen und Reifen der deutschen Einheitsidee, die Kämpfe bis zu ihrer Verwirklichung bilden den Inhalt des folgenden, mehr als halbhundertjährigen Zeitabschnitts von dem Ausgange des Befreiungskrieges bis zur Neubegründung des Deutschen Reiches unter Kaiser Wilhelm (von 1815 bis 1870). Wohl hatte diese Idee noch verschiedene Stadien zu durchlaufen von ihrem ersten Erwachen bis zu ihrer Verwirklichung, und zuweilen scheint sie bei den schweren geistigen Kämpfen, die Preußen mitten im Frieden für dieselbe zu bestehen hatte, in nebelhafte Ferne hinausgerückt zu werden; dennoch konnte ihm dieses Ziel nicht entgehen, wenn Preußen und seine Hohenzollern nur sich selbst und ihrem Weltberufe treu blieben.

„Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden," sagte ein junger deutscher Historiker, F. C. Dahlmann, bei der Siegesfeier 1815, „bis, wie die Kriege volksmäßig und dadurch siegreich geworden sind, auch die Friedenszeiten es werden, bis auch in diesen der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird, bis das Licht guter Verfassungen herantritt und die kümmerlichen Lampen der Kabinette überstrahlt."

Auch die Fürsten, welche unter dem Eindruck der soeben erlebten gewaltigen Kriegsereignisse standen, fühlten wohl, daß das Ergebnis der Friedensverhandlungen den blutigen Anstrengungen und Opfern ihrer Völker in der verflossenen Kriegsperiode nicht entsprach, und wünschten, ihnen noch etwas anderes mitzubringen als allein die Paragraphen der Friedensakte. Zunächst in der Seele des durch religiöse Eindrücke tief erregten, schwärmerischen Kaisers Alexander von Rußland entstand der Wunsch, die Ruhe Europas durch einen im Namen Gottes geschlossenen Bund sämtlicher christlichen Monarchen zu befestigen und damit Bürgschaften für die Dauer des Friedens, das Glück und die Wohlfahrt der Völker zu gewinnen. Kaiser Alexander erinnerte sich an jenes Gespräch, welches er auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Bautzen mit dem Könige Friedrich Wilhelm III. führte* und in welchem beide Fürsten

* Siehe Bd. III. S. 401.

gelobten, daß sie, wenn Gott ihre vereinten Bemühungen zur Befreiung ihrer Völker segnen würde, auch vor aller Welt bekennen wollten, daß Ihm allein die Ehre gebühre. Jetzt schien ihm der Augenblick gekommen, um dieses Gelübde zu erfüllen durch die Gründung eines „heiligen Bundes," welcher zunächst zwischen den Monarchen von Rußland, Preußen und Österreich geschlossen werden sollte.

Kaiser Alexander selbst äußerte sich drei Jahre später gegen den Bischof Eylert* über den heiligen Bund: „Als wir am Ziele des schweren Kampfes in Paris waren, brachte der König von Preußen, von dem die erste Anregung ausgegangen, diese heilige Sache wieder zur Sprache, und es vereinigte sich gern mit uns, in Denkart, Gesinnung und Absicht übereinstimmend, der edle Kaiser von Österreich, Franz I. In einer ernsten Stunde entstand die erste Idee dieses heiligen Bundes, in einer schönen, dankbaren und frohen wurde sie ausgeführt. Er ist gar nicht unser, sondern Gottes Werk. Der Erlöser selbst hat alle Gedanken, die er enthält, und alle Grundsätze, die er ausspricht, eingeflößt. Wer das nicht erkennt und fühlt und hier wohl gar die versteckten Absichten der Politik im Hintergrunde zu sehen meint und Heiliges und Unheiliges vermischt, der hat darüber keine Stimme, und mit einem solchen Menschen läßt sich nicht darüber reden."

In der Stiftungsurkunde des „heiligen Bundes" (Paris 1815, den 14. bis 26. September) verpflichteten sich die Monarchen, „sowohl in den Beziehungen der ihnen anvertrauten Staaten, als auch in politischen Beziehungen mit jeder anderen Regierung, nichts anderes zur Richtschnur zu nehmen als die Gebote des heiligen Glaubens der Christen, die Gebote der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens, die sich durchaus nicht durch ihre Anwendung auf das Privatleben einschränken, sondern vielmehr unmittelbar auf den Willen der Fürsten Einfluß haben und alle ihre Handlungen leiten müssen, als das einzige Mittel, welches die menschlichen Anordnungen befestigt und ihren Unvollkommenheiten abhilft.

„Nach dieser Grundlage sind Ihre Majestäten über folgende Artikel übereingekommen:

„1. Den Worten der heiligen Schrift entsprechend, welche allen Menschen befiehlt, Brüder zu sein, werden die drei kontrahierenden Monarchen, durch die Bande einer wahren und unzertrennlichen Brüderschaft vereinigt, dabei verbleiben und, sich als Landsleute betrachtend, in jedem Falle und an jedem Orte einander Beistand, Hilfe und Unterstützung leisten; in Bezug auf ihre Unterthanen und Truppen werden sie als Familienväter dieselben in eben dem Geiste der Brüderschaft regieren, von welchem sie

* S. Eylert: Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelms III.

für Bewahrung der Religion, des Friedens und der Gerechtigkeit beseelt sind.

„2. Diesem nach wird das einzige herrschende Princip, sowohl zwischen den erwähnten Mächten, als zwischen ihren Unterthanen sein, einander Dienste zu leisten, sich gegenseitiges Wohlwollen und Liebe zu erweisen und sich sämtlich als eine und dieselbe christliche Nation zu betrachten, indem

„3. die verbündeten Fürsten sich nicht anders ansehen als von der Vorsehung bevollmächtigt zur Regierung dreier Zweige einer einzigen Familie, nämlich: Österreichs, Preußens und Rußlands, und indem sie auf solche Art bekennen, daß der Souverän der christlichen Nation, von welcher sie und ihre Unterthanen einen Teil ausmachen, eigentlich niemand anders ist als der, dem die Macht eigentümlich gebührt, da bloß in ihm die Schätze der Liebe, der Kenntnis und der unendlichen Weisheit gefunden werden, nämlich unser Gott, unser göttlicher Erlöser, Jesus Christus, die Stimme des Allerhöchsten, das Wort des Lebens" u. s. w. u. s. w.

Diese Urkunde der heiligen Allianz war vom Kaiser Alexander eigenhändig entworfen und wurde vom Könige Friedrich Wilhelm ohne Bedenken unterschrieben, obgleich oder vielmehr weil er derselben keine politische Bedeutung beimaß. Kaiser Franz besann sich noch ein Weilchen und unterschrieb erst, nachdem Metternich ihm versichert hatte, daß es doch nur „leeres Geschwätz" sei. Nach und nach schlossen sich die sämtlichen übrigen Staaten Europas dem heiligen Bunde an, mit Ausnahme Englands, des Kirchenstaats und der Türkei. Das englische Ministerium, ohnehin voll Mißtrauen gegen Rußland und dessen orientalische Pläne, erklärte, die Einwilligung des Parlaments zu einer Akte nicht einholen zu können, welche nicht ein Staatsvertrag sei, sondern eine Erklärung von Grundsätzen enthalte. Der Papst hielt es als Stellvertreter Christi unter seiner Würde, die Urkunde zu unterzeichnen, und der Sultan wurde nicht dazu aufgefordert.

Ohne Zweifel war die Idee der heiligen Allianz aus den reinsten und edelsten Beweggründen hervorgegangen, und wir vermögen nicht denjenigen Geschichtschreibern beizustimmen, welche mit Spott und Geringschätzung auf jenes merkwürdige Aktenstück herabschauen; aber wir würden unrecht thun, wenn wir der heiligen Allianz eine politische Tragweite zuschreiben wollten. Ihre Bedeutung war vielmehr rein sittlicher Natur. Es war in dieser Beziehung von hohem Werte, daß bei dem Abschluß einer Reihe von Kriegen, welche durch den maßlosen Ehrgeiz eines Einzigen veranlaßt worden waren, zu einer Zeit, als die alte Kabinetts- und Eroberungspolitik noch lange nicht überwunden war, die mächtigsten Monarchen und nach deren Vorbilde sämtliche Fürsten Europas vor ihren Völkern offen erklärten, daß sie in ihrem Verhalten zu einander und zu ihren Völkern allein die christlichen Gebote der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens zur Richtschnur nehmen wollten. Dennoch ver-

hielt man sich im Volke äußerst mißtrauisch gegen die heilige Allianz. Man legte der theoretischen Verkündigung gewisser Grundsätze in der Stiftungsurkunde der heiligen Allianz keinen Wert bei, da schon das Verhalten der Mächte bei den Friedensverhandlungen die Bethätigung dieser Grundsätze vermissen ließ. Dagegen trug man Sorge, daß die enge Verbindung Preußens mit Rußland und Österreich der freiheitlichen Entwickelung im Inneren nachteilig sein würde, und als nach dem Befreiungskriege für Preußen in der That eine Zeit des Stillstandes und der Ermattung einzutreten schien, da schrieb man die Schuld hierfür den Nachwirkungen der heiligen Allianz zu, obgleich diese Erscheinung auf vielfache Gründe anderer Art zurückzuführen war.

Der kleine, damals kaum zehn Millionen Einwohner zählende Preußische Staat hatte es nach dem Befreiungskriege vor allem nötig, seine in diesem Kriege zum Teil verbrauchten Kräfte von neuem zu sammeln und den gesunkenen Nationalwohlstand wieder zu heben, bevor er an die Lösung seiner großen politischen und Kulturaufgaben gehen konnte. Die Geschichte Preußens nach dem Befreiungskriege unter der Regierung König Friedrich Wilhelms III. zeigt daher keine glänzenden und großartigen politischen Erfolge; aber sie ist hochbedeutsam durch die stille wirtschaftliche Arbeit des Volkes und für die Weiterentwickelung der inneren staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse.

„Das Volk," so schildert G. Freytag (in seinen „Bildern aus neuer Zeit") die Zustände in Preußen nach dem Befreiungskriege, „war durch den Krieg und was ihm vorausgegangen war, auf das äußerste erschöpft und bis zum Tode ermüdet. Kaum war ihm die Arbeitskraft geblieben, seine Äcker zu bebauen. Jahre gingen vorüber, ehe nur das lebende Inventarium seiner Güter wieder vollständig ergänzt war; Städte und Dorfgemeinden, der Gutsherr und der Bauer waren tief verschuldet. Die Preise der Landgüter sanken tiefer, als sie vor 1806 gestanden hatten; es kam vor, daß Rittergüter durch viele Jahre herrenlos lagen, wenn der letzte Besitzer das lebende Inventarium verdorben hatte, und daß wiederholte Versteigerungen des Gerichts keinen zahlungsfähigen Käufer erwerben konnten. Handel und Industrie waren unter der Kontinentalsperre verkommen; denn die alten Absatzwege für Linnen, Tuche und Eisenwaren, die drei großen Industrieen Preußens, waren verloren, fremde Völker hatten sie in Besitz genommen. Und auch hier fehlten die Kapitalien. Der Verkehr mit dem slawischen Osten, für die alten Provinzen eine Lebensfrage, wurde durch das neue russische Handelssystem allmählich fast gänzlich vernichtet."

Eine der nächsten und bedeutungsvollsten Aufgaben der preußischen Staatsregierung nach der Wiederherstellung des Friedens war daher die Hebung des Volkswohlstandes, welche nur durch einen sorgfältig geregelten Staatshaushalt und durch eine gleichmäßige Verteilung der Steuerlast auf die verschiedenen Provinzen des Staates sowie auf die verschiedenen Klassen der Bevölkerung,

endlich durch die Hebung der vaterländischen Industrie, des Handels und der Gewerbe erreicht werden konnte. Zum erstenmal wurde der Gedanke der freien Bewegung aller wirtschaftlichen Kräfte der Nation, der Freiheit des Handels und der Gewerbe zum Grundsatze des wirtschaftlichen Systems erhoben. Von einer vollständigen Freiheit des Handels im heutigen Sinne konnte allerdings zu einer Zeit noch nicht die Rede sein, zu welcher jeder kleine deutsche Staat sich gegen seinen Nachbarstaat durch Schlagbäume und Grenzhüter vorsichtig absperrte. Die neue preußische Zoll- und Steuergesetzgebung hielt daher — wie H. von Treitschke sagt — „eine glückliche Mitte zwischen Handelsfreiheit und Zollschutz." Alle in Preußen eingeführten Waren wurden einem mäßigen Zoll nach einem bestimmten Zolltarif, welcher von drei zu drei Jahren revidiert und nach den gemachten Erfahrungen verbessert werden sollte, unterworfen. Daß Preußen mit diesem Zollsystem nur seinem eigenen Interesse, nicht aber demjenigen anderer Staaten Rechnung trug, wurde ihm vielfach verdacht. Diesem Übelstande konnte indessen nur durch eine Einigung sämtlicher deutschen Staaten auf dem Gebiete der Handelspolitik abgeholfen werden, ein Ziel, welches die preußische Regierung unausgesetzt im Auge behielt, wie aus einer vom Könige gebilligten Denkschrift des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg (vom 10. November 1819) ersichtlich, in welcher es heißt: „Zu gemeinsamen Anordnungen für ganz Deutschland ist der Zustand und die Verfassung der einzelnen Staaten nichts weniger als vorbereitet, auch wird jeder einzelne Staat die Garantie vermissen, daß die gemeinsamen Anordnungen in einem übereinstimmenden Sinn von allen gehalten werden. Man kann daher die Sache nur darauf zurückführen, daß einzelne Staaten, welche durch den jetzigen Zustand sich beschwert glauben, mit denjenigen Bundesgliedern, woher nach ihrer Meinung die Beschwerde kommt, sich zu vereinigen suchen und daß so übereinstimmende Anordnungen von Grenze zu Grenze weitergeleitet werden, welche den Zweck haben, die inneren Scheidewände mehr und mehr fallen zu lassen."

Durch ein „System weiser Sparsamkeit," wie König Friedrich Wilhelm III., unterstützt von seinem Finanzminister von Bülow, noch mehr von dessen Nachfolger (seit 1817), dem fähigeren von Klewitz, sowie von dem Generalsteuerdirektor K. G. Maaßen, dem Techniker Beuth und anderen trefflichen Männern, es in allen Maßnahmen der Regierung befolgte, wurde es möglich, binnen zwanzig Jahren achtzig Millionen Thaler Staatsschulden zu tilgen und einen Staatsschatz von vierzig Millionen Thalern anzusammeln. Die Steuereinnahmen blieben in beständigem Wachsen; durch die neugebauten Chausseen* wurde der

* Noch im Jahre 1817 gab es im Preußischen Staate im ganzen nur 523 Meilen Chaussee, davon kamen auf die Provinz Preußen nur eine Meile, auf Pommern und Posen gar nichts; bis zum Jahre 1828 waren bereits 1065 Meilen neuer Chausseen fertig geworden (von Cosel, Geschichte des Preußischen Staates und Volkes).

Verkehr befördert, die Industrie blieb im Steigen, und der Handel mit dem Auslande ward immer ausgedehnter.

Besonders schwer war bei den unzureichenden Finanzmitteln die Erhaltung der Wehrkraft des Landes. Preußen, die kleinste unter den europäischen Großmächten, hatte zur Zeit Friedrichs des Großen, dank der von Friedrich Wilhelm I. eingeführten Kantonpflicht, das stärkste Heer unterhalten. Seitdem hatten aber auch die übrigen Mächte das System der Zwangsaushebung eingeführt und Preußen mußte, um nicht hinter ihnen zurückzubleiben, die Ungunst des Zahlenverhältnisses durch die äußerste Anspannung der sittlichen Kräfte des Heeres auszugleichen suchen. Sobald nach dem ersten Pariser Frieden 1814 die Truppen in die Heimat zurückgekehrt, die freiwilligen Jägerdetachements aufgelöst und die Landwehren entlassen waren, ging die Regierung an die neue Organisation der Armee, wie sie den veränderten Verhältnissen des Staates entsprach, ohne die Finanzkraft des Landes vollständig zu erschöpfen. Ausgezeichnete Männer, wie Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Grolman u. a., hatten bereits in der Übergangsperiode von 1808—1813 vorgearbeitet* und die großartige Erhebung, sowie die glänzenden Siege Preußens im Befreiungskriege vorbereitet. Am 3. Juni 1814 übertrug der König das Kriegsministerium dem General von Boyen, dem wackeren Gehilfen Scharnhorsts und treuen Waffengefährten Bülows. Dieser hatte nun die schwierige Aufgabe, die großen Errungenschaften aus der Zeit der Erhebung, insbesondere die allgemeine Wehrpflicht mit dem Landwehrsystem, unter Benutzung der im Kriege gemachten Erfahrungen in dauernde Einrichtungen zu verwandeln. Am 3. September 1814 erschien das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst in Preußen, durch welches die Landwehr eine feste Organisation erhielt und zu einem wesentlichen Bestandteil der bewaffneten Macht umgeschaffen wurde.

Jeder Preuße war nach diesem Gesetze zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet, wenn er fähig war, die Waffen zu führen und nicht durch unwürdige Handlungen das Ehrenrecht, an der Landesverteidigung teilzunehmen, verwirkt hatte. Sobald der Jüngling die nötige Kraft erlangt hatte — im allgemeinen mit dem 20. Lebensjahre —, trat er in den Dienst, um fünf Jahre im stehenden Heere — davon drei Jahre bei der Fahne, zwei Jahre als Reservist beurlaubt — zu dienen. Darauf trat er zur Landwehr über und diente zunächst sieben Jahre bei der Landwehr ersten Aufgebots, welches im Frieden nur zu den jährlichen Übungen auf kurze Zeit berufen wurde, in Kriegszeiten aber wie das stehende Heer zum Dienst im In- und Auslande verpflichtet war. Dann folgte abermals eine siebenjährige Dienstzeit im zweiten Aufgebot der Landwehr, welches im Frieden nur an einzelnen Tagen in der Heimat ver-

* Siehe Bd. III. S. 300 u. ff.

sammelt wurde und im Kriege zur Besatzung der Festungen dienen sollte; jedoch behielt sich der König vor, im Kriege nötigenfalls auch das zweite Aufgebot zur Verstärkung des Heeres im Felde zu verwenden. Der Landsturm endlich umfaßte alle Waffenfähigen vom 17. bis 50. Lebensjahre, welche weder im stehenden Heere noch in der Landwehr dienten, und sollte nur im Kriegsfalle zur Verteidigung der Heimat und des Herdes gegen die eingedrungenen Feinde aufgeboten werden. Die Söhne der gebildeten Stände, die sich selber ausrüsteten und einen gewissen Grad von Kenntnissen nachzuweisen vermochten, brauchten nach ihrem freiwilligen Eintritt nur ein Jahr bei der Fahne zu dienen, traten bereits nach drei Jahren zur Landwehr über und hatten, wenn sie würdig befunden wurden, Anspruch auf die Offizierstellen der Landwehr.

Dieses Gesetz, zum Grundgesetz des Preußischen Staates erhoben, war von tief einschneidender Wirkung für alle Kreise der Bevölkerung und von epochemachender Bedeutung. „Noch nie hat ein moderner Staat," sagt H. von Treitschke, „in Friedenszeiten so harte Forderungen an sein Volk gestellt .... Es war ein radikaler Bruch mit allen Neigungen und Vorurteilen einer friedlich erwerbenden Gesellschaft, ein Wagnis ohne jeden Vorgang, das nur darum gelingen konnte, weil der Name der Landwehr bereits vorhanden war und die hochherzige Erregung der Kriegszeit noch nachwirkte ... Soviel stand fest, daß die trostlose Lage des Staatshaushalts eine sehr starke Linienarmee nicht gestattete; neben diesen überwältigenden finanziellen Sorgen mußten die schweren militärischen und volkswirtschaftlichen Bedenken, welche gegen die unverhältnismäßige Vermehrung der Landwehr sprachen, vorläufig zurücktreten. Aber wie unfertig auch manches noch erschien, der große Wurf war doch gelungen."

Die Friedenspräsenzstärke des stehenden Heeres wurde nun auf 120000 Mann herabgesetzt; aber durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und durch die Organisation der Landwehr war für den kleinen Preußischen Staat die Möglichkeit gegeben, in kurzer Zeit eine Armee von 500000 Mann ins Feld zu stellen.

„Mit diesem Volksheere" — wir folgen den trefflichen Ausführungen von H. von Treitschke noch weiter* — „war ein großartiges Mittel sittlicher Volkserziehung gefunden, trefflich geeignet, die alten Tugenden der Nation: Mut, Treue, Pflichtgefühl zu entwickeln, ihre natürlichen Schwächen: Eigensinn, Partikularismus, Verschwommenheit zu bekämpfen. Der Staat wurde nun erst diesem staatlosen Geschlechte wahrhaft lebendig, wie den Bürgervölkern des Altertums, trat mit seiner begeisternden Majestät und herben Strenge in jedes Haus .... Das Wehrgesetz von 1814 hat die sittlichen und politischen

* H. von Treitschke: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert.

Grundanschauungen der Preußen auf Generationen hinaus bestimmt, in alle ihre Lebensgewohnheiten tiefer eingegriffen als jemals eine wissenschaftliche Entdeckung oder eine technische Erfindung."

„Das dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaft ist es allein, das uns zwischen den mächtigen Nachbarn aufrechterhalten kann," hatte Geisenau stolz gesagt, und der preußische Kriegsminister sagte dasselbe fünfundzwanzig Jahre später bei dem Jubiläum der Landwehr in einem bekannten Gedichte: „Der Preußen Losung ist die Drei: Recht, Licht und Schwert."

Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht war dem preußischen Volke zugleich ein altes, urgermanisches Ehrenrecht wiedergegeben, welches schwerer wog als die von den süddeutschen Landesherren ihren Völkern zugestandenen Vertretungen in den Kammern mit karg zugemessenen Rechten; mit der entschlossenen Durchführung dieser Einrichtung trotz aller Anfechtungen und Schwierigkeiten in der nachfolgenden Friedensperiode stellte sich der Preußische Staat unwiderruflich auf die Bahn des Fortschritts. Noch aber harrte man in Preußen auf die Erfüllung des Königswortes, welches dem Volke Teilnahme an der Gesetzgebung und ständische Vertretung verheißen hatte.

Schon während des Wiener Kongresses, als die Verhandlungen über die künftige Verfassung Deutschlands eine so beklagenswerte Wendung nahmen, hatte König Friedrich Wilhelm III., bewogen durch die heroischen Anstrengungen seines Volkes in dem Befreiungskriege, auf den Rat des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg in einem Erlasse vom 22. Mai 1815 seinem Volke das feierliche Versprechen gegeben, daß das Volk künftig bei der Regierung eine ständische Vertretung finden und daß die künftige Verfassung des Preußischen Staates in einer schriftlichen Urkunde niedergelegt werden solle. Das Volk, das auf den Schlachtfeldern des Befreiungskrieges die Blüte seiner Jugend geopfert hatte, blickte jetzt vertrauensvoll zur alten Krone auf, von ihr die Erfüllung jener Verheißung erwartend; aber nur wenige erkannten die Schwierigkeiten, welche vor der Verleihung einer Verfassung mit gemeinschaftlicher Volksvertretung noch zu überwinden waren. Schon bei den ersten Schritten, welche zu der Verwirklichung der königlichen Verheißung gethan wurden, stieß man auf Schwierigkeiten, welche die Erfüllung des Versprechens wenigstens für die nächste Zeit unmöglich oder doch im hohen Grade bedenklich erscheinen ließen.

Der Staat, welcher die Einheit Deutschlands zu begründen berufen war, mußte vor allem ein geschlossenes Staatsganzes in sich bilden; aber die Elemente, welche nach dem Frieden zu den alten preußischen Landesteilen hinzugekommen waren — das Rheinland mit seiner französischen Aufklärung, seiner fast durchweg katholischen Bevölkerung, das früher schwedische Vorpommern mit den überlieferten Privilegien aus der Zeit unter den drei Kronen Skandinaviens, die ehemals polnischen Gebietsteile mit ihrem störrischen Adel und ihrem

unwissenden Bauernstande, der Sachse mit dem geteilten Herzen, halb für den Rautenkranz, halb für den Adler — waren so verschiedenartig, daß es noch einer mehrjährigen Verwaltung bedurfte, um sie mit jenen zu einer Staatseinheit zu verschmelzen. Altmärker und Sachse, Westfale und Rheinländer, Schlesier und Pole wohnten damals ohne gemeinschaftliche nationale Überlieferungen und Interessen in demselben Staate nebeneinander. Für alle diese verschiedenen Staatsglieder gab es nur einen einigenden Mittelpunkt: das Königtum der Hohenzollern; eine gemeinsame Volksvertretung aber konnte an den großen Aufgaben des Staates erst dann mit Erfolg mitwirken, wenn durch eine einheitliche geordnete Verwaltung der Weg bereitet war. Die durch die königliche Verordnung (vom 22. Mai 1815) beschlossene Wiederherstellung der alten Landstände in den neu geordneten Provinzen schien aber nicht das geeignete Mittel, um zu einem frischen Verfassungsleben unter Beteiligung des ganzen Volkes hinüberzuleiten. Die Landstände hatten in früheren Zeiten in Bezug auf Abgaben und Kriegsleistungen eine entscheidende Stimme gehabt; seitdem aber die Krone selbst ihre Macht gebrochen und das stehende Heer, sowie ständige Abgaben als die beiden Hauptsäulen der fürstlichen Vollgewalt in den modernen Staaten fest begründet hatte, gehörte die Bedeutung der alten Landstände in ihrer dreifachen Gliederung nach Ritterschaft, Städten und Landgemeinden nur noch der Geschichte an. Dennoch weckte die königliche Verordnung jetzt dem alten Ständewesen wieder eifrige Verehrer. Die alten ständischen Rechte und Titel wurden aus dem Wuste verstaubter und vergilbter Akten hervorgesucht. Eine königliche Kabinettsordre (vom 20. März 1817) befahl die Bildung des Staatsrats, zwei andere (vom 30. März) ordneten die Einsetzung zweier Kommissionen aus der Mitte des Staatsrats an, von welchen die eine sich mit der Prüfung der neuen Steuergesetze, die andere unter dem Vorsitz des Kronprinzen mit dem Entwurfe der versprochenen Verfassung beschäftigen sollte. Die Arbeiten dieser Kommission schritten sehr langsam vorwärts und führten endlich zu dem dürftigen Ergebnis, daß sie dem Könige die Einrichtung der Provinzialstände als Ersatz für die dem Volke verheißene Verfassung vorschlug. Der König trat nach längerer Überlegung den Ansichten der Kommission bei und eröffnete dem Staatskanzler durch Kabinettsordre vom 11. Juni 1821, daß „das weitere wegen Zusammenberufung der allgemeinen Landstände der Zeit, der Erfahrung, der Entwickelung der Sache und der landesväterlichen Fürsorge des Königs anheimgestellt bleibe."

Der Geist Steins lebte nicht mehr in der preußischen Gesetzgebung; der Staatskanzler Fürst Hardenberg hielt zwar an der Idee der preußischen Verfassung bis an sein Ende fest; aber dem Altersmüden fehlte die sittliche Kraft, sich und sein Amt für das anerkannte Recht des Volkes zu opfern. Andere bedeutende Männer, wie Humboldt, Beyme, Boyen, Grolman, zogen sich ver-

stimmt aus dem Staatsdienste zurück und überließen ihre Plätze Männern von beschränkterem Gesichtskreise. Der König selbst, mild und wohlwollend, aber schüchtern und schwunglos, zögerte um so mehr, seine unter dem frischen Eindruck der Großthaten des preußischen Volkes im Befreiungskriege gegebene Verheißung jetzt in einer nüchternen Zeit zur Wahrheit zu machen, da er die fortwährenden Klagen der süddeutschen Fürsten über ihre Kammern hören mußte, da die politischen Ausschreitungen der Jugend bei dem Wartburgfeste (1817) und die Volksbewegungen in einigen Gegenden Deutschlands, auf die wir sogleich zu reden kommen werden, ihn mit Mißtrauen und Besorgnis erfüllten und da auch seine nächsten Verbündeten, Rußland und Österreich, es nicht unterließen, ihn in seiner Abneigung gegen die Äußerungen des Volksgeistes und gegen die „demagogischen Umtriebe“ der Jugend zu bestärken. So verblieb es nach langjährigen Verhandlungen statt der erwarteten Verfassung bei der Einrichtung der Provinzialstände zur Beratung über die die einzelnen Provinzen angehenden Gesetzentwürfe. Preußen blieb mitten in einer glänzenden Entwickelung stehen. „Die Masse des preußischen Volkes schwieg; sie ahnte dunkel, daß neue Zeiten neue Menschen fordern,“ sagt H. von Treitschke, „sie wollte den stillen Lebensabend des greisen Fürsten nicht stören. Wenn wir solche Bescheidenheit heute in freieren Tagen als kindliche Unreife belächeln —, sie war doch nur der Schatten altpreußischer Tugend, der Schatten jener festen Treue, die den Staat durch so viele Stürme hindurch erhalten hat.“

Was Preußen nicht gewähren und geben konnte — eine Bürgschaft für die politische Freiheit seiner Staatsbürger —, das vermochte noch weniger der Deutsche Bund, welcher aus den Beratungen der Staatsmänner auf dem Kongresse zu Wien (8. Juni 1815) hervorgegangen und dessen Verfassung gerade fünf Jahre später (8. Juni 1820) durch ein neues Grundgesetz, genannt „die Wiener Schlußakte,“ endgültig bestätigt wurde. Der Deutsche Bund bildete niemals eine Macht, bald sollte er nur eine Hemmung des deutschen Volkslebens bedeuten. Der Strom der deutschen Geschichte scheint hier zu stocken. Drei Jahre waren vergangen seit dem Tage der großen Völkerschlacht auf Leipzigs Gefilden, seitdem das deutsche Volk, noch blutend aus tausend Wunden, begeistert aufjauchzte in dem Glauben an seine bessere Zukunft, und jetzt — — Es war die Zeit, als unser schwäbischer Troubadour, Ludwig Uhland, sein flammendes Zornlied dichtete:

„Wenn heut' ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es singen werde,
Nein, himmelskräftig, donnergleich:

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer;
Doch was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.

— — — — — — — —

„Nicht rühmen kann ich, noch verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts;
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz."

Die Vorenthaltung aller politischen Freiheit strafte sich, indem ein Teil des Volkes um so begieriger nach der verbotenen Frucht griff. Das dreihundertjährige Erinnerungsfest zur Feier der durch Luther erkämpften Glaubensfreiheit und des vierten Jahrestages der Völkerschlacht bei Leipzig (18. Oktober 1817) sollte durch eine deutsche Nationalfeier auf der Wartburg begangen werden. An sechshundert Jünglinge, meistens Studierende, und viele Professoren von verschiedenen deutschen Hochschulen fanden sich in Eisenach zusammen. Unter dem Geläute der Glocken gingen sie am Morgen des Festtages, Hand in Hand, die Mützen mit Eichenlaub umwunden, in feierlichem Zuge zu jener alten geschichts- und sagenberühmten Stätte hinauf, deren graues Gemäuer mit grünen Tannenreisern geschmückt war. Hier wurden feurige Reden gehalten, begeisterte Lieder gesungen. Am Abend zogen die fröhlichen Burschen mit Fackeln auf den der Wartburg gegenüberragenden Wartberg, wo ein gewaltiger Holzstoß loderte, und warfen, nach dem Beispiele Luthers mit der Bannbulle, eine Anzahl dem Volke verhaßter und übelberüchtigter Schriften von Schmalz, Haller, Kamptz, Kotzebue u. a. unter lautem Jubel in die Flammen. Zum Schlusse wurden auch noch ein Zopf, ein Korporalstock und eine Schnürbrust als Sinnbilder einer überwundenen unfreien Zeit unter dem Absingen des Burschenliedes «Gaudeamus igitur» den Flammen übergeben. In diesem, eigentlich ziemlich harmlosen Ereignis sahen die Regierungen, namentlich diejenigen von Österreich und Bayern, ein höchst bedenkliches Zeichen der Zeit. Ihre Besorgnisse wurden durch andere Volksscenen sowie durch die Ermordung des russischen Staatsrats von Kotzebue in Mannheim — die verbrecherische That eines fanatischen jungen Menschen Namens Sand (23. März 1819), in welcher man aber das Zeichen einer über ganz Deutschland verbreiteten geheimen Verschwörung zur Durchführung revolutionärer Pläne zu erblicken glaubte, — gesteigert. Fürst Metternich erklärte dem preußischen Gesandten, es sei „von der dringendsten Notwendigkeit, sich in Deutschland zu verständigen, um das Übel in seiner Quelle anzugreifen." Die Quelle aber glaubte er bis zu den freisinnigen

preußischen Patrioten, welche die großartige Volkserhebung von 1813 mit veranlaßt hatten, verfolgen zu müssen. Fürst Metternich lud die Minister Preußens, Bayerns, Württembergs, Sachsens, Hannovers und einiger anderen deutschen Regierungen zu geheimen Beratungen nach Karlsbad (Juli 1819), und die hier gefaßten sogenannten Karlsbader Beschlüsse zur Unterdrückung der „demagogischen Umtriebe“ in Deutschland wurden von der Frankfurter Bundesversammlung einstimmig angenommen (20. September). Es begann nun, wie Treitschke sagt, „jener tragikomische Feldzug der Großmächte wider die Jenenser Studenten,“ als ob die Ideen der deutschen Einheit und Freiheit durch Polizeimaßregeln unterdrückt werden sollten. Viele edle deutsche Jünglinge, deren Schuld hauptsächlich darin bestand, daß sie in Unklarheit über die wahren Ziele und in Selbsttäuschung über die staatlichen Verhältnisse der Verwirklichung von Idealen nachstrebten, mußten ihre Jugend in Gefängnismauern begraben. Einige von ihnen sahen noch am späten Abend ihres Lebens die Träume ihrer Jugend, freilich in anderer Gestalt, verwirklicht. Auch der wackere Arndt und der Turnvater Jahn empfanden den schwülen Druck der Zeit in Maßregeln, die gegen ihre Personen ergriffen wurden.

Der straffe preußische Beamtenstaat konnte sich ebensowenig das Vertrauen des deutschen Volkes gewinnen, wie der abgeschlossene Metternichsche Polizeistaat. Leicht erregbar, aber auch versöhnlich und genügsam, fanden sich die Süddeutschen eher in die auf dem Wiener Kongresse geschaffenen Zustände; sie glaubten an den dürftigen Grundzügen ständischer Verfassungen, wie sie nach dem Vorgange des hochsinnigen Karl August von Sachsen-Weimar bald darauf auch in Württemberg, Bayern und Baden eingeführt wurden, auf der Bahn freiheitlicher Entwickelung ihren Brüdern im Norden schon um einen Schritt voraus zu sein; in Wahrheit aber waren diese Verfassungen nur Mittel zur Stärkung des bureaukratischen Sonderstaatsgeistes in den Kleinstaaten.

Auf einem Wege aber, nämlich auf dem zur wirtschaftlichen Einheit, verfolgte die preußische Regierung, unbeirrt durch die Einreden Österreichs und die widerstrebenden Sonderinteressen der deutschen Staaten, eine folgerichtige und glückliche Politik zum Heile und zur Wohlfahrt Deutschlands. Nur wenige einsichtsvolle Männer, wie Karl Friedrich Nebenius aus Baden, der ausgezeichnete Nationalökonom und Patriot Friedrich List und der Buchhändler J. F. von Cotta aus Württemberg, erkannten den Vorteil, welcher für das gesamte Deutschland aus der Zolleinigung mit Preußen hervorgehen müsse, und unterstützten die preußische Regierung in ihren mühevollen Bestrebungen, einen Zollverband innerhalb des Deutschen Bundes ins Leben zu rufen. Nur die Küstenländer und freien Städte der Ost- und Nordsee verschlossen sich noch gegen das gemeinsame Interesse und bildeten unter sich den sogenannten „Steuerverein.“ Preußen aber schloß mit den übrigen deutschen Staaten

(am 22. März 1833) den Deutschen Zollverein zur Hebung der gemeinsamen Industrie und zur Förderung der wirtschaftlichen Arbeit in ganz Deutschland. Dieses glückliche Resultat war vor allem der Festigkeit und Entschiedenheit zu danken, mit welcher König Friedrich Wilhelm III., unterstützt von dem trefflichen Finanzminister von Motz, der seit 1825 an die Stelle von Klewitz getreten war, trotz der unsäglichen Schwierigkeiten, welche der Eigennutz und Sonderstaatsgeist der kleinen Staaten der Zolleinigung entgegensetzten, an diesem Gedanken festhielt. Mit Recht konnte daher König Wilhelm, der Sohn Friedrich Wilhelms III., in der Urkunde, welche bei der Grundsteinlegung des Denkmals für Friedrich Wilhelm III. (17. März 1863) in das Fundament versenkt wurde, sagen:

„Der Zollverein, des Königs eigenster Gedanke, krönte seine Bestrebungen für die materielle Wohlfahrt des Volkes und war die Freude und Ehre des Königs, der sich als deutscher Fürst stolz fühlte und seines Volkes Beruf für Deutschland nicht aus den Augen ließ."

Waren es auch nur die materiellen Interessen, welche durch den Zollverein einander näher gebracht wurden, so fiel doch immerhin mit den Schlagbäumen eine von den Schranken, welche Deutsche von Deutschen schieden.

So waren denn in der Zeit seit dem Befreiungskriege trotz der scheinbar rückläufigen Bewegung, welche bald nach dem Frieden einzutreten schien, unter der Regierung des Großneffen Friedrichs des Großen und unter seinem thätigen Antriebe zwei Werke geschaffen worden, welche bezeugten, daß Preußen in seinem hohen Berufe zum Besten Deutschlands und der gesamten europäischen Staatenordnung sich selbst wiedergefunden hatte, zwei Werke, welche zugleich die Grundsteine für die zukünftige nationale Entwickelung in ganz Deutschland bilden sollten, nämlich auf wirtschaftlichem Gebiete der Zollverein, auf dem Gebiete des Heerwesens das Institut der allgemeinen Wehrpflicht. —

Die letzten Regierungsjahre und der Lebensabend König Friedrich Wilhelms III. König Friedrich Wilhelm III. war seiner ganzen Natur nach friedliebend und von dem aufrichtigen Streben erfüllt, nach der Kriegszeit von 1806—1813 seinem Lande den schwer errungenen Frieden zu erhalten. Er hielt auch in der Folgezeit an dem engen Bündnis mit Rußland und Österreich fest, welches er als den „Schlußstein der großen europäischen Allianz" betrachtete, und folgte in den Fragen der großen europäischen Politik hauptsächlich dem Antriebe Rußlands, dessen Herrscherhaus durch die Vermählung des Großfürsten (späteren Kaisers) Nikolaus mit der Prinzessin Charlotte (Alexandra Feodorowna), Tochter Friedrich Wilhelms, zu dem preußischen Königshause in nahe verwandtschaftliche Beziehungen getreten war (1817). Die Leitung der deutschen Angelegenheiten am Bundestage überließ Friedrich Wilhelm fast ohne Widerspruch dem alten Nebenbuhler Preußens: Österreich,

welches seine Aufgabe nur in der Niederhaltung aller freieren Regungen des Volksgeistes erblickte.

Wenn Preußen somit für die nächste Zeit auf eine selbständige Initiative in der europäischen Politik verzichtete, so brachte es doch die durch die Pariser Friedensschlüsse und den Wiener Kongreß geschaffene geographische Lage Preußens mit sich, daß es durch die Stürme und Unruhen in den Nachbarländern näher berührt wurde als andere Staaten.

Nach fünfzehn Friedensjahren drohte im Jahre 1830 ein neuer Kriegssturm über Europa hereinzubrechen. Die unklugen Maßregeln des Königs Karl X. von Frankreich, des Nachfolgers Ludwigs XVIII. (seit 1824), und seines Ministers, des Fürsten Polignac, zur Beschränkung der Preßfreiheit und des Wahlrechts hatten in Paris den Ausbruch eines Aufstandes, der sogenannten Julirevolution (27. bis 29. Juli 1830) zur Folge, durch welchen der letzte Bourbon vertrieben wurde. Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, der Sohn des berüchtigten Orleans Egalité, der während der ersten französischen Revolution unter der Guillotine endete, bestieg den Thron als König der Franzosen.

Die französische Julirevolution wirkte zunächst auf das Nachbarland Belgien, welches durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses mit Holland zu einem Königreich der Niederlande unter dem Hause Nassau-Oranien vereinigt worden war und sich gegen diese unnatürliche Verbindung auflehnte. Der belgische Nationalkongreß proklamierte die Unabhängigkeit Belgiens (3. Oktober 1830), und Frankreich stellte dieselbe unter seinen Schutz. König Ludwig Philipp wünschte die Krone Belgiens auf seinen Sohn, den Herzog von Nemours, übertragen zu sehen. England dagegen empfahl den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, und König Ludwig Philipp widerstand, um für sich die Anerkennung seiner französischen Königskrone durch die Großmächte zu erlangen, den französischen Annexionsgelüsten in Bezug auf Belgien. Leopold von Sachsen-Koburg wurde darauf zum erblichen Könige der Belgier erwählt (Juni 1831).

Die französische Julirevolution barg mit ihren weit über die Grenzen Frankreichs hinausreichenden Folgen eine ernste Gefahr für den Frieden Europas, und die Mächte der heiligen Allianz überlegten auf Rußlands Antrieb gemeinsame Schritte, um derselben entgegenzutreten. Diesmal war es König Friedrich Wilhelm III., welcher von einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs entschieden abriet und durch seine weise Mäßigung vorzugsweise zur Erhaltung des europäischen Friedens beitrug. Rußland aber wurde durch die bald darauf (November 1830) in Warschau zum Ausbruch kommende polnische Schilderhebung hinreichend beschäftigt.

Preußen wurde durch die doppelte Gefahr an seinen östlichen und west-

lichen Grenzen genötigt, fast seine ganze Armee auf den Kriegsfuß zu setzen und namentlich gegen die Ausbreitung des polnischen Aufstandes über die ehemals polnischen Gebietsteile Preußens militärische Maßregeln zu treffen.

Die Gefahr eines allgemeinen Kriegsbrandes wurde zwar durch die gemäßigte und entschlossene Haltung der preußischen Regierung sowie durch das friedfertige Auftreten des „Bürgerkönigs“ Ludwig Philipp abgewandt; dennoch wirkte das Beispiel des französischen Volkes, welches in der Julirevolution für sich das Recht in Anspruch nahm, sich selbst eine Regierung und Verfassung zu geben, und den Grundsatz der Volkssouveränität offen verkündigte, aufregend und ansteckend auf die Volksstimmung in den Nachbarstaaten, namentlich auch in Deutschland, wo die nationale Bewegung durch die von den Regierungen ergriffenen Maßregeln nur in den offen zu Tage getretenen Erscheinungen bekämpft, nicht aber zum Stillstand gebracht worden war. In vielen deutschen Staaten kam es unter dem Anstoß der Julirevolution zu gewaltsamen Auftritten.

In Braunschweig wurde der junge leidenschaftliche Herzog Karl, der sich weigerte, die Landesverfassung anzuerkennen, durch einen Aufstand (6. und 7. September 1830) zur Flucht genötigt. Sein Bruder Wilhelm übernahm die Regierung und gab dem Lande eine neue Verfassung. In Sachsen, wo die protestantische Bevölkerung Ursache hatte, über die Begünstigung der Katholiken durch die Regierung zu klagen, kam es zu Aufständen in Dresden und Leipzig. König Anton wurde dadurch bewogen, seinen Neffen Friedrich August, der ihm später (1836—1854) als König folgte, zum Mitregenten anzunehmen und dem Lande eine ständische Verfassung zu geben. Auch in Hessen und Hannover kam es zu unruhigen Auftritten. Während die Volksaufstände in Norddeutschland sich nur gegen einzelne Übelstände richteten und nach deren Abstellung die Ruhe wiederhergestellt war, drängte der leichter erregbare Volksgeist in Süddeutschland zu Bewegungen, die einen entschieden revolutionären Charakter trugen. Eine große Volksversammlung, welche von bayrischen Zeitungsschreibern und Demokraten (Dr. Wirth und Dr. Siebenpfeiffer) auf dem großen Schloßberge zu Hambach bei Neustadt a. d. Haardt veranstaltet worden und von mehr als 30000 Menschen — darunter auch Polen und Franzosen — besucht war, sollte ein allgemeines Verbrüderungsfest vorstellen (26. und 27. Mai 1832). Nachdem die Versammlung durch viele revolutionäre Reden erhitzt war, brachte Dr. Wirth ein dreimaliges stürmisches Hoch auf die vereinigten Freistaaten Deutschlands und das verbündete republikanische Europa aus. Auch am Sitze des Bundestages zu Frankfurt a. M. kam es zu einem demokratischen Putsch, bei welchem die Hauptwache und die Konstablerwache durch Haufen junger Leute umlagert und gestürmt wurden. Daß durch solche Ausschreitungen die Idee der deutschen Einheit nicht gefördert

wurde, ist klar. Es zeigte sich vielmehr, daß dieselbe noch nicht reif war, in die Wirklichkeit übertragen zu werden. Die Regierungen wurden immer mehr mit Mißtrauen gegen die Ideen der deutschen Einheit und Freiheit erfüllt, welche jenen revolutionären Volksbewegungen zum Vorwande dienten, und am Bundestage wurden neue strenge Beschlüsse zur Beschränkung der Presse und der landständischen Rechte gefaßt, welche als Fortsetzung der Karlsbader Beschlüsse gelten konnten. Im Volke aber stieg die Unzufriedenheit mit den Regierungen, welche den Regungen des Volksgeistes mit Polizeimaßregeln entgegentraten.

In Preußen wurde jeder Ausbruch der Unzufriedenheit durch die Ehrfurcht vor dem geliebten, alternden Könige, welcher vier Jahrzehnte, erfüllt von Unruhen und Stürmen, von schweren Prüfungen und glorreichen Erfolgen, mit seinem Volke gemeinsam durchlebt hatte, niedergehalten; aber die vorhandene Gärung machte sich auch hier fühlbar. Die deutsche Einheitsidee ruhte zwar im Staatsleben, sie wirkte aber mächtig fort in jenem unsichtbaren Kreise, in dem das deutsche Wesen am reinsten und eigenartigsten sich kundgiebt, in der Wissenschaft und Kunst, im Geist und im Gemüte. Sie drang immer tiefer und tiefer in das Herz des Volkes, und das deutsche Volk hielt trotz aller Täuschungen an ihr fest mit der Treue und Beständigkeit, in der es eher von Gütern und Wohlleben lassen mag als von der für recht und heilbringend erkannten Idee. Auch die Fortschritte auf materiellem Gebiete mußten der Idee dienstbar werden. Die neuen Verbindungen, Schienenwege und Dampfschiffe, förderten die Verbreitung der Bildung, und mit der erhöhten Fabrikthätigkeit wuchs der Wert der Volksarbeit. An Stelle der früheren Vereinzelung trat auf allen Gebieten das gemeinsame Streben Gleichgesinnter. In stiller Arbeit wirkten alle edleren Kräfte zusammen, um die Schranken zu zerstören, welche das Volk auf seinem Wege zur Einigung aufhielten. Aber nicht Friedrich Wilhelm III. war es beschieden, sein Volk auf diesem Wege zum ersehnten Ziele zu führen. Neue Zeiten fordern neue Männer, und jede Zeit gebiert die Männer, die sie braucht.

Es war dem Könige Herzensbedürfnis, den Religionsfrieden zwischen seinen Unterthanen verschiedenen Glaubensbekenntnisses zu erhalten, wie er unter seinen Vorfahren seit Jahrhunderten bestanden hatte. Im Staate der Hohenzollern wohnten Katholiken und Protestanten friedlich nebeneinander, ohne sich in der Ausübung ihres Gottesdienstes gegenseitig zu stören. Das Wort Friedrichs des Großen: „In meinem Staate kann jeder nach seiner Façon selig werden“ stand noch in Geltung. Das Haus Hohenzollern bekannte sich seit Johann Sigismund (1613) zur protestantisch-reformierten Kirche; aber die preußische Staatsregierung stellte es jedem Preußen frei, zu welchem Glauben er sich bekennen wollte, und forderte nur von den Angehö-

rigen jeder Konfession, daß sie die Gesetze des Staates beobachten und ihre Pflichten gegen denselben erfüllen sollten. Dieses glückliche Verhältnis hätte noch lange ungetrübt fortbestehen können; aber es liegt in dem Wesen der römisch-katholischen Kirche, daß sie ihre Macht über alle weltliche Macht zu erheben und alle staatliche Gewalt der Kirche unterzuordnen strebt. Wenn die katholische Kirche durch die Reformation namentlich in Deutschland einen großen Teil ihres alten Ansehens und Einflusses eingebüßt hat, so hat sie doch ihre Pläne auf Wiederbegründung ihrer Macht und ihres Ansehens, wie sie im Mittelalter bestanden, seitdem bei günstiger Gelegenheit immer von neuem aufgenommen. In diesem Streben hatte sie keinen größeren Widerstand zu fürchten als denjenigen des festgeschlossenen protestantischen Staates der Hohenzollern, solange dieser seinem alten Berufe als Hort der Glaubens- und Gewissensfreiheit treu blieb. Durch die Erwerbung der Rheinlande und der früher polnischen Gebiete war die katholische Bevölkerung Preußens auf nahezu zwei Fünftel der Gesamtbevölkerung gestiegen. Das Verhältnis zwischen der Staatsgewalt und der katholischen Kirche war in den von Preußen neuerworbenen linksrheinischen Besitzungen zwar durch die — bekanntlich auch nach ihrem Übergang an Preußen bestehen gebliebene — Napoleonische Gesetzgebung bestimmt geregelt; dennoch hoffte die Kirche, gerade durch die katholische Bevölkerung dieser Lande, welche an die Herrschaft des Krummstabs gewöhnt und dem Einflusse der Geistlichkeit unbedingt ergeben war und welche für die Bedeutung der straffen preußischen Gesetzgebung weder Verständnis noch Sympathieen hatte, ein Mittel zu gewinnen, um ihren Einfluß in Preußen und Norddeutschland neu zu befestigen.

Die Maßnahmen der preußischen Regierung seit dem Antritt des Besitzes in den Rheinlanden konnten der katholischen Bevölkerung als Bürgschaft dafür gelten, daß ihre geistigen und religiösen Interessen unter der neuen Regierung Anerkennung und Schutz finden würden. In den rheinischen Städten wurde eine große Anzahl katholischer Kirchen, Schulen und Seminarien neugegründet, zu Bonn eine neue Universität mit einer vorzüglichen katholisch-theologischen Fakultät eröffnet, auch an Stelle des eingegangenen Bischofsitzes zu Aachen ein neues Erzbistum in Köln errichtet. Die katholische Kirche wußte jedoch den Punkt zu finden, wo sie ihren Widerstand gegen die Staatsgesetze ansetzen zu können dachte. Dieser Punkt betraf die Angelegenheit der gemischten Ehen.

Die katholische Kirche nahm es als ihr unveräußerliches Recht in Anspruch, daß alle aus solchen Ehen entsprossenen Kinder im katholischen Glauben erzogen werden sollten, und wies ihre Geistlichen an, die kirchliche Einsegnung der Ehe zu verweigern, wofern nicht vorher von den Verlobten ein bindendes Versprechen über die katholische Erziehung der Kinder gegeben war. Die preußische Staatsgesetzgebung sprach dagegen aus, daß alle Kinder aus solchen Ehen

in der Religion des Vaters erzogen werden sollten. Dieses Gesetz sollte nun auch durch eine Bestimmung vom Jahre 1825 auf die neuerworbenen westlichen Provinzen ausgedehnt werden. Die katholischen Geistlichen wagten zwar noch keinen offenen Widerspruch gegen die Staatsgesetze; aber sie versagten Aufgebot und Trauung, wenn das Versprechen der katholischen Kindererziehung nicht vorher freiwillig abgegeben wurde.

Die Verhandlungen der preußischen Regierung mit dem feingebildeten und gemäßigten Erzbischof von Köln, Grafen Spiegel, führten zu einer vorläufigen Einigung über diesen Punkt, derzufolge die katholischen Pfarrer angewiesen wurden, jenes Versprechen nicht mehr zu fordern. Auch die Bischöfe von Trier, Paderborn und Münster schlossen sich dieser Übereinkunft an; die päpstliche Regierung verhielt sich jedoch durchaus ablehnend gegen dieselbe, und als nach des Erzbischofs Spiegel Tode der bisherige Weihbischof von Münster, Klemens August Freiherr von Droste-Vischering, ein westfälischer Edelmann von streng römisch-katholischen (ultramontanen) Gesinnungen, zu seinem Nachfolger erwählt wurde und von neuem alle Pfarrer auf das schärfste anwies, keine Trauung mehr ohne das vorherige Versprechen der katholischen Kindererziehung zu vollziehen, ging die Regierung mit strengen Maßregeln gegen den von der römischen Kurie in seinem Widerstande ermutigten Prälaten vor und ließ den Erzbischof, welcher trotz aller Aufforderungen zur Nachgiebigkeit auf seinem Widerstande gegen die Landesgesetze verharrte, in seinem erzbischöflichen Palaste verhaften und nach der Festung Minden abführen (20. November 1837).

Dieser Schritt der Staatsregierung rief eine große Aufregung unter der katholischen Bevölkerung hervor, welche durch die Geistlichkeit angestachelt ward. Sowohl in Köln, wie in Koblenz und Bonn wurden an den Kirchenthüren Plakate angeheftet, welche offenen Aufruhr predigten und das Volk zum Kampf gegen das protestantische Joch, zum Schutze der heiligen Religion aufriefen. Der Papst erließ eine zornige Ansprache, in welcher er das Verfahren des Erzbischofs vollständig billigte, die preußische Regierung dagegen mit Vorwürfen überhäufte und sie beschuldigte, die Freiheit der Kirche verletzt, die bischöfliche Würde verachtet und die Rechte des heiligen Stuhls unter die Füße getreten zu haben (10. Dezember 1837).

Dem Beispiele des Erzbischofs von Köln folgten auch die übrigen preußischen Bischöfe. Gegen den Erzbischof von Posen und Gnesen, Martin von Dunin, welcher gleichfalls den Pfarrern seines Bistums die Einsegnung der gemischten Ehen ohne das bekannte Versprechen der Verlobten verbot, schritt die Regierung mit der Strenge der Gesetze ein und ließ ihn, nachdem er durch einen Spruch des Oberlandesgerichts zu Posen (im April 1838) wegen Ungehorsams gegen die Staatsgesetze und wegen eigenmächtiger Amtsführung

zum Verlust seiner erzbischöflichen Würde und zu sechs Monaten Festungsarrest verurteilt worden, als Staatsgefangenen nach der Festung Kolberg abführen (1839).

Mit diesem Vorgehen der preußischen Regierung gegen die widersetzlichen Bischöfe begann ein Kampf, welcher immer weitere Dimensionen annahm und unter veränderten Formen durch verschiedene Stadien fortgedauert hat und auch heute noch nicht beendet ist; denn in Wahrheit handelte es sich nicht allein um die Frage der Erziehung der aus den gemischten Ehen hervorgegangenen Kinder, sondern um die alte Machtfrage zwischen Staat und Kirche, um die Frage, ob Gewissenszwang oder Glaubensfreiheit, ob Priesterherrschaft oder nationale Regierung die Oberhand behaupten solle. Diese Frage war aber nicht allein eine preußische und deutsche, sondern eine Kulturfrage für alle Völker. Preußen aber war durch seine Lage und durch die Zusammensetzung seiner Bevölkerung aus den Angehörigen verschiedener Konfessionen dazu berufen, auch in diesem Kampfe für Licht, Recht und Wahrheit die Führung zu übernehmen. Dem Könige Friedrich Wilhelm III. war es nicht mehr beschieden, das Ende dieses ersten Waffenganges zu sehen. Wir werden später hören, auf welche Weise sein Nachfolger, König Friedrich Wilhelm IV., wenigstens für kurze Zeit einen Waffenstillstand herbeiführte.

Auch innerhalb der protestantischen Kirche dauerte die unselige Spaltung zwischen Lutheranern und Reformierten, hervorgerufen durch die verschiedene Auffassung der Lehren Christi seitens der Reformatoren Luther und Calvin, noch zur Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms III. fort. Zwar das unchristliche Verlästern und Verdammen auf der Kanzel, wie es die Betrübnis des Großen Kurfürsten erregt hatte,* fand nicht mehr statt; dennoch hielten Reformierte wie Lutheraner an den Glaubenssätzen ihrer Reformatoren mit einer Zähigkeit fest, welche sie darüber das vornehmste und größte Gebot, das Gebot der christlichen Liebe, vergessen ließ. Schon die Vorfahren Friedrich Wilhelms hatten es sich angelegen sein lassen, die beiden protestantischen Kirchen, die reformierte und lutherische, zu einer evangelisch-christlichen Kirche in ihrem Lande zu vereinigen. Ihre wohlmeinenden Absichten scheiterten an dem damaligen unglücklichen Sektengeiste. König Friedrich Wilhelm III. hoffte jetzt „unter dem Einflusse eines besseren Geistes, welcher das Außerwesentliche beseitigt und die Hauptsache im Christentum, worin beide Konfessionen eins sind, festhält," das große Werk zur Ehre Gottes und zum Heil der christlichen Kirche zu stande zu bringen und zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Reformation (31. Oktober 1817) die Wiedervereinigung der beiden protestantischen Kirchen zu verkündigen. Er setzte eine Kommission von höheren Geistlichen

* Siehe Bd. I. S. 177.

beider Kirchen nieder, welche die Angelegenheit noch einmal beraten und sich dann mit der für die beiden Kirchen einzuführenden gemeinsamen Kirchen-Agende befassen sollte. „Unsere Herzen begegneten sich in Liebe," schreibt der Bischof Eylert, welcher selbst Mitglied der Kommission war, „ihr Geist der Wahrheit und Innigkeit durchdrang uns, und lutherische und reformierte Geistliche, welche bis dahin die Konfession geschieden hatte, umarmten sich als uniierte evangelische Brüder. Hiermit schloß unsere lange Konferenz, und das Resultat derselben ist niedergelegt in einem durch den Minister von Schuckmann an des Königs Majestät gerichteten offiziellen Bericht aus der Feder des ehrwürdigen Sack" u. s. w.

Nachdem so alles innerlich und äußerlich vorbereitet war, erließ der König eine Ansprache an seine Unterthanen beider Konfessionen.

. . . „Dieser heilsamen, schon so lange und auch jetzt wieder so laut gewünschten und so oft vergeblich versuchten Vereinigung, in welcher die reformierte Kirche nicht zur lutherischen und diese nicht zu jener übergeht, sondern beide eine neubelebte evangelisch-christliche Kirche im Geiste ihres heiligen Stifters werden, steht kein in der Natur der Sache liegendes Hindernis mehr entgegen, sobald beide Teile nur ernst und redlich in wahrhaft christlichem Sinne sie wollen, und von diesem erzeugt, würde sie würdig den Dank aussprechen, welchen wir der göttlichen Vorsehung für den unschätzbaren Segen der Reformation schuldig sind, und das Andenken ihrer großen Stifter in der Fortsetzung ihres unsterblichen Werkes durch die That ehren . . . . .

„Sowie Ich selbst in diesem Geiste das bevorstehende Säkularfest der Reformation in der Vereinigung der bisherigen reformierten und lutherischen Hof- und Garnisongemeinde zu Potsdam zu einer evangelisch-christlichen Gemeinde feiern und mit derselben das heilige Abendmahl genießen werde, so hoffe Ich daß dies Mein eigenes Beispiel wohlthuend auf alle protestantischen Gemeinden in Meinem Lande wirken und eine allgemeine Nachfolge im Geiste und in der Wahrheit finden möge.

„Der weisen Leitung der Konsistorien, dem frommen Eifer der Geistlichen und ihrer Synode überlasse Ich die äußere übereinstimmende Form der Vereinigung, überzeugt, daß die Gemeinden in echt christlichem Sinne dem gerne folgen werden, und daß überall, wo der Blick nur ernst und aufrichtig, ohne alle unlauteren Nebenabsichten, auf das Wesentliche und die große, heilige Sache selbst gerichtet ist, auch leicht die Form sich finden und so das Äußere aus dem Inneren einfach, würdevoll und mehr von selbst hervorgehen wird. Möchte der verheißene Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo unter einem gemeinschaftlichen Hirten alles in einem Glauben, in einer Liebe und in einer Hoffnung sich zu einer Herde bilden wird.

Potsdam, den 27. September 1817.

Friedrich Wilhelm."

Damit war das große Werk äußerlich als abgeschlossen zu betrachten, und das Säkularfest der Reformation (31. Oktober 1817) konnte in den protestantischen Kirchen Preußens mit der Austeilung des heiligen Abendmahls nach den Vorschriften der uniierten evangelischen Landeskirche würdig begangen werden.

Nachträglich regte sich jedoch der Widerstand des starren Luthertums gegen die Union, und mehrere altlutherische Gemeinden, insbesondere in Schlesien und Posen, weigerten sich hartnäckig, die neue evangelische Kirchen-Agende einzuführen. König Friedrich Wilhelm hielt jedoch sein Lieblingswerk, die evangelische Union, gegen alle Anfeindungen aufrecht und wies sogar seine Regierung an, mit Strenge gegen die in ihrem Widerstande verharrenden lutherischen Geistlichen einzuschreiten. Dennoch entzog sich ein kleiner Teil der lutherischen Gemeinden der Wiedervereinigung mit ihren reformierten Glaubensgenossen bis an das Lebensende Friedrich Wilhelms III. und erhielt dann unter seinem Nachfolger volle Freiheit, die Form ihres Gottesdienstes nach eigener Überzeugung zu ordnen.

Wenn es der schöne und edle Gedanke Friedrich Wilhelms war, durch die Einführung der Union das geistige Wohl seines Volkes zu fördern und dieses dem verheißenen Ziele aller Christen, der Vereinigung zu einer Herde unter einem Hirten, um einen Schritt näher zu führen, so mußte diese wohlmeinende Absicht für jetzt noch an jener engherzigen Starrgläubigkeit scheitern, welche an dem toten Buchstaben der Glaubenslehrsätze um so fester hält, je weniger sie den lebendigen Geist der Liebe, welche den wahren Inhalt des Christentums bildet, in sich aufzunehmen vermag. Erst von der Zeit, von dem Schwinden der Selbstsucht und der Zunahme der Liebe unter den Menschen konnte eine heilsame Wirkung der Union erwartet werden. Um so mehr gebührt der Dank des Volkes dem edeln und frommen Könige, welcher den Geist der christlichen Liebe und Duldung in seinem Volke lebendig zu machen suchte und über die Streitigkeiten der Kirche um äußere Formen oder um Dogmen den Grundsatz stellte: „Wir glauben alle an einen Gott, und die Liebe vereinigt uns alle." —

König Friedrich Wilhelm III. war kein Fürst, ähnlich einem Großen Kurfürsten oder einem Friedrich II., welche voll kühnen Geistes und Heldenthatkraft ihr Volk mit neuen Ideen erfüllten und ihm neue Siegesbahnen eröffneten; er war von milder, friedlicher Gesinnung, voll häuslicher Tugend und Frömmigkeit, erfüllt von lebendigem Sinn für die Ehre und die Rechte seines Hauses und Landes und von treuer, väterlicher Liebe für seine Unterthanen; ein Fürst, der mit klarem Blick die Bedürfnisse seiner Zeit und seines Volkes erkannte, der in Prüfungen auszuharren verstand, im Sturme unbewegt, im Unglück ungebeugt, im Glück demütig blieb und in „seiner Zeit mit Unruhe seine Hoffnung in Gott" setzte. Eines solchen Fürsten und Vorbildes auf dem

Thron, bedurfte aber das Volk zu jener Zeit mehr als eines jener großen Heldenfürsten, die Außerordentliches zu wollen und zu vollbringen berufen sind. Das fühlte auch das Preußenvolk, und obgleich in demselben während der letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms III. manche Wünsche sich kundgaben, denen er nicht gerecht zu werden vermochte, manche Bestrebungen sich regten, gegen die er sich ablehnend oder feindlich verhielt, und obgleich seine Regierung in vielen Beziehungen nicht frei von Härten war, so hing doch das Volk mit inniger Liebe und Verehrung an dem Könige, mit dem es so schwere Zeiten und so wechselvolle Schicksale gemeinsam durchlebt, und bezeugte ihm gern seine ehrfurchtsvolle Teilnahme, wenn er in seiner einfachen, schlichten Weise mit dem Volke verkehrte. Wenn der alte Herr zu Fuß in seinem bequemen, etwas abgetragenen Militärüberrock in den Gärten von Potsdam oder im Berliner Tiergarten spazieren ging, dann entblößten sich ehrfurchtsvoll alle Häupter der ihm begegnenden Leute, und wenn des Abends das Publikum im Theater der Aufführung einer neuen Oper, etwa Spontinis Nurmahal oder Alcidor, oder einem Ifflandschen Familienschauspiel entgegensah, dann waren die Augen nicht mit solcher Spannung auf den aufgehenden Vorhang gerichtet, wie auf die Thür der kleinen königlichen Loge, wo mit dem Glockenschlage der sechsten Stunde der König einzutreten pflegte. Denn der König liebte das Theater, weniger um seiner selbst willen, um die Ereignisse der Wirklichkeit mit ihrem täuschenden Bilde auf der Bühne zu vergleichen und die Eindrücke der aufgeführten Stücke auf das Publikum zu beobachten, als vielmehr weil er dort „ungestört denken" konnte und, sich selbst überlassen, sich doch nicht vereinsamt fühlte.

In seinen späteren Jahren fühlte der König die Vereinsamung des Alters um so mehr, da ihm die häuslichen Freuden, welche seine unvergeßliche Gemahlin, die Königin Luise, um ihn zu schaffen wußte, noch in lebhafter Erinnerung waren. Aus seiner Ehe mit der Königin Luise hatte der König vier Söhne und drei Töchter, nämlich:

1. der Kronprinz (nachmalige König Friedrich Wilhelm IV.),
2. „ Prinz Wilhelm (nachmalige König Wilhelm und deutscher Kaiser),
3. „ „ Karl,
4. „ „ Albrecht,
5. die Prinzessin Charlotte (Alexandra Feodorowna), vermählt mit dem Kaiser Nikolaus I. von Rußland,
6. die Prinzessin Alexandrine, vermählt mit dem Erbgroßherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin,
7. die Prinzessin Luise, vermählt mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande.

Als auch die letzte Tochter durch ihre Vermählung aus dem königlichen Vaterhause schied, faßte der König den Entschluß, sich durch eine abermalige

Vermählung den gemütlichen Umgang mit einem weiblichen Wesen zu schaffen, der seinem Herzen Bedürfnis war. „Eine Königin darf es nicht sein," sagte er zum Bischof Eylert; „eine Luise bekomme ich nicht wieder; die Zeiten sind hin, — auf immer hin! — — Eine junge Fürstin, die noch bessere Aussichten hat, nimmt mich aus wahrer Liebe nicht, und eine alte Hagebutte, die einst eine Rose war, mag ich nicht." Der König hatte in Teplitz, wohin er jährlich ins Bad ging, die Gräfin Auguste von Harrach kennen gelernt und in ihr diejenigen weiblichen Eigenschaften entdeckt, die sie seinem Herzen lieb und wert machten. Mit ihr beschloß er eine Ehe zur linken Hand zu schließen, d. h. eine rechtmäßige, christliche Ehe, durch welche sie zwar seine Gemahlin, aber nicht zur Königin erhoben wurde, und deren Kinder nur Namen und Vermögen der Mutter erben konnten. Am 9. November 1824 wurde die Vermählung des Königs Friedrich Wilhelm III. mit der Gräfin Auguste von Harrach, die bei dieser Gelegenheit zur Gräfin von Hohenzollern und Fürstin von Liegnitz erhoben wurde, in der Schloßkapelle zu Charlottenburg durch den Bischof Eylert vollzogen.

Der König hatte sich in seiner Wahl nicht geirrt. Die Fürstin fand sich mit feinem Takt in das Los, welches sie zur Gemahlin des Königs und doch nicht zur Königin machte. Der König war in seinem Alter oft verdrießlich, auch reizbar und ärgerlich. Der heiteren Anmut der hohen Frau gelang es, ihn aufzuheitern und die Harmonie seiner Seelenstimmung wiederherzustellen, und gewiß war seine zunehmende Milde und Ruhe das Werk ihres wohlthuenden Einflusses. Die edle weibliche Natur der Fürstin zeigte sich besonders, als der König zwei Jahre nach seiner zweiten Vermählung (am 14. November 1826) das Unglück hatte, auf der Treppe in seinem Palais durch einen Fall das Bein zu brechen. Während seiner langwierigen Krankheit wich die Fürstin nicht von seinem Schmerzenslager. Sie verkürzte durch heitere Teilnahme die langen schlaflosen Stunden, und ihre sanfte Hand wußte alles recht und gut zu machen.

Neben der treuen Pflege seiner Gemahlin war es die auch bei dieser Gelegenheit sich kundgebende Liebe und Teilnahme des Volkes, welche die Leiden des Königs linderte. Um Ostern 1827 besuchte der König zum erstenmal nach seiner Krankheit allen unerwartet wieder das Theater. Das Haus war angefüllt, um die berühmte Sängerin Catalani zu hören. Nachdem der Vorhang gefallen war, verlangte das Publikum noch laut das englische Volkslied: «God save the king» von der Sängerin zu hören. Bei dem Hervorruf gewahrte die gefeierte Sängerin zu ihrem Erstaunen in der kleinen Eckloge rechter Hand den König, der während des Konzerts unbemerkt eingetreten war. Sie trat etwas zurück und machte ihm ihre dreimalige ehrerbietige Verbeugung. Jetzt erst wurde das Publikum aufmerksam. „Der König, der König! ging es von

Mund zu Mund," so erzählt Bischof Eylert. „Ein elektrischer Schlag durchzuckte ein jedes Herz. Er, nach schwerer Krankheit, nach dem unglücklichen Beinbruch nun wieder glücklich hergestellt, mitten unter uns. Alle, jeder aus innerstem Antriebe, standen auf und machten dem vollen erfreuten Herzen Luft. Das ganze Haus ertönte vom losgelassenen Jubel. Tausend Stimmen tönten in- und durcheinander: «Gott sei Lob und Dank! Er lebe, lebe noch lange, hoch und ewig hoch!» Es sprach sich in diesem Tumulte die Harmonie der Volksliebe aus. Sie wurde lauter und lauter, als der König, sichtbar gerührt, heruntergebeugt dankte. Sein Winken mit der Hand half nichts; die allgemeine Freude, ihn, den Allgeliebten, wieder zu haben, ließ sich nicht bändigen. Als sie endlich schwieg, sang mit Begeisterung die Catalani: «God save the king!» und als dies geendigt, sang sie und das ganze Publikum mit ihr: «Heil Dir im Siegerkranz, Vater des Vaterlands» u. s. w. Ein glücklicher, seliger Abend in dem Leben des Königs und aller, die ihn mitfeierten."

Bis in sein siebzigstes Lebensjahr lebte Friedrich Wilhelm in gewohnter Thätigkeit und — vorübergehende Unpäßlichkeiten abgerechnet — auch in voller Rüstigkeit und freute sich des durch seine Fürsorge dem Lande erhaltenen langen Friedens, welcher allen geistigen und materiellen Elementen Zeit, Ruhe und Raum zur Entwickelung gab. Seit dem erreichten siebzigsten Lebensjahre machten sich die Beschwerden und Gebrechen des Alters auch schon in der äußeren Erscheinung des Königs bemerkbar. Nach dem Tode des alten, biederen Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin (im März 1840) war Friedrich Wilhelm III. der Senior aller europäischen Regenten; er fühlte, daß auch an ihn bald die Reihe kommen würde. Im Mai erkrankte der König ernstlich; Brustkrämpfe und ein bedenklicher Husten befielen ihn. Er war fertig mit seinem Tagewerke, für ihn war die Zeit des Abtretens vom Schauplatze gekommen. Mit peinlicher Genauigkeit traf der König noch selbst alle Anordnungen für die Feier der Grundsteinlegung zu dem Friedrichsdenkmal auf dem Opernhausplatz in Berlin, welche zum hundertjährigen Gedächtnis der Thronbesteigung Friedrichs des Großen am 1. Juni 1840 stattfinden sollte; aber der kranke König mußte die Leitung der Feier seinem ältesten Sohne, dem Kronprinzen, übertragen und konnte derselben nur von dem Fenster seines Palais zusehen. Das heilige Pfingstfest kam heran. Das königliche Palais war Tag und Nacht von einer zahllosen Menschenmenge umlagert, welche jeden Heraustretenden mit gespannter Teilnahme nach dem Befinden des Königs fragte. In den Zimmern des Königs waren alle seine Kinder versammelt; auch die Kaiserin von Rußland war gekommen, um den letzten Segen ihres teuern Vaters zu empfangen. Die Fürstin von Liegnitz war unermüdlich in treuer Pflege und Wartung des hohen Kranken bis zu seinem letzten Augenblick. Am ersten Tage des heiligen Pfingstfestes, den 7. Juni 1840 nachmittags 3 Uhr, hauchte

Friedrich Wilhelm seinen Geist aus. Der Kronprinz drückte ihm die Augen zu, alle Anwesenden, darunter auch der in der letzten Stunde angekommene Kaiser Nikolaus von Rußland, sanken auf die Kniee und beteten am Sterbelager des edeln Königs, des trefflichen Menschen.

Kurze Zeit nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. befahl sein Nachfolger die Veröffentlichung zweier Dokumente von des heimgegangenen Königs Hand, von welchen das erste lautet:

„Mein letzter Wille!

„Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott. An Deinem Segen, Herr, ist alles gelegen! Verleihe Mir ihn auch jetzt zu diesem Geschäft.

„Wenn dieser Mein letzter Wille Meinen innigstgeliebten Kindern, Meiner teuren Auguste und übrigen lieben Angehörigen zu Gesicht kommen wird, bin Ich nicht mehr unter ihnen und gehöre zu den Abgeschiedenen. Mögen sie dann bei dem Anblick der ihnen wohlbekannten Inschrift: «Gedenke der Abgeschiedenen» auch Meiner liebevoll gedenken!

„Gott wolle Mir ein barmherziger und gnädiger Richter sein und Meinen Geist aufnehmen, den Ich in Seine Hände befehle. Ja, Vater, in Deine Hände befehle Ich Meinen Geist! In einem Jenseits wirst Du uns alle wieder vereinen, möchtest Du uns dessen in Deiner Gnade würdig finden, um Christi, Deines lieben Sohnes, Unseres Heilands willen. Amen!

„Schwere und harte Prüfungen habe Ich nach Gottes weisem Ratschluß zu bestehen gehabt, sowohl in Meinen persönlichen Verhältnissen (insbesondere als Er Mir vor siebzehn Jahren das entriß, das Mir das Teuerste und Liebste war), als durch die Ereignisse, die Mein geliebtes Volk so schwer trafen. Dagegen hat Mich Gott, ewiger Dank sei Ihm dafür, auch herrliche, frohe und wohlthuende Ereignisse erleben lassen. Unter die ersten rechne Ich vor allen die glorreich beendeten Kämpfe in den Jahren 1813, 14 und 15, denen das Vaterland seine Restauration verdankt. Unter die letzteren, die frohen und wohlthuenden, aber rechne Ich insbesondere die herzliche Liebe und Anhänglichkeit und das Wohlgelingen Meiner geliebten Kinder, sowie die besondere, unerwartete Schickung Gottes, Mir noch in Meinem fünften Decennium eine Lebensgefährtin zugeführt zu haben, die Ich als ein Muster treuer und zärtlicher Anhänglichkeit öffentlich anzuerkennen Mich für verpflichtet halte.

„Meinen wahren, aufrichtigen, letzten Dank allen, die dem Staate und Mir mit Einsicht und Treue gedient haben.

„Meinen wahren, aufrichtigen und letzten Dank allen, die mit Liebe, Treue und durch ihre persönliche Anhänglichkeit Mir ergeben waren.

„Ich vergebe allen Meinen Feinden, auch denen, die durch hämische Reden,

Schriften oder durch absichtlich verunstaltete Darstellungen das Vertrauen Meines Volkes, Meines größten Schatzes, (doch gottlob nur selten mit Erfolg) Mir zu entziehen bestrebt gewesen sind.

Berlin, 1. Dezember 1827. Friedrich Wilhelm."

Das andere Schriftstück hatte folgenden Inhalt:

„Auf Dich, Meinen lieben Fritz, geht die Bürde der Regierungsgeschäfte mit der ganzen Schwere ihrer Verantwortlichkeit über. Durch die Stellung, die Ich Dir in Beziehung auf diese angewiesen hatte, bist Du mehr als mancher andere Thronfolger darauf vorbereitet worden. An Dir ist es nun, Meine gerechten Hoffnungen und die Erwartungen des Vaterlandes zu erfüllen, — wenigstens danach zu streben. Deine Grundsätze und Gesinnungen sind Mir Bürge, daß Du ein Vater Deiner Unterthanen sein wirst.

„Hüte Dich vor der so allgemein um sich greifenden Neuerungssucht, hüte Dich vor unpraktischen Theorieen, deren so unzählige jetzt im Umschwunge sind, hüte Dich aber auch vor einer fast ebenso schädlichen, zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte; denn nur dann, wenn Du diese beiden Klippen zu meiden verstehst, nur dann sind wahrhaft nützliche Verbesserungen geraten.

„Die Armee ist jetzt in einem seltenen guten Zustande; sie hat seit ihrer Reorganisation Meine Erwartungen wie im Kriege, so auch im Frieden erfüllt. Möge sie stets ihre hohe Bestimmung im Auge haben, möge aber auch das Vaterland nimmer vergessen, was es ihr schuldig ist.

„Verabsäume nicht, die Eintracht unter den europäischen Mächten, soviel in Deinen Kräften, zu befördern; vor allen aber mögen Preußen, Rußland und Österreich sich nie voneinander trennen; ihr Zusammenhalten ist als der Schlußstein der großen europäischen Allianz zu betrachten.

„Meine inniggeliebten Kinder berechtigen Mich zu der Erwartung, daß ihr stetes Streben dahin gerichtet sein wird, sich durch einen nützlichen, thätigen, sittlich reinen und gottesfürchtigen Wandel auszuzeichnen: denn nur dieses bringt Segen, und noch in Meinen letzten Stunden soll Mir dieser Gedanke Trost gewähren.

„Gott behüte und beschütze das teure Vaterland!

„Gott behüte und beschütze unser Haus jetzt und immerdar!

„Er segne Dich, Mein lieber Sohn, und Deine Regierung und verleihe Dir Kraft und Einsicht dazu und gebe Dir gewissenhafte, treue Räte und Diener und gehorsame Unterthanen. Amen!

Berlin, den 1. Dezember 1827. Friedrich Wilhelm."

Die Jugend der königlichen Prinzen, des Kronprinzen (nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV.) und des Prinzen Wil-

helm (nachmaligen Königs Wilhelm, deutschen Kaisers). „Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein. Ich habe ihn sehr lieb, und ich spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist. Unser Sohn Wilhelm wird, wenn nicht alles trügt, wie sein Vater einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußern hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm." —

Diese Worte, welche die Königin Luise im Mai 1808 an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz richtete, zeugen sowohl von dem klaren Urteil und der feinen Beobachtungsgabe der hohen Frau als von der mütterlichen Sorgfalt, die sie der Erziehung ihrer Kinder, insbesondere ihrer beiden ältesten Söhne, des Kronprinzen, geboren am 15. Oktober 1795, und des Prinzen Wilhelm, geboren am 22. März 1797, zuwandte. Ihr nächstes Ziel bei der Erziehung derselben war, den Menschen als solchen auszubilden, die Keime des Guten und Edeln in ihnen zu wecken und zu pflegen und die natürlichen Anlagen zu glücklicher Entwickelung zu bringen. „Allerdings ist es mein heißester Wunsch, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden," schrieb Luise im Dezember 1797, also noch in den Tagen eines ungestörten, glücklichen Familienlebens, an den Professor Heidenreich in Leipzig.

Wir haben aus dem glücklichen Familienleben des königlichen Paars, Friedrich Wilhelms und seiner Luise, und aus der ersten sonnigen Jugend der beiden ältesten Söhne unseren Lesern schon einige liebliche Scenen vorgeführt.* Sobald die kleinen Prinzen denken lernten, mußten sie sich auch an den Gedanken gewöhnen lernen, daß die Hohenzollern geborene Soldaten sind. Die Neigung für alles Militärische erwachte schon früh in ihnen. Besonders Prinz Wilhelm liebte es, Paraden zu sehen, und dasselbe Auge, das später von dem Eckfenster des königlichen Palais der unter klingendem Spiele aufziehenden Wachparade nachblickte, ruhte schon damals leuchtend auf jedem Trupp vorbeimarschierender Soldaten, solange man demselben mit den Blicken folgen konnte.

Eine besondere Überraschung brachte den jungen Prinzen das Weihnachtsfest 1803; denn bei diesem fanden sie als Weihnachtsgeschenke auf ihren Plätzen

* Siehe Bd. III. S. 111 u. f.

die ersten Uniformen, und zwar der Kronprinz diejenige des Regiments Garde du Corps, der Prinz Wilhelm diejenige des Husarenregiments von Rudorf oder des berühmten Zietenschen Husarenregiments, nämlich den roten Dolman mit weißen Schnüren und Tressen, sowie dunkelblauen Pelz mit ebensolchen Schnüren und Tressen. Als im Jahre 1805 der Durchmarsch des Regiments „Towarczys" durch Berlin erfolgte, welches eine von der übrigen Reiterei durchaus abweichende Uniform trug und mit Lanzen bewaffnet war, ähnlich den späteren Ulanen, da äußerte Prinz Wilhelm den sehnlichen Wunsch, auch diese Uniform tragen zu dürfen, und der König, welcher den militärischen Neigungen seiner Söhne stets gern entgegenkam, gewährte ihm diesen Wunsch. So erschien der kleine Prinz Wilhelm seit dieser Zeit bald als Husar, bald als Towarczy.

Der König verband mit der Übergabe der Uniformen noch den höheren Zweck, der Zugehörigkeit der königlichen Prinzen zur Armee von der frühesten Jugend an Ausdruck zu geben. Wenn es in der Armee als Sprichwort galt: „Des Königs Rock ist der höchste Titel," so sollten auch die Prinzen schon frühe den Rock der Armee als ein rechtes Ehrenkleid schätzen lernen. Sie sollten aber auch erfahren, daß mit dem Rechte, „des Königs Rock" zu tragen, auch Pflichten verbunden waren.

Zunächst sollten die jungen prinzlichen Rekruten einexerziert werden. Der König gab ihnen den Feldwebel Clary, später den Unteroffizier Bennstein vom Bataillon Garde zu Fuß zum Exerziermeister, und dieser erfaßte seine Aufgabe mit solchem Ernst und Eifer, wie er nur immer von einem pflichttreuen Korporal beim Rekrutenexerzieren an den Tag gelegt werden kann.

Die jungen Königssöhne, die ja schon von früher Kindheit an nur zu oft willfährigen Dienern und unwürdigen Schmeichlern begegnen, sahen hier in dem ernsten, festen Willen des einfachen und schlichten, aber pedantisch pflichttreuen Mannes ihrem Eigenwillen eine heilsame Schranke gesetzt und lernten es, sich mit ihren kindlichen Wünschen und Neigungen unter ein bestimmtes Gesetz zu beugen, dessen Sinn und Bedeutung sie noch nicht verstanden. Der Gedanke an Spiel und Tändelei mochte ihnen wohl vergehen, wenn sie die ernste und strenge Dienstmiene des Korporals sahen, der ihnen mit eindringlicher Stimme in gemessenem trochäischen Tonfall das ABC des preußischen Gamaschenmarsches im langsamen Schritt einprägte: „Einundzwanzig — zweiundzwanzig, Kniee strecken — Spitzen runter, fest im Kreuze und nicht wackeln, Eure Hoheit!" — Wenn dann auch eine sarkastische Bemerkung in dem Geiste des witzigen kleinen Kronprinzen auftauchte und seine Mienen zu einem leichten Lächeln bewegte, so genügte ein Seitenblick auf die halbgeöffnete Thür des Nebenzimmers, um jeden reglementswidrigen Gedanken in ihm zu unterdrücken; denn er wußte, daß dort sein königlicher Vater saß, der zuweilen einen Blick in das Zimmer warf, oder auch mit seiner Gemahlin am Arme eintrat und den Übungen der Knaben mit ernstem Antlitz zuschaute.

Eines Abends wohnten die beiden kleinen Prinzen einem Kinderballe bei, den der Hofmarschall von Maltzahn gab; beide trugen Matrosenkleidung. Die Königin, ihre Mutter, unterhielt sich mit einem Offizier des Regiments Gens-d'armes, welches damals eine Kerntruppe der Armee vorstellte. „Wie ist Ihr Name?" fragte ihn der kleine Kronprinz. „von Kleist, Euer Königlichen Hoheit zu dienen." — „Ich kenne einen General von Kleist," sagte der Kronprinz, „Sie werden auch General werden." — „Ich will auch General werden," fiel der Prinz Wilhelm in die Unterhaltung ein. „Ich bitte Dich, Wilhelm," entgegnete der ältere Bruder, „wir wollen froh sein, wenn uns Papa erst zu Offiziers macht."

Damit hatte es in der That noch vier Jahre Zeit. Der Kronprinz war damals sechs Jahre alt, und nach dem Herkommen erhalten die preußischen Prinzen erst mit vollendetem zehnten Lebensjahre das Offizierspatent.

Über die geistige Ausbildung und die Erziehung des Kronprinzen zog die Königin früh den Kanzler Niemeyer, einen der angesehensten Pädagogen der Zeit, zu Rate. Auf seine Empfehlung wurde der junge Dr. Friedrich Delbrück, der mehrere Jahre in seinem Hause gelebt und seitdem als Rektor einer angesehenen Schule in Magdeburg sich allgemeine Achtung und Liebe erworben hatte, zum Erzieher der beiden Prinzen berufen und trat am 28. Juli 1800 sein Amt an. Unter der Leitung dieses trefflichen, gewissenhaften, von wahrer christlicher Religiosität erfüllten Mannes entfalteten sich die reichen Geistesanlagen seiner Zöglinge. Unter den Gegenständen des Unterrichts standen Geographie und Naturwissenschaft obenan, ferner die Übungen in der deutschen Rechtschreibung und in der französischen Sprache. Von der Richtung, welche die geistige Entwickelung des Kronprinzen nahm, geben einige Sprüche Zeugnis, welche der neunjährige Knabe — wohl unter der Leitung des Lehrers — aufsetzte. Darunter findet sich z. B. der folgende: „Meine Hand kann kaum einige Pfund halten, aber mein Gemüt die ganze Welt umspannen."

Es scheint jedoch, daß Delbrücks Einfluß auf den jüngeren Bruder, den Prinzen Wilhelm, tiefer war als auf den kleinen, geistig bewegten Kronprinzen. Während dieser von Mutwillen öfters übersprudelte, nahm jener alle geistigen Anregungen still in der Tiefe des Gemüts auf; sein Handeln war schon in den Kinderjahren ernst und bestimmt auf das gegebene Ziel gerichtet.

Die verschiedene Natur der beiden Knaben zeigte sich schon bei ihren kindlichen Spielen, inmitten einer kleinen Schar von Spielgenossen, welche ihre Erzieher für sie aus allen Ständen mit prüfender Sorgfalt ausgewählt hatten. In diesem Kreise machte der junge, zukünftige König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., zuweilen durch neckisches Eingreifen in das Spiel eine gewisse Überlegenheit geltend und reizte dadurch den Widerspruch der anderen, welche sich an den Prinzen Wilhelm anschlossen, der eine versöhnliche Haltung be-

wahrte. Die verwegensten unter den Knaben erregten in diesem Kinderstaate einen offenen Aufstand, um den herrschlustigen Mutwillen des Kronprinzen zu brechen. Der kleine Tyrann ward so in die Enge getrieben, daß er sich genötigt sah, die Vermittelung seines Bruders anzurufen, und diesem gelang es, durch sein zugleich entschiedenes und versöhnliches Einschreiten, die Rebellion zu dämpfen. — Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.

Den wissenschaftlichen Studien widmete sich Prinz Wilhelm mit solchem Eifer, daß die Königin, welche wegen seiner schwächlichen Natur und zarten Gesundheit Besorgnisse für ihn hegte, seine Lehrer öfters ermahnte, ihn im Unterrichte nicht zu sehr anzustrengen.

Beide Prinzen bewahrten übrigens ihrem Erzieher treue Dankbarkeit und ließen ihm nach seinem Tode — er starb als Superintendent in Zeitz — auf dem Kirchhofe ein Denkmal setzen. Die Anhänglichkeit des Kronprinzen für Delbrück spricht sich auch in einem Schreiben aus, welches er als König lange nach Delbrücks Tode an dessen Bruder Ferdinand, der Professor in Bonn war, zu dessen Doktorjubiläum richtete und welches wir, um seines auch in anderer Beziehung charakteristischen Inhalts willen, der Zeit vorgreifend, schon hier mitteilen.

Es lautete:

„Sanssouci, den 10. Juli 1847.

„Ich höre, Mein teuerster Ferdinand, daß Sie am 22. d. ein halbes Jahrhundert Doktor sind. Es werden Ihnen ohne Zweifel viele Beweise der Verehrung, Anerkennung und Dankbarkeit zu teil werden. Da darf Ich mit Meiner alten treuen Freundschaft für Sie im Herzen nicht zurückbleiben. Ich weiß, daß einige Fingerlang Band Ihrem Herzen keine Erwärmung, Ihrem Gemüte keine Befriedigung gewähren können. Jedoch hoffe Ich, daß Sie die zweite Klasse des Roten Adlerordens nicht mit Widerwillen von Mir annehmen werden, wenn Sie bedenken, daß Ich es Meiner Stellung zum Lande schuldig bin, einem Manne, wie Sie, lieber Delbrück, bei so seltener und erfreulicher Veranlassung Meine Teilnahme auf eine Weise zu bezeugen, die für andere erkennbar ist, und daß Ich bei Unterlassung solchen Verfahrens Gefahr liefe, vor der vaterländischen Wissenschaft und ihren Priestern Ehre und Reputation zu verlieren. So lassen Sie Sich es denn gefallen, Mein lieber Ferdinand, daß Ich Ihren Hals mit dem orangegestreiften Bande umschlinge und durch das Gewicht des daran hangenden Ordens beschwere. Wollt', Ich könnte Meine Arme mit daran hängen und drei herzliche Küsse auf Ihre Wangen drücken! Jedoch hoffe Ich, das im Herbst nachholen zu können. Erkennen Sie, lieber Delbrück, durch Band und Kreuz und Umarmung und Glückwunsch vor allem den treuen Freund, auf dessen Jugendjahre Sie schönen wohlthuenden Einfluß geübt und der Sie um Ihrer selbst willen und als Bruder seines unvergeß-

lichen Friedrich Delbrück ehrt, dem er mehr verdankt, als er jemals aussprechen kann.

„So segne denn Gott Ihren Ehrentag, Mein werter, edler Freund, lasse Ihnen an demselben viel Freude und wenig Ermüdung zu teil werden und erhalte Sie noch viele Jahre der Wissenschaft, sowie Ihren Freunden und Verehrern, unter welchen obenan zu stehen Ich gegen alle Welt siegreich behaupten will. Friedrich Wilhelm."

Die Erziehung und der Unterricht der beiden königlichen Prinzen nahmen ihren ruhigen, ungestörten Fortgang, bis im Jahre 1806 jene Katastrophe eintrat, die den Preußischen Staat dem Untergange nahe führte. Der Kronprinz war damals elf Jahre alt, er hatte das Jahr vorher an seinem Geburtstage (15. Oktober 1805) seine Ernennung als Offizier im Bataillon Garde erhalten. Mit der Kunde von dem Ausgange der unglücklichen Doppelschlacht von Jena und Auerstädt hatte Delbrück die Weisung erhalten, mit den königlichen Prinzen zunächst nach Schwedt abzureisen. Hier, auf der Treppe des Schlosses, erhielten die Prinzen aus dem Munde ihrer durch das schwere Unglück des Vaterlandes tiefgebeugten königlichen Mutter die erste Nachricht von den Schicksalsschlägen, die den Preußischen Staat und die königliche Familie betroffen hatten. „Ach, meine Söhne," sagte die Königin bewegt, „Ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand die schweren Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann; ruft künftig, wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtnis zurück, weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Untergange der Armee, dem Unglück des Vaterlandes weine. Aber begnügt Euch nicht mit den Thränen allein, handelt, entwickelt Eure Kräfte, vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder!" — —

Von Schwedt reisten die Prinzen mit der Königin nach Stettin, von da mit ihrem Erzieher nach Danzig, dann nach Königsberg. Unterwegs wurden die Reisenden von neuen Hiobsposten eingeholt. Die Nachrichten von der Kapitulation ganzer Armeecorps auf offenem Felde, von der schmachvollen Übergabe der Festungen, von der allgemeinen Ratlosigkeit der Führer und den Gewaltthaten des Feindes auf preußischem Boden, von dem Einmarsche der Franzosen in Berlin, — alles vereinigte sich, um diese erste Reise der Prinzen zu einer recht traurigen, zugleich aber auch zu einer belehrenden für das ganze Leben zu machen. Die Prinzen waren noch zu jung und unerfahren, um den Zusammenhang der Begebenheiten, die Ursachen, durch welche das Unglück herbeigeführt worden, zu erkennen; aber sie kannten die Geschichte ihres Hauses und Landes; auf der Liebe und Ehrfurcht zu ihren königlichen Eltern und Vorfahren, auf der Liebe zum Vaterlande beruhte bei ihnen der feste Wille, was in ihren Kräften stand, dereinst beizutragen, um Preußen auf der Höhe

der Macht und des Ruhmes zu erhalten, zu der ihre Vorfahren es erhoben hatten, und nun — das große Unglück des Vaterlandes, der Zusammenbruch des ganzen stolzen Staatsgebäudes, auf das mit Ehrfurcht und Bewunderung zu blicken sie von früh auf gewöhnt waren, der Untergang der Armee, von der einst Friedrich der Große gesagt hatte, die Welt ruhe nicht so fest auf den Schultern des Atlas, wie der preußische Staat auf ihr, die Thränen der königlichen Mutter! — das sind Eindrücke, unvergeßlich für das Leben.

In Königsberg sahen die Prinzen ihren königlichen Vater wieder, der indessen nicht lange bei seiner Familie verweilen konnte, sondern bald wieder zur Armee eilte, um dort mit dem Kaiser Alexander von Rußland zusammenzutreffen, und erst zu Neujahr 1807 nach Königsberg zurückkehrte. Daß der König bei diesem zweiten Besuche seiner Familie in Königsberg Veranlassung nahm, seinen zweiten Sohn, den Prinzen Wilhelm, zum Offizier zu ernennen, ist bereits an anderer Stelle* erzählt worden. Ebenso ist erwähnt worden, daß die königliche Familie bald nach diesem zweiten Besuche des Königs die Reise nach Memel antrat, um in dieser letzten preußischen Stadt im äußersten Osten der Monarchie Zuflucht vor den siegreich vordringenden Heeren Napoleons zu suchen. Die Reise über die Nehrung in der rauhen Jahreszeit war mit großer Anstrengung verbunden, weil die Königin und ihr jüngster Sohn, der Prinz Karl, am Nervenfieber erkrankt waren und die ganze Reise in Betten eingepackt zurücklegen mußten.

Auch Prinz Wilhelm erkrankte bald nach der Ankunft in Memel am Nervenfieber. Als der König zu seinem Geburtstage nach Memel kam, befand sich der Prinz noch auf dem Krankenlager, und der König legte ihm als Geburtstagsgeschenk sein Patent bei dem neuformierten Bataillon Garde zu Fuß auf das Krankenbett.

Als nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau auf dem Kriegsschauplatze eine Wendung zum Besseren einzutreten schien, kehrte die Königin mit ihren Söhnen nach Königsberg zurück. Aber es war nur ein kurzer Lichtblick in trüber Zeit. Durch die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze sah sich die Königin im Sommer 1807 abermals genötigt, nach Memel zu flüchten,** welches dann bis zum Anfang des folgenden Jahres der Aufenthalt der königlichen Familie blieb.

Übrigens wurde der wissenschaftliche Unterricht der Knaben in der früheren Weise wieder aufgenommen und trotz der Kriegsstürme in Memel und Königsberg regelmäßig fortgesetzt. Während die Armeen sich zu den entscheidenden Schlägen auf den ostpreußischen Schlachtfeldern rüsteten, verdoppelte der Kronprinz seinen Fleiß, um seiner Mutter zu ihrem Geburtstage (10. März 1807)

* Siehe Bd. III. S. 260.
** Siehe Bd. III. S. 268.

einen Brief in englischer Sprache schreiben zu können. Dagegen nahm die sehr erklärliche Abneigung des Kronprinzen gegen alles, was Franzose oder französisch war, einen sehr eigentümlichen Ausdruck an. Eines Tages erklärte er dem französischen Sprachlehrer gerade heraus, er nehme keinen französischen Unterricht mehr. Alle Gegenvorstellungen und Ermahnungen blieben erfolglos; selbst die Andeutung, daß man genötigt sein würde, dem Könige Meldung zu machen, verfehlte ihren Zweck. Als er auch dem Vater gegenüber auf seiner Weigerung beharrte, erhielt er Arrest. Nach einiger Zeit gefragt, ob er jetzt nachgeben wolle, erwiderte er, kämpfend zwischen Unmut und Übermut: „Nun gut, ich will nachgeben. Hat der Vater die Schelm-Franzosen nicht schlagen können, so muß der Sohn freilich Französisch lernen, um mit ihnen unterhandeln zu können.“ Auch Prinz Wilhelm teilte die Abneigung seines älteren Bruders gegen die Franzosen; aber sie äußerte sich bei ihm anders. Kaum von seiner Krankheit genesen, warf er sich mit Eifer auf das Studium der Werke Friedrichs des Großen. Er studierte seine «Histoire de mon temps» und seine «Histoire de la guerre de sept ans», um die Franzosen einst wie jener schlagen zu können.

Im Januar 1808 übersiedelte die königliche Familie nach Königsberg. Auch das Bataillon Garde zu Fuß, bei welchem die Prinzen standen, marschierte von Memel nach Königsberg und rückte am 21. Januar, den König und die Prinzen an der Spitze, in Parade daselbst ein. Am 24. April 1808 wohnten die Prinzen der feierlichen Verleihung von Fahnen an die Garde bei. Dem Bataillon Garde zu Fuß wurde noch ein zweites angeschlossen; das so gebildete „Garderegiment zu Fuß“ (später „erstes“ genannt) hatte am 12. November Parade vor dem Könige.

Prinz Wilhelm behielt seine Vorliebe für das Militärische. Die Fenster seiner Wohnung im Königsberger Schlosse gingen auf den Schloßhof hinaus. Von hier aus sah er fast täglich den Übungen der Truppen zu. Auch begleitete er den König zu den Übungen, welche dieser durch seine Generale mit den neuformierten Truppen anstellen ließ, um neue militärische Formen, besonders in der zerstreuten Fechtart zu probieren, welche demnächst in der Armee eingeführt wurden. Auch den Feldmanövern in zwei Abteilungen gegeneinander wohnte er bei und erhielt den Major von Pirch zu seinem militärischen Gouverneur, der ihn auch in den Kriegswissenschaften unterrichtete.

Der Kronprinz machte um dieselbe Zeit bedeutende wissenschaftliche Fortschritte. Das Zeugnis Delbrücks über seinen lernbegierigen Schüler, den er nun seit acht Jahren unterrichtete, lautete: „Er hat einen eindringenden Verstand und lebhafte Einbildungskraft, Wißbegierde und Lerntrieb bei treuem Gedächtnis, rege Teilnahme für das Wohl und Wehe der Menschheit und einzelner bei tiefstem Gefühl und religiösem Sinn.“

Bei der schweren Trübsal der Zeit mochte es den königlichen Eltern eine hohe Freude gewähren, als der akademische Senat zu Königsberg am 18. Januar 1808 dem damals dreizehnjährigen Kronprinzen die Würde eines Rector magnificentissimus an der Hochschule antrug, eine Würde, welche schon zwei seiner Ahnherren — der Erbprinz Albrecht Friedrich, Sohn des Stifters der Universität, und König Friedrich Wilhelm I. — bekleidet hatten. Am 6. März 1808 wurde der Kronprinz in dem großen akademischen Hörsaale mit den herkömmlichen Feierlichkeiten als Rector magnificentissimus proklamiert. Der Prorektor hielt die Festrede; die Insignien der Rektorwürde wurden dem Kronprinzen feierlich überreicht; eine Schar Studenten brachte ihrem jugendlichen Patron einen Fackelzug, und in der kurz vorher von Kriegsdrangsalen umstürmten alten Hochmeisterburg ertönte ein lebensfrohes Gaudeamus igitur. Dem der Feier zu Ehren veranstalteten glänzenden Balle wohnten außer dem jungen fürstlichen Rektor auch der König und die Königin in heiterer Stimmung bei. Die irdische Macht hatte in dieser verhängnisvollen Zeit viel von ihrem äußeren Glanz verloren; aber die Symbole der Wissenschaften und ihrer Wahrheit glänzten hell am dunkeln Himmel auf.

Von der geistigen Reife, welche der Kronprinz um diese Zeit erlangt hatte, giebt ein Selbstgespräch Zeugnis, welches er am 17. Oktober 1808 beim Antritt seines vierzehnten Lebensjahres aufsetzte. Er bezeichnet in demselben „Wahrheit und Recht und die standhafte Liebe beider als das wirksamste Mittel der inneren Ordnung und der äußeren Sicherheit aller gesellschaftlichen Verhältnisse, welchen am besten geraten ist, wenn unter dem Einflusse zweckmäßiger Bildungsanstalten Kirche und Staat, Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Verkehr unter dem Gesichtspunkte göttlicher Weltordnung zu einem Ganzen sich vereinigen.“ In diesen Sätzen scheinen bereits die Keime derjenigen Gedanken enthalten zu sein, welche er später als König zu den leitenden Grundsätzen seiner Regierung erhob.

Weniger genügte der Kronprinz in den körperlichen Übungen den Anforderungen seiner königlichen Eltern. Eines Tages fragte die Königin den Stallmeister Rabe, welcher den Prinzen Reitunterricht erteilte: „Lieber Rabe, können Sie denn nicht machen, daß Fritz ein wenig besser zu Pferde sitzt? Er hat doch gar keinen hübschen Anstand beim Reiten.“ — „Ich bedaure, daß ich das wirklich nicht vermag,“ erwiderte der Stallmeister. — „Wieso nicht?“ fragte die Königin verwundert. — „Wenn ich Seine Königliche Hoheit bitte, sich zusammenzunehmen, damit die Haltung eine bessere werde, erwidern Höchstdieselben mir: Lassen Sie mich reiten, wie ich reite; ich komme doch, wohin ich will.“ — Vergebens sprach die königliche Mutter ihrem Sohne zu, er blieb bei seiner Art und Weise und ist auch wirklich im ganzen Leben kein Reiter geworden; aber er ist frisch und fröhlich darauf losgeritten und hat damit oft seine Umgebung

und sein Gefolge in peinliche Verlegenheit versetzt. Da er die Gefahr nicht scheute, vielleicht nicht kannte — denn die Kurzsichtigkeit ließ ihn Hindernisse im Wege gar nicht bemerken —, so galoppierte er gerade da, wo Steine und Wurzeln, wo Löcher und Holzwerk die Passage erschwerten, so unbefangen und zuversichtlich fort, daß seine Umgebung oft für ihn zitterte, ja selbst Mühe hatte, ihm zur Seite zu bleiben, um so mehr, da sie doch nicht so gut beritten war, wie der hohe Herr. Bei alledem ist ihm weder als Kronprinz, noch später als König ein Unfall zu Pferde begegnet, während sein jüngerer Bruder, der bekanntlich ein vorzüglicher Reiter und eine sehr stattliche Erscheinung zu Pferde war, vor manchen kleinen Unfällen nicht bewahrt blieb.

Der Übermut und die Ungebundenheit des Kronprinzen äußerten sich nicht immer in angenehmer Weise; indessen wenn er sich in seiner Lebhaftigkeit zu einer Ausschreitung hatte hinreißen lassen, war er stets schnell bereit, sein Unrecht einzusehen und zu bereuen. Eine kleine Anekdote aus dieser Zeit, welche den Übergang von den Knaben- zu den Jünglingsjahren bildete, mag hiervon Zeugnis geben.

Bei einem Spaziergange bekundete eine nervöse Hofdame eine große Furcht vor Fröschen. Der Prinz hob einen Frosch aus dem Grase auf und verfolgte damit die Dame, welche schreiend davonlief. Als er sie nicht einzuholen vermochte, warf er ihr den Frosch nach, welcher — war es Absicht des Prinzen oder des Frosches? — auf ihren bloßen Hals fiel. Ganz außer sich vor Schreck, Abscheu und Ärger, vergaß die Dame sich so weit, daß sie dem jungen Herrn mit ihrer kleinen Hand eine — Ohrfeige gab. Beide standen einen Augenblick erstarrt. Der Kronprinz sammelte sich zuerst, er beruhigte die Hofdame, die so außer aller Fassung war, daß sie keine Worte finden konnte, und sagte: „Ich bin nur gestraft, wie ich's verdiene; darum küsse ich die Rute, die mich strafte." Damit küßte er ihre Hand.

Ein anderes Mal gab der Kronprinz durch seinen Übermut Veranlassung zu der Unzufriedenheit seines königlichen Vaters. Der König hatte ihn zu einer Spazierfahrt mitgenommen. Ein Flügeladjutant — bereits älterer Offizier — nahm den Rücksitz im Wagen ein. Der Kronprinz, dem das Stillsitzen schwer ward, lehnte bald rechts, bald links zum Wagen heraus und verlor dabei die Mütze. Alsbald hielt der Wagen, der Adjutant sprang heraus, holte die Mütze und brachte sie dem Kronprinzen zurück. Das gefiel dem jungen Herrn. Nachdem sie eine Strecke weiter gefahren waren, lehnte er wieder zum Fenster heraus und ließ wieder seine Mütze — diesmal aber aus Mutwillen — fallen. Abermals dieselbe Scene. Der Wagen hielt, der Adjutant sprang heraus und brachte die Mütze zurück. Hätte der Kronprinz seinen Vater angesehen, so würde er bemerkt haben, daß er diesmal eine strenge und vorwurfsvolle Miene annahm. Indessen die Genugthuung, welche die Dienstfertigkeit

des Adjutanten in ihm erregte und die das Bewußtsein seiner eigenen Bedeutung in ihm steigerte, ließ ihn dies übersehen, und nachdem einige Zeit verflossen war, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, die Dienstwilligkeit des Adjutanten noch einmal auf die Probe zu stellen, und ließ zum drittenmal die Mütze in den Wind fliegen. Der Wagen hielt, schon hatte der Adjutant den Drücker der Wagenthür in der Hand, da rief der König mit fester Stimme: „Sitzen bleiben, selber holen!" Der Kronprinz wagte nicht, diese Weisung mißzuverstehen und stieg aus; aber kaum hatte er den Wagen verlassen, so gab der König das Zeichen zum Weiterfahren. „Kann nachkommen," sprach er mit Bezug auf den Kronprinzen vor sich hin. Erst kurz vor dem nächsten Orte ließ er anhalten, um den Prinzen abzuwarten, und als nun dieser, ermüdet und bestaubt, zu Fuße auf der Landstraße ankam und sich neigte, um die Hand des Königs zu küssen, sagte er mit mildem Tone: „Wird Dir wohl eine Warnung sein, künftig die Mütze fester auf den Kopf zu setzen."

Der zuweilen sich bemerkbar machende Mangel an Selbstbeherrschung, das Verstoßen gegen gesellschaftliche Rücksichten regten schon damals den Gedanken an, daß es an der Zeit sei, dem Prinzen einen militärischen Gouverneur zu geben. Alle Gemüter waren zu jener Zeit von dem Gedanken einer Regeneration des Preußischen Staates durch Hebung aller sittlichen und intellektuellen Kräfte der Nation erfüllt. Der Minister Freiherr vom Stein, in welchem sich diese Ideen am energischten spiegelten, wies zuerst darauf hin, daß der Kronprinz für den Beruf, dereinst an der Spitze des regenerierten Staates zu stehen, erzogen werden müsse. Daß auch die Königin Luise diese Ansicht teilte, geht aus den Bemerkungen hervor, die sie einer Eingabe Delbrücks zufügte. „Eine Erziehung," heißt es dort, „die den Kronprinzen nur zu einem rechtschaffenen, religiösen, moralisch guten Menschen macht, ist noch nicht genug. Er muß richtige Kenntnisse des Landes, er muß deutliche Begriffe der Politik haben, er muß ferner sich eine große Ansicht der Dinge zu eigen machen, die ihn fähig macht, große Thaten zu unternehmen und womöglich zu vollbringen. Um diese großen Resultate herbeizuführen, muß erstlich der Stamm befestigt werden, auf den man diese Hoffnung stützen darf. Der Kronprinz hat Verstand, hat Einbildungskraft, hat Wißbegierde; aber diese Eigenschaften werden nach den Ansichten kluger Männer nicht genug benutzt. Es muß daher ein Mann kommen, der den Geist des Kronprinzen faßt, ergreift, sich seiner bemächtigt, um ihm die gewünschte Richtung zu geben."

Dieser Mann war bereits in Sicht. Es war Friedrich Ancillon, Pastor an der französischen Kirche zu Berlin, ein sehr beliebter Prediger, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und brandenburgischer Historiograph. Ancillon war einer der besten Repräsentanten des in den Nachkommen der französischen Refugiés fortlebenden Interesses für die allgemeine Kultur in

religiöser und politischer Beziehung, ihrer universalen Bildung und zugleich ihrer Anhänglichkeit an das Haus Brandenburg. Von ihm hegte man in der königlichen Familie die Überzeugung, daß er den bisherigen Erzieher des Kronprinzen, Delbrück, in Festigkeit der Grundsätze, allgemeiner Bildung, Welt- und Menschenkenntnis bei weitem übertreffe. Die Ausführung der Veränderung in der Erziehung des Prinzen wurde bis nach der Übersiedelung des Hofes nach Berlin verschoben. Dagegen ward in Ausführung der früheren Beschlüsse im März 1809 auf Steins Vorschlag der General Diericke zum militärischen Obergouverneur der Prinzen, etwas später der Oberst von Gaudy zum militärischen Gouverneur des Kronprinzen ernannt. Zwischen Delbrück und Gaudy bestand kein Gegensatz in Bezug auf den obersten Zweck. Delbrück hatte es sich angelegen sein lassen, wie er selbst versichert, „in dem Kronprinzen, einem deutschen Prinzen aus einem Hause voll deutscher Tugend, der in verhängnisvoller Zeit aufwachse, Liebe für die Deutschheit in Wort und That, Wärme für das Elend und die Knechtschaft von Europa und einen frommen Heldenmut anzuregen und zu beleben." Der alte Schulmann hielt dabei wissenschaftliche und moralische Ausbildung für die Hauptsache, der Oberst kehrte die militärische Seite hervor. Er hielt die Zeit für gekommen, „wo — nächst dem fortzusetzenden Unterricht in allen Fächern der Wissenschaft — des Prinzen weitere Bildung für die große Welt, in welcher er einst aufzutreten bestimmt sei, betrieben werden müsse." — „Wir nähern uns einem Zeitpunkte," sagt Gaudy, „wo der kriegerische Geist mehr als jemals eine Schutzwehr gegen Unterdrückung von außen her bilden und wo er notwendig ganze Nationen ergreifen muß, wenn sie nicht zu Grunde gehen wollen."

Im Dezember 1809, nachdem die Franzosen endlich die Hauptstadt geräumt hatten, erfolgte die Übersiedelung des königlichen Hofes nach Berlin. Während der König und seine Gemahlin am 23. Dezember zwischen 10 und 11 Uhr vormittags unter dem Kanonendonner und dem Läuten aller Glocken ihren Einzug in die Hauptstadt hielten, marschierten der Kronprinz und Prinz Wilhelm, sowie der Prinz Friedrich — Neffe des Königs und Sohn des im Dezember 1796 verstorbenen Prinzen Ludwig — mit dem Garderegiment zu Fuß — und zwar nach dem damaligen Reglement mit den sämtlichen schließenden Offizieren vor dem ersten Zuge des ersten Bataillons — durch das Bernauer Thor in Berlin ein. Der Marsch ging bei dem Palais des Königs vorüber, wo alle Verwandten der königlichen Familie auf dem Balkon standen und dem Vorbeimarsche zuschauten. Das Garderegiment rückte darauf in seine Garnison Potsdam ab, indessen blieb abwechselnd immer ein Bataillon in Berlin.

In Berlin ging nun die zweite tiefgreifende Veränderung in der Erziehung der Prinzen vor sich. Ancillon wurde zum Nachfolger Delbrücks bestimmt. Um jedoch den Übergang dem Kronprinzen zu erleichtern, wünschte Ancillon nicht

eigentlich als sein neuer Lehrmeister, sondern vielmehr als sein Freund zu erscheinen und sich allmählich sein Vertrauen zu erwerben. Der Prinz möge in Charlottenburg wohnen, schlug Ancillon vor, und den Tag mit Studien, Leibesübungen u. s. w. zubringen. Erst um 5 Uhr nachmittags wollte er sich einstellen und ihm dann auch wohl Vorträge, nicht allein über Geschichte, sondern auch über die Rechte und Pflichten der Menschen halten, hauptsächlich aber ihn anzuregen und zu unterhalten bemüht sein. Am 12. und 13. Juni 1810 fanden diese ersten Besprechungen statt. In der That gelang es Ancillon auf diese Weise bald, sich das Vertrauen seines fürstlichen Zöglings zu erwerben. Er war es, welcher ihn lehrte, mit freien, ungetrübten, durch das Studium der Geschichte geschärften Blicken die Ereignisse der Gegenwart zu beurteilen, und welcher ihn mit Begeisterung für den von ihm selbst so hoch gefaßten königlichen Beruf der Hohenzollern in Preußen und Deutschland, ja in Europa entflammte, und dies zu einer Zeit, als ringsumher alles frisches Leben atmete, als das preußische Volk sich durch eine schwere Kulturarbeit zu der großen That, der Befreiung von der Fremdherrschaft, durch die ihm innewohnende ureigene Kraft rüstete. Unter Ancillon leiteten den weiteren Unterricht des Kronprinzen besonders Niebuhr als Lehrer der Geschichte, Savigny als Lehrer des Staatsrechts, während Knesebeck und Scharnhorst ihn in den Kriegswissenschaften unterwiesen.

Prinz Wilhelm setzte seine Studien, vereint mit dem Prinzen Friedrich, unter Leitung des Professors Reimann fort, welcher der Erzieher des letztgenannten Prinzen war. Den Unterricht in den militärischen Wissenschaften für die Prinzen Wilhelm und Friedrich leitete der Premierlieutenant (spätere General) von Reiche, früher Lehrer am Kadettenhause. Reiches Urteil über die beiden ihm anvertrauten prinzlichen Schüler lautete: „Beide Prinzen zeichnen sich durch anhaltenden Fleiß und durch Aufmerksamkeit aus, daher sie auch vorzügliche Fortschritte machen. Besonders thut sich Prinz Wilhelm durch schnelles Auffassen und durch einen praktischen Verstand, durch große Ordnungsliebe, Talent zum Zeichnen und durch einen für sein Alter ernsten und gesetzten Charakter hervor. Es liegt in ihm der wahre, zuverlässige Soldat und Anführer." Nachdem der Unterricht etwa ein Jahr gewährt hatte, übergaben die beiden Prinzen dem Könige zu seinem Geburtstage eine Ausarbeitung und eine selbstgefertigte Zeichnung — Terrainaufnahme und Situationsplan — als Angebinde. Der König war darüber hocherfreut und ernannte den Lehrer, Premierlieutenant von Reiche, zum wirklichen Kapitän. Von den beiden Prinzen empfing er später in Anerkennung seiner Bemühungen einen schön gearbeiteten Säbel, den er, ihnen zum Andenken, in den nächstfolgenden Kriegsjahren als „treuen Begleiter und als Talisman" stets an der Seite trug.

Ein tiefschmerzliches Ereignis trug um diese Zeit dazu bei, die Geister der

fürstlichen Jünglinge zu läutern und mit heiligem Ernste zu erfüllen. Bald nach der Rückkehr des Königspaares nach Berlin, im Juni 1810, war die Königin zu ihrem Vater, dem Herzoge von Mecklenburg-Strelitz, nach Neu-Strelitz und Schloß Hohenzieritz gereist. Hier erkrankte sie bedenklich an einem Brustleiden. Als nach den in Berlin täglich eingehenden Nachrichten das Leiden zunahm, begab sich der König in Begleitung seiner beiden ältesten Söhne, des Kronprinzen und Prinzen Wilhelm, gleichfalls nach Hohenzieritz, wo er am 19. Juli morgens 4 Uhr, ihrem Todestage, eintraf.

Wir haben von dem Walten der edeln hohen Frau in diesen Darstellungen öfters gesprochen* und gedenken hier nur des Eindrucks, welchen ihr Tod auf die beiden fürstlichen Jünglinge machte, die in der neunten Morgenstunde des 19. Juli an ihrem Lager knieten und den Segen der sterbenden Mutter empfingen. Wer einmal an dem Sterbebette einer geliebten Mutter gekniet hat, der weiß, daß die dort empfangenen Eindrücke nachklingen durch das ganze Leben. Und was für eine Mutter war es, die hier aus dem Leben schied! — Ihr Herz brach im Gram über das Unglück des Vaterlandes und ihres Hauses; sie hatte wohl noch die Hoffnungen auf eine nationale Wiedererhebung geteilt; aber sie sollte nach Gottes Ratschluß ihre Erfüllung hienieden nicht schauen. An ihre Söhne trat nun die Aufgabe heran, das Vermächtnis der teuern Heimgegangenen zu vollziehen.

Zwei und ein halbes Jahr später, am 20. Januar 1813, als die Hoffnungen auf eine Wiedererhebung der gesamten Nation bereits eine bestimmtere Gestalt angenommen hatten, fand die Einsegnung des Kronprinzen in der Schloßkapelle zu Berlin statt.** Zwei Tage darauf übersiedelte der königliche Hof nach Potsdam. Von hier erließ der König jene berühmten Schriftstücke, welche die Erhebung Preußens zum Befreiungskriege gegen Frankreich vorbereiteten. Auch die beiden Hohenzollernprinzen teilten die Begeisterung der Jünglinge, welche damals auf den Ruf des Königs zu den „Grünen," zu den „Schwarzen," zu Lützows „wilder verwegener Jagd" sich stellten, doch waren ihre persönlichen Empfindungen sehr verschiedener Art. Der Kronprinz, bereits seit mehreren Jahren Offizier, körperlich vollständig entwickelt und von kräftiger Gesundheit, war stolz darauf, daß es ihm vergönnt war, den Krieg mitmachen zu dürfen; Prinz Wilhelm aber, welcher nicht weniger von Kampfeslust glühte, mußte die schwere Pflicht der Entsagung und des Gehorsams üben, weil sein königlicher Vater mit Rücksicht auf seine Jugend und zarte Gesundheit ihm den Wunsch versagte, ins Feld ziehen zu dürfen. Mit fast neidischen Blicken sah der letztere sein Regiment, das erste Garderegiment zu Fuß, von Breslau ausrücken, während er selbst zurückblieb. Dem Kronprinzen

* Siehe Bd. III. S. 110 u. f., S. 332 u. f. u. a. a. O.

** Siehe Bd. III. S. 366.

wurde an Gaudys Stelle, der mit Ancillon nicht übereinstimmte, der Major von Luck als Begleiter mitgegeben. Als dieser bei einem der ersten Vorpostengefechte ihn daran erinnern mußte, daß er nicht mutwillig sein Leben in Gefahr bringen dürfe, weil er der Kronprinz von Preußen sei, gab dieser zur Antwort: gerade deshalb müsse er auch im Kampfe in der ersten Reihe sein und mit gutem Beispiel voranleuchten; daran, daß ihn eine Kugel treffe, liege nicht viel; denn wenn er falle, so werde sein Bruder Wilhelm Kronprinz, und dieser sei nicht unwürdiger als er. In diesem Sinne handelte auch der Kronprinz in der Schlacht bei Groß-Görschen (2. Mai); denn als er während des hin und her wogenden Kampfes um die Dörfer,* an der Seite seines königlichen Vaters haltend, sein Regiment unter klingendem Spiele mit gebauschten Fahnen durch den wolkigen Pulverdampf vorbrechen sah, da sprengte auch er, von Kampfesmut fortgerissen, vorwärts bis in die vorderste Schützenlinie. Vergebens winkte ihm der König, auf den Platz in seinem Gefolge zurückzukehren, vorwärts! so hieß damals die Losung Preußens, vorwärts! rief jeder Tropfen seines Hohenzollernbluts. Ja, vorwärts Hohenzollern, vorwärts Preußen! vorwärts durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg, durch Sturm zum Frieden!

„Vorwärts, Du tapfrer Königssohn,
Du Erbe von dem Preußenthron!"

sang schon damals Max von Schenkendorf.

„Du wirst uns lang' im Ehrenfeld
Mit Blick und Schwert regieren,
In späten Jahren, werter Held,
Ein friedlich' Scepter führen;
Du rascher, lieber Königssohn,
Wir retten auch für Dich den Thron!" —

Die Waffenruhe, welche für kurze Zeit die Kriegsbegebenheiten unterbrach, gab dem Kronprinzen Muße, sich von seinen ersten Kriegsthaten zu erholen, doch fand er auch zu dieser Zeit Gelegenheit, seinen kecken Jugendmut auszulassen, nur war das Ziel desselben diesmal nicht der Feind, sondern die Nase des Gärtners, giebt auch uns Gelegenheit, unsere Darstellung durch eine Anekdote zu unterbrechen, deren Held der junge Kronprinz ist. Während dieser Zeit befand sich das Hauptquartier des Königs von Preußen und des Kaisers Alexander von Rußland für einige Tage auf dem Rittergute Kreisau, nahe bei Schweidnitz. Im herrschaftlichen Garten stand ein alter, mächtiger Kirschbaum, dessen Früchte besonders vom Kaiser Alexander geliebt wurden. Von dem aufmerksamen Wirte wurde deshalb ein besonderer Knecht als Wächter an diesem

---

* Siehe Bd. III. S. 389.

Baume aufgestellt. Eines Tages durchstreifte der Kronprinz den Garten, er sah an dem Baume die lockende verbotene Frucht, er sah in seinem Schatten den schlummernden Wächter behaglich hingestreckt und konnte der Versuchung nicht widerstehen. Er kletterte den Stamm hinauf, in die Äste hinein und labte sich nach Herzenslust an der köstlichen Frucht; aber die Lust wäre nur eine halbe gewesen, hätte er nicht den Wächter ein wenig necken können; er warf die Kirschkerne auf den Schlummernden herab und wählte endlich die rötliche Nase desselben zum Ziele seiner Geschosse. Dieser machte anfangs die Gebärden eines Schlafenden, der sich die Fliegen wegscheucht, dann aber, als der Schütze in den Baumästen sein Ziel, die Nasenspitze des Wächters, genau getroffen hatte, sprang er plötzlich unwillig auf und sah in dem grünen Geäste den lachenden prinzlichen Kirschenräuber. Vergebens schalt er; der letztere warf ihn jetzt nicht nur mit Kirschkernen, sondern mit ganzen Kartätschladungen von Kirschen. Da drohte der Wächter, ihn herunterzuholen, wenn er nicht freiwillig ginge. „So komm doch," lachte der Jüngling in seiner sicheren Höhe, „komm und hole mich!" Nun holte der Alte eine lange Bohnenstange herbei und stach nach dem jungen hohen Herrn, so daß dieser von einem Ast auf den anderen retirieren und sich endlich aufs Kapitulieren legen mußte und herunterkletterte. Zufällig hatte der Kaiser mit dem Könige von seinem Fenster dem Kampfspiele lachend zugesehen und ließ es nun dem Kronprinzen gegenüber an Neckereien wegen des unfreiwilligen Rückzuges nicht fehlen.*

Als der König während der Waffenruhe mit seinem zweiten Sohne, dem Prinzen Wilhelm, zusammentraf, richtete er an diesen die Frage: „Wie stehst

* Die Anekdote hat noch ein kleines Nachspiel. Als mehrere Jahre später die Besitzerin des Gutes, Frau von Dresky, von der bevorstehenden Ankunft des Kronprinzen in Schlesien hörte, ließ sie den historischen Kirschbaum, der gerade in diesem Jahre voll der schönsten Früchte prangte, mit einem haushohen Wall von Erde und Rasen umgeben und oben mit Balken und Brettern, die mit Erde beschüttet wurden, überdachen, so daß der Baum und seine Früchte gleichsam in einem kühlen Keller standen. Vor den Strahlen und Gluten der Sonne geschützt, behielten die Früchte ihren Saft und ihre Frische bis zur Zeit der Ankunft des Kronprinzen, als es längst keine Kirschen mehr gab. Am Tage der Ankunft ließ Frau von Dresky den Baum ausgraben, während der Nacht auf Walzen mittels eines Gespannes von zwölf Ochsen nach Schweidnitz transportieren und ihn unter den Fenstern des Kronprinzen, die nach dem Garten hinausgingen, eingraben, so daß es aussah, als ob der Baum mit seinen köstlichen Früchten über Nacht unter seinen Fenstern gewachsen wäre. Am Morgen bat sie um eine Audienz und sagte dem Kronprinzen, da sie aus Erfahrung wisse, daß Seine Königliche Hoheit die Kirschen von diesem Baume gerne höchsteigenhändig pflücke, so habe sie sich erlaubt, ihn hierher zu verpflanzen. Die kluge Frau verband mit ihrer Aufmerksamkeit noch einen besonderen Zweck: sie bat um die Fürsprache des Kronprinzen bei seinem königlichen Vater für einen Verwandten, der wegen eines in jugendlicher Unbesonnenheit begangenen Vergehens zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden war. Die Fürsprache wurde auch zugesagt und führte zum erwünschten Ziele.

Du im Regiment?" Da ergab sich, daß derselbe bei dem Avancement, welches das Regiment nach den großen Verlusten bei Groß-Görschen gehabt, vollständig vergessen, während schon einige jüngere Offiziere an ihm vorbei zu Premierlieutenants avanciert waren. Da sagte der König: „Du sollst auch avancieren," und ernannte ihn am 13. Juni zum Premierlieutenant.

Diesen Moment hielt der Prinz für günstig, um noch einmal auf seinen Herzenswunsch bei dem königlichen Vater anzuspielen. „Aber wie kann ich denn avancieren," sagte er, „da ich doch nichts gethan habe! Ich mußte ja hinter dem Ofen sitzen, während das Regiment im Feuer war."

„Thut nichts," erwiderte der König. „Ich habe Dir befohlen, zurückzubleiben, Du sollst deshalb keinen Nachteil haben. Dein Patent soll auf den 15. Mai zurückdatiert werden, an welchem Deine Kameraden an Dir vorbeiavanciert sind."

Der Prinz erhielt sein Premierlieutenants-Patent; aber ins Feld wurde er nicht mitgenommen. Der Krieg begann von neuem. Nach der Heimat kamen die Nachrichten von den herrlichen Siegen, welche die preußischen Heere unter ihren heldenmütigen Führern Blücher, York, Bülow, Tauenzien, Kleist bei Groß-Beeren, an der Katzbach, bei Kulm, Dennewitz, Wartenburg erfochten, endlich die Kunde von der großen Völkerschlacht bei Leipzig (16. bis 18. Oktober). Bald darauf kam der König noch einmal nach Breslau. Als er den Prinzen Wilhelm wiedersah, las er wohl, was in dessen feuriger Seele vorging; ganz unerwartet sprach er zu ihm: „Ich will Dich jetzt mit in den Krieg nehmen, aber nur auf sechs Wochen; denn Du bist noch zu schwächlich."

Dem Prinzen leuchteten die Augen. Anfangs November reiste er mit dem Könige nach Berlin, dann nach Leipzig, wo die Schlachtfelder der Völkerschlacht besichtigt wurden. Von dort ging's über Weimar nach Frankfurt a. M., wo damals die wichtigen Entschlüsse, betreffend die Fortsetzung des Krieges auf französischem Boden und den Rheinübergang der verbündeten Heere, gefaßt wurden.

Wir haben den Prinzen bereits gesehen, wie er in jener Neujahrsnacht 1813/14 die Feuertaufe empfing und bei Mannheim über den Rhein ging,* wie er dann an der Seite seines königlichen Vaters an dem weiteren Kriege in Frankreich teilnahm, wie er durch seinen tapferen Ordonnanzritt in der Schlacht bei Bar sur Aube (26. Februar) sich die Zufriedenheit des Königs erwarb** und kurze Zeit darauf, an dem bedeutungsvollen 10. März, dem Geburtstage der unvergeßlichen Königin Luise, den schönsten Lohn der Tapferkeit erhielt, welchen das vaterlandsliebende Herz des Jünglings damals er-

* Siehe Bd. III. S. 547.

** Siehe Bd. III. S. 566 u. 567.

hnte — das Eiserne Kreuz, welches sein älterer Bruder, der Kronprinz, bereits
it der Schlacht bei Groß-Görschen trug.

Mit Orden geschmückt, mit Lorbeeren bedeckt, kehrten die beiden Prinzen ach dem Abschlusse des Friedens in ihr königliches Vaterhaus zurück (3. Au-ust 1814). Prinz Wilhelm hatte sich in der Zeit, seitdem er seine Geschwister ı Breslau verlassen, so verändert, daß diese ihn im ersten Augenblicke kaum iedererkannten. Jede Spur der früheren Schwächlichkeit war geschwunden, er var gewachsen und hatte eine bestimmte, männliche Haltung angenommen.

Aber auch sein Charakter hatte sich in dieser ernsten und ruhmvollen Zeit ıtwickelt. Alsbald nach seiner Rückkehr wurden unter der Leitung des Obersten on Brause, den der König am 4. August zu seinem Gouverneur ernannte, ie durch die Kriegszeit unterbrochenen Studien wieder aufgenommen. Den eligionsunterricht leitete der königliche Hofprediger Ehrenberg; denn der rinz sollte im folgenden Jahre konfirmiert werden.

Wir besitzen aus dieser Zeit eine Denkschrift, welche der damals achtzehn-ährige Jüngling auf Veranlassung des Hofpredigers Ehrenberg aufsetzte. Es t eine schöne Sache, wenn man von dem Greise am späten Lebensabend sagen ann, daß er die Gelübde, die er einst als Jüngling gethan, treu gehalten, die orsätze, die er damals gefaßt, später als erfahrener Mann, als ihm die Mittel und Kräfte dazu wurden, tapfer ausgeführt habe, so daß die Hand-ungen des Mannes zu den Ideen des Jünglings sich verhalten, wie die reife, dle Frucht zu der erfreuenden duftigen Blüte. Unter diesem Gesichtspunkte ewinnt das „Glaubensbekenntnis“ des Prinzen Wilhelm, von ihm wenige Tage vor seiner Einsegnung aufgesetzt, für uns ein erhöhtes Interesse. Es bildet leichsam den roten Faden, der sich durch das ganze inhaltreiche und wechsel-olle Leben des späteren Königs und Kaisers Wilhelm zieht, ja das letztere t im wesentlichen nichts anderes als die Ausführung und Erfüllung der in ener Denkschrift ausgesprochenen Lebensgrundsätze und Vorsätze. Dieselbe lautet:

„Glaubensbekenntnis des Prinzen Wilhelm.

„Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohlthat, daß nich Gott in einem hohen Stande hat geboren werden lassen, weil ich in dem-elben mehr Mittel, meinen Geist und mein Herz zu bilden, ein reiches Ver-nögen, aus mir Gutes zu stiften besitze. Ich freue mich dieses Standes — icht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menschen verleiht, uch nicht um der Genüsse willen, die sich mir in demselben darbieten, sondern ım deswillen, daß ich in demselben mehr wirken und leisten kann. Ich freue nich meines Standes in Demut und bin weit entfernt zu glauben, Gott habe nir hier einen Vorzug vor anderen geben wollen, auch weit entfernt, mich ıeines höheren Standes wegen für besser zu halten. Mein fürstlicher Stand

soll mich immer an die größeren Verpflichtungen, die er mir auflegt, an die größeren Anstrengungen, die er von mir fordert, erinnern.

„Ich will nie vergessen, daß der Fürst doch auch Mensch — vor Gott nur Mensch ist und mit dem Geringsten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der menschlichen Natur und alle Bedürfnisse derselben gemein hat, daß die Gesetze, welche für andere gelten, auch ihm vorgeschrieben sind und daß er, wie die anderen, einst über sein Verhalten wird gerichtet werden.

„Bei allem Guten, welches mir zu teil wird, will ich dankbar auf Gott blicken, und bei allen Übeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtigt.

„Ich weiß, was ich als Mensch und als Fürst der wahren Ehre schuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre suchen, in denen nur der Wahn sie finden kann.

„Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht.

„Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die geringsten — denn alle sind meine Brüder — bei mir erhalten und beleben.

„Ich will mich meiner fürstlichen Würde gegen niemand überheben, niemand durch mein fürstliches Ansehen drücken, und wo ich von anderen etwas fordern muß, mich dabei herablassend und freundlich zeigen und ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht, soviel ich kann, zu erleichtern suchen.

„Doch will ich meiner Pflicht gemäß alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei und Bosheit zerstört, das Schlechte und Schändliche der Verachtung preisgegeben und das Verbrechen zur verdienten Strafe gezogen werde; davon darf mich kein Mitleiden zurückhalten. Aber ich will wohl zusehen, daß ich nicht den Unschuldigen verurteile; es soll mir vielmehr ein teures Geschäft sein, die Unschuld zu verteidigen.

„Den Unglücklichen, die meinen Beistand suchen, oder von denen ich sonst erfahre, vornehmlich Witwen, Waisen, Bejahrten, Männern, die dem Staate treu gedient, und ihren in Armut Zurückgelassenen, will ich Helfer und Fürsprecher sein, wie ich es vermag.

„Nie will ich des Guten vergessen, das mir von Menschen erwiesen worden ist. Mein ganzes Leben sollen mir die wert bleiben, die sich um mich verdient gemacht haben.

„Für den König, meinen Vater, habe ich eine ehrfurchtsvolle und zärtliche Liebe. Ihm zur Freude zu leben, will ich mich auf das angelegentlichste bemühen. Seinen Befehlen leiste ich den pünktlichsten Gehorsam. Den Gesetzen und der Verfassung des Staats unterwerfe ich mich in allen Stücken.

„Mir soll alles heilig sein, was dem Menschen heilig sein muß. Ich will dem Glauben der Christen, zu dem ich mich in diesen Tagen bekenne, immer getreu bleiben, ihn jederzeit in Ehren halten und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen.

„Dem höchsten Wesen bin ich die tiefste Ehrfurcht schuldig. Ich will sie in meinem Herzen bewahren, in meinen Worten und Werken blicken lassen.

„Mein Fürstenstand soll mich nicht verhindern, demütig zu sein vor meinem Gott.

„Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, Ihm alles anheimstellen und mir im Glauben an Seine Vorsehung einen festen Mut zu erhalten suchen.

„Meines Gottes will ich überall gedenken, an Ihn will ich in allen Angelegenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, im Gebet mit Ihm meine Seele zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne Ihn nichts bin und nichts vermag.

„Ich will mich vor allem hüten, wodurch ich mich als Mensch erniedrigen würde; als Fürst würde ich mich dadurch noch weit mehr erniedrigen. Vorzüglich will ich die Sünden der Unmäßigkeit und Wollust, welche die tiefste Erniedrigung der menschlichen Natur sind, vermeiden.

„Nie will ich aber glauben, mich durch eine edle Handlung zu erniedrigen. Ich will an meiner Geistes- und Herzensbildung unablässig arbeiten, damit ich als Mensch und Fürst einen immer höheren Wert erlange.

„Vor Geiz und Verschwendung will ich mich mit gleicher Sorgfalt hüten. Die Vergnügen des Lebens will ich in Unschuld genießen und mich durch den Genuß derselben stärken zu des Lebens Pflichten, nie aber diesen Genuß mir zu einer wichtigen Angelegenheit machen, oder als ein fürstliches Vorrecht ansehen.

„Ich will mich bemühen, immer heiteren Geistes zu sein und alles, was die Seele verdüstern könnte, von mir zu entfernen.

„Ich will keinem Menschen unrecht thun, keinem hart sein, keinen kränken oder demütigen und, wo ich darin fehlen sollte, es eingestehen und auf alle Weise wieder gut zu machen suchen.

Überhaupt will ich mich bemühen, durch Gefälligkeit, Dienstfertigkeit und Freundlichkeit alle Herzen zu gewinnen. Ich achte es viel höher, geliebt zu sein, als gefürchtet zu werden, oder bloß ein fürstliches Ansehen zu haben.

„Nie will ich mich an denen rächen, die mich beleidigen, sondern ihnen von Herzen vergeben, auch nie meinen Einfluß benutzen, um jemandem zu schaden.

„Ich will Verdienst aufmuntern und belohnen — und besonders das bescheidene und verborgene an das Licht ziehen.

„Gegen die Bedürftigen will ich wohlthätig sein in dem reichen Maße,

worin Gott mir gewährt hat: ich will mich darin von keinem, der weniger besitzt, übertreffen lassen.

„Die Tugenden der Königin, meiner vollendeten Mutter, sollen mir unvergeßlich sein, und das Andenken der Verstorbenen soll bei mir stets in einem gerührten und dankbaren Herzen wohnen.

„Meinen Geschwistern gelobe ich zärtliche Liebe und allen Mitgliedern der Familie, welcher ich angehöre, treue Ergebenheit.

„Den Pflichten des Dienstes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen und meine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, ihnen aber auch mit freundlicher Güte begegnen.

„Ich will unablässig an der Besserung meines Herzens arbeiten. Jeden Tag will ich mit dem Andenken an Gott und meine Pflichten beginnen und jeden Abend mich über die Anwendung des verflossenen Tages sorgfältig prüfen. Ich will mit großer Vorsicht auf mich selbst achten, daß ich nicht fehle. Ich will mich in keine Verbindung einlassen, die ich nicht für eine unschuldige und würdige erkannt habe. Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geraden, die Aufrichtigsten sollen mir die liebsten sein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, wo sie mir mißfallen könnte. Jeder Versuchung zum Bösen will ich kräftigen Widerstand leisten und Gott biten, daß er mich stärke." —

Der Hofprediger Ehrenberg, welchem wir die Aufbewahrung und Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen verdanken, hebt außerdem hervor, daß die Wahrheit als Grundzug in dem Wesen seines Schülers hervorgetreten sei. Sie bildete den Kern seines ganzen einfachen, verständigen und energischen Wesens, die Grundlage seiner Anschauungen, Bestrebungen und Handlungen.

So vorbereitet und mit solchen Grundsätzen wurde Prinz Wilhelm am 8. Juni 1815 in der Schloßkapelle zu Charlottenburg eingesegnet und empfing darauf am 11. Juni mit der königlichen Familie in der Domkirche zu Berlin zum erstenmal das heilige Abendmahl in christlicher Gemeinschaft.

Zu der Zeit, als dieser feierliche Akt stattfand, wetterleuchtete bereits ein neues Kriegsgewitter am Horizont, welches durch die Rückkehr Napoleons von Elba heraufbeschworen wurde. Am 3. und 4. Juni rückten die Garden aus Berlin und Potsdam ins Feld. Am 22. Juni verließ der König mit den Prinzen die Hauptstadt, um sich auf den Kriegsschauplatz in Flandern zu begeben. Schon unterwegs erhielt er die Nachrichten von dem Siege bei La Belle Alliance, und in Hanau empfing er den Degen und die Kleinodien Napoleons, welche bei Genappe erbeutet worden worden. Während der König weiter nach Paris ging, das inzwischen kapituliert hatte, blieben die Prinzen im Hauptquartier des Gardecorps zurück. „Meine ganze Seele," schrieb der

Kronprinz an Blücher (8. Juli) „ist unaufhörlich bei Ihnen und den Ihrigen gewesen. Wie glücklich müssen Sie sein, teuerster Fürst, wie glücklich sind wir, Sie den Unsrigen zu nennen!" — Am 1. Oktober 1815 kehrten die Prinzen nach Berlin zurück. In die Zeit der Festlichkeiten zur Feier des Sieges und des errungenen Friedens nach der Rückkehr des Königs und der siegreichen Truppen fiel die Verlobung des Großfürsten Nikolaus von Rußland mit der Prinzessin Charlotte, Tochter des Königs.

Während der nun folgenden Friedensjahre wurde auch der Lebensgang der beiden königlichen Prinzen durch keine ernsteren Kämpfe unterbrochen. Wenn die Entwickelung beider in ihrem Jünglingsalter einen fast parallelen Lauf genommen hatte, so wurden sie jetzt durch die Verschiedenheit des Berufes, für welchen sie in Zukunft bestimmt waren, in verschiedene Richtungen gedrängt. Der Kronprinz als künftiger Thronerbe Preußens wurde öfters mit Staatsgeschäften betraut, welche ihn in den inneren Organismus der Regierung und Verwaltung einführten und durch welche er mit den Eigentümlichkeiten des Landes und der einzelnen Provinzen bekannt wurde. Prinz Wilhelm dagegen erkannte seine Lebensaufgabe vorzüglich im Dienste der preußischen Armee. Er gab sich diesem Dienste mit voller Liebe und Ausdauer hin und „glaubte so am besten die Pflichten eines preußischen Prinzen gegen seinen König und sein Vaterland zu erfüllen."*

Wir haben den Kronprinzen bereits thätig gesehen als Vorsitzenden einer Kommission, welche der König eingesetzt hatte, um einen Plan des Staatskanzlers Hardenberg für eine ständische Verfassung des Preußischen Staates zu prüfen. Er war dem Hardenbergschen Plane wenig geneigt; denn wenn er auch mit dem Edikt seines Vaters vom 22. Mai 1815, welches dem Lande eine neue ständische und repräsentative Verfassung verhieß, vollkommen einverstanden war, so hing er doch noch mit ganzem Herzen an den alten, historisch gewordenen ständischen Einrichtungen, wie sie die einzelnen Provinzen besaßen und bei denen Ritterschaft, Bürger und Bauern nach dem Grundsatze, daß die Standschaft auf dem Eigentum beruhe, vertreten waren. In der Anerkennung der wohlerworbenen Rechte mit einem beschränkten Anteil der Stände an der Verwaltung sah er den zunächst einzig möglichen Fortschritt und wünschte, aus den neubelebten ständischen Gliederungen mit der Zeit, d. i. im Laufe von Jahrzehnten, die Gesamtverfassung des Staates hervorgehen zu sehen. Die Kommission sprach sich daher in ihrem Gutachten (vom 28. Mai 1821) sehr nachdrücklich für die zeitgemäße Wiederherstellung der alten landständischen Verfassungen in den Provinzen aus; sie verhielt sich aber ablehnend gegen die Vor-

* Eigene Worte des Königs Wilhelm aus einer Ansprache an die Generale bald nach seiner Thronbesteigung (am 8. Januar 1861).

schläge des Staatskanzlers für die Bildung von Reichsständen, weil überall in den süddeutschen Staaten, wo Konstitutionen eingeführt worden, sich ein Widerstreit zwischen Regierung und Volk entsponnen hatte, den man in Preußen nicht auch erwecken wollte. Die Kommission unter Leitung des Kronprinzen erklärte eine Verfassungsurkunde nicht allein für überflüssig, denn die rein monarchische Verfassung des Staates stehe unzweifelhaft fest und bedürfe keiner neuen Urkunde, sondern auch für nachteilig, weil sie den Schein herbeiführen würde, als solle der Preußische Staat „nach veränderten Fundamental-Grundsätzen neu konstituiert werden," was der König mit seinem Versprechen vom 22. Mai 1815 doch sicherlich nicht habe sagen wollen. Mit diesem Gutachten kam das preußische Verfassungswerk ins Stocken, und als dasselbe zwanzig Jahre später wieder aufgenommen wurde, hielt der König Friedrich Wilhelm IV. — wie wir erfahren werden — noch an denselben politischen Grundsätzen fest, die er als Kronprinz sich angeeignet hatte.

Gegen Ende des Jahres 1823 vermählte sich der Kronprinz aus reiner Herzensneigung mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern. Die Kronprinzessin verband Würde mit Anmut, einen tiefreligiösen Sinn mit hoher Geistesbildung und hatte Sinn und Verständnis für den eigentümlichen Geist ihres Gemahls, dem sie eine treue Gefährtin für sein ganzes Leben blieb.

Für die Fortbildung seines Geistes blieb der Kronprinz fortdauernd bestrebt. Sehr bedeutsam wurde für ihn in dieser Beziehung eine Reise nach Italien, welche der Kronprinz nach eingehender wissenschaftlicher Vorbereitung im Herbst 1838 unternahm. Am 23. Oktober genoß er zum erstenmal die Aussicht auf die Stadt der sieben Hügel, wo der preußische Gesandte am päpstlichen Stuhl, Th. Bunsen, sein täglicher Begleiter wurde. Der Anblick der Altertümer und der in den Galerieen vereinigten Kunstwerke erfüllte seine Seele mit Bewunderung. Andererseits erweckte der Kronprinz durch die Kenntnisse, die er an den Tag legte, seine Beobachtungsgabe und sein Urteil bewundernde Anerkennung. Er besuchte die Ateliers der großen lebenden Künstler auch eine in den letzten Jahren veranstaltete besondere Ausstellung der Erzeugnisse der deutschen Kunst und trat dann über Ravenna, Ferrara und Venedig die Rückreise an. Was der Kronprinz in Italien gesehen und erfahren hatte, bildete für seine späteren Jahre den Hintergrund seiner Kunstanschauungen. Er sehnte sich, die in der Fremde empfangenen Eindrücke daheim in der Stille zu sammeln, zu vertiefen und gewissen höheren Gesichtspunkten unterzuordnen. So geht durch das innere Leben des Kronprinzen ein Gemütszug, welchen wir dem Heimweh vergleichen möchten. Es ist die stille Sehnsucht nach einer schöneren geistigen Heimat.

Auch bei seinen kleineren Reisen im Vaterlande ergötzten ihn die Erinnerungen an Wittekind auf der roten Erde, die alte Femlinde bei Dortmund,

die wohlgeordneten Meierhöfe und die Bibelsprüche, die er über dem Eingange der Meierhöfe angebracht fand, und die alten Kirchenbauten. Er erfreute sich an der Stammburg der alten Markgrafen und an den askanischen Denkmälern in der Altmark; aber wenn ihn das Alte anzog, so lagen ihm auch Gegenwart und Zukunft am Herzen.

So nahm der Geist des Kronprinzen die glücklichste Entwickelung bis in sein reifes Mannesalter. Manche bittere Erfahrung hatte er wohl schon als Knabe und Jüngling gemacht; aber noch waren ihm die gähnenden Abgründe verborgen, in die er einst als Herrscher hinabschauen sollte. Der Kronprinz kannte doch nur die Treue oder doch den Schein der Treue; zwischen ihm und dem Volke bestand das Band eines ungestörten und — wie es schien — unzerstörbaren Vertrauens. „Man sollte Gott auf den Knieen danken," sagte Niebuhr, „daß das Land einen solchen Thronerben hat, der in ganz Deutschland nicht seinesgleichen hat."

Die Thätigkeit des Prinzen Wilhelm wurde in dieser Zeit hauptsächlich durch militärische Angelegenheiten in Anspruch genommen. Obgleich noch jung und ohne eine hohe Stellung in der Armee einzunehmen, wurde er schon in den Jahren 1817 und 1819 vom Könige mit der Inspizierung mehrerer Armeecorps und Festungen beauftragt, und als König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1818 mit dem Kronprinzen nach Petersburg reiste, um die verschiedenen Besuche des Kaisers Alexander in Berlin zu erwidern, übertrug er dem Prinzen Wilhelm für die zwei Monate seiner Abwesenheit die oberste Leitung der gesamten militärischen Angelegenheiten. Eine außerordentlich gnädige Kabinettsordre sprach dem Prinzen nach der Rückkehr des Königs dessen besondere Zufriedenheit aus. Bereits (seit dem 6. Juni 1817) zum Chef des 7. Infanterieregiments ernannt, welches in den Befreiungskriegen vielfache Gelegenheit zur Auszeichnung gehabt hatte, erlangte der Prinz in den zehn Jahren von 1815 bis 1825 sämtliche Grade der militärischen Stufenleiter vom Kapitän bis zum Generallieutenant, wozu er am 18. Juni 1825, dem Jahrestage der Schlacht bei Belle Alliance, ernannt wurde, nachdem er bereits in demselben Jahre an seinem Geburtstage zum kommandierenden General des 3. (brandenburgischen) Armeecorps ernannt worden war. In die Zwischenzeit fielen verschiedene Reisen und Sendungen des Königs, namentlich an den Petersburger Hof. So begleitete der Prinz (im Juni 1817) seine Schwester, die Prinzessin Charlotte, auf der Reise nach Petersburg und vertrat das königliche Haus bei der Vermählungsfeier derselben mit dem Großfürsten Nikolaus (13. Juli 1817).

Am 15. Dezember 1825 traf in Berlin die Nachricht von dem Tode des Kaisers Alexander von Rußland und am 2. Januar 1826 diejenige von der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus (nach der Entsagung seines älteren

Bruders Konstantin) in Berlin ein. Die königlichen Prinzen erhielten die letztere Nachricht während einer Jagd im Walde von Lehnin durch den Generaladjutanten von Witzleben nachgesandt, und zugleich erhielt der Prinz Wilhelm den Befehl des Königs, sich nach Petersburg zu begeben, um den Beisetzungsfeierlichkeiten der Leiche des Kaisers Alexander beizuwohnen und dem neuen Kaiser Nikolaus sowie seiner Gemahlin die Glückwünsche der königlichen Familie zu ihrer Thronbesteigung zu überbringen. Die Abreise des Prinzen verzögerte sich wegen der in Petersburg ausgebrochenen Militärrevolution noch bis zum 7. Januar. Bei seiner Rückkehr (Ende April) brachte der Prinz die Uniform des Kaisers Alexander mit, welcher dieser als Chef seines preußischen Garde-Grenadierregiments getragen hatte. Dieselbe wird noch heute als eine Reliquie aus der Zeit der innigen Verbindung Preußens mit Rußland in den Befreiungskriegen in der Garnisonkirche zu Potsdam aufbewahrt.

Auf einer Reise nach der Schweiz (1827) besuchte der Prinz Wilhelm den Hof zu Weimar, von wo sein Bruder, Prinz Karl, soeben die Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar als Gattin heimgeführt hatte. Schon im folgenden Jahre sprach man in Berlin bei Gelegenheit eines Besuches des Großherzogs von Sachsen-Weimar, daß eine zweite Verbindung in Aussicht stehe. Der alte Freiherr von Gagern schrieb: „Prinz Wilhelm ist die edelste Gestalt, die man sehen kann, der Imposanteste von allen; dabei schlicht, munter und galant, doch immer voll Würde. Unsere Prinzessin Augusta schien ihn sehr anzuziehen, und die Berliner träumen schon von einer zweiten Verbindung."

Dieser Traum der Berliner ging im folgenden Jahre in Erfüllung. Am 11. Februar 1829 fand die Verlobung des Prinzen mit der damals siebzehnjährigen geistreichen und anmutigen Prinzessin Maria Luise Augusta Katharina von Sachsen-Weimar, am 11. Juni die Vermählung im Schlosse zu Berlin in Gegenwart des russischen Kaiserpaares statt.

Den Vermählungsfeierlichkeiten schloß sich während der noch fortdauernden Anwesenheit der Kaiserin von Rußland jenes reizende Fest an, welches unter dem Namen „das Fest der weißen Rose" unter den Hoffesten jener Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Die weiße Rose war nämlich ebenso sehr die Lieblingsblume der Kaiserin, wie früher die Kornblume die Lieblingsblume ihrer königlichen Mutter war.

Der Platz zwischen dem neuen Palais bei Potsdam, wo die Kaiserin residierte, und den Kommuns (d. i. den beiden, dem neuen Palais gegenüberliegenden, im Renaissancestil erbauten Schlössern) war zum Schauplatze dieses Festes eingerichtet worden und durch Wimpel und Fahnenstangen mit den preußischen und russischen Farben und Wappen als solcher bezeichnet. Rings um den Platz und auf den breiten Freitreppen vor den Kommuns waren Zelttribünen für die eingeladenen Gäste errichtet. Unter der korinthischen Säulen-

halle inmitten der Hauptfassade der Kommuns, zu welchen die Freitreppen vom Platze aus zu beiden Seiten aufstiegen, befand sich das ganz mit weißen Rosen übersponnene Zelt der Kaiserin. Eine auserlesene Damenflora umgab in schönem Kranze den gleichsam einen Turnierplatz vorstellenden inneren Raum. Sowohl in den Blumengewinden, die rund um den Platz in anmutigen Bogen von Säule zu Säule sich schwangen, als an den Gewändern der Damen herrschte die weiße Rose als Hauptschmuck vor. Außer den geladenen Gästen war eine zahllose Volksmenge zusammengeströmt, so daß auch die Dächer, Mauern und Bäume von Zuschauern besetzt waren. Der König ging an den Sitzreihen der Gäste entlang und unterhielt sich mit ihnen in heiterer Stimmung.

Bald nachdem die Kaiserin erschienen war und ihren Platz unter dem Rosendach eingenommen hatte — in ihrer Lieblichkeit und Holdseligkeit selbst einer weißen Rose gleich —, schmetterten Fanfaren, und die Ritter der weißen Rose ritten unter den Klängen vaterländischer Weisen einer nach dem anderen mit Gefolge und Knappen in die Schranken, in schimmernder Rüstung, die edeln Rosse mit prächtigen Decken behangen, jeder einen selbstgewählten Spruch als Devise in seinem Schilde tragend. Unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches, des Blücherliedes und des gerade damals in Aufnahme gekommenen Preußenliedes, die freilich zu dem ritterlichen Schaugepränge etwas anachronistisch tönten, bewegten sich die Ritter in langsamem, feierlichem Zuge an den Reihen der Zuschauer entlang, sprengten dann mit einer kurzen Volte, bald tänzelnd und kurbettierend, bald ihre Rosse zu kecken Lançaden spornend, einen kleinen Erdhügel hinan, der sich gegenüber dem Rosenzelte der Kaiserin erhob, und parierten dann kurz die Rosse, indem sie nach Ritterart durch Senken der Waffen die Festeskönigin begrüßten und ihr die Huldigungen darbrachten.

Den Reigen eröffnete der Kronprinz Friedrich Wilhelm, welcher damals durch seine hohen Geistesgaben und durch seine persönliche Liebenswürdigkeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog; er führte die Devise: «Tuis victoria!»

Unter Vortrag des kurbrandenburgischen Banners folgte Prinz Wilhelm im silberdurchwirkten Waffenkleide, die Kette des Schwarzen Adlerordens um den Hals geschlungen, auf dem Haupte den Helm mit aufgerichteten Adlerflügeln. Der Prinz stand damals in der Blüte seiner Manneskraft. Frohe Zuversicht, Biederkeit und edler Freimut leuchteten von seinem Antlitz unter dem aufgeschlagenen Visier. Sein blanker Schild zeigte den Wahlspruch: „Gott mit uns!“ Wenn man mit dem Rittertum noch die Begriffe jener glänzenden Vergangenheit verband, in welcher der Ritter „Gottesdienst, Waffendienst und Frauendienst“ als die Hauptaufgabe seines Lebens erkannte, dann paßte dieser Hohenzoller wie kaum ein anderer in die ritterliche Kleidung und Waffnung. In seinem Gefolge ritten vier in Blau, Rot und Silber gekleidete Ritter: Herr von

Malachowski («Decus meum»), Prinz Alexander von Solms („Dem Freunde die Brust, dem Feinde die Stirn"), Graf Redern («Tout par amour, rien par force») und Graf Königsmark («Nondum»). Als der edle Prinz die Spitze seiner Lanze gegen die Kaiserin neigte, brach diese eine weiße Rose aus dem Zeltdach über ihr und warf sie ihrem Bruder zu. Ein Knappe sprang aus dem Bügel, hob sie auf und reichte sie dem Prinzen, der sich noch einmal tief verneigte und dann mit kurzer Wendung davonsprengte. Von den beiden anderen Söhnen des Königs führte Prinz Karl den Schildspruch: „Thue Deine Pflicht," Prinz Albrecht: «Nil candidius!» Der Spruch des Prinzen Friedrich der Niederlande lautete: «Je maintiendrai!» — des Herzogs von Braunschweig: «Nunquam retrorsum!», des Prinzen Adalbert von Preußen, Neffen des Königs: „Ohne Kampf kein Sieg!"

Nachdem die Hälfte der Ritter vorüber war, verstummte die Musik, und der Führer des ganzen Zuges, Herzog Karl von Mecklenburg, Bruder der hochseligen Königin, kommandierender General des Gardecorps, mit der Devise: „Für Sie" sprengte die Anhöhe hinan, salutierte der Kaiserin und richtete eine poetische Ansprache an dieselbe, in welcher er die allegorische Bedeutung des Festes erklärte: So wie die Kaiserin die weiße Rose, das Sinnbild der keuschen Liebe, zu ihrer Lieblingsblume erkoren hat, so wollten die Ritter der weißen Rose dem hohen Frauentume, der edeln Zucht und Sitte ihre Dienste weihen. Darauf Drommetentusch und Paukenwirbel.

Nachdem dann auch die übrigen Ritter — alles Jünglinge aus den ältesten Adelsgeschlechtern, größtenteils Offiziere von der Gardekavallerie — passiert waren, begab sich die Kaiserin mit der geladenen Hofgesellschaft in den großen Muschelsaal des neuen Palais und spendete den Gästen ihren Dank, indem sie kleine Ehrengaben und sinnige Andenken unter die Ritter verteilte. Damit hatte das schöne, romantische Fest seinen Abschluß erreicht.

Als infolge der Julirevolution 1830 und der daraus entspringenden Kriegsgefahren drei preußische Armeecorps auf dem Kriegsfuß am Rhein aufgestellt wurden, erhielt der Prinz Wilhelm den Befehl zur Inspizierung derselben.

Am 18. Oktober 1831, dem glorreichen Erinnerungstage der Völkerschlacht bei Leipzig, wurde dem Prinzen und seiner Gemahlin im neuen Palais zu Potsdam ein Sohn geboren, welcher in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Nikolaus erhielt, der nachmalige Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen.

Als der Kaiser Nikolaus von Rußland, um das Andenken seines verstorbenen kaiserlichen Bruders Alexander zu ehren, im Jahre 1834 auf einem der größten Plätze Petersburgs, zwischen dem Winterpalaste und dem Generalstabsgebäude, die mächtige „Alexandersäule" errichten ließ, sandte der König zu der Feier der Enthüllung derselben ein Detachement von 17 Offizieren und 38 Sol-

daten aus der Zahl derjenigen, die den denkwürdigen Feldzügen des Befreiungskrieges beigewohnt hatten, unter dem Befehl des Prinzen Wilhelm nach Petersburg. Der Prinz ging von Königsberg aus zur See mit dem russischen Dampfschiff „Ischora“ nach Petersburg, wo er am 4. September eintraf. Das Detachement fand in Petersburg eine glänzende Aufnahme und Bewirtung.

Bei der Enthüllungsfeier der Alexandersäule standen ca. 100000 Mann russischer Truppen, sowie das preußische Detachement im Viereck um das Denkmal aufgestellt. Nach der Enthüllung führte der Kaiser mit gezogenem Degen die Regimenter an der Säule vorbei, Prinz Wilhelm ritt mit gezogenem Degen ihm zur Seite.

Sowohl der Prinz als die von ihm geführte Deputation machten in Petersburg einen überaus vorteilhaften Eindruck. Vor ihrer Abreise sandte der Kaiser Nikolaus dem Prinzen Wilhelm den St. Wladimirorden erster Klasse mit einem schmeichelhaften Handschreiben zu.

Die Anwesenheit des preußischen Detachements in Petersburg, die bei dieser Gelegenheit sich zeigende Übereinstimmung in Uniform, Organisation und in den reglementarischen Formen zwischen den preußischen und russischen Gardetruppen gab die Veranlassung zu einer Zusammenziehung von preußischen und russischen Truppen im größeren Umfange, welche im folgenden Jahre in Gegenwart beider Monarchen in dem berühmten Lager von Kalisch stattfand. Bei der großen Parade und den darauf folgenden Manövern führte der Prinz Wilhelm das Kommando über eine aus preußischen und russischen Regimentern und Batterieen kombinierte Kavalleriedivision von 31 Eskadrons mit 24 Geschützen. Der Prinz zeigte bei dieser Gelegenheit sein ungewöhnliches Talent, sich in die schwierigsten militärischen Verhältnisse leicht und sicher hineinzufinden. Trotz der Verschiedenheit der Sprache und des Exerzier-Reglements bei beiden Armeen zeigte sich nirgends Stocken oder Unbehilflichkeit. Je nach den Umständen und dem Erkennen des augenblicklich Notwendigen gab der Prinz schnell seine Befehle. Das deutsche Kommando wurde von den Offizieren, welche seinem Stabe beigegeben waren, ins Russische übersetzt und wenn auch nicht in der Form, so doch in der Sache jedesmal übereinstimmend ausgeführt. Der Prinz löste die schwierige Aufgabe nach dem Urteil der erfahrensten Kavalleriegenerale in überraschender Weise und erschien jedem aufmerksamen Beobachter in den Tagen der Manöver bei Kalisch als das Muster eines diensteifrigen und gewissenhaften Soldaten, als der künftige Heerführer, der seine Truppen zum Siege zu führen versteht.

Der König aber legte das Generalkommando des Gardecorps, welches durch den Tod des Herzogs Karl von Mecklenburg (22. September 1837) erledigt war und das der Prinz bereits interimistisch führte, am 30. März 1838 vertrauensvoll in die Hände seines zweiten Sohnes.

Die stets gerade und sicher auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Geistesthätigkeit des Prinzen, sein klares, ruhiges Urteil, sein energischer Wille gaben ihm seine Überlegenheit in militärischen Dingen. In allen seinen Anforderungen an seine Untergebenen war es die Ausbildung der Truppen für den Krieg, welcher alle anderen Rücksichten untergeordnet werden sollten; nicht der Parademarsch, sondern der von den Truppen erreichte Grad der Kriegstüchtigkeit war der alleinige Maßstab bei allen seinen Inspizierungen. Sein ganzes militärisches Auftreten war eine beständige, energische Mahnung: «Si vis pacem, para bellum!» — So wußte er auch in der langen Friedensperiode in der Armee einen kriegerischen Geist zu erhalten, und so genoß Prinz Wilhelm in der Armee ein unbedingtes Vertrauen. Prinz Wilhelm stand seinem hochherzigen Bruder zur Seite, wie dem deckenden blanken Schilde das schneidige, schlagbereite Schwert. Das Volk aber sah vertrauensvoll und stolz zu dem edeln Hohenzollernschen Bruderpaare auf, dem die Schicksale des Landes in der Zukunft anvertraut waren.



Preußen und das deutsche Kaisertum

oder die Zeit

König Friedrich Wilhelms IV.

und

König Wilhelms I., deutschen Kaisers.

1840 – 1870.

Preußen unter König Friedrich Wilhelm IV.

1840—1861.



Glänzender Sonnenaufgang. Zwei Jahrhunderte waren vergangen, seitdem der Hohenzoller Friedrich Wilhelm, von der Geschichte genannt „der Große Kurfürst,“ die Regierung seiner brandenburgischen Erblande antrat und dieselben zu einem geschlossenen Staatsganzen vereinigte, einem festen Kern inmitten des in der Auflösung begriffenen Römischen Reichs deutscher Nation. Große Ereignisse hatten sich seitdem zugetragen. Das Polnische Reich, von dessen Könige Kurfürst Friedrich Wilhelm noch seinen preußischen Herzogshut zu Lehn nehmen mußte, war untergegangen; der Name des alten Ordenslandes Preußen war auf die gesamten, unter dem königlichen Scepter der Hohenzollern vereinigten Lande übertragen worden. Im Osten war das russische Zarenreich näher gegen die Grenzen Deutschlands vorgerückt und hatte seinen Einfluß auf das europäische Abendland befestigt und erweitert. In Frankreich war das alte Königtum unter den Wogen der Revolution begraben worden; auch der Weltherrschaftsthron, welchen der Imperator Napoleon mit Hilfe der Revolution aufgerichtet hatte, war zusammengebrochen, als die Völker Europas in den Befreiungskriegen sich zornmütig gegen den Tyrannen erhoben, der ihre Selbständigkeit und Freiheit zu vernichten drohte; der unter dem Schutze der Mächte wiederhergestellte Thron der Bourbonen hatte keinen Bestand; der Versuch des Hauses Orleans, nach der Julirevolution von 1830 den französischen Königsthron mittels einer Konstitution wieder zusammenzuleimen, sollte sich auf die Dauer noch bewähren. Österreich, mit dessen Erzhause die römisch-deutsche Kaiserkrone jahrhundertelang verbunden gewesen war, hatte sich dem deutschnationalen Leben mehr und mehr entfremdet und ganz auf sich selbst zurückgezogen; es hatte den deutschnationalen Aufschwung in den Befreiungskriegen mehr gehemmt, als gefördert. Das heilige Römische Reich deutscher Nation, welches die Stürme des Dreißigjährigen Krieges — wenn auch nur als Ruine — noch anderthalb Jahrhunderte überdauert hatte, war in Trümmer gesunken; aber die Ideen, welche jene wunderbare Schöpfung des Mittelalters

ins Leben gerufen hatten, waren nicht mit dem Reiche zu Grabe getragen worden. Sie fanden — wenn auch nach manchen Wandlungen, die sie im Laufe der Zeiten erfuhren, — eine Heimstätte und Pflege in dem jugendkräftig aufstrebenden, echt deutschen Staate der Hohenzollern, welchen der Große Kurfürst in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands gegründet und welchen einhundert Jahre später sein großer Nachfolger Friedrich II. unter schweren und langwierigen Kämpfen in die Reihe der Großmächte eingeführt hatte, die nach dem Zerfalle der einen Universalmacht des Mittelalters die Schicksale unseres Weltteils leiteten.

So wie das heilige Römische Reich deutscher Nation eine Vereinigung sämtlicher christlich germanischen Stämme zum Schutze ihres Glaubens, ihrer Freiheit und ihrer Rechte unter einem mächtigen Haupte, dem Kaiser, dem Hüter des Friedens und Führer im Kriege, dem Beschützer des Rechtes und Rächer des Frevels, dem Schutze der Schwachen und Trutze der Starken, vorstellte, so galt Preußen unter dem Königsscepter der Hohenzollern für den Hort der Geistes- und Glaubensfreiheit, welcher allen Bürgern gleiches Recht und gleichen Schutz für ihre Rechte gewährte und den alten Wahlspruch, das «Suum cuique» der Hohenzollern unveränderlich an der Stirnmauer seines Staatsgebäudes trug, für die Zuflucht aller um ihres Glaubens oder ihrer politischen Ansichten willen Bedrängten und Verfolgten. Preußen war diesem hohen und stolzen Berufe trotz mancher Abirrungen doch im großen und ganzen treu geblieben, und als Preußens Volk, verjüngt und gekräftigt durch neue Staatseinrichtungen, welche auf den Grundgedanken altgermanischer Volksfreiheit und Wehrhaftigkeit beruhten, sich einmütig erhob zu den Befreiungskriegen und allen übrigen deutschen Stämmen das Banner deutscher Ehre hellleuchtend und siegreich vortrug, da dämmerte in manchem deutschen Herzen die Ahnung, daß dieses stolze, waffenmächtige Preußen mit seinen Hohenzollern berufen sei, die Macht und Herrlichkeit des alten Reiches in neuen Formen wiederaufzurichten.

Wir wissen bereits, daß König Friedrich Wilhelm III., beherrscht von dem Einflusse der österreichischen, d. i. Metternichschen, und der russischen Politik und beunruhigt durch die Ausschreitungen der Jugend und gewisse revolutionäre Kundgebungen des Volksgeistes, in seiner letzten Regierungszeit sich ablehnend und mißtrauisch gegen die Wünsche des Volkes verhielt, welche auf freiere Einrichtungen im Staatsleben und auf Einigung der deutschen Stämme und Staaten in bestimmten, die freie Entwickelung und Bethätigung aller Volkskräfte verbürgenden Staatsformen hinausliefen, und daß er sogar zögerte, seine unter dem Eindrucke der nationalen Erhebung von 1813—15 gegebene Verheißung einer freien ständischen Verfassung später in einer politisch nüchternen Zeit zur Wahrheit zu machen. Die Masse des preußischen Volkes hatte ehrfurchtsvoll geschwiegen, als die Erfüllung des königlichen Wortes

noch immer auf sich warten ließ; sie wollte den stillen Lebensabend des greisen Fürsten nicht durch Mahnungen stören. Als aber jetzt — gerade zweihundert Jahre nach dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dem eigentlichen Begründer des Brandenburgisch-Preußischen Staates, und einhundert Jahre nach dem großen Könige Friedrich II., dem unermüdlichen Vorkämpfer für den Beruf Preußens als deutsche und als europäische Großmacht, — ein Fürst den preußischen Thron bestieg, welcher durch die hochherzige Auffassung seines Königsberufs und durch die edle, begeisterte Liebe für sein preußisches und deutsches Vaterland die bewundernde Teilnahme aller gebildeten Zeitgenossen erregte, da wurden auch die Wünsche der Patrioten wieder lauter; die Hoffnungen auf eine politische Neugestaltung des preußischen und auf eine glorreiche Zukunft des großen deutschen Vaterlandes erwachten lebendiger, und die Blicke aller Vaterlandsfreunde richteten sich vertrauensvoll und mit gespannter Erwartung auf den Thron der Hohenzollern.

Sogleich die ersten Regierungshandlungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. schienen die hohen Erwartungen des Volkes zu rechtfertigen. Ein königlicher Erlaß (vom 10. August 1840) verkündete Amnestie für alle politischen Vergehen, „um die Verzeihung, welche der verstorbene König in seinem letzten Willen allen seinen Feinden angedeihen ließ, zur Wahrheit zu machen.“ Dieser königliche Gnadenakt öffnete Hunderten von wackeren Männern, welche wegen politischer Vergehen, oft nur wegen unbesonnener Äußerungen oder wegen ihrer politischen Gesinnungen in langer Haft schmachteten, die Thore der Gefängnisse, vielen freilich erst, nachdem bereits ihre beste Lebenskraft gebrochen war. Auch der alte Freiheitssänger E. M. Arndt und der biedere Turnvater Jahn, welche unter den Demagogenverfolgungen schwer gelitten hatten und zwanzig Jahre unter polizeilicher Aufsicht gehalten worden waren, hatten sich der Gerechtigkeit des neuen Königs zu freuen. Arndt kehrte in seine Professur nach Bonn, Jahn auf seinen Turnplatz in der Hasenheide zurück. Der frühere Kriegsminister von Boyen, welcher 1819 der rückläufigen Strömung hatte weichen müssen, ward in den Staatsrat, später wieder an die Spitze des Kriegsministeriums berufen.

Als eine der wichtigsten Sorgen ließ sich der König die Wiederherstellung des Friedens in den kirchlichen Dingen angelegen sein. Er befriedigte die Altlutheraner, welche sich der unierten evangelischen Landeskirche nicht anschließen wollten, durch eine Generalkonzession, die sie vor allen Verfolgungen schützte. Er schloß Frieden mit der römischen Kirche, indem er dem Kölner Erzbischof von Droste-Vischering die Freiheit wiedergab, dem Erzbischof von Dunin von Posen und Gnesen die Wiederaufnahme seines Amts gestattete und sich in allen Stücken nachgiebig gegen die Ansprüche der römischen Kurie zeigte.

So wie man allenthalben den Edelsinn und die Gerechtigkeit des neuen Königs pries, so erwartete man von ihm auch mit Sicherheit die baldige Er-

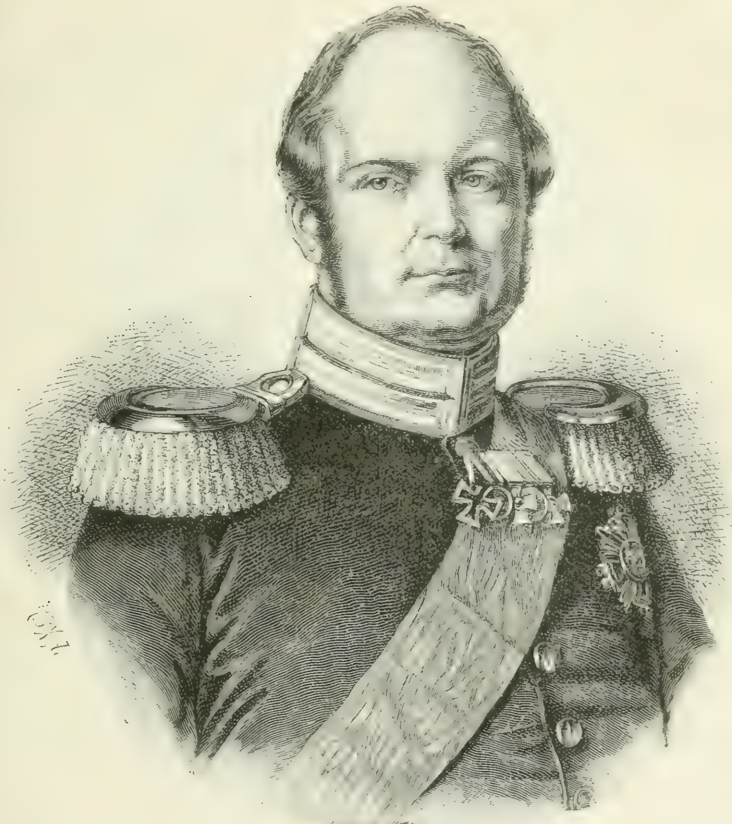
füllung des Versprechens seines Vorgängers, welches die Verleihung einer Gesamtverfassung für den Preußischen Staat verhieß (22. Mai 1815). Mittels eines Kabinettserlasses (vom 21. Juli 1840) hatte der König die Stände der Provinz Preußen zu einem Huldigungslandtage nach Königsberg berufen und sie zugleich nach altem Herkommen aufgefordert, darüber zu beraten, ob und welche Bestätigung etwa noch bestehender Privilegien sie zu erbitten hätten. Die Stände beschlossen, statt um die Bestätigung von Privilegien, „die nur dem Teile, nicht dem Ganzen zu gute kommen würden,“ den König zu bitten, daß er, „gemäß der Verordnung Friedrich Wilhelms III. vom 22. Mai 1815, einer zu Berlin zu ernennenden Kommission, mit Zuziehung der Provinzialstände, die Ausarbeitung einer schriftlichen Urkunde als Verfassung des Preußischen Reichs nach den in besagter Verordnung festgestellten Grundsätzen auftragen und diese Verfassung der preußischen Nation huldreichst verleihen wolle.“ Diese Mahnung in einem Augenblick, da er sich anschickte, als unumschränkter Herrscher von Gottes Gnaden die Huldigung seiner treuen Stände entgegenzunehmen, war dem Könige unbequem. Die Antwort, welche er den Ständen in dem Landtagsabschiede am 9. September erteilte, lautete indessen nicht ablehnend. Der König erklärte den Ständen, daß er „in ihrer Denkschrift mit warmem Herzen und mit freudigem Stolze den Ausdruck edelster und reinster Gesinnung angestammter Treue von neuem erkenne, welche die Stände in schwerer und guter Zeit stets mit der That bewährt hätten.“ Er sei entschlossen, sich fernhaltend von den herrschenden Begriffen sogenannter Volksvertretungen, um des wahren Heiles seines ihm anvertrauten Volkes willen, vielmehr den auf geschichtlicher Entwickelung beruhenden und der deutschen Volkstümlichkeit entsprechenden Weg einzuschlagen . . . . „Unsere getreuen Stände,“ so schloß der Erlaß, „können im vollsten Maße unseren Absichten über die Institution des Landtags vertrauen.“

Die Stände legten sich diese königliche Antwort ihren Wünschen möglichst günstig aus und schickten sich in gehobener Stimmung an, den feierlichen Akt der Huldigung zu begehen.

Am 10. September sollte im Schlosse zu Königsberg, wo einst der Große Kurfürst die ersten Kämpfe mit den preußischen Ständen gehabt und wo die Wiege des preußischen Königtums gestanden hatte, die feierliche Erbhuldigung der Stände der nicht zum Deutschen Bunde gehörenden Provinzen des Königreichs stattfinden. Im Hofe des königlichen Schlosses, der alten Hochmeisterburg, war unter einem Baldachin ein Thron aufgerichtet; um denselben liefen Tribünen; zu ebener Erde waren Schranken errichtet, welche die Abgeordneten aufnahmen. Eine ungeheure Volksmenge füllte den ganzen Schloßhof ringsum. Der Huldigungseid wurde durch den königlichen Bevollmächtigten verlesen und von den Ständen mit erhobenen Händen nachgesprochen. Darauf verließ der

König den Thronsessel, trat bis an den Rand der Tribüne vor und sprach, den Arm gleichsam wie zum Schwur erhoben, mit bewegter, weithin tönender Stimme:

„Ich gelobe hier vor Gottes Angesicht und vor diesen lieben Zeugen allen, daß ich ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König sein will, wie mein unvergeßlicher Vater es war. Gesegnet



König Friedrich Wilhelm IV.

sei sein Andenken. Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben ohne Ansehen der Person; ich will das Beste, das Gedeihen, die Ehre aller Stände mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und fördern. Alle Konfessionen meiner Unterthanen sind mir gleich heilig. Ich werde allen ihre Rechte zu schützen wissen. Ich bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschen zueignet und aus ihm einen Menschen nach dem göttlichen Willen macht — ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! Gott segne unser teures Vaterland! Sein Zustand ist von altersher oft beneidet, oft ver-

gebens erstrebt! Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im großen und ganzen, herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele: nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geist entspringt unsere Wehrhaftigkeit, die ohnegleichen ist. So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannigfach und doch eins! wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einziges, edles ist, keinem anderen Roste unterworfen als allein dem verschönernden der Jahrhunderte!" —

Die Worte des Königs übten eine hinreißende, begeisternde Wirkung nicht allein auf die umstehenden Zeugen, sondern sie wurden weitergetragen von Mund zu Mund, von Blatt zu Blatt, durch ganz Preußen und ganz Deutschland bis in das Ausland. Die Stadt Berlin konnte dem Drange der Herzen nicht widerstehen, dem Könige bei seiner Rückkehr von Königsberg einen feierlichen Empfang zu bereiten. Der König gab ihrem Wunsche nach, indem er einen feierlichen Einzug in die Hauptstadt zu Pferde an der Seite der im Staatswagen sitzenden Königin Elisabeth hielt. Am Frankfurter Thor begrüßte ihn der Magistrat. Der König dankte mit den Worten:

„Meine Herren, Sie kommen mir mit so vieler Festlichkeit und Freundlichkeit entgegen. Ich vermag die Gefühle, die dieser Empfang in mir erregt, kaum in Worte zu bringen. Sie wissen, wie abhold der hochselige König allem lauten und äußeren Gepränge war und wie er jegliche Veranlassung dazu ablehnte. Auch ich bin kein Freund davon. Ich bin daher lange mit mir zu Rate gegangen, wie ich mich in diesem Falle zu verhalten hätte. Endlich aber bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß ich der Stadt und Bürgerschaft mich nicht entziehen darf. Mein hochseliger Vater, der viel, sehr viel für die Stadt und das Land gethan, hatte sich das Recht erworben, bescheiden zu sein. Er hatte es sich durch die Fülle seiner Thaten errungen, ja erobert. Ich habe ein solches Recht noch nicht, und darum mochte ich der Stadt einen Festtag nicht versagen, den sie sich bereitet hatte. Ich habe noch nichts für Sie gethan. Soll ich daher diese Äußerungen schon jetzt dankbar annehmen, so lassen Sie uns das Abkommen miteinander treffen, daß, wenn es mir einst unter Gottes gnädigem Beistande gelungen sein wird, recht viel für das Land zu thun, und ich kehre dann wieder einmal zu Ihnen zurück, Sie mich alsdann ganz still in diese Mauern einziehen lassen."

Am 15. Oktober, dem Geburtstage des Königs, an dem er sein 46. Lebensjahr antrat, huldigten dem Könige zu Berlin die Landtage der sechs übrigen (deutschen) Provinzen. Im großen Rittersaale des königlichen Schlosses empfing der König die Vertreter der katholischen Geistlichkeit und gab ihnen verheißungsvolle Worte in Bezug auf seine Absicht, alle Unbilden gegen die Kirche, falls solche geschehen sollten, abzustellen: „Sollten in der Kirche vielleicht Wunden

vorhanden sein," fuhr der König fort, „die sie sich selbst geschlagen hat, so werde ich mit Entzücken dem schönen Schauspiele zusehen, wie sie dieselben ausheilt durch ihre Bischöfe und Hirten" u. s. w. Im Weißen Saale waren die Abgeordneten der Ritterschaft versammelt, um den Huldigungseid zu leisten. Vorher richtete der König an sie die nachfolgende Ansprache:



Königin Elisabeth.

„Es war früher Herkommen, daß die Stände der deutschen Lande ihre Erbhuldigung nicht eher leisteten, als bis die Huldigungs-Assekuranzen eingegangen waren. Ich will mich gleichsam dieser Sitte anschließen. Ich weiß zwar, und ich bekenne es, daß ich meine Krone von Gott allein habe und daß es mir wohl ansteht zu sprechen: Wehe dem, der sie anrührt! Aber ich weiß auch und bekenne es vor Ihnen allen, daß ich meine Krone zu Lehn trage von dem allerhöchsten Herrn, und daß ich ihm Rechenschaft schuldig bin von

jedem Tage und von jeder Stunde meiner Regierung. Wer Gewährleistung für die Zukunft verlangt, dem gebe ich diese Worte. Eine bessere Gewährleistung kann weder ich noch irgend ein Mensch auf Erden geben. Sie wiegt schwerer und bindet fester als alle Krönungseide, als alle Versicherungen, auf Erz und Pergament verzeichnet; denn sie strömt aus dem Leben und wurzelt im Glauben. Wem von Ihnen nun der Sinn nicht nach einer sogenannten glorreichen Regierung steht, die mit Geschützesdonner und Posaunenton die Nachwelt ruhmvoll erfüllt, sondern wer sich genügen lassen will mit der einfachen, väterlichen, echt deutschen und christlichen Regierung, der fasse Vertrauen zu mir und vertraue Gott mit mir, daß er die Gelübde, die ich täglich vor ihm ablege, segnen und für unser Vaterland ersprießlich und segensreich machen möge." —

Auf dem großen Platze, nördlich vor dem königlichen Schlosse, dem sogenannten „Lustgarten," warteten die Vertreter des Bürger- und Bauernstandes und eine unabsehbare Volksmenge, die aus den entferntesten Gegenden des Landes zusammengeströmt war. Der König trat auf die im Freien, unmittelbar vor dem Schlosse erbaute Throntribüne hinaus und sprach mit entblößtem Haupte und mit vor Begeisterung leuchtenden Augen, die Rechte öfters feierlich zum Himmel emporhebend, die nachfolgenden Worte zum Volke:

„Im feierlichsten Augenblicke der Erbhuldigung meiner deutschen Lande, der edelsten Stämme des edelsten Volkes, und eingedenk der unvergeßlichen Stunde zu Königsberg, die sich jetzt wiederholt, rufe ich zu Gott, dem Herrn, er wolle mit seinem allmächtigen Amen die Gelübde bekräftigen, die eben erschollen sind, die jetzt erschallen werden, die Gelübde, die ich zu Königsberg gesprochen, die ich hier bestätige. — Ich gelobe, mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse meiner Völker und meiner Zeit gilt, mit geschlossenen Augen, wenn es die Gerechtigkeit gilt. Ich will, soweit meine Macht und mein Wille reichen, Frieden halten zu meiner Zeit — wahrhaftig und mit allen Kräften die hohen Mächte unterstützen, die seit einem Vierteljahrhundert die treuen Wächter über den Frieden Europas sind. Ich will vor allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und die Rechte Deutschlands. In allen Stücken will ich so regieren, daß man in mir den echten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll, deren Andenken von Geschlecht zu Geschlecht in Segen bleiben wird. Aber die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwert, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hilfreich zur Hand gehen. Darum in der Begeisterung meiner Liebe zu meinem herrlichen Vaterlande, zu meinem in Waffen, in Freiheit und in Gehorsam geborenen Volke, richte ich an Sie, meine Herren, in dieser ernsten Stunde die ernste Frage —

können Sie, wie ich hoffe, so antworten Sie mir im eigenen Namen, im Namen derer, die Sie entsendet haben, Ritter, Bürger, Landleute! und von den hier unzählig Gescharten alle, die meine Stimme vernehmen können, — ich frage Sie: Wollen Sie mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligeren Liebe der Christen mir helfen und beistehen, Preußen zu erhalten, wie es ist, wie ich es soeben, der Wahrheit entsprechend, bezeichnete, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll? Wollen Sie mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde beigesellt ist? — nämlich: Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmütiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben mich nicht lassen, noch versäumen, sondern treu mit mir ausharren durch gute, wie durch böse Tage? O, dann antworten Sie mir mit dem klarsten, schönsten Laute der Muttersprache, antworten Sie mir ein ehrenfestes Ja!" —

Die Antwort des Volkes glich einem mächtig brausenden Jubelsturme und ging bei den entfernter Stehenden, welche die Aufforderung des Königs nur halb verstanden hatten und die Feier für beendigt hielten, in ein donnerndes Hurra über.

Der König fuhr hierauf fort:

„Die Feier dieses Tages ist wichtig für den Staat und die Welt. — Ihr Ja aber war für mich — das ist mein eigen — das lasse ich nicht — das verbindet uns unauflöslich in gegenseitiger Liebe und Treue — das giebt Mut, Trost, Kraft, Getrostheit, das werde ich in meiner Sterbestunde nicht vergessen! — Ich will meine Gelübde, wie ich sie hier und zu Königsberg gesprochen habe, halten, so Gott mir hilft. Zum Zeugnis hebe ich meine Rechte zum Himmel empor. Vollenden Sie nun die hohe Feier! — Und der befruchtende Segen Gottes ruhe auf dieser Stunde!" —

Die Leistung des Huldigungseides durch die verschiedenen Deputationen, welche an die Stufen des Thrones traten und mit erhobenen Händen die vorgelesene Eidesformel nachsprachen, bildete den Schluß der Feier.

Der Eindruck der königlichen Reden in Preußen und in ganz Deutschland war ein mächtiger. Die Art, wie der König vom Söller seines Schlosses öffentlich zu seinem Volke gesprochen, erinnerte an die schönsten Zeiten deutschen Gemeinlebens, als Fürst und Volk ihre wichtigsten Angelegenheiten gemeinsam unter freiem Himmel berieten. Wer das lebendige Wort aus des Königs Munde vernommen, der fühlte sich angeweht und fortgerissen von dem warmen Hauche vaterländischer Begeisterung, von dem es getragen war. Die Abgeordneten kehrten in ihre heimatlichen Kreise zurück und verbreiteten dort ihre Eindrücke von der erhebenden vaterländischen Feier und dem begeisterten königlichen Redner.

Die erregte Begeisterung nahm bald darauf einen kriegerischen Auf-

schwung, als in Frankreich, wo der kriegslustige Thiers das Staatsruder führte, die alten, bösen Gelüste nach dem linken Rheinufer laut wurden. Der Geist des Mutes und des Vertrauens ging durch die deutschen Lande, und in jedem mutigen deutschen Herzen klang es nach:

„Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Manns Gebein!"

Frankreich wich vor den einmütigen Kundgebungen des nationalen Geistes in Deutschland zurück. König Ludwig Philipp ließ den kriegslustigen Thiers fallen und übertrug dem friedfertigen Guizot die Bildung eines neuen Ministeriums.

Das preußische Volk glaubte an einem Wendepunkte seiner Geschichte angekommen zu sein; es war stolz darauf, sich eins zu wissen mit seinem hochherzigen Könige.

Dies war der glänzende Sonnenaufgang der Regierung König Friedrich Wilhelms IV. —

Die ersten Trübungen. Die gehobene Stimmung, welche die Huldigungsfeier und die bei derselben gehaltenen königlichen Reden überall im Lande weckten, ließen einen Mißton nicht aufkommen. Man übersah es, welche Verschiedenheit zwischen den Grundanschauungen des Königs und den treibenden Ideen im Volke herrschte.

Aufgeklärt und hochherzig, ausgestattet mit den glänzendsten Eigenschaften eines Fürsten und Menschen, war Friedrich Wilhelm IV. dennoch nicht berufen, die großen Aufgaben der Zeit ihrer Lösung entgegenzuführen. Er liebte sein Volk aus vollem königlichen Herzen und erwartete dafür von seinen Unterthanen kindlichen Gehorsam und Ehrfurcht für sein angestammtes Königtum von Gottes Gnaden, während diese sich immer mehr als freie, unabhängige Staatsbürger behandelt sehen wollten; er wollte seinem Volke aus freier, königlicher Gnade und nach seinen eigenen Plänen freisinnige Staatseinrichtungen gewähren, während ein Teil des Volkes diese bereits als seine ureigenen Rechte in Anspruch nahm; er hatte ein warmes, begeistertes Herz für „ein herrliches, in lebendiger Gliederung einiges Deutschland" und dachte sich ein wiedererstandenes Deutsches Reich zugleich als einen Hort des christlichen Glaubens, der Sitte und Bildung; aber im Volke verlangte man die Einheit zunächst als eine Bürgschaft für die Freiheit. So stand Friedrich Wilhelm IV. auf der Grenze zweier verschiedenen Zeitalter, deren Gegensätze er nicht zu versöhnen vermochte. Er mochte sich weder zum Träger der neuen Ideen machen, die im Volksgeiste dämmerten, und einer neuen Entwickelung kühn die Bahn brechen, noch vermochte er, der übermächtig andringenden Zeitströmung seine Brust entgegen-

zustemmen. Schwankend zwischen einer romantischen Vorliebe für das Alte und der freimütigen Anerkennung des Neuen, was sich im Volksleben emporrang und eine Reform auf politischem und socialem Gebiete notwendig machte, stieß Friedrich Wilhelm bei der Ausführung seiner eigenen Pläne überall auf Widerstand und sah sich dadurch auf andere Bahnen gedrängt, als seinem edeln, hochstrebenden Geiste zusagten und angemessen waren. Wo die hinreißende Gewalt seiner Rede, der Zauber seiner herzgewinnenden Persönlichkeit lebendig wirkten, da konnte er eines mächtigen Einflusses gewiß sein; aber das durch Schrift und Presse weitergetragene Wort verlor um so mehr an Nachdruck, da die Handlungen nicht immer in Einklang mit demselben zu stehen schienen. Es geht ein tragischer Zug, eine unselige Kette von Mißverständnissen durch das Leben und Walten des liebenswürdigsten Königs.

Auf die kühnen Hoffnungen und hochgespannten Erwartungen, welche das erste Auftreten des Königs erweckt hatte, folgte eine Zeit peinlichen Zuwartens, dann der Täuschungen und Verstimmungen. Ein bedenklicher Geist des Widerspruchs regte sich in dem alten preußischen Beamten- und Militärstaat; ein tiefer Mißton ging durch das innerste deutsche Leben: hier ohnmächtiges Ankämpfen gegen festgegründete Ordnungen und Schwärmen in unerreichbaren Idealen, dort der machtlose Widerstand gegen eine neue Zeitströmung; hier craftloses Vorwärtsdrängen, dort verzweifelnder Weltschmerz; hier höhnender Übermut, dort schmerzvolles Entsagen; — so äußerte sich die Sturm- und Drangperiode des „jungen Deutschland."

Auch die Dichter des „jungen Deutschland" waren von dieser Stimmung ergriffen. Noch zwar rief der schwäbische Dichter G. Herwegh dem zögernden Preußenkönige zu:

„Die Hoffnung Deutschlands steht zu Dir
Fest, wie nach Norden weist die Nadel,
O Herr, ergreife das Panier!
Noch ist es Zeit, noch folgen wir,
Noch soll verstummen jeder Tadel — —"

Aber schon bald darauf ergoß er seine Galle in dem berüchtigten „offenen Briefe an König Friedrich Wilhelm IV." und später vermaß er sich in seiner deutschen Marseillaise zu dem wilden Rufe:

„Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden!"

Auch andere Dichter, wie Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben u. a., gaben ihrem Unmut über die politischen Verhältnisse in Versen Ausdruck, und es mag wohl manches kecke Wort gefallen sein, als die drei Genannten am Ufer des Rheins zu Koblenz im Gasthofe zum Riesen zusammensaßen, in jener Nachtsitzung, von der Freiligrath sagte:

„Oftmals denk' ich wie im Traum
Jener Nacht im Riesen,
Wo wir den Champagnerschaum
Von den Gläsern bliesen."

Es war freilich viel verbrausender Champagnerschaum in den Gemütern der Deutschen während jener Zeit der Trübungen und der Gärung, doch bleibt vom Wein die Blume, wenn auch verging der Schaum, so treibt auch ewige Wahrheit aus flüchtigem Jugendtraum. Manche, die es müde wurden, ihr Streben einem so fernen, scheinbar unerreichbaren Ziele zuzuwenden, kehrten dem Vaterlande den Rücken und trugen ihren Weltschmerz über den Ocean. Den Auswanderern rief Freiligrath die schöne Mahnung nach:

„Wie oft noch wird's in fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!"

Aber ein starkes Herz hofft weiter, ob auch Jugendträume entschwinden und Hoffnungen scheitern, und sucht unter den Irrungen der Zeit den Weg der Wahrheit. —

Der Gegensatz zwischen den Anschauungen des Königs und dem herrschenden Zeitgeiste trat zunächst gerade auf einem Gebiete hervor, wo der König am wenigsten Widerspruch ertragen konnte, auf dem religiösen Gebiete. König Friedrich Wilhelm IV. machte den christlichen Staat und die christliche Weltanschauung zum leitenden Grundsatze seines Waltens und erkannte das kirchliche Leben und die kirchliche Gläubigkeit als die Grundbedingung alles sittlichen Fortschritts; in der öffentlichen Meinung dagegen regte sich eine freigeistige, feindselige Strömung gegen den Einfluß und die Übergriffe der Kirche im Staate. In den protestantisch-deutschen Ländern hatte bisher eine gemäßigte, rationalistische Richtung das Übergewicht behauptet, welche die Bibel, insbesondere die Evangelien als die Grundlage und Richtschnur des christlichen Glaubens anerkannte und dieselben nach den Begriffen der menschlichen Vernunft auslegte. Solange Männer von der Geistes- und Herzensbildung und von dem aufrichtig frommen Sinne wie Schleiermacher diese Richtung in ihrer Gemeinde pflegten, konnte dieselbe nur heilsam und fruchtbringend wirken. Sie hatte aber auch ihre bedenklichen Seiten, insofern sie der subjektiven Auslegung des einzelnen freien Spielraum ließ, und konnte somit diesen in Widerspruch zu den feststehenden Satzungen und Vorschriften der Kirche setzen. Aus dieser rationalistischen Richtung, welche sich mit den Grundlehren der Hegelschen Philosophie vermischte, ging das Buch: „Das Leben Jesu" von dem Professor David Strauß in Tübingen hervor, welches den Beweis unternahm, daß Christus nicht eine eigentlich historische Person, noch weniger eine solche von

wunderbarem Ursprunge, vielmehr nur eine sagenhafte oder mythische Gestalt sei. Durch diese und ähnliche Schriften wurde eine dem positiv christlichen und kirchlichen Glauben feindselige Strömung im Volke genährt und verbreitet. Eine Anzahl von Theologen und Gelehrten, welche sich „protestantische Freunde“ nannten und vom Volke „Lichtfreunde“ genannt wurden — darunter der Landpfarrer Uhlich von Pömmelte bei Magdeburg, Professor Wislicenus in Halle, König in Anderbeck —, erklärten, nicht bei dem Buchstaben stehen bleiben, sondern auf der Grundlage der Reformation weiter reformieren zu wollen. Ihr Programm lautete: „Wir stehen auf dem Boden der heiligen Schrift; aber wir legen dieselbe aus im Lichte der Zeit, nach den Bedürfnissen der Gegenwart, mit allen Mitteln der Wissenschaft.“ Diese Bewegung verbreitete sich immer weiter. Die „protestantischen Freunde“ schieden aus der Landeskirche aus und bildeten sogenannte „freie Gemeinden,“ die besonders in Sachsen vertreten waren.

Auch innerhalb der katholischen Kirche fand eine ähnliche Bewegung statt. Während man in der evangelischen Kirche über die Auslegung der Wunder Christi stritt, sprachen katholische Geistliche von den Wundern, welche der sogenannte „heilige Rock“ Christi noch heute thun sollte. Bischof Arnoldi zu Trier hatte diese im Dom zu Trier aufbewahrte Reliquie von sehr zweifelhafter Echtheit im Jahre 1844 zur Schau ausgestellt und mit Genehmigung des Papstes eine Wallfahrt nach Trier, verbunden mit einem außerordentlichen Ablaß, ausgeschrieben. Viele Tausende von Gesunden und Kranken wallfahrteten nach Trier, um das Heiligtum in Andacht und Ehrfurcht zu betrachten, oder um seine wunderthätige Kraft zu erproben. Zu denjenigen, welche ihm ihre Genesung von einer Krankheit zu verdanken glaubten, gehörte auch die Nichte des ehemaligen Kölner Erzbischofs, Freifrau von Droste-Vischering. Da erhob sich aus der Mitte der Katholiken selbst eine Stimme des Widerspruchs gegen dieses Treiben. Ein ehemaliger katholischer Kaplan, Namens Johannes Ronge, zur Zeit Hauslehrer bei dem Grafen von Reichenbach auf Laurahütte in Oberschlesien, erließ ein „offenes Sendschreiben“ an den Bischof und gegen den Mißbrauch mit dem sogenannten „heiligen Rocke“: „Bischof Arnoldi von Trier, wissen Sie nicht, als Bischof müssen Sie es wissen“ u. s. w. In diesem Briefe wurden der Reliquien- und Heiligenkultus scharf getadelt und manche Satzungen der römisch-katholischen Kirche auf das heftigste angegriffen. Ein anderer katholischer Geistlicher, Czerski zu Schneidemühl in Posen, sagte sich mit seiner ganzen Gemeinde vom Papste und der römischen Kirche los. Bald darauf erfolgte ein Massenaustritt zu Breslau und die Bildung der ersten deutschkatholischen Gemeinde. Nach und nach entstanden noch mehr deutschkatholische Gemeinden. Dieselben erklärten, daß sie die Bibel einzig und allein als die Grundlage des Glaubens anerkännten, deren Auslegung der von der christlichen Idee durchdrungenen und bewegten

Vernunft freigegeben sei. Ronge unternahm eine Apostelfahrt durch Deutschland; aber es zeigte sich bald, daß er nicht das Zeug zu einem Reformator hatte und daß der Deutschkatholizismus zu einer Umbildung oder Zurückdrängung der römisch-katholischen Kirche aus Deutschland unfähig war. Wenn der Geschichtsschreiber Gervinus die Ansicht aussprach, daß der Deutschkatholizismus berufen sei, dem Streite der Konfessionen in Deutschland ein Ende zu machen und die einige Kirche der Zukunft vorzubereiten, so erwies sich dieselbe bald als eine arge Täuschung.

König Friedrich Wilhelm IV. sah bei seiner tief religiösen Weltanschauung mit Schmerz die Spaltung innerhalb der Kirche. Es war ihm heiliger Ernst mit dem Gedanken, daß sein Volk sich um ihn scharen solle, um den kirchenfeindlichen und zerstörenden Bestrebungen, welche von allen Seiten vordrangen, zu widerstehen; er hoffte die Zeit noch zu erleben, wann der christliche Glaube die weite Erde bezwingen und überall die eine Kirche herrschen würde, evangelisch, ohne sichtbares Oberhaupt, aber frei und weit genug, um verschiedene Bekenntnisse zu ertragen, und er „dürstete nach dem Augenblicke, wann er die oberstbischöfliche Gewalt, die er in seinem Lande hatte, in die Hände der Kirche selbst würde zurückgeben können." Der König hatte (im Oktober 1840) den Legationsrat Eichhorn zum Kultusminister berufen, welcher es als seine Aufgabe betrachtete, den revolutionären Tendenzen auf kirchlichem Gebiete mit Strenge entgegenzutreten und die orthodoxe, kirchliche Gesinnung zu fördern. Gegen diesen richtete sich der Sturm der öffentlichen Meinung. Man sprach von einer kirchlichen Reaktion, von einer Beschränkung der Glaubensfreiheit und von einer Rückkehr zu der Zeit der Wöllnerschen Edikte. Der Magistrat von Berlin reichte dem Könige eine Adresse ein, in welcher er der freigeistigen Bewegung das Wort redete und ihre Anhänger dem Schutze und der Gunst des Königs empfahl, dagegen die Anhänger der streng kirchlichen Richtung als eine finstere und übelgesinnte Partei bezeichnete. Diese Sprache der städtischen Obrigkeit seiner Hauptstadt mißfiel dem Könige höchlich, und die Antwort, welche er dem Magistrat (2. Oktober 1845) auf dem Schlosse persönlich erteilte, ließ sowohl den königlichen Unmut, als die tiefe Verschiedenheit zwischen den religiösen Anschauungen des Königs und denjenigen des Berliner Magistrats, die von einem großen Teile des Volks geteilt wurden, erkennen. Sie lautete im Auszuge:

„Ich habe dem Magistrate von Berlin eine geraume Frist gestattet, über den gegenwärtigen Schritt nachzudenken. Ich habe die Bedingung gemacht, die Adresse nur dann entgegenzunehmen, wenn sie mir vom Magistrate selbst überbracht und vorgelesen würde. Ich hegte die schöne Hoffnung, daß der Magistrat eine andere Ansicht von diesem Schritte gewinnen würde, und daß er es am Ende selbst sonderbar finden müsse, in meiner Gegenwart und von Angesicht zu An-

gesicht eine lange theologische Abhandlung vorzulesen. Sie haben es dennoch gewünscht, meine Herren, und ich habe Ihren Wunsch erfüllt. — — — —

„Der Magistrat bezeigt ein großes Interesse für die kirchlichen Angelegenheiten. Ich muß also voraussetzen, daß derselbe die Rechtslage unserer evangelischen Landeskirche genau kennt. Er muß wissen, daß, als in der Reformation die Kirchengewalt ihrer Träger entbehrte, die Kirche und die Reformatoren selbst sie auf den Landesherrn übertrugen. Sie ruht auf meiner Krone und erschwert dieselbe sehr; sie legt mir bedenkliche Pflichten auf, sie giebt mir aber ein unbestreitbares und unbestrittenes Recht, in die Gestaltung der Kirche einzugreifen. Ich thue das aber nicht, fünf Jahre meiner Regierung bezeichnen das klar, und merken Sie sich das, meine Herren, denn das ist der Kern meiner Antwort, ich thue es nicht, weil ich einem unwandelbaren Grundsatze folge, der ist: die Kirche durch sich selbst sich gestalten zu lassen. — — Der selige König hat der Kirche ein kostbares Geschenk gemacht: es sind die Synoden. — — Die Synoden sind die berechtigten Organe, die Wünsche der Kirche auszusprechen. Sollte von denselben die Anregung auf eine Gestaltung der Kirche ausgehen, so werde ich gerne Hand ans Werk legen und den Tag segnen, an welchem ich die Kirchengewalt wieder in die rechten Hände zurückgeben kann. Doch ohne Anregung durch die rechtmäßigen Organe werde ich nichts thun.

„Ich muß dem Magistrat jede rechtliche Befugnis absprechen, anregend oder thätig in die Gestaltung der evangelischen Landeskirche einzugreifen. Aber ich würde ihm gern eine moralische Befugnis zuerkennen, wenn der Magistrat in einem eminenten Grade seine Patronatspflichten erfüllt und das Interesse an kirchlichen Dingen bei anderer Veranlassung in gleichem Maße bethätigt, wenn er das Band protestantischer Bruderliebe besonders heilig gehalten hätte. Aber, die Hand aufs Herz, meine Herren, es ist mir in Wahrheit nicht möglich, diese moralische Befugnis dem Magistrate zuzuerkennen.“ — — — —

(Der König spricht darauf von dem schlechten Kirchenbesuche in Berlin, von der Weigerung des Magistrats, den englischen Protestanten auf ihre Bitte eine zeitweise Mitbenutzung einer der evangelischen Kirchen zu gestatten, wogegen er den Deutschkatholiken unaufgefordert den Gebrauch zweier Kirchen angeboten habe, und fährt dann fort:)

„Das Allerschmerzlichste aber, was in der Adresse enthalten ist, muß ich zuletzt berühren. Es bezeichnet der Magistrat die kirchlich Gläubigen der evangelischen Kirche als eine Partei — das hat mir wehe gethan. Aber er geht weiter: er beschuldigt, wenn auch versteckt, doch deutlich, meine Regierung, eine Partei zu begünstigen. Über diesen letzteren Punkt, meine Herren, gehe ich im Gefühle der eigenen Würde und im Gefühl der Würde meiner Behörden mit beleidigtem Stillschweigen hinweg; von den anderen aber will ich reden.“ —

(Der König spricht von den Anklagen, welche die Adresse des Magistrats gegen den Kultusminister Eichhorn vorbringt:)

„Was sollen die fremden Bekenntnisse, ja die Unparteiischen in denselben von dem Zustande unserer Kirche und unseres Patronats denken, wenn der Magistrat von Berlin in der Gegenwart seines Königs so harte Anklagen gegen die «Zu treuen» erhebt, für die anderen aber, denen auch nicht ein Kriterium fehlt, was eine Partei, und zwar eine sehr gefährliche Partei, bezeichnet, keine Klage hat. Das hat mich tief gekränkt. Ich beklage es als ein Unglück und muß Ihnen, meine Herren, meine Mißbilligung darüber von ganzem Herzen aussprechen.

„Echte Freundestreue besteht nur in der Wahrheit. Ich habe mein Scherflein in dieser Beziehung abgetragen, indem ich Ihnen, die ich gerne meine Freunde nenne, nach bestem Gewissen und Wissen meine Meinung gesagt habe. Es besteht seit vierhundert Jahren zwischen unseren Fürsten und unserer Stadt ein schönes Band der Liebe und Treue und des Vertrauens. In der Zuversicht, daß meine treu gemeinten Worte dieses Band nur befestigen werden, entlasse ich Sie hiermit in Gnaden."

Alle Bestrebungen der Freigeister, für die kirchenfeindliche Bewegung den Schutz und die Gunst des Königs zu erlangen, scheiterten an dem ernst religiösen und kirchlich gläubigen Sinne Friedrich Wilhelms und an seinem festen Willen, den er einige Zeit später laut und öffentlich kundgab in dem Bekenntnis: „Ich und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen."

Die freigeistige Bewegung auf kirchlichem Gebiete geriet ins Stocken; aber die Führer und Anhänger derselben verbanden sich mit den politisch Unzufriedenen in der bestimmten Erwartung, daß eine Umgestaltung im Staatsleben nicht ausbleiben und daß diese auch ihre Pläne fördern würde. Ein Geist der Unzufriedenheit und Verneinung gewann in Preußen immer mehr Platz, und das Wort des Königs in der Huldigungsrede: „Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern" erwies sich in der That als eine schöne Täuschung, als ein Irrtum, der sich in der Folge schwer strafen sollte.

Außer Zusammenhang mit der Bewegung auf politischem und kirchlichem Gebiete, aber doch als ein bedenkliches Zeichen der Verirrung, welche sich mancher Köpfe bemächtigt hatte, erscheint ein Ereignis, das im Jahre 1844 allgemein in Preußen ein schmerzliches Aufsehen erregte und allerdings in der preußischen Geschichte bis dahin unerhört war. Am 26. Juli nachmittags, als der König mit seiner Gemahlin soeben in den Wagen stieg, um eine Reise nach Schlesien anzutreten, drängte sich aus der versammelten Menge ein Mensch hervor bis dicht an den Wagen heran und schoß aus großer Nähe ein Pistol auf den König ab, glücklicherweise ohne ihn zu treffen. Die herbeikommende Schloßwache hatte Mühe, den Frevler vor der Volkswut zu schützen. Es war ein wegen

schlechter Amtsführung abgesetzter Burgemeister Namens Tscheck, der mehrmals vergeblich um Wiederanstellung gebeten hatte, und die That nur ein Ausfluß der Privatrache, wofür der Verbrecher auf dem Blutgerüste büßte. Dem Volke aber gab die Frevelthat Veranlassung, dem Könige in zahlreichen Kundgebungen seine Teilnahme und unerschütterte Liebe und Anhänglichkeit auszusprechen. Der König dankte in einem Erlaß (5. August), in welchem er sagte: „Ich gehe im Aufblicke zu dem göttlichen Erretter mit frischem Mute an mein Tagewerk, Begonnenes zu vollenden, Vorbereitetes auszuführen, das Böse mit neuer Siegesgewißheit zu bekämpfen und meinem Volke das zu sein, was mein hoher Beruf mir auferlegt und meines Volkes Liebe verdient. — — Solcher Liebe gewiß, lege ich getrost mein Haupt in den Schoß jedes einzelnen meiner Unterthanen im Lande." —

Der erste vereinigte Landtag der preußischen Monarchie. Überall in Deutschland regten sich mächtig die Schwingen einer neuen Zeit. Im Privatleben wie in der Öffentlichkeit, auf dem Katheder, der Bühne, auch in der Presse erhoben sich immer lauter die Stimmen für die Einführung freier Verfassungen in den deutschen Staaten und für die Einigung der gesamten deutschen Nation. Auch König Friedrich Wilhelm IV. fühlte die Pflichten, die sich für ihn aus den Verheißungen seines Vorgängers ergaben. So wie er es jedoch gewesen war, unter dessen Leitung die ständische Einrichtung der Provinziallandtage ins Leben gerufen worden war,* so glaubte er auch jetzt nur auf diesem Grunde fortbauen zu sollen.

Noch unter dem Eindrucke der bei der Huldigung hervorgetretenen Stimmung der allgemeinen Hingebung an die Idee des Staates und der Monarchie hatte der König bereits im Februar 1841 an die weitere Ausbildung der ständischen Einrichtungen Hand angelegt. Er sagte, aus den Zurufen der Stände bei der Huldigung, ihm Helfer sein zu wollen auf seiner rauhen Bahn, schöpfe er die Kraft, auch für die ständischen Verhältnisse eine lebendigere Zeit heraufzuführen. Die Zugeständnisse, die er machte, beschränkten sich jedoch vorläufig auf drei Punkte:

1. Die Provinziallandtage sollten fortan regelmäßig (alle zwei Jahre) einberufen werden.

2. Dieselben sollten aus ihrer Mitte Ausschüsse wählen, damit der König — auch wenn die Landtage nicht versammelt waren — sich ihres Rates und ihrer Mitwirkung besonders da bedienen könne, wo es sich um die Interessen mehrerer oder aller Provinzen handelte.

3. Die Protokolle der Landtage sollten für die Mitglieder gedruckt, ihre Eingaben, sowie die Antworten der Regierung zur allgemeinen Kunde gebracht werden.

* Siehe S. 13.

Die Provinziallandtage, welche in den Jahren 1841, 1843 und 1845 berufen wurden, zeigten sich von der geistigen Bewegung ihrer Zeit ergriffen. Allenthalben kamen Anträge zu Tage, die, über das Örtliche und Provinzielle hinausgreifend, die allgemeinen Angelegenheiten in ihren Bereich zogen. Insbesondere der ostpreußische und der rheinische Landtag forderten mit lauter Stimme die Verleihung einer Verfassung für die gesamte Monarchie, die Einführung öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens, Preßfreiheit u. s. w.

Auch praktisch machte sich das Bedürfnis einer allgemeinen Landesvertretung geltend. Nach dem Staatsschuldengesetze (vom Januar 1820) sollte der Staat keine Schuldverbindlichkeiten ohne Einwilligung der Reichsstände eingehen. Nun stellte sich heraus, daß der Ausbau der Eisenbahnen, welche die lang hingestreckte Ausdehnung des preußischen Gebiets besonders wünschenswert erscheinen ließ, eine Anleihe dringend notwendig machte. Die acht Provinziallandtage konnten aber niemals an die Stelle einer allgemeinen Landesvertretung — d. i. von „Reichsständen“, wie man damals sagte — treten.

Unter diesen Umständen entwarf König Friedrich Wilhelm IV. den Plan, die acht jetzt für sich bestehenden Provinziallandtage zu einer einzigen Versammlung zu vereinigen. Die Schwierigkeit bestand für ihn nur darin, die geerbte Macht und die alten Rechte seiner Krone neben den Befugnissen, welche dieser Versammlung eingeräumt werden sollten, ungeschmälert zu erhalten. Der König hoffte, einer allzu großen Ausdehnung der Rechte der Stände durch die Bildung einer sogenannten „Herrenkurie“ aus den am meisten aristokratischen Elementen der Provinzialstände, den Standesherren und anderen vom Könige dazu erlesenen Personen aus den vornehmsten fürstlichen und gräflichen Geschlechtern neben der „Dreiständekurie“ der Ritter, Bürger und Landleute und durch den Modus der Abstimmung bei der Beschlußfassung zu begegnen. Die Beschlußfassung sollte nicht durch gemeinschaftliche Abstimmung, sondern durch Abstimmung nach Ständen erfolgen. Zwei Stände sollten immer die Mehrheit machen, der Beschluß aber doch erst durch Beitritt der Herrenkurie zum Landtagsbeschluß erhoben werden. Der Versammlung wurde das Recht der Steuerbewilligung und der Konsentierung bei neuen Staatsanleihen zugestanden. Bei jedem Zusammentritt sollte ihr eine Übersicht des Staatshaushalts vorgelegt werden. Auch die allgemeinen Landesgesetze sollten der Versammlung zu ihrem Beirat vorgelegt werden, das Recht der Petitionen und Beschwerden in allgemeinen Angelegenheiten derselben ausschließlich zustehen. Bei alledem war jedoch der „vereinigte Landtag“ nicht als eine bleibende Einrichtung ein für allemal hingestellt, sondern nur als ein einmaliger Versuch betrachtet. Für gewöhnlich sollten die aus diesem zu wählenden und regelmäßig zu berufenden „vereinigten Ausschüsse“ die Rechte des Landtags üben.

Diesen Entwurf hatte der König durch seinen Minister des Innern,

Grafen Arnim-Boitzenburg ausarbeiten lassen (1844); doch zeigte sich schon im Anfange Verschiedenheit in den Ansichten zwischen dem Könige und seinem Minister, namentlich in Bezug auf die Bildung der Herrenkurie. Graf Arnim schied aus dem Ministerium und erhielt den Freiherrn von Bodelschwingh zu seinem Nachfolger. Der König setzte eine Kommission nieder, bestehend aus den Ministern Bodelschwingh, Savigny, Uhden, Canitz und dem Hofmarschall von Rochow, zu welchen später noch die Minister von Thile, von Rother und der Fürst von Solms-Lich traten, und legte ihr den Verfassungsentwurf zur Beratung vor. Die Beratung erfolgte in zwei Sitzungsperioden (vom 11. bis 21. Juli und vom 24. September bis 6. Oktober 1845). Es fehlte innerhalb der Kommission nicht an Widerspruch gegen das Projekt. Man war der Meinung, daß, wenn die Versammlung einmal berufen würde, sie mit größeren Befugnissen ausgestattet werden müsse, als der Entwurf ihr beilegte, insbesondere, daß man den Ständen beratende Stimme bei den künftig zu erlassenden allgemeinen Landesgesetzen und ein ausgedehntes Steuerbewilligungsrecht zuerkennen müsse. Indem man aber die Stände mit gewissen Berechtigungen auszustatten und gleichzeitig die Autorität der Krone vollständig zu erhalten gedachte, brachte der Versuch, die Ansprüche beider Teile zu vereinigen, große Verlegenheit hervor. In ihrem Schlußberichte mahnte die Kommission den König von der Vereinigung der acht provinzialständischen Versammlungen zu einer einzigen ab; denn es sei vorauszusehen, daß diese ein größeres Maß von Rechten, als ihr jetzt zugestanden werden könne, zu erstreben suchen werde. Die Mitglieder der Kommission hätten es mit Ausnahme einer einzigen Stimme vorgezogen, daß die Ständeversammlung nur aus den vereinigten Ausschüssen unter Verstärkung der Zahl ihrer Mitglieder gebildet würde; diese Versammlung würde leichter zu leiten sein und die Verfassung an Einfachheit gewinnen.

Auch von anderer Seite kamen Abmahnungen. Der Petersburger Hof und die Wiener Hofburg sahen in dem Vorhaben Friedrich Wilhelms IV., seinem Lande eine Verfassung zu verleihen, einen Abfall von den Grundsätzen der heiligen Allianz. Der König beruhigte den Fürsten Metternich bei einer persönlichen Zusammenkunft, die er (im Herbst 1845) am Rhein mit ihm hatte, über seine Absichten.

Die Verfassungsangelegenheit nahm indessen ihren regelmäßigen Fortgang. Am 11. März 1846 fand eine gemeinschaftliche Sitzung der Verfassungskommission und des Staatsministeriums statt, welche von wichtigen Folgen für die Geschichte des Preußischen Staates werden sollte.

Den Vorsitz des Staatsministeriums führte der Prinz von Preußen, welchen Titel der älteste Bruder des Königs seit dessen Thronbesteigung als präsumtiver Nachfolger, da die Ehe des Königs mit Elisabeth von Bayern kinderlos blieb, führte. Der Prinz zeigte sich auch in dieser Frage als ein sicherer und fester Charakter, als ein Mann, der jeden Schritt über den Kreis

der gegebenen Verhältnisse hinaus nur nach reiflicher Überlegung und mit Bedacht thut, entschlossen, den einmal gethanen Schritt nicht wieder zurückzuthun und die einmal eingegangenen Verpflichtungen gewissenhaft durchzuführen.

Der Prinz von Preußen zeigte sich bei der Eröffnung der Sitzung von der Bedeutung des Momentes durchdrungen: denn es handele sich hier um die ganze Zukunft, ja um die Existenz des Thrones und des Vaterlandes. Er sprach den Grundsatz aus, daß eine weise Regierung dann und wann Nachforschungen halten müsse, ob die vorhandenen Institutionen mit der Fortentwickelung der Zeit im Einklange seien, ein Verfahren, bei welchem Preußen groß geworden sei. In diesem Sinne seien schon die Provinzialstände eingeführt worden, und vielleicht hätte man bei dieser Einrichtung stehen bleiben können, wenn nicht für die allgemeine Forderung der Unterthanen in gegenwärtiger Zeit, die sich auf zwei Dinge beziehe: Publizität und größere Teilnahme an den Staatsangelegenheiten, einige weitreichende Zugeständnisse in Aussicht gestellt wären, namentlich die Bildung einer ständischen Centralversammlung. Er sei von der Notwendigkeit einer solchen noch nicht überzeugt. Wolle man aber zu dieser Veränderung schreiten, so müsse man vor allem darauf sehen, daß die Macht der Regierung nicht in die Hände der beratenden Versammlung übergehe. Die Macht der Krone dürfe nicht geschmälert und besonders die gesetzlich freie Bewegung der Regierung nicht gestört werden, wenn die Stellung Preußens nicht gefährdet werden solle.

Aufgewachsen unter den Überlieferungen der Fridericianischen Ruhmeszeit und unter den Eindrücken der eisernen Zeit, an deren ruhmvollen Kämpfen er an hervorragender Stelle selbstthätig teilgenommen hatte, vermochte der edle Prinz sich nur schwer in die Ideen einer neuen Zeit hineinzuleben, welche das alte glorreiche Preußen einer so gewaltigen Umgestaltung entgegenführte; aber trotz aller seiner Bedenken stellte er doch, indem er dem Willen des Königs und der Meinung seiner Ratgeber Rechnung trug, die Frage, ob eine centralständische Versammlung Bedürfnis sei oder nicht, und er gab selbst bei der Abstimmung über diese Frage, welche mit vierzehn gegen zwei Stimmen bejaht wurde, und obgleich er im übrigen mit dem Inhalt des Gesetzentwurfs nicht einverstanden war, ein entschiedenes Ja für die Notwendigkeit einer centralständischen Einrichtung ab; aber er fügte mit tiefem Ernst hinzu, indem er die zu erwartende Veränderung mit einer gewissen Entschlossenheit ins Auge faßte: „Ein neues Preußen wird sich bilden. Das alte geht mit Publizierung dieses Gesetzes zu Grabe. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist!"

Am 3. Februar 1847 erließ der König das Patent, welches die Provinzialstände sämtlicher acht Provinzen unter dem Namen des „Vereinigten Landtages der Monarchie" für den 11. April nach der königlichen Hauptstadt Berlin berief. Am 3. Februar 1813 hatte König Friedrich Wilhelm III. die preußische

Jugend zum Kampfe gegen die Zwingherrschaft des fremden Gewalthabers aufgerufen. „Wie damals die vereinigte Kraft des mit seinem Könige innigst verbundenen Volkes den gemeinsamen Feind besiegte, so möge durch die neuen ständischen Gesetze der Ausgangspunkt einer neuen glänzenden Epoche gebildet werden, in welcher das herzlichste Vertrauen zwischen König und Volk die geschäftigen Feinde besiege, welche sich zwischen den König und sein Volk einzudrängen suchen, um aus der Zwietracht die Schwäche, aus der Schwäche den Umsturz zu bereiten und ein Reich der Willkür, Gottlosigkeit und Unordnung aufzurichten." — So drückte sich die Staatszeitung bei der Bekanntmachung des Ediktes aus.

Im Volke freilich ward der königliche Erlaß anders aufgenommen. Man fand, daß er zu wenig gewährte, um die Wünsche des Volkes zu befriedigen, zu viel, um die unumschränkte Macht des alten preußischen Königtums unberührt zu lassen. Aber man sah mit Genugthuung in dem vereinigten Landtage eine Stätte geschaffen, an welcher die Wünsche und Hoffnungen des Volkes doch vor dem Throne zum Ausdruck gelangen konnten. Freilich schien die Berufung des vereinigten Landtags mehr als die Einleitung, denn als der Abschluß des preußischen Verfassungswerkes.

Mit Spannung erwartete man die Eröffnung einer Versammlung, welche zum erstenmal die Vertreter der acht Provinzen des Staates zu gemeinschaftlicher Arbeit an der Wohlfahrt des Volkes vereinigen sollte. Jede Provinz stellte eine Anzahl freisinniger, vaterlandsliebender Männer, welche auch in den politischen Kämpfen der Folgezeit einen hervorragenden Platz auf der Tribüne oder auf der Ministerbank einnahmen. Besonders glänzten die Rheinlande durch eine Reihe ausgezeichneter Redner, wie Beckerath, Camphausen, Hansemann; aus Ostpreußen, wo der Oberpräsident Th. von Schön, ein Gesinnungsgenosse des Freiherrn vom Stein, mit seiner geistvollen und Aufsehen machenden Schrift „Woher und Wohin?" die Veranlassung zum Wiederaufleben der Verfassungsfrage gegeben hatte, erschienen von Saucken-Tarputschen und zwei Jugendfreunde des Königs, die Brüder Rudolf und Alfred von Auerswald, aus Pommern Graf Schwerin, aus Westfalen der Freiherr von Vincke, aus Schlesien Milde als Vorkämpfer der freisinnigen Richtung auf dem vereinigten Landtage.

Das alte, unumschränkte Königtum von Gottes Gnaden fand seine treuesten Anhänger zunächst in der Herrenkurie, wo die königlichen Prinzen und die Standesherren, wie der Fürst zu Solms-Hohensolms-Lich, Fürst Lichnowski, Graf von Arnim-Boitzenburg u. a. ihren Platz hatten. In der Dreiständekurie gehörten zu den Schildträgern des alten Königtums in erster Reihe die Ritterschaft Pommerns und der Altmark, unter welcher uns die von Rochow, von Puttkamer, von Thadden-Trieglaff, von Wedell u. a. begegnen. Wir bemerken auch unter den Abgeordneten der Provinz Sachsen als Stellvertreter

für den erkrankten Abgeordneten von Brauchitsch auf Scharteuke den damals noch wenig beachteten jungen Deichhauptmann Otto von Bismarck-Schönhausen.

Schon die Wahl des Raumes, der für die Beratungen bestimmt war, und die äußere Einrichtung des Weißen Saales im königlichen Schlosse ließen auf den Geist schließen, in welchem der König die Teilnahme der Stände an den Regierungsangelegenheiten bethätigt zu sehen wünschte. Dem Throne gegenüber, dem zunächst der vom Könige ernannte Landtagsmarschall, Fürst zu Solms-Hohensolms-Lich, seinen Platz hatte, befanden sich die Sitze für die Herrenkurie, dahinter diejenigen für die Kurie der drei Stände — Ritterschaft, Städte und Landgemeinden —, durch Zwischengänge wieder nach den acht Provinzen, jede unter dem Vorsitz ihres Provinziallandtagsmarschalls, geschieden.

Die Eröffnung (am 11. April 1847) erfolgte nach vorangegangenem Gottesdienste mit allem Glanz des alten Königtums. Unter Vorantragung des Reichspaniers durch den General von Boyen, jenen tapferen Vorkämpfer der Erhebung von 1813, und der übrigen Reichsinsignien, Krone, Scepter, Reichsapfel und Schwert, beschritt der König den Thron und begrüßte mit hochherzigen Worten die Versammlung. Aber er hob schon in der Eröffnungsrede hervor, daß er mit diesem Tage den Bau ständischer Freiheiten als vollendet betrachte; er zog scharf die Grenzen, innerhalb deren der Landtag von den ihm aus freier königlicher Machtvollkommenheit verliehenen Rechten der Steuerbewilligung, des Beirats in der Gesetzgebung und dem Petitionsrechte Gebrauch zu machen habe, und er erklärte feierlich:

„Daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln, und daß ich es nun und nimmer zugeben werde, daß sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen."

Der König warnte vor „dem finstern Geiste des Verderbens, der in einem Teile der Presse herrsche, und vor den argen Früchten des argen Baums, die uns unter der Gestalt der Verstimmung, des Mißtrauens und trauriger Einschüchterung von seiten des Liberalismus entgegenträten." Nachdem er auch der Verirrungen auf kirchlichem Gebiete gedacht hatte, erhob er sich und legte stehend mit erhobener Rechten das Bekenntnis ab:

„Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!"

Dann fuhr er fort:

„Ich wende den getrübten Blick von den Verirrungen Weniger auf das Ganze meines Volkes. Da verklärt er sich in Freudenthränen, da, meine Herren, ist bei allen meinen schweren Regierungserfahrungen mein Trost.

Mein Volk ist noch das alte, christliche Volk, das biedere, treue, tapfere Volk, das die Schlachten meiner Väter geschlagen hat und dessen ehrenwerte Eigenschaften mit der Größe und dem Ruhme des Vaterlandes nur gewachsen sind, das sich einst, wie kein anderes je, in den Tagen der Trübsal mit seinem väterlichen Könige verband und ihn dann gleichsam auf seinen Schultern von Sieg zu Sieg trug, ein Volk, meine Herren, oft versucht durch Künste der Verführung, aber immer bewährt gefunden. Auch aus der gewaltigsten dieser Prüfungen wird es rein hervorgehen. Denn schon wird das freche Spiel mit dem Christentum, der Mißbrauch der Religion zu einem Mittel des Umsturzes mehr und mehr in seiner wahren Gestalt als Sakrilegium erkannt und stirbt hin. Auch ist mein felsenfestes Vertrauen auf Volkstreue, als auf das sicherste Löschmittel des Mordbrandes, noch immerdar herrlich belohnt worden von den älteren, wie von den jüngeren Söhnen unseres preußischen Vaterlandes, selbst da, wo eine andere Sprache als hier geredet wird. — Darum hören Sie es, edle Herren und getreue Stände, und mög' es durch Sie das ganze Land erfahren: von allen Unwürdigkeiten, denen ich und mein Regiment seit sieben Jahren ausgesetzt gewesen, *appellier ich an mein Volk*. Von allen schnöden Erfahrungen, die mir vielleicht noch vorbehalten sind, *appellier ich im voraus an mein Volk*. Mein Volk kennt mein Herz, meine Treue und Liebe zu ihm und hängt in Liebe und Treue an mir. Mein Volk will nicht das Mitregieren von Repräsentanten, die Schwächung der Hoheit, die Teilung der Souveränität, das Brechen der Vollgewalt seiner Könige, die ihm seine Geschichte, seine Freiheit, seinen Wohlstand begründet und seine teuersten Errungenschaften allein schützen können und — sie schützen werden, so Gott gnädig ist, wie bisher. Wissen Sie aber, meine Herren: ich lese die Gesinnungen des Volkes nicht in den grünen Pforten und im Jubelruf des Festes, noch weniger in Lob und Tadel der Presse oder gar in den bedenklichen, zuweilen verbrecherischen Forderungen gewisser Adressen, wie sie wohl an Thron



Theodor von Schön.

und Stände oder sonst wohin gelangen; ich habe sie aber mit meinen Augen in dem rührenden Dank der Menschen gelesen für kaum verheißene, kaum begonnene Wohlthaten, hier, wo breite Landstriche unter Wasser standen, dort, wo die Menschen kaum vom Hunger genasen; in ihrer schönen Freude, in ihren nassen Augen habe ich sie gelesen vor drei Jahren bei der Königin und meiner wunderbaren Lebensrettung. Da ist Wahrheit — und in meinen Worten ist Wahrheit, wenn ich sage: das ist ein herrliches Volk, und ich fühle ganz das Glück, diesem Volke vorzustehen. Und Ihre Herzen werden mich verstehen und mir zustimmen, wenn ich Sie in dieser großen Stunde auf das eindringlichste auffordere: Zeigen Sie sich dieses Volkes wert!

„Durchlauchtigste, edle Fürsten, Grafen und Herren! Sie werden in der Stellung, die Ihnen mein Gesetz auf dem vereinigten Landtage einräumt, meine Absicht erkannt haben, daß dieselbe eine würdige, dem Begriff des deutschen Herrenstandes entsprechende, für das Wohl des Ganzen ersprießliche sei. Ich vertraue Ihnen, daß Sie in dieser Stunde und in diesen Tagen es tief empfinden, was es heißt und was es fordert, die Ersten einer Nation zu sein. Sie werden mein Vertrauen lohnen.

„Sie, meine Herren von Ritterschaft, Städten und Landgemeinden, sind, des bin ich fest überzeugt, durchdrungen von der Wahrheit, daß Sie in dieser Stunde und in diesen Tagen die Ersten Ihrer Stände sind, aber auch darum die Wahrer Ihres alten Ruhmes. Blicken Sie auf diesen Thron. Ihre und meine Väter, viele von Ihnen und von meines Hauses Fürsten und ich selbst haben für seine Erhaltung, seine Rettung, seine Ehre, für das Leben des Vaterlandes gefochten. Gott war mit uns! — Jetzt gilt's einen neuen Kampf um dieselben hohen Güter, einen friedlichen zwar; aber seine Treffen sind nicht um eines Haares Breite unwichtiger, als es jene im Blachfelde waren. Und Gott wird wieder mit uns sein; denn es gilt den Kampf gegen die bösen Gelüste der Zeit. Ihre Einmütigkeit mit mir, Ihr thätiges Bekenntnis, mir helfen zu wollen, den Boden des Rechts — den wahren Acker der Könige — immer mehr zu befestigen und zu befruchten, wird aus diesem Landtage eine gewonnene Hauptschlacht wider jenes arge, rechtlose, Deutschland betrübende und entehrende Treiben machen zu Ihrem und des Vaterlandes Ruhm und zur Befriedigung des Volkes.

„Meine Herren von der Ritterschaft, seien Sie, wie vor alters, so auch jetzt und künftig die Ersten, die dem Banner von Hohenzollern folgen, das in diesen Landen seit bald fünftehalb Jahrhunderten aller Ehre vorangeht. Und Sie, meine Herren von den Städten, legen Sie jetzt vor aller Welt ein lebendiges Zeugnis ab, daß die Intelligenz, deren größere Masse zu vertreten Sie stolz sind, bei uns die rechte, die wahre sei, die durch Religiosität und Sittlichkeit veredelte, durch Königs- und Vaterlandsliebe bestimmte. Und Sie, getreue Vertreter der Landgemeinden, Sie und Ihr Stand sind niemals die Letzten, wenn

es gilt: mit Gott für König und Vaterland, sei's im Kriege, sei's im Frieden. Hören Sie die Stimme Ihres Königs, der Ihnen zuruft: Jetzt gilt es wieder!

„In meiner Monarchie steht keiner der drei Stände über dem anderen oder unter dem anderen. Sie stehen alle in gleich mächtigen Rechten und in gleich geltenden Ehren nebeneinander, ein jeder aber in seinen Schranken, ein jeder in seiner Ordnung. Das ist mögliche und vernünftige Gleichheit, das ist Freiheit!" — —

Die königliche Anrede schloß:

„Bedenken Sie, daß die Zeit der Ungewißheit über die Gestaltung des ständischen Wesens vorüber ist. Manches, was die Nachsicht bisher mit dieser Ungewißheit entschuldigen konnte, hat hinfort keine Entschuldigung mehr. Der 3. Februar dieses Jahres hat, wie der 3. Februar 1813, den echten Söhnen des Vaterlandes die Bahn geöffnet, die sie zu wandeln haben. Aber dasselbe unaussprechliche Glück, welches damals meinem ruhmgekrönten Vater zu teil wurde, ist ja auch heute das meinige, jetzt in diesem Augenblick. Ich rede ja wie er zu preußischen, zu deutschen Männerherzen.

„Wohlan denn, Durchlauchtige, edle Fürsten, Grafen und Herren, liebe und getreue Stände von Ritterschaft, Städten und Landgemeinden! Gehen Sie mit Gott an Ihre Arbeit. Sie werden sich — des bin ich in Hoffnung jetzt gewiß — durch diese ganze Zeit unseres Beisammenseins, während ganz Europa auf Sie blickt, als echte Preußen zeigen und künftig durch alle Abstufungen unserer ständischen Versammlungen sich immerdar als echte Preußen bewähren. Dann bleibt auch, glauben Sie mir's, das eine, was not thut, nicht aus, nämlich: Gottes Segen, an dem alles gelegen. Er wird sich aus unserer Einmütigkeit in einem breiten Strom auf dieses und die kommenden Geschlechter und — ich hoffe es — auf das ganze, herrliche, deutsche Vaterland ergießen, in einem Strom, an dem sich's gut und sicher wohnen läßt, wie an den wohlverwahrten Ufern der segenspendenden großen Wasser dieser Erde. Und nun noch einmal aus der Fülle meines Herzens: Willkommen!" —

Die Rede des Königs war noch einmal eine Manifestation des Königtums von Gottes Gnaden in seiner Verbindung mit der religiösen Idee, welche auf das stärkste mit den Worten der Bibel ausgesprochen ward, um so denkwürdiger in einer Epoche, in der ganz andere Gefühle und Überzeugungen vorherrschten. Es war eine Täuschung, welcher sich der König hingab, wenn er annahm, daß die Ideen, welche sich zu seinem patriarchalischen Königtum in Widerspruch setzten, nur in der Presse, in gewissen Zeitungen und Flugschriften und in einer abtrünnigen Partei des Volkes vertreten wären; sie hatten sich vielmehr bereits eines großen Teiles des Volkes bemächtigt, und ein Teil der ständischen Abgeordneten, edler und vaterlandsliebender Männer, war von denselben erfüllt und durchdrungen. Sie betrachteten sich als Vorkämpfer von Volksrechten, „an denen das Volk als an dem wohlerworbenen Erbe seiner

Kampfestreue hänge.“ „Zwischen uns sei Wahrheit!“ hatte der König den Ständen zugerufen, und „Vertrauen weckt Vertrauen,“ das, sagte er, sei seine königliche Hoffnung; aber so oft auch diese Worte in den Reden der Abgeordneten wiederkehrten, so schien es doch, als ob diese notwendigste Grundlage eines gedeihlichen Zusammenwirkens der Krone und der Stände bei der Verschiedenheit der beiderseitigen Ziele unendlich schwer herzustellen sei. Für den Aufruf des Königs, daß man sich um ihn gegen die Feinde der inneren Ordnung vereinigen solle, hatte niemand Sinn und Verständnis. Dagegen reichten 138 Mitglieder — an ihrer Spitze der Freiherr Georg von Vincke, Mitglied der Ritterschaft der Grafschaft Mark — eine sogenannte „Deklaration der Rechte“ ein, in welcher all die Rechte aufgezählt waren, welche von ihnen als bereits durch frühere Gesetze vom Volke erworben betrachtet wurden.

Der Landtagsmarschall Fürst zu Solms-Hohensolms-Lich lehnte die Annahme der Deklaration aus formellen Gründen ab; die Liberalen entwickelten jedoch aus derselben den Anspruch auf regelmäßige Wiedereinberufung des Landtags in bestimmten Fristen, sowie auf Teilnahme der Stände an der Gesetzgebung und an der Finanzverwaltung, und sie wünschten, die Berechtigung dieser Ansprüche auch durch die Krone anerkannt zu sehen. Die dahin gehenden Anträge von Vincke, Hansemann und von der Heydt fanden Annahme in der Dreiständekurie und nach einigen formellen Änderungen auch in der Herrenkurie des vereinigten Landtags. Indem der Landtag einen großen Teil der Funktionen, welche durch das Edikt vom 3. Februar den Ausschüssen übertragen waren, für sich selbst in Anspruch nahm, war die Wahl der Ausschüsse und der Staatsschulden-Deputation unnötig, und der Landtag bat, ihm dieselbe zu erlassen.

Der König war diesen Anträgen nicht durchweg abgeneigt. Er wollte jedoch das aus seiner königlichen Initiative hervorgegangene Verfassungswerk vom 3. Februar 1847 erst vollständig durchgeführt und gesichert sehen, ehe an eine endgültige teilweise Abänderung desselben gedacht werden könne. Er antwortete deshalb dem Landtage, er werde die Anträge in Erwägung ziehen und behalte sich seine Entschließung darüber so lange vor, bis die Verordnungen vom 3. Februar ihrem wesentlichen Inhalt nach zur Ausführung gekommen sein würden.

Verstimmt über diese Antwort, verweigerte ein Teil der Stände — 58 an der Zahl — die Vollziehung der Wahlen zu den Ausschüssen, ein anderer Teil — 157 — wählte nur unter dem Vorbehalt, daß den Ausschüssen und der Staatsschulden-Deputation keinerlei Wirksamkeit beigelegt würde, welche derjenigen des vereinigten Landtags vorgreife. Der Rest, die große Mehrheit beider Kurien — 284 — vollzog die Wahlen unbedingt und ohne Vorbehalt.

Die Krone wollte von ihrer angestammten Macht nicht einen Titel fallen lassen; die Liberalen aber erkannten, daß ihrem Streben nach Erweiterung der Volksrechte der königliche Wille als mächtiger Damm entgegenstand, vor dem ihre

begeistertsten und glänzendsten Reden sich ohnmächtig erwiesen. So zog sich der Gegensatz zwischen der von der Krone in Anspruch genommenen Machtvollkommenheit und dem Streben der Stände nach Erweiterung der Volksrechte durch alle Beratungen des vereinigten Landtags und machte es zweifelhaft, ob auf der gewonnenen Grundlage der Bau, durch welchen nach dem Sinne des Königs die monarchische Verfassung aufrecht erhalten und dem Volke die Freiheit, deren es wirklich bedurfte, gewährt werden sollte, ausgeführt werden könnte und würde.

Am 29. Juni wurde der erste vereinigte Landtag durch den königlichen Kommissar, Staatsminister von Bodelschwingh, geschlossen; die Schlußrede drückte das Bedauern der Regierung darüber aus, daß die Sitzungen nicht so fruchtbringend gewesen wären, als sie hätten werden können. Das Bedauern war vielleicht beiderseitig: die Abgeordneten kehrten großenteils verstimmt über das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen auf einen Umbau des Staates im liberalen Sinne in ihre Heimat zurück; König Friedrich Wilhelm IV. beklagte, daß seine erhabene Idee, inmitten der europäischen Gegensätze gleichsam eine Burg alter gegenseitiger Treue und alten Glaubens aufzurichten, nicht verstanden, nicht durchgeführt worden war. Dennoch bleibt es das unsterbliche Verdienst König Friedrich Wilhelms IV., daß er den notwendig gewordenen Übergang aus dem alten, patriarchalischen Verhältnis in eine auf gegenseitigem Rechtsverhältnis beruhende Verfassung angebahnt hat. Nur eine große, lebensvolle Seele war dazu fähig; aber die Umwandlung des alten Preußen in einen modernen Verfassungsstaat auf dem Wege ruhiger Entwickelung durchzuführen, das war Friedrich Wilhelm IV. nicht gegeben.

Bisher hatte der König nur die Opposition auf dem vereinigten Landtage kennen gelernt, wo sie von Männern ausging, die bei aller Verschiedenheit ihres politischen Standpunktes von demjenigen des Königs doch ein Herz für das Vaterland und Verständnis für Preußens hohen Beruf hatten. Der Geist der Unzufriedenheit war jedoch auch in solche Schichten der Bevölkerung eingedrungen, welche auf dem Landtage nicht vertreten waren, auch in die arbeitenden Klassen und in die große Masse des Volkes, und es bleibt die schwere Schuld der politischen Parteiführer jener Tage, daß sie sich zur Förderung ihrer politischen Pläne auch jener Massen bedienten, die für die geistigen Kämpfe der Zeit kein Verständnis hatten.

Ernste Zeichen der Zeit blieben nicht aus. Hungersnot und Elend, die traurigen Folgen einer zweijährigen Mißernte in vielen Gegenden Deutschlands, mehrten die Unzufriedenheit unter den ärmeren Volksklassen, und obgleich dem dringendsten Notstande durch die Mildthätigkeit der Wohlhabenderen und durch einen reichen Erntesegen im Jahre 1847 abgeholfen ward, so kam doch bei dieser Gelegenheit die zunehmende Verarmung und die große Ungleichheit des Besitzes in erschreckender Weise zum Vorschein. Eine aufregende Proletarier-

litteratur, welche trotz der Censur heimlich Verbreitung fand und begierig gelesen wurde, schrieb die Ursache alles Übels den unhaltbaren politischen Zuständen zu. In der Tagespresse wie in der Litteratur, in der Kirche, dem Staate und der Gesellschaft regte sich immer mehr ein verneinender Geist und weckte in allen Kreisen ein gewisses Unbehagen, das bange Vorgefühl drohender Gefahren. —

Der Sturm 1848. Die großen politischen und socialen Bewegungen beschränken sich bei dem lebhaften Verkehr der Völker untereinander in neuerer Zeit selten auf das Gebiet eines einzelnen Staates, sondern sie greifen über die Grenzen des einzelnen Staates auf das Gebiet der Nachbarstaaten über, und die Ereignisse im Leben der Völker stehen in lebendiger Wechselwirkung zu einander.

Unter dem Anstoße der Julirevolution 1830, welche in Frankreich das Princip der Volkssouveränität zur Geltung und den Bürgerkönig Ludwig Philipp auf den Thron erhob, waren auch in Deutschland Volksbewegungen entstanden, welche die Einführung ständischer Verfassungen in den meisten kleineren deutschen Staaten zur Folge hatten. Aber die konstitutionelle Staatsform, auf einem Gleichgewicht der Regierungsfaktoren, insbesondere der monarchischen Gewalt und der Rechte der Landesvertretung beruhend, sollte sich in Deutschland nicht bewähren. Die den süddeutschen Ständekammern von den Regierungen karg zugemessenen Rechte genügten den Forderungen der Bevölkerung dieser Staaten ebensowenig, wie die Bundesversammlung zu Frankfurt a. M. mit der ihr beigelegten Polizeigewalt dem Verlangen der gesamten deutschen Nation nach Einigung aller deutschen Volksstämme unter festgegründeten Staatsformen, welche die Freiheit im Innern, die Würde und das Ansehen der Nation nach außen sicherten. Man erkannte, daß die nationale Entwickelung in Deutschland nur dann Fortschritte machen konnte, wenn sie gestützt und getragen wurde von einem mächtigen und einheitlichen, volkstümlichen Staatswesen, das heißt — da der Metternichsche Polizeistaat sich gegen die deutsch-nationale Entwickelung vollständig abschloß — von Preußen.

Wir wissen bereits, wie wenig König Friedrich Wilhelm IV. geneigt war, sein altes, patriarchalisches Königtum in Preußen in ein konstitutionelles zu verwandeln und eine Umbildung des Staates auf anderem Wege als auf dem der Weiterentwickelung und Verschmelzung der alten provinzialständischen Einrichtungen zu gewähren, welche er mit der Einberufung des vereinigten Landtags bereits angebahnt hatte.

Da trafen in Deutschland beunruhigende Nachrichten von einer neuen Staatsumwälzung in Frankreich ein. Der Thron des Bürgerkönigs war auf dem Bastilleplatz in Paris von dem Volke kraft desselben Rechts, mittels dessen er aufgerichtet, wieder umgestürzt und die Republik verkündigt worden (24. Februar 1848).

Die französische Februarrevolution 1848 übte ihre Rückwirkung auf die deutschen Verhältnisse. In stürmischen Bittschriften forderte das Volk von den

Regierungen die Gewährung freier Staatseinrichtungen. Ein deutsches Parlament, Aufhebung der Bundesverfassung, Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Versammlungsrecht, Schwurgerichte, dies waren die Hauptgegenstände der Petitionen, welche von den Abgesandten des Volkes, meistens unter Drohungen und Gewaltakten der unten harrenden und lärmenden Menge, in die Paläste getragen wurden. Die Revolution nahm ihren siegreichen Zug durch Deutschland, immer mächtiger, je geringer der Widerstand, welchen die kleinen Staatsgewalten ihr entgegenzusetzen vermochten.

Bei dem ersten Anlauf der Volksbewegung in Wien (13. März) brach auch dort der Metternichsche Polizeistaat zusammen, die ganze sittliche Hohlheit des Systems noch in seinem Sturze offenbarend. Ein gesetzloser Zustand mit Straßenscenen und Barrikadenkämpfen in der Hauptstadt nahm damit seinen Anfang, während die fremden Nationalitäten in den Kronländern die österreichische Herrschaft abzuschütteln und sich vom Kaiserstaate loszusagen drohten. Mit Spannung blickte man auf Berlin, wo jetzt die Hauptelemente der Bewegung zusammenströmten.

König Friedrich Wilhelm IV. war im Bewußtsein seiner königlichen Machtvollkommenheit nicht geneigt, was er soeben dem vereinigten Landtage verweigert hatte, jetzt dem stürmischen Andringen einer Volksbewegung zu gewähren. Er hatte (am 17. Januar 1848) die Versammlung der vereinigten Ausschüsse des Landtags zur Beratung über einige von der Regierung vorgelegte neue Gesetzentwürfe, insbesondere denjenigen eines Strafgesetzbuches für das Gebiet des Preußischen Staates, ins Leben treten lassen. Am 5. März kündigte der König dieser Versammlung an und sprach es alsdann in einer besonderen Botschaft aus, daß er erstens die durch das Patent vom 3. Februar 1847 den vereinigten Ausschüssen verliehene Periodizität auf den vereinigten Landtag übertrage und zweitens die Wirksamkeit der vereinigten ständischen Ausschüsse in der von den Kurien des ersten vereinigten Landtags beantragten Weise beschränke. Damit waren die beiden wesentlichsten Forderungen des vereinigten Landtags zugestanden und die Grundlage festgelegt, auf welcher der König allein den Ausbau der ständischen Verfassung des Königreichs fortgeführt sehen wollte. Er hoffte auf diese Weise sein Preußen vor den Stürmen der Revolution zu sichern, die bereits über die Nachbarländer hereingebrochen war und immer näher gegen die Grenzen Preußens vordrang. Am 6. März verabschiedete der König persönlich die Versammlung der vereinigten Ausschüsse mit einer Rede, welche von dem hochherzigen Vertrauen zu seinem Volke getragen war, aber mehr die von außen drohenden Gefahren, als die inneren ins Auge faßte.

„Schart Euch“ — so hieß es in dieser Rede — „wie eine eherne Mauer, im lebendigen Vertrauen um Euern besten Freund! Fern von dem Gedanken an die Einmischung in die inneren Angelegenheiten fremder Völker, thue ich

alles, meine Herren, was an mir ist, um durch die Eintracht und das mächtige Wort der Großmächte, vor allem aber durch Kräftigung des Deutschen Bundes einen ehrenvollen Frieden zu sichern, der den Völkern Europas nötig ist, wenn nicht die Bahn des geistigen und materiellen Fortschritts, welche sie so rüstig betreten, unterbrochen, ja vielleicht auf Jahrhunderte zerstört werden soll. Wenn mein Volk den deutschen Stämmen das Beispiel von Einheit und Kraft giebt, so ist ein großer Schritt zur Erreichung dieses segensreichen Zieles, der Erhaltung des Friedens, geschehen. Doch sollte es Gottes unerforschlicher Ratschluß anders fügen, sollten die Verträge gebrochen werden, auf denen Europas politisches Gebäude beruht, sollte ein Feind es wagen, das eigene Gebiet oder das meiner deutschen Bundesgenossen anzutasten, dann würde ich, wie es Ehre und Pflicht gebieten, selbst die Gefahren des Krieges einem schmählichen Frieden vorziehen. Ich werde dann mein wehrhaftes Volk zu den Waffen rufen, es wird sich um mich scharen, wie vor fünfunddreißig Jahren unter den Fahnen meines unvergeßlichen — nun in Gott ruhenden — Vaters, der auch der Vater seines Volkes war; dann wird — das ist meine Zuversicht — der Heldenmut der Jahre 1813, 14, 15 nicht fehlen. Sobald die Maßregeln, welche ich für Preußens und Deutschlands Ehre ergreifen muß, den Beistand meiner getreuen Stände erfordern, spätestens dann, wenn — was Gott gnädig verhüten wolle — der allgemeine Ruf zu den Waffen erschallen müßte, werde ich Sie, meine Herren, und Ihre Mitstände — den ganzen vereinigten Landtag — wiederum berufen, um mir mit Rat und That beizustehen, wohl wissend, daß das Vertrauen meines Volkes meine festeste Stütze ist, und um der Welt zu zeigen, daß in Preußen der König, das Volk und das Heer dieselben sind von Geschlecht zu Geschlecht." —

Während der König noch an dem Vertrauen festhielt, daß in Preußen die innere Entwickelung ihren ruhigen Fortgang nehmen würde, zeigten sich auch schon in der preußischen Hauptstadt die ersten Vorboten des nahenden Sturmes.

In den „Zelten" vor dem Brandenburger Thore fanden allabendlich Volksversammlungen statt, die von Tausenden besucht waren und in welchen die Ereignisse des Tages, die siegreichen Fortschritte der Revolution in anderen deutschen Ländern, in Baden, Württemberg, Bayern, Sachsen, Nassau u. s. w., eifrig besprochen und aufregende Reden gehalten wurden. Unter den vielen Forderungen der Zeit waren diejenigen, welche auf ein verändertes Wahlsystem zur Vertretung der verschiedenen Volksklassen in einem richtigen Verhältnis, zeitgemäße Umgestaltung des Herrenstandes und beschließende Mitwirkung des Landtages in der Gesetzgebung und im Staatshaushalt mit einfacher Stimmenmehrheit hinausliefen, die gemäßigtsten, und es schien die Absicht des Königs, Gesetzentwürfe dieses Inhalts dem zu berufenden vereinigten Landtage vorzulegen und die preußische Verfassung in diesem Sinne weiter auszubilden; aber

mit Hilfe der Revolution waren bereits die demokratisch-socialen Tendenzen emporgekommen und wurden namentlich in jenen Volksversammlungen gepflegt, durch welche die Forderungen der gemäßigten Vaterlandsfreunde weit überholt wurden.

Es war ein Unglück, daß die ruhiger denkenden und erfahrenen Männer sich von der Teilnahme am öffentlichen Leben fernhielten und die Leitung der Bewegung meistens jungen Leuten ohne praktische Erfahrung und ohne die auf gründlicher Geschichtskenntnis beruhende Vaterlandsliebe — Schriftstellern und Zeitungsschreibern zum Teil jüdischer Abstammung, Studenten, jungen Menschen ohne einen bestimmten Lebensberuf und Emissären der Revolution aus anderen Ländern, namentlich Polen und Franzosen — überließen. So trug die Bewegung keinen wahrhaft volkstümlichen Charakter.*

Aus allen Landesteilen trafen Deputationen in Berlin ein — namentlich aus den Rheinlanden, aus Breslau eine Deputation des Magistrats — und legten ihre Bittschriften an den Stufen des Thrones nieder; hinter ihnen aber erhob die Revolution bereits drohend ihre schwieligen Fäuste.

Zu den Forderungen, welche in den Volksversammlungen in den Zelten aufgestellt wurden, gehörten in erster Reihe: unbedingte Preßfreiheit, vollständige Redefreiheit, sofortige und vollständige Amnestie aller wegen politischer und Preßvergehen Verurteilten und Verfolgten, freies Versammlungs- und Vereinigungsrecht, gleiche politische Berechtigung aller, ohne Rücksicht auf religiöses Bekenntnis und Besitz, Geschworenengerichte und Unabhängigkeit des Richterstandes, Verminderung des stehenden Heeres und Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, allgemeine deutsche Volksvertretung und schleunige Einberufung des vereinigten Landtags.

Am 13. März, dem ersten schönen Frühlingstage des Jahres 1848, fand wieder eine große Volksversammlung in den Zelten statt. Es wurden die üblichen Freiheitsreden gehalten und namentlich die Arbeiterklassen aufgefordert, sich der Bewegung anzuschließen. Am Abend trat die versammelte Menge auf die Aufforderung der Polizeibehörde den Rückzug an. Es waren über zehntausend Mann, die zum Brandenburger Thore hineinfluteten. Einer solchen Ansammlung gegenüber hatte auch die Militärbehörde Vorkehrungen getroffen. Die Thorwache war stark besetzt, Unter den Linden auf dem Wege vom Thore bis zum Schlosse waren verschiedene Piketts aufgestellt. Der Anblick dieser Militäraufstellung erregte die Unzufriedenheit der Menge, welche sich in Schmähreden

* Der König schrieb an Bunsen (im Mai 1848): „Es war nachgewiesen über 10000 Mann und nicht nachgewiesen wohl das Doppelte des allergräßlichsten Gesindels seit Wochen in die Stadt geströmt und — verborgen worden, so daß die Polizei mit ihren schwachen Mitteln sie nicht auffinden konnte, darunter der Abschaum von Franzosen (galériens), Polen und Süddeutschen, namentlich Mannheimern, aber auch sehr truppierte Leute, angeblich Milaneser Grafen, Kaufherren u. s. w.“

auf die Soldateska, in Pfeifen und Zischen kundgab. Als der Tumult auf dem Schloßplatz, wo die Menge sich noch mehr anhäufte, nicht aufhörte, erhielt das Militär Befehl, den Platz zu säubern. Es geschah dies durch Vorrücken einiger Kürassierschwadronen und durch Einhauen mit flacher, dann auch mit scharfer Klinge, wobei viele Leute — und wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, nicht immer die schuldigen — verwundet wurden. Die Menge stob nach allen Seiten auseinander und drängte sich in die vom Schloßplatze ausgehenden Straßen.

An einigen Stellen wurde das Pflaster aufgerissen und das anrückende Militär mit Steinwürfen empfangen. An der Brücke in der Grünstraße wurde eine Barrikade errichtet, die erste in Berlin. Um 10 Uhr abends war die Ruhe vollständig wiederhergestellt.

Derartige Straßenscenen wiederholten sich auch an den folgenden Abenden. An sich bedeutungslos, dienten sie doch dazu, die Menge gegen das Militär aufzureizen und die Rekruten der Socialdemokratie zu schulen und im Barrikadenbau anzuleiten. Es waren die ersten Vorpostengefechte der Revolution gegen die Truppen des Königtums.

Unterdessen hatte auch die Berliner Stadtverordnetenversammlung eine Adresse an den König beraten, deren Überreichung am 14. März stattfinden sollte. Es waren ähnliche Forderungen in derselben hervorgehoben, wie sie schon in der Breslauer und in anderen Adressen enthalten waren.

„Was die übereinstimmende Ansicht der Bürgerschaft vor allen Dingen als die unerläßliche Vorbedingung einer gedeihlichen Zukunft betrachtet," hieß es in der Adresse, „ist die Vollendung des preußischen Verfassungswerkes, dessen allmählicher Ausbau unter den gegenwärtigen Umständen die Stimmung mehr aufregt als beschwichtigt. Als einen treuen Abdruck der Volksmeinung und Volksgesinnung können wir die Stände aber nur in dem Falle betrachten, wenn sie aus einer angemessenen volkstümlichen Vertretung hervorgehen und ein beschließendes Votum bei einfacher Stimmenmehrheit erhalten. — — — —

„Wenn Preußens Monarch, auf den in diesem Moment ganz Deutschland mit gespannter Aufmerksamkeit seine Blicke lenkt, in Übereinstimmung mit seinem vereinigten Landtage in dieser Richtung vorschreitet, dann wird Deutschland auf der unerschütterlichen Grundlage gemeinsamer politischer Institutionen beruhen, dann wird die glorreiche Erbschaft des hochseligen Königs, der Zollverein, dann werden auch die hochherzigen Absichten für die Begründung eines deutschen Rechts, die Ew. Majestät durch die von Preußen angeregte Beratung eines deutschen Wechselrechtes und Postvertrages an den Tag gelegt haben, mächtig gefördert werden. Die Deutschen werden die Stellung unter den Völkern einnehmen, die ihnen gebührt. — — — — Ist erst die innige Verbrüderung der deutschen Stämme errungen, ja, wird sie nur erst offen und kräftig angestrebt, so kann im Falle eines Krieges, sofern derselbe nicht in diplomatischen

Verwickelungen, sondern in der Verletzung des deutschen Bodens seinen Grund hat, von einer Gefahr für Deutschlands Fürsten und Völker nicht mehr die Rede sein.

„In tiefster Ehrfurcht ersterben wir Ew. Königl. Majestät alleruntertänigste treugehorsamste Stadtverordnete zu Berlin."

Am 14. März nachmittags 2 Uhr begab sich die Deputation der städtischen Behörden, an ihrer Spitze der Oberbürgermeister Krausnick, auf das Schloß, um dem Könige die Adresse zu überreichen. Nach Verlesung derselben antwortete der König:

„Ich fühle die hohe Bedeutung des Augenblicks. Es ist die erste Adresse, welche ich in dieser bewegten Zeit von Hand zu Hand entgegennehme, und es ist mir ein angenehmes Gefühl, daß dieselbe von meiner lieben Vaterstadt kommt, die sich auch in dieser Zeit der Bewegung in erfreulichster Weise bewährt hat. Wenn es ringsum kocht, darf man freilich nicht erwarten, daß hier allein die Stimmung unter dem Gefrierpunkt stehe. Erwägt man dieses, so ist es anerkennungswert, daß in einer Stadt von solcher Größe und in der es an zahlreichen Elementen der Unruhe nicht fehlt, die Ordnung nicht erheblich gestört worden ist. Selbst der gestrige Abend kann dieses Anerkenntnis nicht wesentlich trüben; denn bei allen denen, auf deren Benehmen ich Wert lege, war die ruhigste und besonnenste Haltung zu erkennen, und ich bin über die Haltung der Bürger erfreut gewesen.

„Was die Adresse selbst betrifft, so kann ich nicht, wie es in anderen Ländern Sitte ist, darauf in wohlstilisierter Rede antworten, nur im Konversationstone will ich einige Worte erwidern. Zunächst freue ich mich, auf die Hauptbitte erwidern zu können, daß sie bereits gewährt ist. Die Einberufung des vereinigten Landtages ist seit mehreren Tagen beschlossen, und das Berufungspatent ist bereits vollzogen. Mit Zuversicht sehe ich dessen naher Versammlung entgegen, da echt preußische Gesinnungen in Tagen der Gefahr am wenigsten fehlen werden. Mit vollster Offenheit und vollem Vertrauen werde ich dem Landtage entgegentreten. Meine Losung ist: Freie Fürsten, freie Völker; nur wenn beide frei sind, kann die wahre Wohlfahrt gedeihen. Die anderen Bitten können nur durch den Landtag ihre Lösung erhalten, ein näheres Eingehen darauf ist daher nicht nötig. Doch eines Ausdrucks der Adresse muß ich erwähnen, desjenigen nämlich, welcher gegen die allmähliche Entwickelung der Verfassung gerichtet ist; diesem kann ich nicht unbedingt zustimmen. Es giebt gewisse Dinge, die sich nicht übereilen lassen, wenn man nicht Gefahr laufen will, sie auf den Kopf zu stellen. Dies lehrt ja auch die Geschichte des Nachbarlandes, wo innerhalb Menschengedenken fünfzehn beschworene Verfassungen einander verdrängt haben, wo erst neuerdings das selbstgeschaffene Gebäude zusammengestürzt ist. Nicht in sechs Wochen darf man ein Haus bauen, welches zum Bau ein und ein halbes Jahr erfordert; auch

nicht auf Sand darf man bauen, wenn es bestehen soll. «Kühn und bedächtig,» das sind die Losungsworte jedes guten Feldherrn; ungestraft dürfen sie nicht getrennt, nicht das eine über dem anderen vergessen werden; das will ich auch nicht vergessen. — Die gute, alte deutsche Ordnung darf nicht unbeachtet bleiben. Auch die Gliederung der Stände ist deutsch, wer dagegen anstrebt, setzt sich Gefahren aus. Auch dafür fehlt es nicht an Beispielen. Ebenso kommt der Besitz als althergebrachte Grundlage der Standschaft in Betracht. Doch alles dieses kann nur auf dem Landtage erledigt werden. Wie ich ihm vertraue, so mag auch das Volk ihm vertrauen und dadurch eine recht innige Vereinigung der Stände und des Volkes bewirken! Diese Einigkeit muß das höchste Ziel des Strebens sein bis zum Landtage, während des Landtages. Nur durch festes Zusammenhalten kann das Unheil von dem deutschen Vaterlande abgewendet werden, welches der Revolutionskrieg über dasselbe zu bringen droht. Ich mag die Verantwortlichkeit des Zwiespaltes nicht über mich nehmen. Deutschlands Schicksal liegt nicht in meiner Hand; alles aber, was meine Kraft vermag, will ich redlich und ernstlich anwenden, damit auch diese Zeit der Krisis zu dessen Einigkeit, Kraft und Größe ausschlage. Sie liegt mir so nahe am Herzen wie diejenige Preußens."

Schon an demselben Abend veröffentlichte die Staatszeitung das Patent für die Einberufung des vereinigten Landtags auf — Donnerstag den 27. April. Das war spät, vielleicht zu spät in einer Zeit, welche mit Sturmesflügeln vorwärts eilte, und in welcher jeder Tag die Kunde von neuen wichtigen Ereignissen brachte.

Die erhitzten Gemüter wollten sich nicht auf eine so lange Frist hinaus vertrösten lassen. Am wenigsten mit der Antwort des Königs zufrieden war diejenige Partei, welche überhaupt eine Reform auf friedlichem, gesetzlichem Wege nicht wünschte, sondern einen vollständigen Umsturz sämtlicher politischen und socialen Verhältnisse, der nur durch eine Revolution bewirkt werden konnte, anstrebte, und diese Partei gewann in den Volksversammlungen immer mehr die Oberhand.

Zwischen dem Willen des Königs und den Wünschen des Volkes bestand eigentlich kein wesentlicher Unterschied, noch weniger ein principieller Gegensatz. Nur durfte man unter Volk nicht — und dies war einer der unseligsten Irrtümer jener Zeit — die unverständige Menge verstehen, die auf den Straßen sich drängte und, von fanatischen, vaterlandslosen Volksrednern aufgeregt und aus Branntweinläden bewirtet, lärmte und tobte, auch gelegentlich zum Barrikadenbau sich fortreißen ließ. Dies war nicht das Volk, und — es muß zur Ehrenrettung des preußischen Namens gesagt werden — der unheilvolle Straßenkampf in jener Märznacht, die wir nun schildern müssen, hat nichts gemein mit einer Volkserhebung. Der Kampf beruhte nicht auf einem principiellen Gegensatz; weder ein tyrannischer Mißbrauch der obersten Gewalt, noch eine Unterdrückung des Glaubens oder der Volksfreiheit, noch eine Knechtung hat ihn

hervorgerufen; fragen wir, wie er dennoch zum Ausbruch gekommen, so müssen wir das beschämende Geständnis ablegen: allein durch die Schwachmütigkeit derjenigen, welche sich von den tobenden Volkshaufen auf der Straße Stillschweigen auferlegen ließen, welche den Forderungen der Menge nachgaben und es versäumten, das Volk über seine wahren Bedürfnisse und Ziele aufzuklären. Schwäche, höchst strafwürdige Schwäche allein hat das unselige Mißverständnis und den Ausbruch des Kampfes in jener Märznacht verschuldet.

Am 17. März vormittags bildeten sich auf den Plätzen und Straßen der Hauptstadt wieder dichte Volksgruppen und besprachen die tumultuarischen Scenen des vorigen Abends, an welchem wieder Straßenexcesse und blutige Zusammenstöße zwischen den Volkshaufen und Truppen stattgefunden hatten. Die Aufregung wurde durch die aus Wien eingetroffenen Nachrichten von dem Sturze des Metternichschen Systems und dem Siege der Revolution noch gesteigert.

An manchen Stellen wurde eine drohende Sprache geführt. Dunkle Gerüchte wurden verbreitet von einer Reaktionspartei am Hofe, an deren Spitze der Prinz von Preußen stehen und welche in den König dringen sollte, von seiner bisher gezeigten Mäßigung abzulassen und durch sofortiges bewaffnetes Einschreiten die Revolution im Keime zu ersticken. In einer auch von Bürgern zahlreich besuchten Volksversammlung in der Köpnicker Straße wurde der Beschluß gefaßt, die Bürgerschaft solle die Volkswünsche dem Könige in einer Adresse vorstellen, die Adresse aber nicht wie früher durch eine Deputation oder durch die städtischen Behörden überreichen lassen, sondern die Gelegenheit benutzen, um die Regierung zum Eingehen auf die Wünsche des Volkes durch eine großartige Drohung mit Massen zu zwingen.

Infolge der vorangegangenen Straßenexcesse waren auf Veranlassung der städtischen Obrigkeit sogenannte „Schutzkommissionen," aus angesehenen Bürgern bestehend, gebildet worden, welche, unbewaffnet, bei Aufläufen und Unruhen durch vermittelndes Einschreiten die Ruhestörer zum Auseinandergehen veranlassen und den Waffengebrauch des Militärs überflüssig machen sollten. Es wurde nun beschlossen, daß während der Übergabe der Adresse an den König am folgenden Tage (18. März) mittags 2 Uhr diese „Friedensengel" — wie das Volk die Schutzbeamten mit der weißen Armbinde und langen, weißen Stäben in der Hand spottweise nannte — in Masse sich auf dem Schloßplatze aufstellen sollten, um dem Könige zu zeigen, daß die in der Adresse niedergelegten sogenannten Volkswünsche von den besten Bürgern der Stadt geteilt und unterstützt würden. Die „Friedensengel" waren schwach genug, sich zur Übernahme der ihnen zugedachten Rolle als Statisten bei der Revolution bereit zu erklären.

Der Inhalt der Adresse klang weniger wie eine Bittschrift als wie ein dem Könige zu übergebendes Ultimatum. Die Hauptstelle lautete:

„Allergnädigster König! Unerreichbares zu erstreben, liegt nicht in unserer Absicht, wir beschränken uns auf das Notwendigste, dadurch nur die Pfade weiterer Entwickelung anbahnend. Dahin gehört:

1. Zurückziehung der militärischen Macht,
2. Organisation einer bewaffneten Bürgergarde,
3. Gewährung der uns seit einem Menschenalter verbürgten, unbedingten Preßfreiheit,
4. Einberufung des vereinigten Landtages.

Wird uns dies gewährt, wird es uns sofort gewährt, dann garantieren wir den wahren Frieden unserer Stadt."

Wird es uns aber nicht gewährt — dies stand wohl zwischen den Zeilen zu lesen —, dann werden wir der Revolution freien Lauf lassen. Und es konnte nicht gewährt werden — denn die Zurückziehung der militärischen Macht aus der auf das äußerste erregten Hauptstadt und die Bewaffnung der mit der Revolution sympathisierenden Bürgerschaft bedeutete nichts anderes als die Kapitulation des Königstums —, dies fühlte auch jedermann, und wer am Nachmittag und Abend des 17. März über die Straße ging, der konnte aus jeder Volksgruppe die Worte hören: „Morgen geht's los!" — „Was denn?" — „Na, Sie sind wohl nicht von hier? Natürlich die Revolution!" —

Der andere Morgen kam. Am 18. März morgens 10 Uhr empfing der König eine Deputation aus den Rheinlanden, welche die bedenkliche Stimmung in ihrer Heimat schilderte und um die schleunigste Einberufung des vereinigten Landtages, sowie um eine durchgreifende Gesetzesreform bat. Sowohl die rheinische als eine bald darauf vorgelassene Deputation der städtischen Behörden Berlins nahm die befriedigendsten Antworten vom Könige mit. Der König teilte ihnen mit, daß sich der Erlaß über Preßfreiheit und das Patent über die Einberufung des vereinigten Landtages zum 2. (nicht 27.) April bereits im Drucke befänden und daß auch die übrigen Volkswünsche Gewährung finden würden. Dasselbe besagten eine Stunde später die Maueranschläge an allen Straßenecken und die soeben ausgegebene offizielle Staatszeitung.

Unterdessen hatte sich bereits der große Zug nach dem Schlosse in Bewegung gesetzt. Die „Friedensengel" erschienen auf dem Schloßplatze, von der zahlreich versammelten Straßenjugend wegen ihrer „Ballkellen" und „Schwefelhölzchen," d. i. der weißen Stäbe, die sie im Arme führten, ausgelacht und verspottet. Tausende von Neugierigen wogten Unter den Linden, im Lustgarten und auf dem Schloßplatze hin und her mit sehr geteilten Empfindungen. Hier und da wurde ein Mann auf den Schultern und Armen erhoben und las mit kräftiger Stimme die Staatszeitung mit den königlichen Zugeständnissen dem umstehenden Volke vor. Die einen umarmten sich jubelnd, andere weinten vor freudiger Rührung, noch andere schlichen grollend beiseite, sie sahen durch die königlichen

Zugeständnisse ihre Hoffnung auf einen gewaltsamen Umsturz der socialen Verhältnisse mittels einer Revolution vereitelt.

Auf dem Schloßplatze stand eine unabsehbare Volksmenge, Kopf an Kopf gedrängt; sie verlangte, den König zu sehen. Ein nicht endenwollender Jubel erhob sich, als der König gegen 2 Uhr auf dem Balkon des Schlosses erschien; er winkte grüßend, er schien reden zu wollen; aber man verstand ihn nicht. In das vieltausendstimmige Jubelgeschrei mischte sich hier und dort auch der Ruf: „Militär zurück! Militär zurück!“ denn man sah auf den Schloßhöfen einige Militärpiketts aufgestellt. Der Ruf erschallte immer lauter, immer mächtiger. Der König zog sich vom Balkon zurück. Das Volk drängte heftig und gewaltsam gegen die eisernen Gitter der Schloßportale an. Jetzt erhielten die im Schlosse stehenden Militärabteilungen Befehl, den Schloßplatz zu säubern. Major Vogel von Falckenstein, der später so berühmt gewordene Feldherr, ließ eine Kompanie seines Bataillons vom Kaiser-Franz-Grenadier-Regiment in Front mit Gewehr über unter Trommelschlag gegen den Eingang der Breitestraße vorgehen, um die Menge zu zerstreuen, während auch eine Dragonerschwadron von der Stechbahn her sich zu gleichem Zwecke in Bewegung setzte. In diesem Augenblicke genügte ein unseliges Mißverständnis, die zufällige Entladung von zwei Gewehren, um das Bild der freudig bewegten, dankbaren Bevölkerung, welches Berlin soeben noch bot, in das eines grauenvollen Straßenkampfes zu verwandeln.

Nach einigen Minuten war der Schloßplatz leer. Unter dem Rufe: „Wir sind verraten, — Waffen, Waffen!“ drängte die Menge in die vom Schloßplatze ausgehenden Straßen, in die Königs-, die Breitestraße und nach dem Werderschen Markte und der Jägerstraße, zurück. Das Straßenpflaster wurde aufgerissen, die vorüberfahrenden Wagen wurden angehalten, die Pferde ausgespannt, die Wagen umgeworfen; Tausende von Händen waren geschäftig, Bretter und Balken zusammenzutragen; Barrikaden stiegen auf; die Waffenläden wurden geplündert, die Waffen an die Verteidiger der Barrikaden verteilt.

Noch ehe der Kampf begonnen hatte, wurde aus dem Schloßportal ein großes, zwischen zwei Stangen ausgespanntes Stück weißer Leinwand, auf welchem mit mächtigen schwarzen Buchstaben die Worte geschrieben standen:

„Ein Mißverständnis,
der König will das Beste!“

von zwei Bürgern über den Schloßplatz nach der Kurfürstenbrücke getragen, während ein dritter Bürger voranging und, den Hut schwenkend und auf die Leinwand zeigend, ein Hoch auf den König ausbrachte. Man verstand die Absicht nicht, oder wollte sie nicht verstehen. Die wenigen Leute, die auf dem Schloßplatz noch waren, kehrten den Rücken, und niemand stimmte ein.

Den Truppenbefehlshabern, welche die Volkshaufen bei den Barrikaden

durch Trommelsignale zum Auseinandergehen auffordern ließen, ward Pfeifen und Hohngelächter zur Antwort. Die vorrückenden Truppen wurden von den Barrikaden her und aus den anstoßenden Häusern herab mit Steinwürfen und Flintenschüssen empfangen. Ein wüstes, wildes Wutgeschrei erfüllte die Luft, dazwischen tönte der Ruf von Sturmglocken; denn auch die Kirchenthüren wurden erbrochen, und während die einen die Kirchenbänke und -Stühle zum Barrikadenbau hinaustrugen, stiegen andere zu den Glockentürmen hinauf und läuteten Sturm. Dann vernahm man das Knattern und die Salven des Kleingewehrfeuers und den Donner des Geschützes, der in den Straßen ein schauerliches Echo fand.

Die Bemühungen einzelner Bürger oder abgesandter Deputationen, den König zu bewegen, daß er dem Einschreiten des Militärs Halt gebiete, blieben erfolglos. Da der Kampf einmal entbrannt war, so erklärte es der König für unmöglich, die Truppen zurückzuziehen, wenn nicht zuvor die Barrikaden geräumt würden. So nahm der gräßliche Kampf seinen Fortgang. Der Oberbefehlshaber der Truppen, General von Prittwitz, hatte den Kern seiner Militärmacht um das Schloß versammelt und ließ von hier aus die Truppen strahlenförmig durch die nächsten Straßen vordringen. Die Hartnäckigkeit, mit welcher einige der Barrikaden, besonders diejenige in der Breitestraße bei dem ehemaligen Hause des Konditors d'Heureuse, verteidigt wurden, steigerte die Erbitterung des Militärs gegen die Volkskämpfer. Die Nacht brach an. Die Umgebung des Schlosses, der Schloßplatz und Lustgarten, die Zugänge zu der Straße Unter den Linden, der Werdersche Markt, die Brüder- und Breite-, sowie die Königsstraße waren vollständig in den Händen des Militärs; aber in den entfernteren Stadtteilen wurde gekämpft. Das schauerliche Getöse des Straßenkampfes kontrastierte furchtbar zu der dumpfen Stille in denjenigen Stadtteilen, wo die Truppen bereits den Kampf beendigt hatten und, erschöpft von den Anstrengungen, auf dem Straßenpflaster lagerten, nicht weit von den Leichen der Barrikadenkämpfer. Die Nacht war nicht dunkel genug, um die schauerlichen Spuren des vorangegangenen Kampfes zu verdecken. Die Zerstörungen an den erbrochenen Häusern, die Barrikadentrümmer an den Straßenecken, die Blutlachen und Leichen in ihrer Nähe gaben nur ein zu lebendiges Bild von demselben. Und noch war der Kampf ja nicht beendigt, noch hörte man das ununterbrochene wilde Geprassel des Gewehrfeuers, das Aufschlagen der Kartätschkugeln auf dem Steinpflaster, hier und da das dumpfe Sturmläuten einer Turmglocke, und wer wollte sagen, ob der entsetzliche Kampf am folgenden Morgen, einem Sonntagmorgen, sich nicht mit neuer Wut über die ganze Stadt ausbreiten würde! — — Und was war das Ziel dieses Kampfes? Waren die Männer, die hier mit den Waffen einander gegenüberstanden, nicht Söhne desselben Vaterlandes? nicht Angehörige desselben Volkes, welches der König noch vor kurzem in so hochherzigen und begeisterten Worten gepriesen hatte

als „das biedere, treue und tapfere Volk, welches die Schlachten der Väter geschlagen und dessen ehrenwerte Eigenschaften mit der Größe und dem Ruhme des Vaterlandes nur gewachsen sind, das sich einst, wie kein anderes je, in den Tagen der Trübsal mit seinem väterlichen Könige verband und ihn dann gleichsam auf seinen Schultern von Sieg zu Sieg trug? — ein Volk, oft versucht durch Künste der Verführung, aber immer bewährt gefunden!" —

Wohl mochte der König dieser seiner eigenen Worte gedenken, als er in der Märznacht von den Fenstern seines Schlosses auf das wilde, verworrene Treiben zu seinen Füßen herabsah, als er das wüste Kampfgetöse hörte, das von den Straßen zu ihm heraufscholl. Und wollte nicht er dasselbe, was sein Volk wollte, — nicht die Wohlfahrt des Volkes, die Ehre und den Ruhm des Vaterlandes? — Wenn es denn nur ein Mißverständnis war, das sich zwischen ihn und sein Volk gedrängt und diesen unseligen Kampf hervorgerufen hatte, war es dann nicht durch ein offenes Wort aufzuklären und der Friede zwischen dem Könige und seinem Volke herzustellen? — Von diesem Gedanken ausgehend, entwarf der König eine Ansprache, welche bald darauf gedruckt und an allen Straßenecken angeschlagen, sowie auch in vielen Tausend Exemplaren verteilt und verbreitet wurde.

Sie lautete:

„An Meine lieben Berliner!

„Durch Mein Einberufungspatent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesamten deutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen Mich begrüßt hatten, nicht verhallt, so mischte ein Haufe Ruhestörer aufrührerische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maße, als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestümes Vordringen bis ins Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider Meine tapferen und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Kavallerie im Schritt und mit eingesteckter Waffe gesäubert werden, und zwei Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, gottlob, ohne irgend jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüter von vielen Meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken um vermeintlich vergossenes Blut erfüllt und sind so die greulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute, haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die notwendige Folge davon.

„An Euch, Einwohner Meiner geliebten Vaterstadt, ist es jetzt, größerem

Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuester Freund beschwört Euch darum, bei allem, was Euch heilig ist, den unseligen Irrtum! Kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg und entsendet an Mich Männer, voll des echten, alten Berliner Geistes, mit Worten, wie sie sich Euerm Könige gegenüber geziemen, und Ich gebe Euch Mein Königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sofort geräumt werden sollen, und die militärische Besatzung nur auf das Notwendigste, die Gebäude des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderen — und da auch nur auf kurze Zeit — beschränkt werden wird. Hört die Stimme Eures Königs, Bewohner Meines treuen und schönen Berlin, und vergesset das Geschehene, wie Ich es vergessen will und werde in Meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen Gottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird.

„Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend daniederliegt, vereinigt ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen.

„Geschrieben in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848.

Friedrich Wilhelm."

Sei es, daß der König mit der obigen Darstellung der Veranlassung des Straßenkampfes getäuscht worden war, sei es, daß man die Wahrheit damals nicht hören mochte — vielleicht, weil die „Bösewichter" sich getroffen fühlten —, kurz, die herzliche Ansprache des Königs weckte keinen Wiederhall in den Herzen der Berliner, sie erregte im Gegenteil vielfach Spott und Hohn.

Eindrücke der verschiedensten Art stürmten auf das Gemüt des edeln Königs ein. Berufene und Unberufene, einzelne und Deputationen von Bürgern und solche, die sich dafür ausgaben, drängten sich hinzu, um dem Könige in diesen schweren Stunden ihren Rat zu erteilen, und die meisten fanden ohne Schwierigkeit Zutritt zum Könige. Hohe Militärs von der aktiven Armee oder auch Veteranen aus Preußens eiserner Zeit baten den König auf das inständigste, der Revolution keine Zugeständnisse zu machen, sondern mit aller Kraft die Empörung niederzuwerfen, die nicht von den wahren alten Preußen ausgehe, sondern nur von einer Rotte von Fremdlingen, von „Polen, Juden und Franzosen"; dann kamen wieder Bürger, welche ihm die Gefahren schilderten, von denen Preußen und das Königtum der Hohenzollern bedroht wäre, und ihn beschworen, seine Truppen zurückzuziehen und den Kampf gegen die Revolution, in welcher nicht eine Partei des Volkes, sondern das gesamte Volk begriffen sei, einzustellen.

Zu den einzelnen, welche sich berufen fühlten, dem Könige ihren Rat zu erteilen und womöglich den Frieden zu vermitteln, gehörte auch der Schriftsteller Ludwig Rellstab, Mitarbeiter und Redakteur der Vossischen Zeitung und damals in Berlin eine bekannte Persönlichkeit. Derselbe hat seine Erlebnisse in

der Märznacht in einer Schrift: „Zwei Gespräche mit Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV." geschildert, der wir das Nachfolgende entnehmen:

— — „An eine Schwierigkeit, hinaufzukommen, war nicht zu denken; ich wurde, da sich verbreitet hatte, was ich wollte, oder vielmehr, daß ich irgend etwas Versöhnendes wollte, fast hinaufgetragen. — — Oben in den Vorzimmern des Königs bewegten sich Offiziere jeden Ranges, viele Generale, Generalstabsoffiziere, Minister, hohe Staatsbeamte, zu gleicher Zeit eine Schar Diener und königlicher Lakaien durcheinander. Auch die Prinzen gewahrte ich in dem ungewöhnlichen Gedränge. Man ging, man kam, man fragte, forschte, beriet sich. Dazwischen wurde das Frühstück für alle gemeinsam serviert, über das mancher mit wahrem Heißhunger herfiel; denn viele mochten wohl seit gestern mittag ohne Nahrung geblieben sein und hatten die Nacht in Aufregung, Arbeit und Gefahr zugebracht. — — — — Ich wurde durch mehrere kleine, halbdunkle Gemächer geführt und stand dann in einem Turmzimmer mit einem Erker; es ist zunächst der Langenbrücke (Kurfürstenbrücke) nach dem Schloßplatz hinaus belegen. — Nach wenigen Augenblicken trat der König ein. Sein Anblick nach der furchtbaren, weltgeschichtlichen Nacht hätte jeden erschüttern müssen, selbst den, welchem es tägliche Gewohnheit gewesen wäre, mit ihm zu verkehren. — Ich war ganz allein mit dem Könige. Er sah angegriffen, doch ruhig, gefaßt aus, sein Blick war wohlwollend.

«Sie haben mich zu sprechen gewünscht, — sagen Sie mir, was Sie mir bringen,» waren ungefähr die Worte, mit denen er die Unterredung eröffnete."

Rellstab sprach dem Könige seine Meinung aus, daß er es für gut hielte, wenn er eine Proklamation erließe, wie er sie selbst bereits entworfen und mitgebracht hatte, und sich dann selbst zu Pferde setzte, um unter Vortragung der Friedensfahne durch die Stadt zu reiten.

Der König entgegnete sehr ruhig: „Sie sehen die gestrigen Vorgänge doch wohl nicht aus dem richtigen Standpunkte an." Dann ließ er seine Proklamation: „An meine lieben Berliner!" herbeiholen und gab sie Rellstab zum Lesen.

„Gleich die ersten Zeilen," fährt Rellstab fort, „erfüllten mich mit starrem Erstaunen; denn sie waren im vollkommensten Widerspruch mit der Ansicht, die ich von dem Aufstande hatte und die, soweit irgend meine Wahrnehmungen reichten, in der ganzen Stadt davon verbreitet waren. Jetzt ist es mir allerdings zur festesten Überzeugung geworden, daß in der Proklamation des Königs die einzig richtige Ansicht von der Natur des Aufstandes ausgesprochen war. Jedoch die Stelle: «Eine Rotte von Bösewichtern» u. s. w. bis «Blutvergießen geworden» erschien mir in dem Augenblick, wo ich sie dort las, als eine auf dem vollkommensten Irrwahn begründete, den Überfurchtsame oder Überargwöhnische in der Umgebung des Königs in demselben genährt haben mußten. — — Der König entwickelte mir hierauf, indem er meinen ent-

schiedenen Zweifel an der Wirkung dieser Proklamation in Wohlwollen aufnahm, mit ruhiger Klarheit alle Gründe, die ihn zu seiner Annahme bestimmten, und ich bekenne, daß ich schon damals einigermaßen schwankend wurde, wenigstens stutzte, jedoch noch immer den Gedanken festhielt, daß die Umgebungen des Königs durch allzu leichtgläubige Berichte ihm eine irrige Ansicht der Verhältnisse eingeprägt hätten. Was ich aus seinem eigenen Munde vernahm, war ungefähr folgendes: «Der ganze Aufstand — Sie dürfen davon überzeugt sein — war, was man einen coup monté nennt. Es herrschte, wie Sie wissen, unter den Tausenden auf dem Schloßplatze nur die Stimmung der Freude. Ich hatte mich schon zurückgezogen, und auch die Volksmenge begann sich zu zerstreuen, als eine offenbar organisierte Schar mit Gewalt in das Schloßportal einzudringen suchte. Die Truppen, welche dasselbe besetzt hielten, wurden auf das schmählichste beleidigt und so bedrängt, daß sie sich nur mit Mühe der thätlichen Angriffe erwehren konnten. Die offen ausgesprochene Forderung dieser Schar ging dahin, bis zu mir hinaufzudringen und den Abzug der Truppen mit Ungestüm zu verlangen. Es waren dies meist Leute von dem Verdacht erweckendsten Äußeren, aber auch Schutzkommissarien darunter, natürlich v e r k l e i d e t e; denn die wackeren Bürger Berlins halte ich solcher That nicht fähig. Alle ruhigeren und vernünftigen Zurückweisungen dieses ungestümen Andrängens fruchteten nichts; aber es konnte schlechterdings nicht länger geduldet werden. Nach Reden und Aussehen der einzelnen war das Ärgste von diesen Leuten zu befürchten, unter denen zuverlässig meist Fremde sich befanden, die sich seit einer Woche in Berlin verborgen und kein Mittel, den Aufstand zu schüren, unversucht gelassen hatten. Da der Tumult immer zunahm, mußte ich endlich den Befehl geben, den Platz, wie es in der Proklamation heißt, im Schritt und mit eingesteckter Waffe räumen zu lassen. Die beiden Gewehrschüsse, die man als Signal zum Aufruhr benutzt hat, gingen aufwärts und haben niemand verletzt. Unmöglich hätten sie eine solche Scene der Verwirrung und Erbitterung veranlassen können, wenn sie nicht mit aller Absicht dazu benutzt worden wären.» — — — — «Ich würde,» erwiderte der König Rellstab zuletzt, «gewiß auf Ihren Vorschlag eingehen, wenn ich Ihre Ansicht von dem ganzen Verhältnis der Sache hätte; aber ich habe, wie ich Ihnen gezeigt, eine andere. Es ist nicht die Besorgnis um mein Leben, die mich abhält, auf Ihren Vorschlag einzugehen; aber ich muß besorgen, bei dem vielfachen Verrat, der sich eingenistet hat, daß meine Freiheit in Gefahr kommen kann. Und ich würde dann vielleicht einem Zwange unterworfen werden, der das von mir forderte, was ich unmöglich gewähren könnte. Ich darf weder meine Person noch das Land auf ein so gewagtes Spiel setzen. Zu jeder gütlichen Ausgleichung bin ich bereit. Wenn die Bürger die Barrikaden niederreißen und verlassen wollen, soll sich das Militär in die Kasernen zurückziehen.

Suchen Sie, sie dazu zu bewegen; ich will den Kampf, den ich nicht begonnen habe, auch nicht erneuern.»

„Ich äußerte meine Zweifel, daß die Bürger zuerst die Barrikaden wegräumen würden. Die Überzeugung steigerte sich in mir immer höher, daß ohne einen Schritt, wie ich ihn im Sinne hatte, der Kampf mit der äußersten Erbitterung erneuert werden würde. So erfüllte mich eine angstvolle Spannung. Daher bat ich noch einmal den König, ganz aus dem Innersten meiner Seele reden zu dürfen. «Dieser Augenblick,» sprach ich, «ist zu gewichtig für mich, als daß ich es nicht für einen Frevel halten müßte, auch nur mit einer einzigen Empfindung, einem einzigen Gedanken über die ernste Angelegenheit zurückzuhalten, die mich hergeführt. Darf ich es wagen, Ew. Majestät zu äußern, wie hoch ich den Einsatz halte, der in diesem furchtbaren Spiel gewagt wird? Es handelt sich nicht allein um die Krone Ew. Majestät, sondern vielleicht um die Dynastie der Hohenzollern überhaupt, ja um das Geschick des ganzen deutschen Vaterlandes.»

„Der König erwiderte mit einer Fassung, die einen um so tieferen Eindruck auf mich machte, je mehr ich mich selbst von den unruhigsten Wogen aufgeregter Empfindungen bewegt fühlte: «Ich weiß, was auf dem Spiele steht. Ich habe mir jeden Ausgang vorgestellt, allein ich bin auf das vollkommenste darauf vorbereitet.»

„Der hohe Ernst, die innerste Bewegung und doch so starke Beherrschung derselben, mit welcher der König diese Worte sprach, erschütterten mich in unvergeßlicher Weise. Worte hatte ich nicht mehr; ich glaubte ein unnennbares Unglück zu sehen, das meine Brust um so schmerzvoller zerriß, je würdiger, edler, sittlich größer derjenige vor mir stand, den es treffen sollte. — —

«So wäre,» sprach ich endlich mühsam, «mein Versuch, der diesem unseligen Kampfe ein Ziel zu setzen trachtete, denn ein vergeblicher gewesen, und ich soll hoffnungslos scheiden.»

„Ich wollte mich verbeugen und zurücktreten, doch der König sprach: «O nein, auch ich wünsche ja nichts sehnlicher als das Ende dieses traurigsten aller Kämpfe. Sie können mit dazu beitragen. Nehmen Sie diese Blätter (die Proklamation), verbreiten Sie sie unter die guten, ehrenhaften Bürger, die ja die große Mehrzahl in Berlin bilden. Sagen Sie ihnen, wie ich denke, und noch besser, bringen Sie mir sogleich 20, 30, 50 Bürger von guter Gesinnung, führen Sie sie hierher; der Weg soll ihnen durchaus offen stehen, ich will selbst mit ihnen reden. Eilen Sie! wir wollen keine Zeit verloren gehen lassen! Ich danke Ihnen herzlich für den Schritt, den Sie gethan haben.»“ —

Rellstab that, wie der König ihm geheißen. Um 7 Uhr morgens kehrte er mit einer Anzahl Bürger auf das Schloß zurück. Der König empfing sie seiner Zusage gemäß auf das freundlichste. Er sprach sein tiefstes Bedauern

über die Vorgänge der Nacht aus und fügte hinzu, er hege deshalb keinen Groll; denn er habe die feste Überzeugung, daß die Bürger von selbst zum Vertrauen gegen die Regierung zurückkehren würden. Er sprach auch über den Sieg, den die Truppen errungen hätten, über die Stärke der Mittel, welche der Regierung zu Gebote stünden, „doch,“ meinte er, „ich will davon nicht weiter reden, meine größere Kraft beruht in dem Zutrauen zu Ihnen. Gehen Sie denn überall hin durch die Stadt und verkünden Sie meine Gesinnungen des Friedens.“ Mit diesen Worten entließ der König die Bürger.

Der ehrliche Rellstab und seine biederen Genossen haben gewiß gethan, was in ihren Kräften stand, um für die Herstellung des Friedens zu wirken. Sie gingen zu den Barrikadenkämpfern, zeigten ihnen die Proklamation des Königs und baten sie inständig, die Barrikaden wegzuräumen. Aber sie fanden kalte Aufnahme. Das Volk trat die Proklamation des Königs in den Kot oder warf sie den Überbringern zu Füßen und erklärte trutzig, den Kampf fortsetzen zu wollen.

So war es denn doch nicht ein einfaches Mißverständnis, das nur der Aufklärung bedurft hätte, was diesen traurigsten aller Kämpfe hervorgerufen. Es war eine schwere Prüfung, die Gott über das preußische Volk und das alte preußische Königtum verhängt hatte, vielleicht um ihre Treue zu erproben. Denn ein Teil des preußischen Volkes hatte in jenen trüben Tagen — wir dürfen uns dies nicht verbergen, so gerne wir es auch möchten — der alten, heiligen Treue vergessen, die es sonst stählte und feite in den Kämpfen und Gefahren.

Der fromme Fürst mochte in jener schreckensvollen Märznacht, als er sich von seinem Volke und von seinen treuesten Ratgebern verlassen fühlte, seinen Blick wohl öfters zu dem König der Könige emporrichten und von ihm den rechten Rat und die Eingebung des rechten Entschlusses erflehen; aber auch ihm versagte der starke Mut, welcher in solchen schweren Stunden seine heldenhaften großen Vorfahren beseelte, die sich eher unter den Trümmern ihres alten Schlosses an der Spree hätten begraben lassen, ehe sie vor der Revolution gewichen wären. Als König Friedrich Wilhelm IV., der bisher wie kaum ein anderer von seinesgleichen das stolze Bewußtsein seiner unumschränkten Machtfülle von Gottes Gnaden in sich trug, das Blut seiner Unterthanen fließen sah, als Deputationen auf Deputationen vor ihm erschienen, ihm versicherten, daß nicht eine Partei, sondern das ganze Volk sich wider ihn empört habe, und ihn baten, seine Truppen aus dem Kampfe zurückzuziehen, als auch seine Gemahlin auf ihrem Krankenlager ihn dringend anflehte, dem Blutvergießen, wenn es irgend in seiner Macht stünde, ein Ende zu machen, da ward König Friedrich Wilhelm IV. schwankend in seinem Glauben an das göttliche Recht der Könige.

Als am Sonntag (19. März) um 8 Uhr morgens abermals eine Bürgerdeputation, an ihrer Spitze der Bürgermeister Naunyn, vor dem Könige erschien und ihm die unabweisbare Notwendigkeit des Zurückziehens der Truppen

von allen Straßen und Plätzen der Hauptstadt vorstellte, wenn ein neues furchtbares Blutbad und dessen unabsehbare Folgen verhütet werden sollten, als sie ihm bestimmt versicherte, daß die Barrikaden sofort geräumt werden würden, sobald das Militär sich zurückzöge, ja, daß an einigen Punkten der Stadt das Volk bereits mit der Räumung der Barrikaden den Anfang gemacht habe, da erwiderte König Friedrich Wilhelm im gütigen, freundlichen Tone, er werde die Bitte seiner Bürger erfüllen, das Militär solle sich zurückziehen und teils die Stadt verlassen, teils in die Kasernen zurückkehren, dagegen vertraue er, daß die Deputation ihren Einfluß aufbieten werde, um die Ruhe wiederherzustellen, daß die Barrikaden endlich fortgeräumt würden. Darauf zog sich der König mit seinen Ministern in sein Kabinett zurück.

Es ist nicht genau zu ermitteln, in welcher Form und Fassung der Befehl des Königs den Truppen zuging. Gewiß ist, daß demselben eine weitere Ausdehnung gegeben wurde, als der König beabsichtigt hatte; denn als der König kurze Zeit darauf vom Erkerfenster des Schlosses aus sah, wie die Truppen vom Schloßplatze abrückten, da brach er — so erzählt ein zuverlässiger Zeuge dieser Vorgänge — mit der Miene der Verwunderung in die Worte aus: „Mein Gott, verlassen mich meine Truppen?“ —

Die Truppen zogen ab; die bisher siegreich gekämpft hatten, sie räumten auf den Befehl des Königs mit schweigendem Gehorsam das Feld vor der Revolution, die nun in die Rechte des Siegers eintrat. Sie zogen ab, nicht mit klingendem Spiele, wie sonst Krieger nach beendigtem Kampfe, sondern still, ohne Sang und Klang, an den Volkshaufen vorüber, die ihnen soeben auf den Barrikaden gegenübergestanden hatten und aus denen ihnen noch manches Schmähwort, mancher Ruf des Hohnes und Spottes nachschallte. Hier und da schlugen die Tambours einen Marsch an, um das mißtönige Gepfeife und Geschrei der Volkshaufen zu übertönen. Darüber ergrimmte das Volk; es erklärte das Trommeln für einen Hohn auf die gefallenen Brüder. Da stimmte die Militärmusik Trauermärsche an, sie stimmten zu der ernsten und düstern Stimmung, in welcher die Truppen die Stadt verließen.

Es waren trübe, schmerzliche Momente der vaterländischen Geschichte, aber doch wieder tröstliche und erhebende. Bei so vieler Untreue, wie sie die jüngste Zeit zu Tage gefördert hatte, gaben hier die preußischen Truppen ein Beispiel jener unwandelbaren und unerschütterlichen Treue, welche nach keiner Anerkennung verlangt, sondern welche sich selbst genügt; sie hielten unter den schwierigsten Verhältnissen die Treue, nicht um eines Lohnes willen, auch nicht um eines Platzes in der Geschichte willen — denn die Zukunft gehörte nicht ihnen —, sie hielten die Treue, weil sie nicht anders konnten, denn sie lebten in der Treue, — und nun soll man auch von Preußens trübster Zeit nicht sagen dürfen, die Treue sei verloren gewesen in Preußen.

Durch die Straßen der Hauptstadt schallte der Siegesjubel des Volkes. Die schwarzrotgoldene Fahne, welche als das gemeinsame Banner der Bewegung in Deutschland galt, wehte von den meisten Dächern herab. Das Volk strömte von allen Seiten nach dem Schlosse zusammen. Die Leichen der gefallenen Barrikadenkämpfer wurden auf bekränzten Bahren durch die Straßen getragen und von vielen Tausenden im feierlichen Zuge unter Glockengeläute bis nach dem Schlosse geleitet. Hier auf dem Schloßhofe wurden sie niedergesetzt. Der Ruf, der König möge sich dem Volke zeigen, wurde unter der aufgeregten Menge laut. Der König erschien auf dem Balkon, die von der Aufregung der vergangenen Nacht schwer angegriffene Königin am Arme führend. Da geschah es, da wurden die Leichen der Barrikadenkämpfer mit ihren entblößten Wunden, „die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten" — wie Freiligrath sang — zum Balkon emporgehalten. Aus der Menge erschallte der wüste Ruf: „Hut ab!" — Der König zuckte zusammen, in tiefster Seele erschüttert; aber er folgte dem Rufe, er entblößte das Haupt, dann trat er grüßend zurück. Dies war der Gipfelpunkt der Revolution, die tiefste Demütigung des Königtums der Hohenzollern.

Wir übergehen die übrigen unerfreulichen Volksscenen in diesen Tagen. Es ist natürlich, daß das so plötzlich „souverän" gewordene Volk nach dem Abzuge der Truppen und in der freudigen Aufregung über den unerwartet leichten Sieg sich zu manchen Ausschreitungen fortreißen ließ; aber es muß zur Ehre der Berliner Bevölkerung doch gesagt werden, daß diese Ausschreitungen sich nur auf einzelne Fälle beschränkten und daß größere Pöbelexcesse, wie sie sonst in großen Städten nach einer siegreichen Revolution gewöhnlich sind, in Berlin zu den Seltenheiten gehörten. Dennoch übte das Straßentreiben, dem von keiner Seite gesteuert wurde, noch lange Zeit hindurch einen unheilvollen Einfluß auf die Haltung der Berliner Bürgerschaft und selbst auf die Beschlüsse derjenigen Versammlungen, die in der Folgezeit berufen wurden, um mit der Regierung über die weiteren Maßnahmen und die gesetzmäßige Feststellung der neuen freien Einrichtungen zu beraten, die der König dem Volke versprochen hatte.

Schon am folgenden Tage nach den Märzkämpfen hatte der König eine allgemeine Volksbewaffnung genehmigt und die Berliner Bürgerwehr zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Hauptstadt sogleich ins Leben treten lassen. Der König entließ sein bisheriges Ministerium und beauftragte den Grafen Heinrich von Arnim mit der Bildung eines neuen Ministeriums, in welches Männer eintraten, deren Namen bereits eine gewisse Popularität hatten, wie Camphausen, Auerswald, Kühne, Bornemann. Ein königlicher Erlaß (vom 20. März) verkündigte „Vergebung allen denen, die wegen politischer oder durch die Presse verübter Vergehen und Verbrechen angeklagt oder verurteilt worden."

Der ihnen gewährten Amnestie hatten sich namentlich die im Zellen-

gefängnis zu Moabit gefangen gehaltenen Polen, darunter Ludwig von Mieroslawski und Dr. Libelt, zu erfreuen, die vom Volke gleichsam im Triumphe abgeholt und durch die Straßen von Berlin geführt wurden.

Am Abend des 20. März bemächtigte sich der Berliner Bevölkerung ein panischer Schrecken, welcher weniger durch eine wirklich vorhandene Gefahr, als durch das böse Gewissen der Märzkämpfer hervorgerufen wurde und sie ängstigte. Unsinnige Gerüchte waren in Umlauf gesetzt worden. „Die Russen kommen, sie sind schon am Schönhauser Thor," hieß es in einer, „der Prinz von Preußen rückt mit einer Armee in das Hallesche Thor ein," in einer anderen Gegend der Stadt. Haushohe Barrikaden wurden gebaut. Die neuformierte Bürgerwehr eilte auf ihre Alarmplätze, um die Verteidigung der Barrikaden zu übernehmen; freilich viele der wackeren Bürgerwehrmänner meinten, dies sei eigentlich nicht ihre Sache, und noch mehr hatten es vorgezogen, dem Alarmrufe nicht zu folgen, sondern daheim bei Weib und Kind zu bleiben. Sie hatten recht; es war nichts als ein schwerer Traum, ein Alpdruck, und als dieser den Berlinern vom Herzen genommen war, da sah einer den anderen verwundert an; dann gingen sie beschämt an den Abbruch der Barrikaden, stärkten sich noch mit einer „Weißen" und gingen nach Hause zu „Muttern". Bezeichnend aber war der Vorgang für die Art, wie damals Gerüchte in Umlauf gesetzt und — geglaubt wurden.

Am 2. April kam der vereinigte Landtag in Berlin zusammen, um mit der Regierung die nächsten weiteren Schritte zu beraten und das Wahlgesetz für die demnächst zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung nach Berlin zu berufende Nationalversammlung zu prüfen. Der Landtag beschloß in seiner ersten Sitzung eine Adresse, um dem Könige für die Gewährung der freien Einrichtungen zu danken und der Regierung mit dem Ministerium Camphausen sein Vertrauen auszusprechen. Zu den wenigen, welche in diesen Ausdruck des Dankes und des Vertrauens nicht einstimmten, gehörte der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen.

„Was mich veranlaßt, gegen die Adresse zu stimmen," sagte er, „sind die Äußerungen von Freude nnd Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist; die Vergangenheit ist begraben, und ich bedauere es schmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht im stande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat. Aber wenn ich dies, durch die Gewalt der Umstände gezwungen, acceptiere, so kann ich doch nicht aus meiner Wirksamkeit auf dem vereinigten Landtage mit der Lüge scheiden, daß ich für das danken und mich freuen soll über das, was ich mindestens für einen irrtümlichen Weg halten muß. Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann

wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann; jetzt aber ist es mir nicht möglich."

Die Thätigkeit des vereinigten Landtags war eine kurze und hastige. Nachdem er durch ein Wahlgesetz auf den breitesten Grundlagen, nämlich allgemeine und direkte Wahlen, der Nationalversammlung die Wege gebahnt hatte, trat er für immer vom Schauplatz zurück.

Der Weg, welchen der Preußische Staat unter dem Vorherrschen der revolutionären Strömung nehmen mußte, war vorgezeichnet. Am 22. Mai 1848 trat in Berlin die aus freien, direkten Volkswahlen hervorgegangene „Nationalversammlung zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung" zusammen. Der Verfassungsentwurf, welchen das Ministerium Camphausen der Nationalversammlung vorlegte, war wesentlich der belgischen Verfassung, einer der freiesten in Europa, nachgebildet. Dennoch wurde derselbe vielfach beanstandet. Namentlich erregte es Mißfallen, daß in dem Entwurfe eine erste Kammer, eine Art von Peerskammer, in Aussicht genommen und daß dem Könige ein absolutes Veto, d. i. ein unumschränktes Einspruchsrecht gegen die Beschlüsse der Volksvertretung, eingeräumt war. Die von der Nationalversammlung niedergesetzte Verfassungskommission unter dem Vorsitze von Waldeck, dem Hauptführer der Linken, legte den Regierungsentwurf beiseite und ging an die Bearbeitung eines neuen. In der Zwischenzeit beschäftigte sich die Versammlung mit der Beratung und Beschlußfassung über verschiedene Anträge der Linken, durch welche die Regierung zu einem entschiedenen Vorgehen im Sinne dieser Partei gedrängt werden sollte. In raschem Wechsel folgten einander die Ministerien, je nach den Schwankungen der Volksgunst. Auf die Camphausen und Auerswald folgten die Hansemann, Milde, Rodbertus (im Juni), sämtlich wohlgesinnte, ehrenwerte Männer, aber ohne Entschlossenheit und Thatkraft und unfähig, das Staatsschiff durch die Brandung in den sicheren Hafen zu führen; dann kam ein vorzugsweise aus Beamtenkreisen gebildetes Ministerium unter Vorsitz des Generals von Pfuel (im September), welches an Nachgiebigkeit die früheren noch überbot.

Immer noch suchten die Liberalen mit streichelnden Sammethänden den wilden Knaben, das Volk, zu besänftigen, während dieser ihnen trotzig die geballte Faust vor das Antlitz hielt. Der Standpunkt der freisinnigen Vaterlandsfreunde ward in der Nationalversammlung bald überholt durch die vorgeschrittene Demokratie, und die Straßenscenen bildeten die Illustrationen zu ihren Beratungen. In der Versammlung wurde beantragt, anzuerkennen, daß die Volkskämpfer der Märznacht sich um das Vaterland verdient gemacht hätten, dort wurde der Bruch mit den altpreußischen Überlieferungen immer mehr zur Thatsache, und draußen plünderten aufrührerische Volkshaufen das Zeughaus und vergriffen sich an den Trophäen aus alten Siegestagen (14. Juni). Dort wurde bei der Beratung des Waldeckschen Verfassungsentwurfs die Gleichberechtigung aller

Stände, die Aufhebung des Adels, der Orden und Titel, sowie die Streichung der Worte „von Gottes Gnaden“ im königlichen Titel beschlossen und beantragt, daß die Regierung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zum Schutze der gefährdeten Volksfreiheit in Wien einschreiten solle, und draußen belagerte der Pöbel den Sitzungssaal, unheimliche Gestalten lauerten mit Messern und Stricken vor dem Eingange, schwangen rote Fackeln und drohten, das Haus in Brand zu stecken, wenn die Abgeordneten nicht stimmten, wie sie forderten.

König Friedrich Wilhelm IV. war seit den Märztagen mit seinem persönlichen Willen weniger hervorgetreten; er sah schweigend zu, wie ein Stein nach dem anderen aus dem Gebäude der alten Monarchie ausgebrochen wurde; er hatte in jener Märznacht eine Kapitulation mit der Revolution geschlossen, und er hielt treu an seinem gegebenen Worte. Aber er hatte die freien Einrichtungen gewährt in der Voraussetzung, die Revolution damit zum Abschlusse zu bringen, und unter der Bedingung, daß das Volk nun zur Ordnung und zum Gehorsam zurückkehren würde; die Volksführer fuhren indessen fort, das Volk zum Widerstande gegen alle Maßnahmen der Regierung aufzureizen, und die letzten Beschlüsse der Nationalversammlung deuchten ihm Eingriffe in seine unveräußerlichen königlichen Rechte; er war entschlossen, ihnen seine Zustimmung zu versagen. König Friedrich Wilhelm IV. war erfüllt von dem Glauben, daß er seine Krone zu Lehen trage von dem allerhöchsten Herrn, dem er Rechenschaft schuldig sei von jedem Tage und von jeder Stunde seiner Regierung, und jetzt wollte man ihn und das Volk zweifelhaft machen in dem Glauben an seinen aus Gottes Gnaden stammenden Königsberuf. Da erhob er sich in seinem ganzen königlichen Stolz wider diejenigen, welche die Worte „von Gottes Gnaden“ in seinem königlichen Titel streichen wollten.

„Vergessen Sie nicht,“ ermahnte er eine Deputation der Nationalversammlung, die ihm am 15. Oktober zu seinem 54. Geburtstage gratulierte, daß es noch angestammte Obrigkeiten von Gottes Gnaden giebt, die mit großer Macht ausgerüstet sind, und danken Sie Gott, daß Sie eine solche haben! An ihr rankt sich die Liebe, auf ihr ruht die Treue, und auf dieser Grundlage von Liebe und Treue allein kann der stolze und feste Bau, von dem Sie geredet, wenn er Bestand haben soll, aufgeführt werden. Nur wenn Sie, meine Herren, diese Wahrheit so klar einsehen, wie ich selbst, und mit derselben Treue und Aufopferung, wie ich, auf dieser Grundlage das große Werk aufführen wollen, dann kann es nicht fehlen. Dazu gebe Gott seinen Segen!“

Des Königs Entschluß, jetzt mit der Revolution vollständig und für immer zu brechen, stand fest, sollte es auch einen neuen Kampf gelten; diesmal wollte er nicht weichen. In der Umgegend von Berlin hatte der General von Wrangel, welcher vom Könige zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt worden war, eine Militärmacht von ca. 30000 Mann zusammen=

gezogen, bereit, bei dem ersten Versuch eines Aufstandes zu verschiedenen Thoren in die Hauptstadt einzurücken.

Am 1. November trat das Ministerium Pfuel zurück. General Graf Brandenburg, ein naher Verwandter des königlichen Hauses,* wurde mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, dessen hervorragendstes Mitglied der Minister des Inneren Otto Theodor Freiherr von Manteuffel (geboren am 3. Februar 1805 zu Lübben in der Lausitz) wurde. Am 2. November zeigte Graf Brandenburg seine Ernennung der Nationalversammlung an.

Bald darauf ward durch königliche Botschaft (vom 9. November) die Verlegung der Nationalversammlung von Berlin nach Brandenburg verfügt, um sie dem Einflusse des Berliner Volkstreibens zu entziehen.

Am 11. November wurde nachfolgende Proklamation des Königs veröffentlicht:

„Der in Meiner Haupt- und Residenzstadt seit geraumer Zeit herrschende gesetzlose Zustand, der das ganze Land in den Abgrund der Anarchie zu stürzen drohte, hat Mich genötigt, auf den Rat Meiner verantwortlichen Minister die zur Vereinbarung der Staatsverfassung berufene Versammlung nach Brandenburg zu verlegen. Aus demselben Grunde habe Ich die Truppenmacht in Meiner Haupt- und Residenzstadt ansehnlich verstärken, auch die dortige Bürgerwehr mit Rücksicht auf ihr ungesetzliches Verhalten — — — auflösen müssen. Ich bin Mir wohl bewußt, daß diese Maßregeln mannigfacher Mißdeutung ausgesetzt und von einer Umsturzpartei dazu mißbraucht werden können, auch bei sonst gutgesinnten Staatsbürgern Besorgnisse über den Vollbestand der Meinem Volke gewährten Freiheiten hervorzurufen. Ich bin Mir aber ebenso klar bewußt, daß Preußens und Deutschlands Zukunft diesen Schritt von Mir und Meiner Regierung zu fordern berechtigt war. Ich wende Mich deshalb in dieser entscheidenden Zeit an das ganze Land, an Euch, Meine treuen Preußen alle, mit der Zuversicht, daß Ihr den ungesetzlichen Widerstand, den ein Teil Eurer Vertreter, uneingedenk ihrer wahren Pflichten gegen Volk und Krone, der Verlegung der Nationalversammlung entgegenstellt, ernst und entschieden mißbilligen werdet. Ich mahne Euch, nicht Raum zu geben den Einflüsterungen, die Euch glauben machen, Ich wollte Euch die in den Märztagen verheißenen Freiheiten verkümmern, Ich wollte wieder ablenken von dem betretenen konstitutionellen Wege.

„Preußen, Ihr, die Ihr noch feststeht in dem alten, guten Vertrauen zu Mir, Ihr, die Ihr noch ein Gedächtnis habt für die Geschichte Meines königlichen Hauses und seiner Stellung zum Volke, Euch bitte Ich, daran ferner festzuhalten in guten wie in bösen Tagen! — Ihr aber, die Ihr schon zu wanken

* Siehe Band III. S. 25.

beginnt, Euch beschwöre Ich, Halt zu machen auf dem betretenen jähen Pfade und abzuwarten die Thaten, die da folgen werden. — Euch allen aber gebe Ich nochmals die unverbrüchliche Versicherung, daß Euch nichts verkümmert werden soll an Euern konstitutionellen Freiheiten, daß es Mein heiligstes Bestreben sein wird, Euch mit Gottes Hilfe ein guter konstitutioneller König zu sein, auf daß wir gemeinsam ein stattliches und haltbares Gebäude errichten, unter dessen Dache zum Frommen Unseres preußischen und ganzen deutschen Vaterlandes Unsere Nachkommen sich ruhig und einträchtig der Segnungen einer echten, wahren Freiheit jahrhundertelang erfreuen mögen. Dazu wolle Gott seinen Segen verleihen!

Sanssouci, den 11. November 1848.

Friedrich Wilhelm.

Graf von Brandenburg. von Ladenberg. von Strotha. von Manteuffel."

Nur eine geringe Anzahl von Abgeordneten fügte sich der vom Könige angeordneten Verlegung der Nationalversammlung von Berlin nach Brandenburg, die Mehrzahl setzte im Widerspruch zu dem königlichen Willen ihre Beratungen in Berlin fort, wurde aus verschiedenen Lokalen durch Einschreiten des Militärs vertrieben und vermaß sich endlich zu dem Versuche, mit dem Beschluß der Steuerverweigerung die Brandfackel in das Land zu schleudern. Die Nationalversammlung hatte aber längst den Boden im Volke verloren, der Beschluß der Steuerverweigerung wurde im Lande gleichgültig aufgenommen und hatte keine Folgen. In Berlin rückte Wrangel mit den Garden ein; die Energie und wohlwollende Freundlichkeit des alten Haudegen, verbunden mit Belagerungszustand und Truppenentfaltungen, machten allen revolutionären Putschen und Straßenscenen ein Ende.

Da sich in Brandenburg eine beschlußfähige Anzahl von Abgeordneten nicht zusammenfand, so wurde die Nationalversammlung aufgelöst und von der Regierung selbst eine Verfassung (5. Dezember) verkündigt, welche einer neu zu wählenden Volksvertretung von zwei Kammern zur Prüfung und Annahme vorgelegt werden sollte. Die Verfassung lehnte sich in allen Hauptpunkten an den in der Nationalversammlung vorberatenen Entwurf an und versetzte wegen ihrer durchaus freisinnigen Bestimmungen alle Parteien in Staunen. Die Verheißungen der Krone waren damit, soweit dies zur Zeit überhaupt möglich war, im vollsten Umfange erfüllt und die Erwartungen der freisinnigsten Vaterlandsfreunde noch übertroffen worden. Im Lande herrschte Freude, daß der Strom der Bewegung in die Bahn einer friedlichen Entwickelung hinübergeleitet sei; man hoffte, alles weitere auf dem Wege der friedlichen Verständigung mit der Regierung zu erreichen. So schloß das sturmvolle Jahr 1848. —

Der Prinz von Preußen. Dem geneigten Leser mag sich schon bei

unserer Darstellung der Märzereignisse des Jahres 1848 die Frage aufgedrängt haben: Wo blieb in jenen sturmvollen Tagen, als der König mehr denn jemals eines treuen Rates und einer festen Stütze bedurfte, der nächste seines Blutes und seines Thrones, sein Bruder und mutmaßlicher Thronfolger, der ritterliche Prinz von Preußen? — Versuchen wir es denn, in dem nachfolgenden eine Übersicht von der Thätigkeit des Prinzen während dieser und der nächstfolgenden Zeit zu geben. Es waren darüber im Volke die seltsamsten Gerüchte verbreitet, welche trotz der bestimmtesten aktenmäßigen Widerlegung nach mehreren Jahrzehnten noch nicht ganz verschollen sind.

Man wußte im Volke wohl, daß der Prinz eine besondere Vorliebe für alles Militärische hatte, daß er durch und durch Soldat war und eine Ehre darin suchte, seinem königlichen Bruder als erster Soldat des Königreichs mit vollem Herzen und besten Kräften zu dienen; aber man wußte nicht, mit welchem Eifer der Prinz, seitdem die Möglichkeit näher trat, auf den Thron berufen zu werden, sich auch den übrigen Angelegenheiten des Staates gewidmet hatte, nichts von seiner Thätigkeit im Staatsrate vor der Einberufung des ersten vereinigten Landtages. Man hatte sich überhaupt gewöhnt, den Prinzen von Preußen im Gegensatze zu seinem königlichen Bruder zu betrachten, und in der That bot der Prinz mit seinem zurückhaltenden militärischen Wesen, seinem einfachen, stets auf das Praktische und Reale gerichteten Sinne und seinem entschlossenen, energischen Charakter vielfache Kontraste zu dem vielseitigen und geistreichen, von hohen Idealen erfüllten, zur Romantik neigenden Könige Friedrich Wilhelm IV. Als nun bei den Anfängen der Bewegung sich vom Hofe her zwei verschiedene Strömungen bemerkbar machten, welche einerseits die freisinnigen Bestrebungen des Volkes zu begünstigen, andererseits sich denselben gewaltsam entgegenzuwerfen schienen, da führte man den Ursprung beider nicht auf einen Widerspruch in der Seele des Königs zurück, welcher mit romantischer Vorliebe fest am Alten hielt und doch den Forderungen des Volkes nach neuen, freisinnigen Einrichtungen im Staatsleben ihre Berechtigung nicht abzusprechen vermochte, sondern man betrachtete den Prinzen von Preußen als das Haupt einer finsteren Reaktionspartei am Hofe, welche den freisinnigen Gewährungen des volksfreundlichen Königs und der Umwandlung des alten Preußen in einen Verfassungsstaat nachhaltigen Widerstand entgegensetzte.

Der Prinz von Preußen faßte den notwendig gewordenen Übergang des alten Preußen in neue, bisher noch nicht erprobte Staatsformen mit tiefem Ernst und schmerzlicher Entsagung zwar nicht ohne Besorgnis, aber mit fester Entschlossenheit ins Auge. Er hatte schon vor Jahren einmal mit großherziger Offenheit ausgesprochen, daß er in ganz anderen Anschauungen erwachsen und erzogen sei, als denjenigen, welche das neue Zeitalter fordere, daß es aber Pflicht des Fürsten sei, die Geltung des Neuen zu erkennen und

anzuerkennen. Diese Pflicht zu üben, war er jetzt entschlossen. Aber der Prinz war Soldat, ganz und voll, in dem wahrsten Sinne des Wortes, und dies war damals genug, um Verdacht gegen ihn zu erregen und die Stimmung des Volkes gegen ihn aufzuregen.

Der Prinz war am 9. März 1848 von dem Generalkommando des Gardecorps entbunden und zum Generalgouverneur am Rhein und in Westfalen ernannt worden. Da er infolgedessen seinen Wohnsitz nach Köln verlegen sollte, so nahm er am Morgen des 12. März in den verschiedenen Kasernen von den Regimentern des Gardecorps und mittags auf der Parade auch von den Offizieren Abschied. Dieser Besuch des Prinzen in den Kasernen wurde dahin gedeutet, daß der Prinz die Truppen durch kriegerische Anreden auf einen Kampf gegen das Volk vorbereitet und dazu ermuntert habe. Am 13. März, d. i. an dem Tage, an welchem nach der Volksversammlung in den Zelten der erste blutige Zusammenstoß der Truppen mit dem Volke stattfand, war der Prinz abends bei dem König im Schlosse und kehrte um 10 Uhr zu Pferde in Begleitung einiger höheren Offiziere nach seinem Palais zurück. Nun hieß es in den Zeitungen, der Prinz sei während der Unruhen mit seinem Stabe zu Pferde leitend und anordnend in den Straßen von Berlin erblickt worden. Dem Prinzen wurde die Schuld an allen Maßnahmen der Regierung gegen die Ausschreitungen der Volkspartei und an der Unterdrückung der Volksfreiheit durch Militärgewalt gegeben; der Haß des Volkes gegen den Prinzen wurde geflissentlich erregt und genährt, und auch als am Mittag des 18. März die beiden verhängnisvollen Schüsse fielen, da hieß es, der Prinz habe durch Winken mit einem Taschentuche aus einem Fenster des königlichen Schlosses das Signal zum Angriffe des Militärs auf das Volk gegeben.

Thatsache ist, daß der Prinz nach seiner Enthebung vom Generalkommando des Gardecorps (9. März) nicht einen Befehl mehr an die Truppen gegeben hat und auch nach den Militärgesetzen nicht geben konnte. Er schien nicht einmal zu ahnen, was unter den Massen geflissentlich gegen ihn verbreitet wurde; denn er ging ruhig — und oft ohne Begleitung — zu Fuß aus. Er war auch bei dem Empfang der Deputationen stets an der Seite des Königs und in der Nacht vom 18. zum 19. März im königlichen Schlosse anwesend. Auf den ihm dringend ausgesprochenen Wunsch des Königs, welcher von der gegen ihn herrschenden Aufregung unterrichtet war, sowie auf die Bitten mehrerer höheren Offiziere verließ jedoch der Prinz am 19. März in früher Morgenstunde noch während des Straßenkampfes die Hauptstadt und begab sich nach Spandau und von hier nach der Pfaueninsel bei Potsdam. Hier erhielt er zu seinem Schmerz die Nachricht von dem Rückzuge der Truppen auf den Befehl des Königs. Bald darauf empfing er einen Flügeladjutanten, welcher ihm im Namen des Königs den Wunsch aussprach, daß er zur Beruhigung der gegen ihn auf-

gebrachten Stimmung der Berliner Bevölkerung eine Reise in das Ausland antreten möchte. Der Prinz erwiderte, daß nach seinem Dafürhalten in dieser gefahrvollen Zeit sein Platz in der Nähe des Königs sei und daß er ohne den ausdrücklichen und schriftlichen Befehl des Königs diesen Platz nicht verlassen würde. Er erhielt darauf den vom Könige eigenhändig geschriebenen Befehl, sich nach London zu begeben und dem königlich großbritannischen Hofe Aufschluß und Erklärung über die Berliner Vorgänge zu geben.

Gewiß mochte es dem Prinzen schwer werden, sein Vaterland in der ernsten Krisis, der es entgegenging, verlassen und dem Throne, welchen dereinst zu besteigen er von der Vorsehung berufen war, in dem Augenblick, als er zu wanken drohte, — anstatt ihn stützen — fernbleiben zu sollen. Aber er gehorchte, weil er als erster Diener des Staates den Gehorsam für seine erste Pflicht hielt.

Während der Prinz sich mit seinem Adjutanten, dem Major von Oelrichs, am 20. März von Potsdam zunächst nach Hamburg begab, wo die Einschiffung nach London erfolgen sollte, wurden in Berlin auf offener Straße Schmähreden gegen ihn gehalten. Man beschuldigte ihn, der eigentliche Urheber des Blutvergießens in der Märznacht gewesen zu sein und dem Könige zur Fortsetzung des Kampfes mit äußerster Energie geraten zu haben. Dann schallte aus den wütenden Volkshaufen der Ruf: „Auf nach dem Palais des Prinzen von Preußen, kein Stein soll auf dem anderen bleiben!“ und sofort zogen lärmende Haufen diesem Ziele entgegen, um die Drohung wahr zu machen. Da hatte ein Bürger den Einfall und den Mut, auf die Rampe vorzutreten und mit lauter Stimme zu rufen: „Das Palais des Prinzen von Preußen wird zum Nationaleigentum erklärt; Bürger, schont das Eigentum der Nation!“ — Dieser Einfall bewahrte das Volk vor einer großen Schmach. Ein ungeheurer Jubel erhob sich; dann zog die Menge lärmend von dannen. Am folgenden Tage fand man an dem Palais unter einer großen schwarzrotgoldenen Fahne mit mächtigen Buchstaben die Inschriften „Nationalgut“ und „Eigentum der ganzen Nation,“ wodurch das Palais vor Zerstörung gerettet wurde.

Am 27. März kam der Prinz von Preußen in London an, stieg im Hotel der preußischen Botschaft ab und begab sich sofort in großer Gala zum Besuche nach dem Buckinghampalast an den königlichen Hof. Am Tage darauf kamen der Prinzgemahl Prinz Albert, der Herzog von Cambridge und die fremden Gesandten zum Besuche des Prinzen. Auch der greise Feldmarschall Herzog von Wellington, Blüchers Siegesgenosse bei Belle Alliance erschien in preußischer Generalsuniform, um dem Prinzen seine Aufwartung zu machen, und Anfang April gab der Premierminister Lord Palmerston ihm zu Ehren ein glänzendes Bankett. Diesem Beispiele folgten der preußische Gesandte, der Herzog von Wellington, der Herzog von Devonshire und andere Personen der hohen Aristokratie Englands. Mitte April machte der Prinz einen Besuch auf der Insel

Wight bei der Königin Victoria und der königlichen Familie und brachte die Osterwoche bei dem Herzog von Wellington in Strathfieldsey mit einer glänzenden Gesellschaft zu. Aber die Gastfreundschaft des fremden Landes, die Ehren, die ihm daselbst erwiesen wurden, sowie die hohe Achtung und Teilnahme, die jedermann ihm zu bezeigen sich beeiferte, konnten den Prinzen den großen Schmerz über das Unglück des Vaterlandes, den er in tiefster Seele empfand, nicht vergessen machen. In die Gemütsstimmung des Prinzen in dieser Zeit seiner „Verbannung" in England läßt eine kurze Notiz Einblick thun, welche bei einer Besichtigung des Babelsberger Schlosses einer der Besuchenden in dem auf dem Schreibtische des deutschen Kaisers liegenden hannoverschen Kirchen-Gesangbuche eingeschrieben fand. Dort standen neben dem dritten Verse des Liedes Nr. 399 von der Hand des Prinzen die Worte geschrieben: „Bei meinem ersten Besuche des Gottesdienstes in der Savoykirche zu London am 2. April 1848 gesungen." Der betreffende Vers lautet:

„Da siehst Du Gottes Herz,
Das kann Dir nichts versagen,
Sein Mund, sein teures Wort
Vertreibt ja alles Zagen;
Was Dir unmöglich dünkt,
Kann seine Vaterhand
Noch geben, die von Dir
Schon so viel Not gewandt."

So bewahrte sich der Prinz von Preußen auch bei den trübsten Lebenserfahrungen das unerschütterliche Gottvertrauen, den hellen, unverzagten Mut und die zuversichtliche Hoffnung auf bessere Zeiten. Er ließ sich weder durch die Anschuldigungen und Verdächtigungen seiner Gegner, noch durch das Urteil der Menge, die ihn verkannte, irre machen auf dem Wege der Ehre und Pflicht, der er allein das Gesetz für seine Handlungen entnahm.

Unterdessen erhoben sich doch im Vaterlande immer lauter Stimmen, welche die Rückkehr des Prinzen aus seiner „Verbannung" forderten. Die Pommern verlangten ihren Statthalter zurück, und die westpreußischen Bauern richteten an die Berliner Demokraten einen Brief (4. Mai), der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ und fast grob genannt werden könnte.

„Vor Eurer Ruchlosigkeit," hieß es darin, „hat der Prinz von Preußen fliehen müssen, und wenn Ihr nicht dafür sorgt, daß der Prinz bis zum 24. Mai dieses Jahres wieder in seinem Recht und im Lande ist, so sollt Ihr die Westpreußen kennen lernen; denn Eure Räuberhöhle soll an hundert Stellen zugleich brennen" u. s. w.

Auch das liberale Ministerium (Camphausen) konnte sich endlich der Einsicht nicht verschließen, daß zu einer Zeit, wo von der Krone mit der Volksvertretung eine neue Staatsverfassung vereinbart werden sollte, der Platz des Prinzen von Preußen, des Nächsten zum Throne, nicht außerhalb der Grenzen

des Landes sei. Dasselbe richtete deshalb eine Eingabe an den König, in welcher dieser gebeten wurde, den Prinzen zur Rückkehr zu veranlassen (10. Mai). Der König erwiderte sogleich zustimmend (11. Mai), daß er den neuernannten Adjutanten des Prinzen von Preußen, Major Laue, beauftragt habe, ihm die königliche Aufforderung zur Rückkehr zu überbringen.

Infolge dieser Eingabe des Ministeriums und der königlichen Antwort, welche in der preußischen Staatszeitung (11. Mai) veröffentlicht wurden, entstand in Berlin eine unbeschreibliche Aufregung. Noch waren die unsinnigsten Gerüchte über das Verhalten des Prinzen in den Märztagen verbreitet und mit ihnen die Furcht, daß der Prinz, als ein erbitterter Gegner der konstitutionellen Monarchie, mit Ungeduld auf den Augenblick warte, in welchem er an der Spitze eines Heeres gegen Berlin ziehen und dort die Kontre-Revolution erwecken würde. Die Vermessenheit ging so weit, daß in vielen Kirchen Berlins seit den Märztagen die vorgeschriebene Fürbitte für den Prinzen von Preußen unterlassen worden war und die Geistlichen erst durch ein Rundschreiben des Kultusministers Grafen Schwerin an ihre Pflicht erinnert werden mußten. Schon am 12. Mai fand eine große Volksversammlung in den Zelten statt, welche damit endete, daß etwa 12000 Menschen aus dem Tiergarten vor das Hotel des Ministerpräsidenten Camphausen in der Wilhelmsstraße zogen und eine Deputation hineinsandten, welche demselben erklärte, es sei „der Wille des Volkes, daß der Prinz von Preußen nicht zurückkehre.“ Auf die Frage, wer denn eigentlich „das Volk“ sei, wußte die Deputation keine Antwort zu geben. Der Ministerpräsident erklärte schließlich, nicht er, sondern das gesamte Ministerium habe die Bitte um Rückkehr des Prinzen von Preußen an den König zu richten beschlossen, und er sei deshalb nicht in der Lage, einseitig dieselbe zurückzunehmen. Der Lärm auf der Straße vor dem Hotel dauerte indessen fort und drohte in einen wahren Sturm überzugehen, als die Deputation unverrichteter Dinge zurückkehrte. Endlich nahm jedoch die ganze Demonstration einen komischen Verlauf. Einer der Volksredner — sein Name war Ludwig Eichler — benutzte einen ruhigeren Moment, um mit einer gewaltigen Stentorstimme dazwischen zu rufen: „Eichler hat's Wort! Hab' ich's?“

„Ja!“ war die einmütige Antwort.

„Na, dann haltet Ihr die Schnauze! Es kann nur einer auf einmal sprechen!“

Allgemeines schallendes Gelächter und gleich darauf die größte Ruhe.

Eichler ermahnte darauf die Menge, wieder hinauszuziehen nach den Zelten und nicht in der Stadt Skandal zu machen. Er schloß mit den Worten: „Na, ich gehe, und ein Hundsfott, wer nicht mitkommt!“

Die Menge zerstreute sich, und damit hatte der Skandal hier ein Ende.*

* Vergl. A. Streckfuß: 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Berlin bei Goldschmidt.

Andere Volkshaufen waren nach dem Palais des Prinzen von Preußen gezogen und drohten, dasselbe zu zerstören, oder in Brand zu stecken. Zwar wurde ein größerer Unfug durch die Aufstellung der Bürgerwehr vor dem Palais und durch das Einschreiten ruhigerer Bürger verhütet, doch dauerte hier der Tumult noch bis tief in die Nacht hinein fort.

Unterdessen hatte die Stadt Wirsitz im Großherzogtum Posen den guten Einfall gehabt, den Prinzen von Preußen zu ihrem Abgeordneten für die Nationalversammlung zu wählen. Das „Volk von Berlin" hatte damit jeden Vorwand verloren, um gegen die Rückkehr des Prinzen Einspruch zu erheben.

So verließ der Prinz denn Ende Mai England und begab sich zuerst nach Brüssel, wo er folgenden Brief an den König richtete:

„Ew. Majestät zeige ich unterthänigst an, daß ich, dem mir erteilten Befehle gemäß, London verlassen und den Kontinent wieder betreten habe. Ich halte diesen Zeitpunkt für den passendsten, um meine, Ew. Majestät schon bekannten Gesinnungen, mit denen ich in die Heimat zurückkehre, noch einmal offen auszusprechen. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die freien Institutionen, zu deren festerer Begründung Ew. Majestät jetzt die Vertreter des Volkes berufen haben, unter Gottes gnädigem Beistande sich zum Heile Preußens mehr und mehr entwickeln werden. Ich werde dieser Entwickelung mit Zuversicht und Treue alle meine Kräfte widmen und sehe dem Augenblick entgegen, wo ich der Verfassung, welche Ew. Majestät mit Ihrem Volke nach gewissenhafter Beratung zu vereinbaren im Begriffe stehen, die Anerkennung erteilen werde, welche die Verfassungsurkunde für den Thronfolger festsetzen wird.

Brüssel, den 30. Mai 1848. Prinz von Preußen."

Am 31. Mai traf der Prinz im Haag ein, verweilte einige Tage auf dem Landsitze des Prinzen Friedrich der Niederlande bei Leyden und reiste dann (4. Juni) über Arnheim nach Wesel, der ersten Stadt im Vaterlande, die er nach beinahe dreimonatiger Abwesenheit betrat, und wo ihm ein festlicher Empfang bereitet wurde. Bei der Vorstellung der städtischen Behörden äußerte der Prinz: — — „Es hat sich vieles im Vaterlande verändert. Der König hat es gewollt; des Königs Wille ist mir heilig; ich bin sein erster Unterthan und schließe mich mit vollem Herzen den neuen Verhältnissen an; aber Recht, Ordnung und Gesetz müssen herrschen, keine Anarchie, dagegen werde ich mit meiner ganzen Kraft streben, das ist mein Beruf. Wer mich gekannt hat, weiß, wie ich immer für das Vaterland geglüht habe. Sie können sich denken, daß ich mit erschüttertem Herzen vor Ihnen stehe; um so wohlthuender ist mir dieser herzliche Empfang."

Auch auf der Fortsetzung der Reise von Wesel bis Magdeburg wurden dem Prinzen viele Beweise der Verehrung und Teilnahme dargebracht. In Magde-

burg waren zu seiner Begrüßung die Behörden, das Offiziercorps und — die Bürgerwehr aufgestellt, letztere für des Prinzen militärisches Auge eine ungewohnte Erscheinung. Hier erwartete ihn auch seine Gemahlin, die Prinzessin von Preußen, mit den Kindern, Prinz Friedrich Wilhelm und Prinzessin Luise.

Auf der Station an der Fasanerie bei Potsdam empfingen der König und die Königin den Prinzen. Da die Ankunft des Prinzen auf den Sterbetag des Königs Friedrich Wilhelm III. fiel (7. Juni), so wurde die beabsichtigte Illumination der Stadt verschoben. Nur das nachbarlich vom Schlosse Babelsberg gelegene Dorf Nowawes ließ es sich nicht nehmen, die Ankunft des Prinzen durch Ehrenpforten und eine allgemeine Illumination zu feiern. Als der Prinz von einer kirchlichen Feier zum Andenken seines hochseligen Vaters im Mausoleum zu Charlottenburg, wohin er sich mit der königlichen Familie zunächst begeben hatte, nach den alten Räumen seines lieben Babelsberg zurückkehrte, da schallten zu ihm die patriotischen Gesänge der Schuljugend von Nowawes herauf, derselben Knaben, die er 22 Jahre später als Männer und Jünglinge in den Kampf für Deutschlands Unabhängigkeit und Freiheit gegen Frankreich führen sollte. — Am folgenden Tage (8. Juni) begab sich der Prinz mit einem Extrazuge der Eisenbahn nach Berlin und fuhr, nur von einem Adjutanten, dem Major Laue, begleitet, sogleich nach der Singakademie, wo die Nationalversammlung ihre Sitzungen hielt.

Die Versammlung hielt gerade — wie der Stadtrat Streckfuß in dem obengenannten Werke sagt — „eine jener ziemlich langweiligen Debatten, durch welche sie von ihrem Beginne an sich ausgezeichnet hatte,“ und der Abgeordnete Temme hatte das Wort, als die Aufmerksamkeit der Versammlung und der Tribünen von dem Redner nach dem Eingange des Sitzungssaals abgelenkt wurde, in den der Prinz von Preußen in Generalsuniform eintrat, um als Abgeordneter für Wirsitz seinen Platz einzunehmen. Der Minister Graf Schwerin empfing ihn beim Eintritt. Die ganze rechte Seite der Versammlung erhob sich zu seiner ehrfurchtsvollen Begrüßung; die linke aber blieb nicht allein sitzen, sondern sie forderte durch den ungezogenen Ruf: „Sitzen bleiben!“ und durch mißtöniges Zischen die Herren von der rechten auf, den gewiß sehr schönen Vortrag des Abgeordneten Temme nicht zu stören, der auch ungeniert weiter sprach, während der Prinz, freundlich die Grüße nach der rechten Seite erwidernd, bis zur vordersten Sitzreihe vorschritt und seinen Platz auf der rechten Seite des Hauses einnahm.

Nachdem der Abgeordnete Temme geendet hatte, nahm der Präsident das Wort und kündigte an: „Eigentlich hätte nun der Abgeordnete d'Ester das Wort, indessen der Herr Abgeordnete des Wirsitzer Kreises wünscht in einer persönlichen Angelegenheit zu sprechen.“ — Der Prinz erhob sich und bestieg die Tribüne.

„Vermöge der auf mich gefallenen Wahl“ — so sprach er — „bin ich be-

rechtigt, in Ihrer Mitte zu erscheinen. Ich würde bereits gestern hierher geeilt sein, wenn es nicht der Jahrestag unauslöschlicher Trauer gewesen wäre, der mich im Schoße meiner Familie zurückhielt; heute aber ergreife ich die Gelegenheit, um zuvörderst meinen Dank für das Vertrauen auszusprechen, welches mich in Ihre Mitte berief und wodurch es mir möglich wird, Sie, meine Herren, welche aus allen Provinzen des Landes und aus allen Ständen hier versammelt sind, herzlich willkommen zu heißen. Nicht nur die Blicke Preußens, die Blicke der Welt sind auf unsere Versammlung gerichtet, da durch sie eine Vereinbarung mit unserem Könige herbeigeführt werden soll, welche für lange Zeit die Schicksale des preußischen Volkes und seiner Könige feststellen soll. Welch ein hoher Beruf! — Je heiliger dieser Beruf, desto heiliger muß der Geist und die Gesinnung sein, welche unsere Beratungen leiten. Die konstitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem, ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die erste Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor allem also die meinige, als des ersten Unterthanen des Königs. So stehe ich jetzt wieder in Ihrer Mitte, um mitzuwirken, daß die Aufgabe, welche uns gestellt, zu einem glücklichen Ziele geleitet werde. Möge die Gesinnung, welche ich ausgesprochen habe, von uns allen geteilt und festgehalten werden, dann wird unser Werk gelingen und zum Wohl und Heil des geliebten Vaterlandes gereichen. Möge mein Erscheinen unter Ihnen in dieser Beziehung ein günstiges Zeichen sein. Mögen wir vereint die Thätigkeit entwickeln, welche von uns erwartet und gehofft wird. Meine übrigen Geschäfte werden mir nicht erlauben, regelmäßig an Ihren Sitzungen teilzunehmen; ich ersuche daher den Herrn Präsidenten, meinen Stellvertreter einberufen zu lassen. Uns alle aber, meine Herren, leite der Ruf und Wahlspruch der Preußen, der sich so oft bewährt hat: „Mit Gott für König und Vaterland!"

Während dieser Rede herrschte tiefe Stille. Als der Prinz die Tribüne und sogleich darauf den Sitzungssaal verließ, begleiteten ihn dieselben Kundgebungen des Beifalls und des Mißfallens wie beim Eintritt. Der Prinz beachtete weder die einen noch die anderen. Draußen vor der Singakademie hatte sich eine große Volksmenge angesammelt, welche das Beispiel der Nationalversammlung nachahmte; aber auch eine Anzahl würdiger älterer Herren mit dem schwarzweißen Bande im Knopfloch auf der linken Brustseite hatte nahe dem Ausgange Stellung genommen und begrüßte ihren alten Kampfgefährten aus Preußens eiserner Zeit mit entblößten Häuptern und mit ehrerbietigem Schweigen.

Die Stadt Potsdam wollte die Rückkehr des Prinzen gern durch solenne Festlichkeiten feiern. Zwar hatte der Prinz selbst alle Huldigungen abgelehnt, welche den Schein von Parteidemonstrationen annehmen könnten, allein die

Freude der Herzen ließ sich einmal nicht zurückdrängen. Am Abend des 9. Juni strahlten fast alle Häuser der Stadt in festlicher Erleuchtung.

Eine eigentümliche Huldigung für den Prinzen wurde von den Offizieren der Potsdamer Garnison unter Teilnahme von vielen Berliner Offizieren am 10. Juni abends improvisiert. Mehrere Hundert mit Blumen, Laubgewinden und Flaggen geschmückte offene Gondeln, die von zahllosen Laternen und Fackeln erleuchtet waren, schwammen auf dem breiten Wasserspiegel der Havel heran und legten sich dem prinzlichen Schlosse gegenüber. Fünf Militärkapellen brachten eine Abendmusik. Dann trennte sich eine Deputation von Offizieren aller Grade der Garderegimenter in fünf Booten von den übrigen, landete bei der sogenannten Prinzenburg, einem Theehäuschen an dem Parkufer, und begab sich auf das Schloß, um den Prinzen einzuladen, die Huldigung der Versammelten gnädig entgegennehmen zu wollen.

Der Prinz bestieg eine seiner Gondeln und fuhr zwischen die noch immer sich mehrenden Boote, aus denen ihm begeisterter Jubel entgegenschallte, mitten hinein. Nun wurde von mehreren tausend kräftigen Männerstimmen nach der Melodie „Prinz Eugenius, der edle Ritter" ein Lied zu Ehren des fürstlichen Führers angestimmt, welches ein junger Offizier des Kaiser-Franz-Grenadier-Regiments, Friedrich von Gaudy,* gedichtet hatte. Dasselbe lautete:

„Prinz von Preußen, ritterlich und bieder,
Kehr' zu Deinen Garden wieder,
Heißgeliebter General!
Weilst Du gleich an fernem Strande,
Schlagen doch im Vaterlande
Herzen für Dich ohne Zahl.

Wer wohl dacht' es, daß es so würd' kommen,
Als Du Abschied hast genommen
Von den Truppen in Berlin!
Sprachst mit gläubigem Vertrauen:
«Auf Euch kann der König bauen,
Ruft er Euch zum Kampfplatz hin.»

Nur im Frieden uns zu kommandieren,
Nicht uns in den Krieg zu führen,
Scheint vom Schicksal Dir vergönnt;
Dir, Soldat von Leib und Seelen,
Der geboren zum Befehlen,
Dir, dem unser Herz entbrennt.

Führe Du uns, Prinz, wir folgen gerne,
Folgen Dir als unserm Sterne,
Folgen Dir bis in den Tod;
Mag es Stein' und Kugeln regnen,
Du, Herr Gott, wirst Waffen segnen,
Die geführt auf sein Gebot!" — —

Während dieses vollstimmigen Chorgesanges hatten sämtliche Boote einen Kreis um die prinzliche Gondel geschlossen. Inmitten der schwankenden Boote und der aus dem Wasserspiegel wiederstrahlenden Fackeln stand in seiner Gondel hochaufgerichtet bei der Hohenzollernschen Flagge die edle, kräftige Mannesgestalt des Prinzen von Preußen, ein Bild und ein Hort des echten, alten Preußentums. Bengalische Feuer beleuchteten die Scene, Raketen stiegen zum Himmel empor, oder schossen sprühend über die glatte Wasserfläche hin, und die Klänge patriotischer

* Derselbe fiel später auf dem Felde der Ehre als Major in demselben Regiment in dem Gefecht bei Alt-Rognitz in Böhmen am 28. Juni 1866.

Weisen schallten durch die laue Sommernacht. Dann ward es still, und man vernahm nur die kräftige Stimme des Prinzen, der mit einfachen, würdigen Worten für die schöne, ihm dargebrachte Huldigung dankte und mit einem Hoch auf den König schloß. —

Da der Prinz von dem Generalkommando des Gardecorps entbunden war, das Militärgouvernement am Rhein und in Westfalen aber vorläufig noch nicht antreten sollte, so befand er sich augenblicklich außerhalb der dienstlichen Thätigkeit. Er brachte diese Zeit meistens in stiller Zurückgezogenheit in Babelsberg zu. Er besuchte sein Palais in Berlin nicht eher wieder, als bis



Schloß Babelsberg.

die letzten Spuren der daran verübten Gewaltthätigkeiten ausgelöscht waren. Die erregte Stimmung im Volke war noch nicht beruhigt. Es hieß sogar mehrmals, die Berliner Volkshaufen wollten nach Potsdam ziehen und das unbewachte Schloß Babelsberg stürmen, was den Kommandanten von Potsdam natürlich veranlaßte, eine strengere Bewachung der Zugänge zum Park und Schlosse eintreten zu lassen. Der Prinz bekümmerte sich um diese Gerüchte wenig, sondern ging, wie zu jeder anderen Zeit, allein im Park und in der Umgegend von Babelsberg spazieren.

Der Prinz verfolgte auch in dieser Zeit mit Aufmerksamkeit die Entwickelung der staatlichen Verhältnisse in Preußen und Deutschland, besonders die etwaigen Veränderungen im Militärwesen. Im Oktober wurde der „Entwurf zu einem Gesetze über die deutsche Wehrverfassung“ bekannt, welcher von

einer Bundes-Militärkommission in Frankfurt a. M. beraten worden war und welcher allerdings eine vollständige Umgestaltung des erprobten alten preußischen Systems zur Folge gehabt haben würde. Der Prinz unterzog diesen Entwurf einer sehr eingehenden und sorgfältigen Prüfung und ließ seine „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung“ ohne Nennung des Namens in einer Schrift (Berlin 1849, bei A. W. Hayn) drucken, welche wegen ihrer von außerordentlicher Sachkenntnis zeugenden gründlichen und freimütigen Darlegung weit über die militärischen Kreise hinaus Anerkennung und Verbreitung fand. Der Prinz beleuchtet in dieser Schrift namentlich einige Punkte, an welche auch in späterer Zeit öfters die Debatte in den parlamentarischen Körperschaften anknüpfte. So wendet er sich gegen die in dem Entwurfe auf ein äußerst geringes Maß herabgesetzte kurze Dienstzeit des Soldaten. Er bespricht die großen Resultate, welche Preußen durch seine volkstümlichen Heereseinrichtungen in den Befreiungskriegen 1813—15 erreicht habe, und fährt dann fort:

„Wodurch wurde nun ein so glänzendes Resultat möglich? — Allein durch die wahrhafte militärische Erziehung, die dem preußischen Soldaten zu teil wird, in der Gewöhnung desselben an den Dienst, in der Art und Weise, wie ihm die Pflichten und Obliegenheiten dieses Dienstes zu eigen gemacht werden, und in dem Verständnis, warum diese überhaupt von ihm verlangt werden müssen. Zu dem allen aber gehört Zeit. Unbegreiflich erscheint daher die fast stereotyp gewordene Ansicht, daß ein Infanterist sich in sechs Monaten ausbilden lasse! Wenn darunter das bloße Ausexerzieren der Eingestellten verstanden wird, so ist sechs Monate eine zu lange Frist. In sechs bis zehn Wochen ist derjenige Grad der Ausbildung, welcher zum Eintreten in das Bataillon genügt, vollkommen zu erreichen. Was aber ist dann der Eingestellte geworden? Ein ausexerzierter Rekrut, aber wahrlich kein erzogener Soldat! Das ist es, was jene banalen Urteile übersehen.“ — —

Da die Freunde einer kurzen Dienstzeit häufig auf die ersten Kriegsjahre der französischen Revolution von 1789 hinweisen, so erinnert der Verfasser der genannten Schrift daran, daß

„1. der Franzose sich unendlich rascher und leichter zum Soldaten ausbildet als der Deutsche;

„2. daß ein neuer Geist in jene Nation gefahren war (wenngleich ein anderer als der, welcher 1813 Preußen durchdrang), der sie zu Thaten anfeuerte;

„3. daß in Napoleon ein Feldherr auftrat, wie ihn die Weltgeschichte nur selten aufzuweisen hat;

„4. daß trotz aller Kriege und Erfahrungen die Disciplin der französischen Armee zur Zeit des Unglücks noch nie aushielt“ u. s. w. u. s. w.

Mit Entschiedenheit wendet sich der Prinz gegen die im § 70 des Entwurfs in Aussicht genommene Abschaffung der Ehrengerichte:

„Wem es mit dem Bestehen einer ehrenhaften und gesitteten Armee Ernst ist, der sollte vor allem darauf bedacht sein, die Gesinnung für Ehrenhaftigkeit und Gesittung unter den Offizieren lebendig zu erhalten und, damit dies geschehen könne, zu Vorkehrungen die Hand bieten, welche geeignet sind, alle Vorkommenheiten, die, ohne gerade den gewöhnlichen Strafgesetzen zu verfallen, doch nicht im Einklange mit den Anforderungen an den Offizierstand stehen, für das Ganze unschädlich zu machen. Weil nun Standes- oder Ehrengerichte das beste Mittel dazu und also eine Notwendigkeit sind, so ist der ganze § 70 gestrichen worden."

So blieb der Prinz von Preußen unablässig bemüht, das alte Preußenschwert blank und schartenfrei zu erhalten, damit, wenn die Zeit herankäme, wann der König sich des Schwertes bedienen wolle, es seinen alten Ruhm bewähren möchte. Und diese Zeit war bereits angebrochen. —

Für Schleswig-Holstein 1848. Zu der Zeit, als die nationale Bewegung ihre ersten Wogen trieb, vernahm man in Deutschland zum erstenmal den Hilferuf eines Bruderstammes, dessen Zugehörigkeit zu Deutschland in der Zeit der Kleinstaaterei und Zerfallenheit dem Deutschen fast in Vergessenheit gekommen war. Die deutschen Lande Schleswig und Holstein standen zu der Krone Dänemark seit mehreren Jahrhunderten in dem Verhältnis der Personalunion. Im Jahre 1460 hatte die Ritterschaft von Schleswig-Holstein den Grafen von Oldenburg, welchen die Dänen auf ihren Königsthron erhoben hatten, in freier Wahl zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein gekürt. Noch vor der Wahl war von beiden Teilen die sogenannte „Unionsurkunde" beschworen worden, welche die Bestimmungen enthielt: 1. daß die Herzogtümer selbständige Länder bleiben, 2. daß sie für immer unzertrennlich („up ewig ungedeelt tosamende") bleiben, 3. daß in den Herzogtümern lediglich der Mannsstamm (nach deutschem Fürstenrecht) zur Erbfolge berechtigt sei.

Diese drei Punkte wünschte man in Dänemark in Vergessenheit kommen zu lassen und die Herzogtümer als einen Bestandteil der dänischen Gesamtmonarchie zu behandeln. Dieses Bestreben trat sehr bestimmt hervor, seitdem die dänische Macht durch die Abtretung Norwegens an Schweden (im Wiener Kongreß 1815) eine Minderung erlitten hatte. Die dänische Regierung suchte seitdem den größeren Teil der Staatslasten von den nächsten Landeskindern ab auf die schleswig-holsteinschen Stiefkinder zu wälzen, um so mehr, da die deutschen Lande die von der Natur bevorzugteren, fruchtbareren Gebietsteile waren. In Schleswig-Holstein aber erwachte der Widerstand gegen die dänischen Einverleibungsgelüste.

Im Jahre 1846 (8. Juli) erließ König Christian VIII. den sogenannten „offenen Brief," welcher die dauernde Vereinigung des deutschen Herzogtums Schleswig mit den dänischen Erbstaaten als ein Recht der dänischen Krone in Anspruch nahm. Dieses Recht auch auf Holstein auszudehnen, nahm die dänische Regierung noch Anstand, weil Holstein zum Deutschen Bunde gehörte.

Gegen solche Vergewaltigung erhoben die Stände der Herzogtümer einmütige Einsprache. Von einem Strande zum anderen des meerumschlungenen Landes erscholl es: „Wir wollen keine Dänen sein, wir wollen Deutsche bleiben!" — Der mutige Widerstand des kleinen Volkes gegen fremde Anmaßung und Unterdrückung weckte die Teilnahme der Deutschen für die deutsche Sache. Wäre die deutsche Nation einig, an ihrer Spitze ein mächtiger Kaiser gewesen, dann würde der wackere Bruderstamm schon damals von Deutschland kräftige Unterstützung erhalten haben, das kleine anmaßende Dänemark würde in seine Schranken zurückgewiesen worden sein. Daß Deutschland in seiner Ohnmacht den Anmaßungen Dänemarks und der Unterdrückung des deutschen Landes ruhig zusehen mußte, dies machte das Verlangen nach deutscher Einigkeit und deutscher Machtentfaltung noch lebendiger erwachen. Aber noch lange Jahre sollten darüber hingehen, ehe dieses Verlangen erfüllt werden konnte, und vorläufig hatte man für den „verlassenen Bruderstamm" nichts als — Verse. Aber auch das Lied ist eine Macht. Vom deutschen Ost- und Nordseestrande bis zum bayrischen Hochlande erklang das Lied:

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Trotz des Feindes Übermacht!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!" —

Das Lied klang wie eine Mahnung an das deutsche Gewissen, und solange es klang, konnte man in Deutschland nicht vergessen, daß es dort im Norden noch eine nationale deutsche Ehrensache zu vertreten gab. Selbst der Deutsche Bund konnte sich gegenüber der energischen Kundgebung der öffentlichen Meinung in Deutschland nicht ganz passiv verhalten und ermannte sich zu einem Beschlusse (26. September 1846), in dem er „Deutschlands Recht auf Holstein und Holsteins Recht auf Schleswig feierlich wahrte," weiteres Vorgehen je nach Lage der Dinge sich vorbehaltend.

König Christian VIII. starb am 20. Januar 1848. Sein Sohn und Nachfolger König Friedrich VII. war der letzte männliche Sproß des dänischen Königsstammes. Bald nach seinem Regierungsantritt verkündigte Friedrich VII. auf Antrieb der demokratischen oder sogenannten „Kasinopartei" eine demokratische Verfassung für die dänische Gesamtmonarchie, einschließlich Schleswigs, durch welche die Einverleibung Schleswigs in den dänischen Gesamtstaat ausgesprochen und das alte, wohlverbriefte Recht der Herzogtümer Schleswig-Holstein, „up ewig ungedeelt tosamende" zu bleiben, in der gewaltthätigsten Weise verletzt wurde.

Vergebens wandten sich die Schleswig-Holsteiner an den König mit dringenden Vorstellungen unter Berufung auf ihre alten verbrieften Rechte. Die

Deputierten aus den Herzogtümern, welche diese Vorstellungen nach Kopenhagen brachten, wurden von der Regierung schnöde abgewiesen, vom Pöbel insultiert und mißhandelt. Am 24. März ward in Kopenhagen die Einverleibung öffentlich und förmlich verkündet.

Dieser Gewaltschritt trieb die Herzogtümer zu offener Empörung. In Kiel bildete sich eine provisorische Regierung aus den angesehensten Männern des Landes, darunter der jüngere Sohn des nach deutschem Erbrecht zunächst zur Thronfolge in den Herzogtümern bestimmten Herzogs von Augustenburg, Prinz von Noer, der Präsident der schleswigschen Ständekammer Wilhelm Beseler, das Mitglied der Ritterschaft Graf von Reventlow-Preez u. a. Getreu dem strengen Rechtssinne der Schleswig-Holsteiner erklärte die provisorische Regierung: nicht eine Empörung gegen den rechtmäßigen Landesherrn, auch nicht die Losreißung der Herzogtümer von der Krone Dänemark sei ihr Zweck, sondern lediglich die Verteidigung der historischen Landesrechte gegen die von Dänemark aus versuchte Vergewaltigung.

Die holsteinschen Truppen versagten den dänischen Offizieren, welche sie befehligten, den Gehorsam und stellten sich der provisorischen Regierung zur Verfügung. Der Prinz von Noer bemächtigte sich durch einen Handstreich mit einem holsteinschen Jägerbataillon der Festung Rendsburg. Aber auch die dänische Regierung traf Anstalten, um die Herzogtümer zu unterwerfen, und zog Truppen in Jütland zusammen.

Die Erhebung der Schleswig-Holsteiner fand in Deutschland begeisterte Teilnahme. An vielen Orten Deutschlands, namentlich in Universitätsstädten, wurden Freischaren gebildet und brachen unter dem Gesange des Schleswig-Holstein-Liedes nach Norden auf, um den deutschen Bruderstamm im Kampfe gegen dänische Vergewaltigung zu unterstützen. In den Hauptstädten drängte das Volk die Regierungen zu einem bewaffneten Einschreiten zu Gunsten der Schleswig-Holsteiner.

Der Herzog von Augustenburg wandte sich an den König von Preußen mit der Bitte, das Recht der Herzogtümer unter seinen Schutz zu nehmen, und König Friedrich Wilhelm IV. zögerte nicht, die Berechtigung der Forderungen des schleswig-holsteinschen Volkes, insbesondere diejenigen einer selbständigen staatlichen Stellung der beiden Länder, sowie ihrer Untrennbarkeit, und das ausschließliche Erbfolgerecht des Mannsstammes anzuerkennen. König Friedrich Wilhelm IV. fühlte wohl, daß sein Ansehen in Deutschland durch seine Bekämpfung der revolutionären Bewegung, noch mehr durch seine Nachgiebigkeit gegen die Revolution in jener Märznacht tief erschüttert worden war, und er glaubte, dasselbe nicht schneller wiederherstellen zu können, als indem er sich zum Beschützer der Rechte des schleswig-holsteinschen Volkes aufwarf. Schon am 4. April erhielten die Truppen, welche in der Umgegend von Berlin in Kantonnements lagen, den Befehl, nach Schleswig-Holstein aufzubrechen. In

der Aufregung jener Tage dachte man weniger an die diplomatischen Verwickelungen, welche das kriegerische Vorgehen Preußens gegen Dänemark nach sich ziehen könnte, als an die einfache Rechtsfrage. Die preußischen Truppen sammelten sich in der Umgegend von Rendsburg, hocherfreut, nun bald einen rühmlicheren Kampf mit einem ebenbürtigeren Gegner bestehen zu sollen, als dort in den Straßen der Hauptstadt, wo sie soeben die Revolution bekämpft hatten. Andere Bundestruppen — Hannoveraner und Braunschweiger — unter dem hannoverschen General von Halkett stießen zu ihnen. Auf Ansuchen der Bundesversammlung in Frankfurt ernannte der König den General der Kavallerie von Wrangel zum Oberbefehlshaber der Truppen in Schleswig-Holstein (18. April).

Unterdessen waren die eisernen Würfel bereits geschüttelt worden. Die aus Jütland in Nordschleswig eingerückten dänischen Truppen stießen bei Bau, eine Meile nördlich von Flensburg, (9. April) auf die Schleswig-Holsteiner und die deutschen Freischaren und brachten ihnen eine empfindliche Niederlage bei. Die meisten der angeseheneren Familien Schleswig-Holsteins hatten unter den Gefallenen oder Verwundeten des Gefechts bei Bau eins ihrer Mitglieder zu betrauern. Die Hoffnungen des Landes waren nach diesem Schlage um so mehr herabgestimmt, da die Dänen bald darauf die Stadt Schleswig besetzten und in dem Lande wie in einer eroberten Provinz nach Willkür schalteten.

Der Dänenkönig Friedrich VII. hielt selbst seinen Einzug in die Stadt Schleswig; aber kein Beifallszeichen, kein freudiger Zuruf begrüßte ihn, Grabesstille umpfing ihn in der deutschen Stadt, und mit heimlichem Grauen verließ er sie wieder.

Ungefähr um dieselbe Zeit (22. April) begrüßte der General von Wrangel, der bereits in den Freiheitskriegen sich den Ruf eines tapferen und schneidigen Reiteroffiziers und später in der Friedenszeit durch sein echt preußisches und militärisches Wesen das Vertrauen der Armee erworben hatte, auf der Parade in Rendsburg die Offiziere des an der Eider versammelten Corps mit einer kriegerischen Anrede. In seiner Begleitung befand sich der Neffe des Königs, der ritterliche, junge Prinz Friedrich Karl von Preußen, welcher hier in der Schule des alten, erfahrenen Generals seine ersten Kriegserfahrungen machen und seine ersten kriegerischen Lorbeeren pflücken sollte. An ihn wandte sich Wrangel mit dem Schlusse seiner Anrede: „Seien Ew. Königliche Hoheit überzeugt, daß Ihre Anwesenheit der Armee ein neuer Sporn zur Tapferkeit sein wird, daß die Armee es hoch anerkennt, welch teures Pfand sie in ihrer Mitte hat. Sie werden zeigen, daß Hohenzollernsches Blut in Ihren Adern fließt, und ich freue mich vor Ihnen, daß Sie der Armee dies werden beweisen können. Und nun, Königliche Hoheit, wollen wir keine Worte weiter machen, sondern handeln.“*

* Siehe: Wrangel, ein Lebensbild von Fedor von Köppen. Glogau bei Carl Flemming.

An die Truppen erließ der General folgenden Tagesbefehl (22. April):

„Soldaten! Die Rechte Deutschlands sind von den Dänen verletzt, und Ihr seid bestimmt, dieselben aufrecht zu erhalten. Vom Deutschen Bunde zu Euerm Obergeneral ernannt, betrachte ich es als ein hohes Glück und als eine besondere Ehre, berufen zu sein, Euch zu diesem Zweck in den Kampf führen zu können. Eure bewährten Führer und Eure Tapferkeit sind mir Bürge für den Erfolg. Vorwärts für Deutschland! sei fortan unser gemeinsames Losungswort, und mit Gott im Herzen wird der Sieg dann unser sein. Es lebe unser gemeinsames Vaterland, es lebe Deutschland, hoch! — Nun vorwärts drauf!" — Am folgenden Tage ging das preußische Corps von der Eider gegen Schleswig in zwei Kolonnen vor, rechts eine Garde Infanteriebrigade — Kaiser-Alexander- und Kaiser-Franz-Grenadierregiment — unter General von Möllendorf, links eine Linien-Infanteriebrigade — das 2. (Königs-) Infanterieregiment, sowie die Füsilierbataillone des 20. und 31. Infanterieregiments — unter General von Bonin, mit der zugehörigen Kavallerie und Artillerie. Der letzteren Brigade folgte noch das aus geborenen Schleswig-Holsteinern neugebildete Corps in Reserve.



Wrangel.

Die Truppen des 10. Bundescorps standen noch weiter zurück und sammelten sich am 23. April in und bei Rendsburg, da für diesen Tag noch kein eigentlicher Angriff, sondern nur eine Rekognoscierung und ein Zurückwerfen des Feindes in seine Hauptstellung südlich Schleswig beabsichtigt war.

Es war Ostersonntag (23. April). Der Himmel war trübe, die Luft naßkalt, es fiel ein feiner Regen. Die Stimmung der Truppen war eine zuversichtliche und gehobene.

Gegen 10 Uhr morgens hielt der Oberbefehlshaber mit dem Generallieutenant Fürsten Radziwill, dem Prinzen Friedrich Karl und den Offizieren seines Stabes etwa eine Stunde südlich Schleswig auf einem Hünengrabe, der Grabstätte des dänischen Königs Sigurd, von wo sich eine freie Aussicht auf die am Ufer der Schlei langgestreckte Häuserreihe der Stadt Schleswig bot. Auch die Truppen erblickten von hier aus zum erstenmal das über dem Wasserspiegel der Schlei von dem Hintergrunde dunkler Waldhöhen sich abhebende weiße Schloß Gottorf. Von Mund zu Munde ging das Wort: „Sieh, das ist die Braut, um die wir heute werben sollen; bis zum Abend muß sie unser sein!"

Von der Einbuchtung der Schlei bei Schleswig zog sich seit alter Zeit quer durch das Land bis zur Nordsee, wie eine riesige Mauer, das Danewirke, welches Königin Thyra Danebot dereinst hatte aufbauen lassen als eine Schutzwehr der heidnischen Dänen gegen die von Süden her mit Kreuz und Schwert immer weiter vordringenden Deutschen. Schon die Ottonen hatten an dieser Riesenmauer ihre Kraft erprobt. Unmutig stieß Kaiser Otto II. bei dem Danewirke seinen Speer hinter sich in den Boden, als dasselbe seinem Vordringen Halt gebot; aber nach Jahresfrist stand er mit Heeresmacht an der nämlichen Stelle, erstürmte das Danewirke und warf die Dänen bis an den Lymfjord und den nach ihm sogenannten „Ottensund" zurück:

„Eilend floh das Dänenheer
Auf das Meer zu Schiffe,
Kaiser Otto warf den Speer
Nach vom höchsten Riffe;
Hob, am Meerstrand vorgebeugt,
Seinen Arm, den starken,
Rief: «So weit mein Speer noch fleugt,
Reichen Deutschlands Marken!»"

Jahrhunderte waren seitdem dahingegangen. Frost und Tau, Sturm und Flut, Wetter und Regenschauer hatten die alten Dänenschanzen allmählich verfallen gemacht; nur noch wenige Trümmer des alten Danewirke ragten bei Schleswig über dem Erdboden empor. Da erwachte angesichts der von Deutschland drohenden Kriegsgefahr in Dänemark wieder die Erinnerung an die Dienste, welche das Danewirke in alter Zeit in den Kriegen gegen die Deutschen ihnen geleistet, und es war seitens des dänischen Oberbefehlshabers, General von Hedemann, beschlossen worden, auch jetzt an derselben Stelle den Preußen und dem deutschen Bundesheere Trutz zu bieten.

Dennoch war die Stellung an jenem Ostermorgen nur von einigen Piketts besetzt, die sich bei der Annäherung der Preußen eiligst nach Schleswig zurückzogen. Die Dänen glaubten nämlich nicht, daß die Preußen so bald Ernst zeigen würden. Die dänische Besatzung in Schleswig war friedlich zum Festgottesdienst in der Domkirche versammelt, als die Kirchenthüren plötzlich gewaltsam

aufgerissen wurden und die hineinschallende Lärmtrompete sie zu den Waffen auf ihre Sammelplätze rief. Aber als die dänischen Truppen jetzt in ihre Stellungen einrücken wollten, da waren ihnen die Preußen schon zuvorgekommen.

Im kühnen Anlaufe waren die preußischen Garden über das Getrümmer der alten Danewirke hinweg bis Busdorf vorgedrungen, das der Stadt Schleswig im Süden von den Danewirken bis zur Rendsburger Chaussee vorgelagert ist und mit dem südlichen Stadtteile von Schleswig, dem sogenannten Friedrichsberg, bereits in unmittelbarem Zusammenhange steht. Erst in und um Busdorf entwickelte sich ein lebhaftes Tirailleurgefecht. Ein dicht vor dem südlichen Eingange des Friedrichsberg sich erhebender, mit einem Lusthause gekrönter Hügel, der Riesberg oder Gallberg genannt, war von dänischen Scharfschützen besetzt und bot allen Angriffen der Preußen Trutz, auch an der Rendsburger Chaussee verteidigten die Dänen den Busch von Hadeby, sowie die südlichen Häuser der Vorstadt, insbesondere die dem Eingange vorliegende Ziegelei, mit großer Hartnäckigkeit und hinderten jedes weitere Vordringen der Preußen.

Wrangel hielt während dieser ersten Gefechtsmomente mit dem Prinzen Friedrich Karl und den Offizieren seines Stabes auf einem Hügel westlich Busdorf neben einer feuernden Batterie, welche von den feindlichen Batterieen auf dem Erdbeerberge bei Schleswig scharf zum Ziele genommen wurde. Eine feindliche Granate schlug gerade vor dem Prinzen in den Sand, der mit jugendlichem Hohenzollernmute um sich blickte, ohne sie zu beachten. Da wandte sich Wrangel zu ihm hin, salutierte dem Prinzen mit seinem Pallasch und mit den Worten: „Gratuliere, Königliche Hoheit der erste Salutschuß vor Ihnen!“ —

Während das Gefecht bei Busdorf und an der Chaussee stockte, ging eine dänische Kolonne unter General von Bülow unter Vortragung der Danebrogfahne im Westen von Schleswig vor, durchschritt den Sumpf westlich von Busdorf und erstieg die Hochfläche, um, am Danewirke entlang marschierend, gegen die linke Flanke der bei Busdorf kämpfenden preußischen Garden vorzustoßen. Hier galt es schnell Gegenmaßregeln zu treffen, um den beabsichtigten Offensivstoß der Dänen lahm zu legen und die errungenen Vorteile nicht wieder preisgeben zu müssen. Wrangel beauftragte deshalb den Prinzen Friedrich Karl, das 2. (Königs-) Regiment, welches um diese Zeit einen näher bezeichneten Punkt westlich der Rendsburger Chaussee erreicht haben mußte, heranzuholen und in die rechte Flanke der avancierenden dänischen Kolonne vorzuführen. Im Augenblick spornte der Prinz sein Roß und sprengte davon, um sich seines Auftrages zu entledigen. Es war der bedenklichste Augenblick des Kampfes, von dem die eigentliche Entscheidung abhing. Alles kam auf das rechtzeitige Eintreffen der erwarteten Reserven, des Königsregiments, an:

„Wie dumpfes Donnerrollen in dunkeln Wolken schallt,
Eh' sich das Donnerwetter entladet mit Gewalt,

So wirbeln fern die Trommeln, der Sturmmarsch wird gerührt,
Es nahen die Reserven, vom Prinzen hergeführt.

Das sind die tapfern Pommern vom Königsregiment,
Das jubelnd auf dem Schlachtfeld den Führer wiederkennt,
Froh grüßen sie den Landsmann mit lautem Hurraruf,
Der winkt mit seinem Degen: Na, Jungen, nu man druf!" —

Und vorwärts drangen die Pommern. Zuerst krachten einige Salven, dann gings im Sturmschritt dem Feinde mit dem Bajonette auf den Leib. Die dänische Brigade, die bisher so tapfer vorgedrungen, stutzte, dann kehrte sie um. Bei dem Durchschreiten des Busdorfer Sumpfes auf dem Rückwege erlitt sie schwere Verluste. Viele ließen die Stiefel oder Holzschuhe, welche die Jüten mit Vorliebe tragen, im Sumpfe stecken. Andere blieben selber stecken und ergaben sich in preußische Gefangenschaft.

So war die beabsichtigte Umgehung des preußischen linken Flügels vereitelt. Auch auf dem rechten fiel um dieselbe Zeit die Entscheidung. Ein merkwürdiger Zufall wirkte mit zur Herbeiführung derselben. Bald nach dem Eintreffen des Königsregiments wurde nämlich auf dem linken Flügel das Signal „Avancieren" geblasen. Es ist nicht ermittelt worden, wer dasselbe geben ließ; sobald es einmal erklungen war, ward es jedoch, wie auf dem Manöverfelde, von allen Hörnern in der preußischen Schlachtfront aufgenommen, und die wohlbekannten langgezogenen Töne des Flügelhorns hatten auch jetzt dieselbe Wirkung wie im Frieden. Die Schützenschwärme gingen aus ihren Deckungen, die Unterstützungstrupps liefen bis in die Schützenlinien vor, und ein allgemeines Vorwärts bemächtigte sich der preußischen Glieder. Das 1. Bataillon des Kaiser-Franz-Grenadier-Regiments unter dem — bereits obengenannten* — Major Vogel von Falckenstein rückte unter Trommelschall und so, als ob es vom Manöverfelde in seine Kantonnements einmarschierte, in Busdorf ein. Der Riesberg mit dem Pavillon ward erstürmt, ebenso die Ziegelei und die Häuser der Vorstadt an der Rendsburger Chaussee. Die preußischen Truppen besetzten den Friedrichsberg. Jubel herrschte unter der deutschen Bevölkerung der befreiten Stadt. Während draußen noch der Kampf tobte, schmückten sich die Fenster mit schleswig-holsteinischen und preußischen Fahnen. Zum erstenmal erklang hier im Norden das Preußenlied. Gedeckte Tische standen plötzlich an allen Straßenecken, und die klugen Hausfrauen Schleswigs schafften eiligst herbei, was in Küche und Keller irgend vorhanden war, um die einziehenden kriegerischen Gäste, die allerdings seit dem frühen Morgen auf dem Marsche und im Gefechte gewesen, zu erquicken.

Nur auf dem linken Flügel, wo die Boninsche Brigade und die Schleswig-

* Siehe S. 97.

Holsteiner über Husby gegen den Park von Schloß Gottorf vorrückten und wo die Dänen bei den Gehöften Anettenhöhe und Pulvermühle ihre letzte Kraft zu verzweifeltem Widerstande einsetzten, ward noch gekämpft. Um 9 Uhr abends war auch hier der Kampf entschieden, Schloß Gottorf von der dänischen Besatzung geräumt.

Es war kein Heldenstück, keine Großthat, dieser preußische Sieg bei Schleswig, aber doch immer ein schönes Zeugnis dafür, daß die Preußen trotz einer 33jährigen Friedensperiode ihre alte Waffentüchtigkeit bewahrt hatten und das Vermächtnis ihrer Väter heilig und in Ehren hielten. Auch im Vaterlande erregte diese glückliche Eröffnung des Krieges die freudigsten Hoffnungen, und so hatte einer der Mitkämpfer* wohl recht, bei der Siegesfeier in Schleswig zu sprechen:

„Es freut des großen Tages sich alt und neu Geschlecht,
Und Frucht des neuen Schlages, sie sei das alte Recht.
So freu' dich dieser Ostern auf ewig, heit're Stadt,
Die keine sturmumtostern und keine schönern hat;
Und schick' mit Freudenthränen hinaus den Jubelschrei:
Der Deutsche schlug den Dänen bei Schleswig an der Schlei!" —

Dem glänzenden Beginn entsprach leider der Fortgang des Krieges nicht. Die politischen Verhältnisse fingen an, lähmend auf die Kriegführung einzuwirken, und eine mattherzige Staatskunst hemmte den freien Schwung des Schwertes. Als Wrangel bald nach dem Treffen bei Schleswig gefragt wurde, wie weit er die Verfolgung der Dänen fortzusetzen gedenke, antwortete er: „Soweit der Himmel blau ist!" Aber schon nördlich der Königsau, d. i. der jütischen Grenze, die Wrangel mit den beiden preußischen Brigaden und den schleswig-holsteinschen Truppen am 2. Mai überschritt, fing der Himmel an grau zu werden. Wrangel beantragte beim Bunde eine Verstärkung der Truppen, um die Etappenorte und Hafenstädte an der langen Verbindungslinie mit entsprechender Besatzung versehen zu können. Er erhielt aber ausweichende Antworten, und der preußische Minister des Auswärtigen, Heinrich von Arnim, wies in einem Schreiben an Wrangel auf die Schwierigkeiten hin, die von seiten Rußlands und Englands drohten, und deutete an, daß es vielleicht bald notwendig sein würde, Jütland wieder zu räumen. Schon am 23. Mai traf im Hauptquartier des Obergenerals zu Kolding ein Feldjäger aus Berlin mit einem zweiten Schreiben des Ministers von Arnim ein, welches dem General den Befehl des Königs brachte, Jütland zu räumen und eine Stellung im nördlichen Schleswig zu nehmen. Freilich habe der Bund — so hieß es in dem Schreiben — in die Besetzung eines Teiles von Jütland als Pfand gewilligt; aber der Bund sei nicht bereit, die nötigen Mittel zur Be-

* Bernhard von Lepel, damals Lieutenant im Kaiser-Franz-Grenadier-Regiment.

hauptung des Pfandes herzugeben. Hannover, Oldenburg, Bremen und Lübeck hätten das Embargo aufgehoben und die mit Beschlag belegten Schiffe herausgegeben —, so sei Preußen isoliert, während jene Staaten eine Art Neutralität zur See gegen Dänemark, im schreienden Widerspruch zu ihrer Stellung als Verbündete Preußens, erstrebten. Ein vertraulicher Brief des Ministers von demselben Tage fügte hinzu, „daß hinreichende Gründe beständen, die Truppen aus Jütland, vielleicht aus den Herzogtümern zurückzuziehen. Die Gründe seien wesentlich politischer Natur, da Preußens Stellung, namentlich Rußland und England gegenüber, täglich unhaltbarer würde." „Doch," heißt es in dem Briefe weiter, „müssen wir wünschen, daß Ew. Excellenz in Ihrer offiziellen Mitteilung an den Bund möglichst die hinreichend vorhandenen militärischen Rücksichten geltend machen und es vermeiden, die von hier erhaltenen Mitteilungen anzuführen" u. s. w.

Es war klar, Preußen hatte einen Krieg begonnen ohne den energischen Willen, ihn bis zum Ziele durchzukämpfen und alle seine Folgen zu tragen. König Friedrich Wilhelm IV. war hochherzig und großmütig für die Rechte eines deutschen Volksstammes und eines deutschen Fürstenhauses in den Kampf eingetreten; aber seine Regierung hatte es unterlassen, sich vorher mit den anderen Mächten in Einverständnis zu setzen, und Friedrich Wilhelm IV. hatte sich geirrt, wenn er hoffte, durch sein mutiges Eintreten für eine deutschnationale Sache auch seine deutschen Mitfürsten zu gleichem Vorgehen zu bestimmen. Die Sonderinteressen der einzelnen Staaten überwogen wieder das Interesse an der gemeinsamen nationalen Sache. Die preußische Regierung ward es deshalb müde, einen Krieg fortzusetzen, der ihr nur Lasten aufbürdete und ernste Verwickelungen mit anderen Mächten heraufzuführen drohte, und knüpfte mit Dänemark Waffenstillstands-Verhandlungen an. General von Wrangel, der mit seinen Truppen das ganze Festland von Schleswig besetzt hatte, erhielt den Befehl, sich während dieser Zeit aller Herausforderungen zu enthalten. Der alte General sah sich dadurch zu einer lauen Kriegführung genötigt, die seiner energischen Natur wenig zusagte. Vom Könige erhielt Wrangel folgendes Handschreiben:

„Mein lieber General der Kavallerie von Wrangel! Ich gebe Ihnen hiermit den Befehl, bei Ihren etwaigen militärischen Operationen die jütländische Grenze unter keiner Bedingung zu überschreiten; der Abschluß des Waffenstillstands ist hoffentlich nahe, Sie haben sich daher vorläufig darauf zu beschränken, dänischen Unternehmungen in Schleswig energisch zu begegnen, nirgends aber herausfordernd aufzutreten. — — —

„Diese Zeilen, Mein teuerster Wrangel, sind ganz vertraulich, das heißt, dürfen nicht der Öffentlichkeit übergeben werden. Ich hoffe — Ich glaube und fürchte, daß Ihre schleswigschen Siege bald zu Ende gehen, wie recht und

billig durch einen ehrenvollen Frieden. — Die Wolkenbildung deutet aber noch immer auf Sturm, und Ich glaube, daß Sie nicht lange auf Ihren Lorbeeren ruhen werden. Gott allein weiß, wo und wie es wieder losgehen wird; aber das weiß Ich, daß Sie überall derselbe sein werden.

Friedrich Wilhelm."

Dänemark, welches die schwierige Stellung Preußens wohl kannte, steigerte seine Forderungen bei den Waffenstillstandsverhandlungen ins Unglaubliche. Von den Drohungen Rußlands, Englands und Frankreichs bestürmt, von Österreich und den übrigen deutschen Staaten ohne Unterstützung gelassen, schloß Preußen unter Schwedens Vermittelung auf sieben Monate mit Dänemark den Waffenstillstand zu Malmoe (26. August), welcher allerdings weder den Waffenerfolgen der preußischen Truppen, noch den Erwartungen der Schleswig-Holsteiner entsprach.

Danach sollte für die Herzogtümer eine neue provisorische Regierung eingesetzt werden, für welche Preußen und Dänemark je zwei Mitglieder und die gewählten vier noch gemeinsam ein fünftes Mitglied zu ernennen hatten. Die schleswigschen Truppen sollten von den holsteinschen vollständig getrennt, die ersteren bis auf die Kadres aufgelöst, die letzteren nach Holstein zurückgezogen und auf den Friedensfuß gesetzt werden. Die Freischaren wurden entlassen. Die Herzogtümer durften während des Waffenstillstands nur von 2000 Mann deutscher Bundestruppen besetzt bleiben.

Preußen hatte den Waffenstillstand nicht nur für sich, sondern auch im Namen und Auftrage des Deutschen Bundes unterhandelt. Er bedurfte daher noch der Zustimmung des Bundes oder vielmehr der an dessen Stelle getretenen Centralgewalt. An den Abschluß des Waffenstillstands knüpften sich daher noch unliebsame Auseinandersetzungen zwischen Preußen und der in Frankfurt a. M. eingesetzten Centralgewalt, auf die wir später noch zurückkommen werden. Preußen zog indessen seine Truppen aus den Herzogtümern zurück, der General von Wrangel ward vom Oberbefehl ab- und nach Berlin berufen, wo er als „Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken" eine neue Bestimmung erhielt.*

Preußen hatte in diesem Kriege manche materiellen Opfer gebracht, aber keinen Gewinn davongetragen. Die Behauptung seiner alten Waffenehre war kein Ersatz für die Minderung seines politischen Ansehens, die es in Deutschland und im Auslande erlitten hatte. Es ward immer mehr einleuchtend, daß die schleswig-holsteinsche Frage nur gemeinschaftlich mit der deutschen Frage ihre endliche Lösung finden könne. —

Die deutsche und die Kaiserfrage. Bei allem Unreifen, das die Zeit zu Tage förderte, war doch ein reiner, berechtigter Grundton in der deutschen

* Siehe S. 109.

Bewegung nicht zu verkennen, nämlich das Verlangen nach Einigung der gesamten deutschen Nation in gesunden, volkstümlichen Staatsformen unter einem mächtigen Oberhaupte. Der Zug der Geschichte schien dahin zu drängen, daß Preußen die Frage der Neugestaltung Deutschlands in Angriff nehmen solle, und König Friedrich Wilhelm IV. erkannte den aus der Geschichte seines Hauses und seines Vaterlandes ihm überkommenen deutschen Beruf. Er hatte deshalb seit seinem Regierungsantritt eine Reform der Bundesverfassung, d. i. einen Übergang aus dem Staatenbund in einen Bundesstaat, angestrebt und bereits im Sommer 1840, sowie später (1845) bei einer Zusammenkunft mit dem Fürsten Metternich auf Stolzenfels am Rhein eine Verständigung mit Österreich über eine Umbildung der Bundesverfassung anzuknüpfen gesucht. Diese Versuche waren indessen leider erfolglos geblieben. Nicht lange nach dem Schlusse des vereinigten Landtags (1847) ließ der König durch seinen Vertrauten, den General von Radowitz, einen Plan für die Neugestaltung der deutschen Bundesverfassung ausarbeiten. Radowitz begründete seinen Plan in einer sehr lichtvollen Denkschrift (20. November 1847), in welcher er nachweist, wie Preußen und Deutschland aufeinander angewiesen seien:

„Preußen ist durch den Lauf der Begebenheiten in die europäische Pentarchie gelangt und wird die ihm zugewiesene Stellung behaupten wollen und müssen. Aber wie wehrhaft und kräftig es auch sei, immer kann nicht verkannt werden, daß es in der Vereinzelung nicht gleiches Gewicht bei den großen Welthändeln in die Wagschale zu legen vermag wie die anderen vier Staaten. Nur in der festesten, innigsten Verbindung mit dem übrigen Deutschland kann es die Ergänzung der Kräfte finden, deren es bedarf. Daß Deutschland mächtig und einträchtig dastehe, dieses ist die Lebensfrage für Preußen, die oberste Bedingung seiner eigenen Existenz. — Österreich befindet sich in einem wesentlich verschiedenen Verhältnis; es ist zu tief in die Welthändel verflochten, zu fremd allen engeren deutschen Interessen, Freuden und Leiden, um sich auf diese Linie zu beschränken. — Nur eine Macht, die da steht und fällt mit Deutschland, kann hier eine moralische Autorität ausüben, dieses fühlt mehr oder minder jedermann; und eine solche Autorität wird nicht eher erstehen, bis Preußen notgedrungen in dem Bewußtsein, daß es nur allein das Beste des Ganzen sucht, die am Boden schleifenden Zügel aufnimmt."

Die Vorschläge des Generals von Radowitz, welche die volle Zustimmung des Königs fanden, richteten sich vorzüglich auf die Umgestaltung der Bundeskriegsverfassung, auf die Errichtung eines Bundesgerichts und auf die Herstellung einer größeren Einheitlichkeit in der Rechtspflege und im Verkehrswesen sowie auf die Heranziehung von fachkundigen Vertrauensmännern aus allen deutschen Staaten zur Bundesversammlung. Mit diesen Vorschlägen wurde der General von Radowitz in außerordentlicher Mission nach Wien ge-

sandt. Sollten die preußischen Vorschläge an dem Widerspruch Österreichs oder der Bundesversammlung scheitern, so blieb Preußen nach der Ansicht von Radowitz nichts anderes übrig, als vor seinen eigenen Ständen und vor dem gesamten Deutschland über seine Schritte offene Rechenschaft abzulegen und die Bundesreform furchtlos auf demselben Wege zu beginnen, auf dem es dereinst den Zollverein begründet hatte, unbekümmert darum, ob dieses Verfahren — wie allerdings leicht möglich — zum offenen Bruch mit Österreich führe.

Noch ehe Radowitz von Wien zurückkehrte, war unter dem Anstoß der Pariser Februarrevolution in Deutschland die revolutionäre Bewegung aus-



Schloß Stolzenfels.

gebrochen, in deren Folge in Österreich das alte Staatssystem gestürzt und die deutsche Frage plötzlich in den Vordergrund gedrängt wurde. Friedrich Wilhelm IV. fühlte die Notwendigkeit, einen weiteren Schritt in derselben zu thun; aber er zögerte und zögerte, und als er sich endlich dazu entschloß, da war er nicht mehr der starke Held, zu dem das Volk in den Tagen der Gefahr bewundernd und vertrauend aufblicken konnte, sondern es stand bereits der Schatten der Märznacht zwischen dem Könige und seinem Volke.

Am 21. März morgens las man an den Straßenecken Berlins Anschläge folgenden Inhalts:

„Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für Euch an. Ihr seid fortan wieder eine einige große Nation, stark, frei und mächtig im Herzen von Europa! Preußens Friedrich Wilhelm IV. hat sich, im Ver-

trauen auf Euern heldenmütigen Beistand und Eure geistige Wiedergeburt, zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamtvaterlandes gestellt. Ihr werdet ihn mit den alten, ehrwürdigen Farben deutscher Nation noch heute zu Pferde in Eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem konstitutionellen Fürsten, dem Führer des gesamten deutschen Volkes, dem neuen Könige der freien, wiedergeborenen deutschen Nation."

Die Proklamation trug keine Unterschrift. Da jedoch die Deckersche Ober-Hof- und Staatsdruckerei auf derselben bezeichnet war, so zweifelte niemand an ihrem offiziellen Ursprung.

Eine große Menschenmenge versammelte sich auf dem Schloßplatz in der Erwartung eines neuen, großartigen Schauspiels. Mit lautem Jubelgeschrei verlangte das Volk den König zu sehen.

Um 11 Uhr vormittags bestieg der König auf dem Schloßhofe ein Pferd. Zwei Generale mit schwarzrotgoldenen Armbinden übernahmen den Vorritt, dann folgten drei Minister, sämtlich zu Pferde, darauf ein Bürgerschütze mit einer großen schwarzrotgoldenen Fahne und drei Studenten mit dem Reichsbanner. Unmittelbar dahinter ritt der König in der Uniform des 1. Garderegiments, mit einer breiten, schwarzrotgoldenen Binde um den linken Arm. Auch die ihn umgebenden Prinzen und Generale trugen die schwarzrotgoldene Binde. Mehrere Bürger, darunter auch bekannte Barrikadenkämpfer, schlossen sich dem Zuge an. So bewegte sich derselbe aus dem Schloßportale auf den Schloßplatz hinaus, von der Menge mit stürmischem Jubel begrüßt. Hier richtete der König folgende Worte an das Volk:

„Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Einigkeit und Freiheit berufen fühle; ich schwöre zu Gott, daß ich keinen Fürsten vom Throne stoßen will; aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen; sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue, auf den Grundlagen einer aufrichtigen konstitutionellen deutschen Verfassung."

Nur langsam konnte sich der Zug durch die wachsende Menge der ihn umdrängenden Menschen vorwärts bewegen über die Schloßfreiheit nach dem Eingange der Straße „Unter den Linden" hin. Vor der Königswache, wo die dienstthuende Bürgerwehr ihm die Honneurs erwies, hielt der König sein Pferd an und sprach einige anerkennende Worte zur Bürgerwehr. Als aus der Menge darauf der Zuruf erschallte: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!" wehrte der König mit einer unwilligen Gebärde ab: „Nicht doch, das will, das mag ich nicht!"

Der Zug ging bei der Blücherstatue vorbei über den Opernplatz, wo sich der Polizeipräsident von Minutoli anschloß, dann die Behrenstraße entlang, berührte die Wilhelmsstraße und ging die Straße „Unter den Linden" zurück. Vor der Universität, wo die Studentenschaft in Reih und Glied aufgestellt stand,

begrüßte der Prorektor den König mit einer Anrede. Der König sagte in seiner Erwiderung: — — „Ich trage die Farben, die nicht mein sind; aber ich will damit nichts usurpieren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands Einheit, Deutschlands Freiheit, ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott" (hier erhob der König seine Rechte zum Himmel). „Ich habe nur gethan, was in der deutschen Geschichte schon oft geschehen ist, daß mächtige Fürsten und Herzöge, wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und sich an die Spitze des Volkes gestellt haben, und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegenschlagen und der Wille des Volkes mich unterstützen werde."

Tausendstimmiges Lebehoch und Hurra war die Antwort, die Studenten schwangen ihre Kappen und ließen ihre Waffen zusammenklirren. Der König ritt weiter durch die Schloßfreiheit und Breitestraße. Am Kölnischen Rathause standen die Stadtverordneten aufgestellt. Auch hier sprach der König in dem Sinne seiner früheren Reden und fügte dann hinzu: „Bürger, ich weiß es wohl, daß ich nicht stark bin durch die Waffen meines gewiß starken und tapferen Heeres, nicht stark durch meinen gefüllten Schatz, sondern allein durch die Herzen und die Treue meines Volkes. Und nicht wahr, diese Herzen, diese Treue werdet Ihr mir schenken? Ich schwöre es Euch, ich will nur das Gute für Euch und für Deutschland."

Noch an anderen Stellen hielt der König ähnliche Ansprachen und kehrte dann durch die Königstraße und über die Lange (Kurfürsten-) Brücke nach der Stadt zurück. Am Abend erließ der König die nachfolgende Proklamation:

„An Mein Volk, an die deutsche Nation!

„Mit Vertrauen sprach der König vor fünfunddreißig Jahren in den Tagen hoher Gefahr zu Seinem Volke, und Sein Vertrauen ward nicht zu schanden; der König, mit Seinem Volke vereint, rettete Preußen und Deutschland vor Schmach und Erniedrigung.

„Mit Vertrauen spreche Ich heute, im Augenblicke, wo das Vaterland in höchster Gefahr schwebt, zu der deutschen Nation, unter deren edelste Stämme Mein Volk sich mit Recht rechnen darf. Deutschland ist von einer Gärung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen.

„Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird Mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich Mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reichs gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf.

„Als Mittel und gesetzliches Organ, um im Vereine mit Meinem Volke

zur Rettung und Beruhigung Deutschlands voranzugehen, bietet sich der auf den 2. April bereits einberufene Landtag dar. Ich beabsichtige in einer unverzüglich näher zu erwägenden Form den Fürsten und Ständen Deutschlands die Gelegenheit zu eröffnen, mit Organen dieses Landtages zu einer gemeinschaftlichen Versammlung zusammenzutreten.

„Die auf diese Weise zeitweilig sich bildende deutsche Ständeversammlung wird in gemeinsamer freier Beratung das Erforderliche in der gemeinsamen inneren und äußeren Gefahr ohne Verzug vorkehren. — —

„Gleichzeitig mit den Maßregeln zur Abwendung der augenblicklichen Gefahr wird die deutsche Ständeversammlung über die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutschlands beraten, eines einigen, nicht einförmigen Deutschlands, einer Einheit in der Verschiedenheit, einer Einheit in der Freiheit. Allgemeine Einführung wahrer, konstitutioneller Verfassungen mit Verantwortlichkeit der Minister in allen Einzelstaaten, öffentliche und mündliche Rechtspflege in Strafsachen, auf Geschworene gestützt, gleiche politische und bürgerliche Rechte für alle religiösen Glaubensbekenntnisse und eine wahrhaft volkstümliche und freisinnige Verwaltung werden allein solche höhere Einheit zu bewirken und zu befestigen im stande sein.

Berlin, den 21. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Graf Arnim. von Rohr. Graf Schwerin. Bornemann. von Arnim. Kühne."

So enthusiastisch der Empfang des Königs bei seinem Umritt in den Straßen von Berlin, so kühl und nüchtern war die Beurteilung dieses Vorganges und der denselben erläuternden königlichen Proklamation in den folgenden Tagen. Die altpreußischen Royalisten sahen darin nur ein neues Zugeständnis des Königs an die Revolution, zu dem sein liberaler Minister und „böser Dämon," Heinrich von Arnim, ihn vermocht habe. Im nichtpreußischen Deutschland, namentlich in Süddeutschland, erregte der Anspruch des Königs, sich an die Spitze Deutschlands stellen zu wollen, Widerspruch und Erbitterung. Die Liberalen und Demokraten aber hielten die ganze Kundgebung für überflüssig, weil sie ja schon die Neugestaltung Deutschlands auf anderem Wege in Angriff genommen hatten.

Schon im März trat in Frankfurt a. M. eine Versammlung von liberalen Mitgliedern der deutschen Ständekammern zusammen, um einer demnächst einzuberufenden Vertretung der gesamten deutschen Nation den Weg zu bahnen. Nachdem dieses sogenannte „Vorparlament" die Wahlen für diese Nationalvertretung, nämlich unbeschränkte, freie und direkte Volkswahlen eingeleitet hatte, überließ es die Leitung und Überwachung der Wahlen für die deutsche Nationalversammlung einem aus seiner Mitte hervorgegangenen „Fünfziger-Ausschuß."

Gleichzeitig hatte auch die Bundesversammlung zu Frankfurt die siebzehn Stimmen ihres engeren Rats durch siebzehn Vertrauensmänner der deutschen Nation verstärkt, um gemeinschaftlich mit diesen die Vorarbeiten für die von der deutschen Nationalversammlung zu beratende Verfassung, die Gesetze u. s. w. auszuführen.

Am 18. Mai trat das erste deutsche Parlament zusammen, welches die Bestimmung hatte, durch freie Beratung und durch Vereinbarung mit den Regierungen die künftigen Rechtszustände und die Verfassung Deutschlands auf volkstümlicher Grundlage festzustellen. Um die vierte Nachmittagsstunde schritten die bis dahin eingetroffenen Abgeordneten vom Römer aus, wo sie sich versammelt hatten, in feierlichem Zuge nach der Paulskirche. Die Frankfurter Bürgerwehr bildete Spalier; eine zahlreiche Menge begrüßte und begleitete die hindurchziehenden Vertreter der Nation mit lauten Jubel- und Glückwunschrufen. Es waren ja großenteils Männer, welche der deutschen Nation bereits durch ihr Wirken als Staatsmänner, Gelehrte und Dichter und als freimütige Vorkämpfer deutscher Volksrechte rühmlichst bekannt waren. Man zeigte sich im Volke unter den Vorüberziehenden die Männer, deren Namen bereits einen berühmten Klang hatten, oder auf die man ein besonderes Vertrauen setzte. Da waren Geschichtsschreiber deutscher Vorzeit, wie Fr. von Raumer, Sänger alter deutscher Herrlichkeit, wie L. Uhland, Kenner deutschen Altertums, wie Jakob Grimm, hervorragende Vertreter aller Zweige der Wissenschaft, insbesondere der Geschichtschreibung, wie Dahlmann, Droysen, Gervinus, Welcker, daneben Männer, deren Wirken ganz den politischen Kämpfen der Gegenwart angehörte, wie der bisherige großherzoglich hessische Ministerpräsident Heinrich von Gagern, demnächst erster Präsident der Nationalversammlung, ferner der nassauische Ministerpräsident, Hergenhahn, der württembergische, Römer, die süddeutschen Patrioten K. Mathy aus Baden, P. Pfizer aus Württemberg und die freisinnigen Redner vom ersten vereinigten Landtage Preußens, von Vincke, Graf Schwerin, von Stedtmann, von Beckerath, auch der als Mitglied der Herrenkurie bereits bekannte Fürst Lichnowski und der geistreiche von Radowitz, auch Wortführer der freien protestantischen Richtung, wie Schwarz aus Halle, Zittel aus Karlsruhe, und Würdenträger der katholischen Kirche, wie der Bischof von Kettler und Döllinger, endlich Dichter, wie Graf Auersperg (Anastasius Grün), M. Hartmann, W. Jordan u. s. w.

Es waren die edelsten und begabtesten Männer aus allen Gauen, die Zierden Deutschlands in dieser Versammlung erschienen, zum Teil solche, die bereits ihre ganze Vergangenheit, ihre edelsten Kräfte dem jetzt von allen gemeinschaftlich angestrebten Ziele gewidmet, die dem Traume ihrer Jugend Achtung bewahrt hatten und ihn jetzt mit männlicher Begeisterung ins Leben zu übertragen hofften; neben diesen freilich auch solche, deren Wahlen die auf-

geregte Zeitstimmung und die unreifen — wenn nicht unreinen — Bestrebungen eines Teils der Wähler erkennen ließen, Männer der unbedingten Verneinung und des Umsturzes aller gesellschaftlichen Ordnung.

In der zweiten Sitzung (19. Mai) erkannte man unter den Abgeordneten den ehrwürdigen, greisen Sänger aus der Zeit der Befreiungskriege, den waderen E. M. Arndt. Auf den allgemeinen Zuruf: „Arndt auf die Tribüne!" erschien die kräftige, gedrungene Gestalt des Alten mit dem von Gesundheit blühenden Gesichte und dem treuen, blauen Auge unter den schneeweißen Haaren auf der Rednertribüne, und als er nun treuherzig anhob: „Meine Herren, ich komme mir vor, wie ein altes, gutes, deutsches Gewissen," da schien es fast, als ob man das „deutsche Gewissen" vor Jubel nicht zu Worte kommen lassen wollte. Als der Jubel sich etwas gelegt hatte, fuhr er fort: „Wer an die Zukunft seines Volkes glaubt" — — weiter kam er nicht, neuer jubelnder Beifall unterbrach ihn; bis zu Thränen gerührt, verließ er die Tribüne. Seinen Platz nahm nun der Zeit- und Leidensgenosse Arndts, der Turnvater Jahn, ein und forderte die Versammlung auf, dem alten Arndt den Dank des Volkes zu votieren für sein so oft gesungenes Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Dazu stellte der Abgeordnete von Soiron den Zusatzantrag: Wenn erst die Frage dieses Liedes durch das Werk der Nationalversammlung die rechte Antwort gefunden habe, dann solle Vater Arndt seinem trefflichen Liede einen Vers mit dieser Lösung hinzufügen. Die Versammlung stimmte dem mit freudigem Zurufe bei. Der alte Arndt aber hat den gewünschten Vers niemals gedichtet und niemals dichten können, und endlich nach abermals zweiundzwanzig Jahren fand das Volk auf die Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" selbst die Antwort: „Wir alle wollen Hüter sein!" —

Während ein einiges, freies Deutschland allen als das gemeinschaftlich zu erstrebende Ziel vorschwebte, gingen die Ansichten darüber, in welcher Gestalt dasselbe ins Leben treten sollte, nach den verschiedensten Richtungen auseinander, von dem tollen Hirngespinst einer demokratisch-socialen Republik bis zu den romantischen Träumen von der Wiedererweckung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Über die erste Schwierigkeit, die Einsetzung einer provisorischen vollziehenden Centralgewalt, kam man, auf den Vorschlag des Präsidenten von Gagern, durch Übertragung der Würde des „Reichsverwesers" an den volksbeliebten Erzherzog Johann von Österreich mit einem verantwortlichen Reichsministerium schnell hinweg. Unter Glockengeläute und Kanonendonner zog der Schattenkaiser in die alte Kur- und Reichsstadt ein, und die Bundesversammlung räumte ihm den Platz in dem Thurn und Taxisschen Palaste. Aber nur zu bald erwies sich der „kühne Griff" Gagerns als ein Mißgriff. Über die Landesherren mit souveräner Gewalt, die ohnehin nur mit Widerstreben einen Teil ihrer Hoheitsrechte opferten, hatte man einen

Fürsten gesetzt ohne Land und ohne Heer, dessen Volksbeliebtheit sich auf seine Gemsjagden in den Tiroler Alpen und auf einen — wahrscheinlich mißverstandenen — Toast gründete, den er als Gast des Königs von Preußen einmal (im Jahre 1845) auf Stolzenfels gesprochen haben sollte: „Kein Preußen, kein Österreich — ein einiges Deutschland!"*

Auch in Preußen erzeugte die dadurch — wenn auch nur vorübergehend — geforderte Unterordnung des Hohenzollernschen Königtums unter einem habsburgischen Erzherzog eine gewisse Mißstimmung. Als der Reichsverweser bald darauf, zufolge einer Einladung des Königs Friedrich Wilhelm IV., mit einer Deputation der Frankfurter Versammlung auf festlich geschmückten Schiffen den Rhein hinab zum Dombaufeste nach Köln fuhr, da begrüßte Friedrich Wilhelm in der alten Hauptstadt der Rheinlande vor dem ehrwürdigen Meisterbau vergangener Jahrhunderte die neuen „Baumeister am Werke der Einheit" mit beredten Worten; aber er erinnerte die letzteren auch eindringlich: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß es in Deutschland noch Fürsten giebt, und daß ich selbst einer von diesen bin!" — Dennoch erfüllte die Hoffnung auf das Gelingen des Einigungswerkes und auf das Wiedererwachen deutscher Macht damals noch aller Herzen.

Da brachte die schleswig-holsteinsche Angelegenheit den ersten Konflikt zwischen der Centralgewalt in Frankfurt und der preußischen Regierung zum Ausbruch. Preußen hatte, zugleich im Auftrage der Centralgewalt, mit Dänemark den Waffenstillstand zu Malmoe abgeschlossen (26. August). Das Bekanntwerden der Waffenstillstandsbedingungen erregte in der Nationalversammlung einen Sturm der Entrüstung. Die Angelegenheit ward einem Ausschuß übergeben. Die Mehrheit des Ausschusses war für Verwerfung des Waffenstillstandes und Fortsetzung des Krieges. Berichterstatter der Mehrheit war in der Versammlung der ehrwürdige Dahlmann,** kein Holsteiner von Geburt, aber durch längere Wirksamkeit in den Herzogtümern mit deren Interessen auf das innigste verwachsen. Für ihn galt als Hauptgesichtspunkt: das zweifellose Recht der Herzogtümer und die Ehrenpflicht Deutschlands, dasselbe zu schützen. Von diesem Standpunkte aus vertrat er vor dem Parlament die Sache seines zweiten Vaterlandes mit einer Herzenswärme und mit einer Leidenschaft, vor welcher der kalt berechnende Verstand schweigen mußte. „Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, die uns naht," so rief er mit Feuer, „den Mächtigen des Auslandes gegenüber, kleinmütig bei dem Anfange, dem ersten Anblick der Gefahr, dann werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben! Denken Sie an diese meine Worte: Nie! Zwar gewiß nicht die Despotie

* Er soll eigentlich gesagt haben: „Ein Österreich, ein Preußen, ein einiges Deutschland!"

** Er war 1785 geboren zu Wismar in Mecklenburg, studierte in Kopenhagen und Halle und wurde 1813 als außerordentlicher Professor der Geschichte an die Universität Kiel berufen.

— davor bin ich sicher —; aber die Anarchie wird in diesen Räumen herrschen und darüber hinaus, und die werden fallen, welche jetzt in ihrem Wahn glauben, über uns zu triumphieren!" Er schloß mit den eindrucksvollen Worten: „Es gilt die Ehre Deutschlands, meine Herren, die Ehre Deutschlands!"

Die Versammlung wollte, fortgerissen von der Rede Dahlmanns, zeigen, daß sie ein Herz habe für die Ehre Deutschlands, und beschloß mit 238 gegen 221 Stimmen die Sistierung der zur Ausführung des Waffenstillstandes ergriffenen militärischen und sonstigen Maßregeln, sowie die Verweisung der Frage wegen Genehmigung des Waffenstillstandes zur nochmaligen Beratung und Berichterstattung an den Ausschuß.

Das Reichsministerium nahm seine Entlassung, der Reichsverweser beauftragte Dahlmann mit der Bildung eines neuen Kabinetts, welches indessen nicht zu stande kam. Kein Ministerium war in der Lage, die Beschlüsse der Nationalversammlung auszuführen, und die Centralgewalt besaß nicht die Macht, um ohne Preußens Unterstützung den Krieg fortsetzen zu können.

Am 16. September stand die Waffenstillstandsfrage zur zweiten Beratung in der Nationalversammlung. Unter der besonnenen Mehrheit hatte sich inzwischen allmählich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß ein Bruch mit Preußen unter allen Umständen verhütet werden müsse, wenn überhaupt die Einigung Deutschlands zu stande kommen sollte. Selbst die Schleswig-Holsteiner neigten zu der Ansicht, daß ihre Sache nur mit und durch Preußen zu einem glücklichen Ende hinausgeführt werden könne. So wurde unter dem Einflusse des Herzogs von Augustenburg von dem Abgeordneten Francke, einem Schleswig-Holsteiner, und Genossen ein Vermittelungsantrag dahin gestellt, die Vollziehung des Waffenstillstandes, mit einigen Modifikationen, nicht länger hindern zu wollen. Es kam zu sehr erregten Debatten, in welchen die Linke die heftigsten Angriffe gegen Preußen schleuderte. Das Ende war jedoch die Annahme des Franckeschen Antrages mit geringer Majorität.

Die Führer der äußersten Linken suchten sich für die erlittene Niederlage durch einen Appell an die Volksmasse zu rächen. Schon am Sonntag (17. September) fand eine große Volksversammlung auf der Pfingstweide, in der Vorstadt von Frankfurt, statt, in welcher Abgeordnete der Linken, wie L. Simon von Trier, Zitz von Mainz, aufrührerische Reden hielten und die Abgeordneten, welche für die Genehmigung des Waffenstillstandes gestimmt hatten, für Verräter des deutschen Volkes, der deutschen Ehre und Freiheit erklärt wurden.

Aufgeregte Volkshaufen zogen durch die Straßen und sangen:

„Hecker, Struve, Zitz und Blum,
Kommt und bringt die Preußen um!"

Am folgenden Tage (18. September) wiederholten sich die Straßenscenen. Eine große Volksmenge zog vor die Paulskirche, in welcher die National-

versammlung Sitzung hielt; bewaffnete Banden drangen ein und bedrohten die preußischen und preußenfreundlichen Abgeordneten. Auf den Straßen erhoben sich Barrikaden. Es war nur sehr wenig Militär in der Stadt (nur ein kurhessisches, ein österreichisches und ein preußisches Bataillon, wovon die beiden letzteren erst während der Nacht aus Mainz angekommen waren); erst im Laufe des Nachmittags trafen die von dem Reichskriegsminister, General von Peucker, aus Mainz herangezogenen preußischen und österreichischen Truppen ein, nahmen nach heftigem Blutvergießen die Barrikaden und stellten bis zum Abend die Ruhe wieder her. Während des Straßenkampfes in der Stadt ereigneten sich auch blutige Greuelscenen in den Vorstädten. Die scheußlichste derselben war die Ermordung zweier preußischen Abgeordneten von der Rechten. Fürst Felix Lichnowski, ein Mann im frühen Mannesalter und feuriger Redner, mit aristokratischen Gewohnheiten, zuweilen etwas übermütig, und General a. D. von Auerswald, ein stets wohlwollender und humaner alter Soldat, ritten am Nachmittage des 18. September gemeinsam auf der Friedberger Landstraße den von Mainz her erwarteten Truppen entgegen. Von einem wütenden, bewaffneten Volkshaufen, wie sie aus der Umgegend von Frankfurt den Barrikadenkämpfern zu Hilfe zogen, erkannt und bedroht, schlugen sie einen Nebenweg ein, gerieten aber in ein Netz von Gärten, wo sie sich ihren Verfolgern nicht mehr zu entziehen vermochten. Der greise Auerswald ward auf der Stelle niedergeschlagen, Lichnowski auf die Bornheimer Heide hinausgeschleppt, dort an eine Pappel gebunden und von den Strolchen zur Zielscheibe für ihre schlechten Schußwaffen gemacht, bis er, schrecklich verstümmelt, zusammenbrach und für tot liegen gelassen wurde. Erst am folgenden Morgen starb er unter furchtbaren Qualen in einem der nächstgelegenen Häuser, wo mitleidige Menschen ihn untergebracht hatten. —

Unter dem Eindrucke dieser Schreckensscenen schwand die Begeisterung, mit welcher die Vertreter der Nation das Einigungswerk begonnen hatten, mehr und mehr dahin. Nüchterne Parteibestrebungen drängten sich in den Vordergrund. Die Frage über die Stellung Österreichs in oder zu dem neuen Reiche vermehrte die Zersplitterung. Es war gewiß ein schmerzlicher Gedanke für die Männer, welche das Reich in seiner alten Macht und Größe wieder aufzurichten hofften, daß das mächtige Österreich, „an Siegen und an Ehren reich," in dem neuen Deutschland keinen Platz finden sollte; aber Österreich zögerte und zögerte, sich über seine Stellung zur deutschen Frage klar auszusprechen, und der Ausspruch Beckeraths, daß „das Warten auf Österreich das Sterben der deutschen Einheit" sei, gewann immer mehr an Wahrheit. Man mußte sich eingestehen, daß ein gesundes, freies Volksleben in dem neu zu gründenden deutschen Bundesstaate nur dann erblühen könne, wenn Österreich mit seinen ausgedehnten Ländermassen und seinen vielfachen nichtdeutschen Interessen von der Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Reichs ausgeschlossen wurde. Die ein-

sichtsvollsten und bedeutendsten Mitglieder der deutschen Nationalversammlung unter Leitung des an die Spitze des Reichsministeriums berufenen Heinrich von Gagern wirkten daher für die Bildung eines engeren Bundesstaates unter einem erblichen deutschen Kaisertum, das natürlich nur an das Haus Hohenzollern übertragen werden konnte, und in unauflöslichem Bunde mit Österreich. Die Partei der „Großdeutschen“ unter des Österreichers von Schmerling Führung wollte dagegen von einem Ausscheiden Österreichs aus dem neuen Reiche nichts hören und sah den weiteren Bund nur als die „Bruderhand zum Abschiede“ an. Auch der größte Teil der Süddeutschen sträubte sich aus partikularistischem Selbstgefühl gegen die Unterordnung unter ein Hohenzollernsches Kaisertum; die Ultramontanen erblickten darin eine Gefahr für die katholische Kirche in Deutschland: die Linke verwarf die Idee eines erblichen Kaisertums, weil sie dem von ihr aufgestellten Grundsatze von der Volkssouveränität widersprach; sie hoffte, daß die Fürsten vor der Revolution das Feld räumen würden und daß sie dann diesen Grundsatz in einer Republik würde verwirklichen können; die äußerste Linke endlich reichte schon den Revolutionären auf der Straße, d. i. den Männern, welche den Septemberaufstand in Frankfurt erregt hatten, die Hand. So standen die verschiedensten Ansichten einander unvermittelt gegenüber, und als endlich trotzdem nach langen Beratungen eine Reichsverfassung zustande kam, war sie nicht mehr die gesunde Frucht des schöpferischen Volksgeistes, sondern das Ergebnis langwieriger Parteiverhandlungen, gleichsam ein weiter Mantel, in dessen Falten jede Partei ihre Lieblingsideen zu bergen suchte.

Die Reichsverfassung übertrug an die einheitliche ausführende Reichsgewalt die auswärtige Vertretung mit dem Rechte, Staatsverträge zu schließen, die Leitung der Kriegsmacht mit der Entscheidung über Krieg und Frieden, endlich die Beschaffung der finanziellen Hilfsmittel aus den Reichszöllen, den Matrikularbeiträgen der Einzelstaaten und den außerordentlichen Reichssteuern. Sie bestimmte die Einsetzung eines unabhängigen Reichsgerichts zur Entscheidung aller Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständen, zwischen den Regierungen untereinander, sowie zwischen diesen und der Reichsgewalt. Der Reichstag sollte aus einem zur Hälfte von den Regierungen, zur Hälfte von den Ständen der Einzelstaaten zu erwählenden Staatenhause mit sechsjähriger Erneuerungsperiode und einem aus allgemeinem Stimmrechte hervorgegangenen Volkshause mit dreijähriger Erneuerungsperiode bestehen. Die höchste Reichsgewalt ruhte bei dem Reichsoberhaupte, welchem die Verfassung ein „absolutes Veto“ (unbeschränktes Einspruchsrecht) gegen die Beschlüsse des Reichstags einräumte.

An den Beratungen über den Verfassungsentwurf in der Nationalversammlung hatte man den Regierungen keine Teilnahme verstattet. Die Versammlung beriet die Verfassung selbständig, auf dem Grundsatze der Volkssouveränität fußend, und erwartete demnächst von den Regierungen die rückhaltlose Annahme.

Sie unterschätzte — trotz der Mahnung König Friedrich Wilhelms IV. bei dem Kölner Dombaufeste — die Macht, welche die bestehenden Obrigkeiten noch in ihren Ländern besaßen, und überzeugte sich zu spät von dem begangenen Fehler. Die Welfen und Wittelsbacher wollten ebensowenig von der Unterordnung unter ein Kaisertum der Hohenzollern wissen, wie der niedersächsische Volksstamm in den welfischen Landen, der fränkische und schwäbische in Süddeutschland dem preußischen Volke den Vorrang zuerkennen mochten. Österreich, obgleich aus den frischen Wunden seiner inneren Kämpfe blutend, war keineswegs willens, seine alte Stellung in Deutschland aufzugeben. Die österreichische Regierung hing noch an der nebelhaften Idee eines großen, mitteleuropäischen Reichs, in welchem die verschiedenen Nationen des Kaiserstaates gleichberechtigt neben den deutschen Volksstämmen Platz finden sollten, und widersetzte sich standhaft der Bildung eines Central-Bundesstaates innerhalb der Grenzen des alten Staatenbundes.

Preußen hatte schon im Februar (1849) im Namen von 28 deutschen Regierungen der Frankfurter Nationalversammlung eine Note übergeben, in welcher es sich zwar im allgemeinen beifällig zu dem Entwurf äußerte, jedoch seine Bedenken gegen die zu große Beschränkung der fürstlichen Hoheitsrechte in den Einzelstaaten hervorhob. Auf diese Bedenken war indessen bei der Fortsetzung der Beratungen keine Rücksicht genommen worden.

König Friedrich Wilhelm IV. neigte persönlich am meisten einem Entwurfe zu, der von dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg, dem Gemahl der Königin Victoria von England, stammte und von ihm, mit eigenhändigen Randbemerkungen versehen, dem für das Zustandekommen der Reichsverfassung besonders thätigen Abgeordneten Professor Dahlmann übersandt worden war. Der König wollte die römische Kaiserwürde in erblicher Weise dem österreichischen Kaiserhause übertragen wissen, weil die österreichischen Kaiser diesen Rang doch niemals einem anderen deutschen Fürsten überlassen würden und ein tausendjähriges Anrecht darauf hätten. Aber diese Kaiserwürde sollte nach des Königs Auffassung nur ein mit äußeren Ehren und Ansehen verbundener Titel sein und nicht zur Einmischung in die eigentlich deutschen Angelegenheiten berechtigen. Das deutsche Reichsoberhaupt sollte von den deutschen Königen — wie früher von den Kurfürsten — gewählt werden und den alten Titel „König der Deutschen" führen.

„Ich wünsche," — schreibt der König — „daß die Könige des Bundes den Wahlakt allein begehen, demnächst aber die übrigen souveränen Fürsten zur Zustimmung auffordern. Beides die Sache von wenigen Stunden, die Könige und Großherzöge etwa im sogenannten Konklave des Bartholomäusdoms zu Frankfurt, die Fürsten im Chor. Darauf wende man sich an den römischen Kaiser und ersuche ihn ehrfurchtsvoll, die Wahl zu bestätigen. Es kann durch

einen bevollmächtigten Erzherzog in derselben Minute geschehen. Dann aber werde wie vor alters der Dom dem Volke geöffnet, und seine Acclamation vollende die Wahl. Bald darauf werde der «Teutsche König» gesalbt und gekrönt, wenn er römisch-katholisch ist, durch den Erzbischof von Köln, der Reichserzkanzler würde; ist er evangelisch, durch einen zu ernennenden Erzbischof von Magdeburg, Primas Germaniae."

Die deutschen Souveräne sollten einen Fürstentag bilden, der — wie der alte Reichstag — in drei Kollegien, das der Könige und Großherzöge, das der Herzöge und das der übrigen souveränen Fürsten und der Bürgermeister der freien Städte geteilt werden sollte. Alle drei Jahre sollte der Rat der Fürsten durch Hinzutritt der mediatisierten Fürsten und Grafen verstärkt werden und so das Oberhaus des Reichstages bilden, während das Unterhaus aus den von den Landständen auf drei Jahre gewählten Reichsboten zusammengesetzt wird.

Dieser Entwurf mit den eigenhändigen Zusätzen Friedrich Wilhelms IV. schloß sich mehr an das romantische Mittelalter als an die modernen Staatsprincipien an und hatte daher keine Aussicht auf Verwirklichung. L. von Ranke sagt mit Bezug auf diesen Entwurf: „Friedrich Wilhelm erscheint beinahe wie ein Baumeister, der ein verfallenes Schloß seinem ursprünglichen Charakter gemäß wiederherzustellen, aber es zugleich brauchbar und wohnlich zu machen gedenkt."

Mit Bezug auf die von der kleindeutschen Partei in der Frankfurter Nationalversammlung ihm zugedachte deutsche Kaiserkrone hatte Friedrich Wilhelm IV. sich gegen verschiedene Mitglieder derselben ablehnend ausgesprochen.

„Das Haus Habsburg," so sagte der König in einer längeren Audienz (27. November 1848) zu dem Präsidenten Heinrich von Gagern, „steht voran, und ich bin persönlich nicht geeignet, bin kein Friedrich I., noch ein Friedrich II. Wenn Österreich ausschiede, so würde Deutschland ein geteiltes und gemindertes sein, und ich mag nicht nach Herstellung des Kaisertums der erste Kaiser sein, der eine verstümmelte Krone trüge. Ich würde auch nur die Leitung eines schwachen Reiches überkommen. Meine Krone würde schwach sein durch die Widerwilligkeit der unterworfenen Dynastieen, durch die Macht so mancher untilgbaren Antipathieen, der katholischen, der süddeutschen, durch die erregte Eifersucht der auswärtigen Mächte, durch ihren Ursprung" u. s. w.

Vergebens beschwor der alte Arndt den König in der Weise eines alttestamentarischen Propheten; der König erwiderte ihm herzlich, aber ablehnend. Brief und Antwort sind zu charakteristisch, als daß sie hier übergangen werden könnten.

Arndt an den König (9. März).

„Erhabenster König,
„Allerfreundlichster König und Herr!

„Zu Gott und dem Könige darf man frei sprechen, bitten und beten. — So trete ich hier vor meinen König, aus treuestem Herzen betend, hoffend, bittend und auch weisend, was dies alte Herz weisen zu müssen glaubt.

„Wir stehen in Europa und vorzüglich in Deutschland, unserem Vaterlande, auf einem scharfen, schneidenden Punkte des Augenblicks, vielleicht fast auf dem Punkte des schneidenden Schwertes. — Es steht in demselben Augenblicke die große Frage um Einheit und Stärke drinnen und um Kraft nach außen. — Gefahr ist eben an allen Enden, die größte Gefahr gewiß in der Unentschiedenheit und Unentschlossenheit oder in der Ansicht, man könnte die Gefahr durch Zögern ablenken, durch langsame Zettelung und Zuckelung die wilden Kräfte der Zeit ermatten. — O nein! nein! Man muß hell dreinschauen, und vor allem muß Preußen, dessen sieglockende Sonne die Gefahr so oft gewesen ist, seinen Adler frischesten Mutes fliegen und den Sonnenraub greifen und halten lassen. — Ja, erhabenster Herr, die Zeit drängt, die Gefahr drängt — und beide, und die Wünsche, Gebete und Hoffnungen der Besten drängen auf den leuchtenden Glanzpunkt des Vaterlandes, auf Preußen und seinen Herrscher ein, und werden noch mehr drängen.


E. M. Arndt.

„Doch halt, der Gedanke an den Flug des alten preußischen Adlers reißt den Warmen fort. — Ich will suchen, kühl mit kühlsten Gedanken zu sprechen.

„Ew. Majestät haben Sich aus der Fülle der Macht und aus der Überzeugung einer unvermeidlichen Notwendigkeit für einen ehrlichen, starken, deutschen Bundesstaat statt des unehrlichen und schwächlichen früheren Staatenbundes erklärt, Sie haben gelobt, alle Ihre Macht und alle Stärke Ihres Volkes der Stärke und Macht Deutschlands hinzugeben. — Deutschland hat diesem Worte geglaubt.

„Sie werden es nimmer brechen. Dieses königliche Wort, die starke Bindung dieses Bundes, welche Preußen und Deutschland in Eins verwandelt, ist die einzige Möglichkeit, die Ehren und Herrlichkeiten des Vaterlandes und das Dasein der deutschen Könige, Fürsten und Freistaaten für die Zukunft zu retten. Die Festhaltung dieses großen Wortes, die wirkliche Gründung und Bildung dieses Bundesstaates, die Erkühnung und Unternehmung jeglicher Gefahr für denselben wird vor allen anderen dem Könige von Preußen, dem Herrlichsten und Gewaltigsten im Vaterlande, zugemutet, und alle, die von Gott nicht mit Blindheit geschlagen sind, können in dem Könige von Preußen nur den Halter und Retter Deutschlands und seinen künftigen Herrn sehen. — Nun kommt, wie eben der Tag steht, Österreich, welches Deutschlands Ehre und Macht drei Jahrhunderte verzettelt und verschleppt hat, mit seinen alten Listen heran und will es wieder ins Schlepptau nehmen. Es schleicht und windet sich unter uns und auch hier in dieser Reichsversammlung wie eine Blindschleiche und sammelt eine Menge kleiner Schlangen um sich, ja, selbst — zum Zeichen, was es will, nämlich schwächen und verwirren — alles radikale und socialistische und kommunistische Ungeziefer, das nur eine schwache und elende Regierung, ein wackeliges Direktorium vieler u. s. w. will, bei dessen Entstehung und Leitung die rote Republik endlich eine Unvermeidlichkeit sein würde. — So zettelt und ködert Österreich mit allen seinen Lockvögeln, deren seine gerührige Thätigkeit viele zu fangen und abzurichten verstanden hat, zu dem alten Staatenbunde zurück, sucht alles zu verwirren, entzweien und verschleppen und zettelt draußen und drinnen mit den Kabinetten. — O, die armen deutschen Könige und Fürsten, die sich von seinen Zuflüsterungen erschrecken und bethören lassen, wissen nicht, was sie thun. Wenn sie nicht Starkes machen helfen, wenn sie nicht einen starken Kaiser neben und über sich machen, so wird der rote Abgrund sie unvermeidlich verschlingen.

„Ja, erhabenster König und Herr, groß ist die Gefahr des Augenblicks; aber herrlich ist auch der Preis, der dem Mute winkt. — Dir bleibt keine Mitte mehr, wage, voll und ganz deutsch zu sein; wage, Retter und Halter des deutschen Vaterlandes zu werden; wage, alle seine Gefahren zu teilen, zu nehmen und zu übernehmen; wage, ganz mit dem Vaterlande zu stehen, und Du wirst stehen und bestehen. Mit diesem Mut, mit Seinem Mut, wodurch Dein Vater weiland aus schwersten Nöten und Gefahren errettet und zu Glanz und Ruhm wieder aufgerichtet ist, segne Dich Gott! In diesem königlichen Mute halte fest an Deinem königlichen Wort und kühnen Entschlüssen! Jedes Weichen wäre Verderben. Mut und Hochherzigkeit und die stolze, jeder Gefahr die leuchtende Stirn bietende Majestät wird Deine eigenen Getreuen ermutigen und stärken bis in den Tod und Dir die Herzen der Völker Deutschlands gewinnen! In der Größe des Kühnen, in dem Glanze des Hohen wird der kleinliche Jammer

untergehen, und selbst der radikale und socialistische Jammer und Unsinn wird sich in dem Edeln und Hohen vernichtet fühlen. — Dies mußte mein Herz meinem Könige aussprechen. Dieses Herz klingt und spricht hier nur aus den Herzen vieler getreuesten und redlichsten Preußen und Deutschen, die hier neben mir sitzen und kämpfen. — Ich habe diese Worte mit Andacht und Gebet niedergeschrieben, unter allen den höchsten Bildern der Vergangenheit und Gegenwart. Gottes Wille geschehe, und er wird geschehen auf Erden und im Himmel. Gott schirme und behüte und erhebe mein Vaterland und meinen König.

„Meines allergnädigsten und allerfreundlichsten Königs und Herrn in deutscher Treue

allergetreuester und alleruntertänigster
Ernst Moritz Arndt,
Professor in Bonn und Reichstagsmann für den Kreis Solingen.

„Geschrieben in der alten Kaiserstadt Frankfurt a. M. am 9. des Lenzmonats 1849, meines Lebensalters im achtzigsten Jahre."

Das Wort des biedern, ehrlichen deutschen Volksmannes, der sich selbst ein „gutes, altes deutsches Gewissen" nannte, fiel gewiß als ein Gewicht in die Brust des Königs, dessen edles Herz wie kaum ein anderes für die Ehre, Macht und Einigkeit des großen deutschen Vaterlandes glühte, und der hochherzig, wie kein anderer, den großen Beruf erfaßte, in den Tagen der Gefahr des deutschen Vaterlandes Retter und Halter zu werden; aber er sah die Gefahren, welche dem Vaterlande drohten, doch von einem anderen Gesichtspunkte an als der alte Arndt. Auch König Friedrich Wilhelm IV. hatte aus den Erfahrungen des verflossenen Jahres vieles gelernt. Er hatte einmal geirrt, als er sich vor der Revolution gebeugt hatte. Er empfand jetzt tief die Demütigung des Hohenzollernschen Königtums von jenem Märztage her, als er neben der schwarzrotgoldenen Fahne durch die Straßen der Hauptstadt ritt, und er war um so fester entschlossen, mit der Revolution nimmermehr einen Vertrag zu schließen, in welcher Gestalt sie auch auftrete und welchen Preis es gelte. Demgemäß lautete

die Antwort König Friedrich Wilhelms IV. an Arndt:

„Den 18. März 1849.

„Sie haben Mir, Mein lieber, werter Moritz Arndt, im achtzigsten Jahre aus weiland des römischen Reiches Wahlstadt Frankfurt a. M. einen jugendlich frischen Brief geschrieben, den Ich zwar in größter Eile, aber nicht ungründlich zu beantworten gedenke.

„Zuvörderst Dank aus Fülle des Herzens; denn das ist ein rechter und echter deutscher Mann, der Mir schreibt. Mit einem solchen, der der Geschichte seines Vaterlandes Ehre giebt und gelernt hat, was ein deutscher Fürst ist

kann Ich von Herz zu Herz, von Kopf zu Kopf reden. Verstehen Sie Mich recht: weil das oben Gesagte keine leere Phrase bei Mir ist, darum antworte Ich Ihnen, ja, antworte Ihnen mit Freuden, wenn Ich auch nicht annehmen darf, daß die Antwort Meinem alten, lieben Arndt Freude machen wird.

„Der Eingang Ihres Briefes ist schön wie der ganze Brief. Um des Gewissens willen sage Ich Ihnen, daß Ich denselben «geteilt» verstehe, d. h. daß auch Sie, wie Ich selbst, meinen und wissen, daß man zu Gott allein beten, den König aber nur bitten darf:

„Nun, Sie bitten ihn, er soll eine ihm «gebotene» Krone annehmen. Hier verlangt es jedes Alter, das mehr denn vierzehn Jahre zählt, zu fragen, zu prüfen, zu wägen: erstens wer bietet, zweitens, was wird geboten? Zuvörderst das Bekenntnis, daß der scheußliche, ekle Schlamm des Jahres 48 Mir die Taufgnade nicht abgewaschen, wohl aber, daß Ich mir den Schlamm abgewaschen habe und, wo es nötig, noch abwasche. Doch zur Sache — die große Versammlung, die sich Deutsche Reichs- oder Nationalversammlung nennt, von der ein erfreulich großer Teil zu den besten Männern des großen Vaterlandes gehört, hat weder eine Krone zu geben, noch zu bieten. Sie hat eine Verfassung zu entwerfen und demnächst mit allen von ganz Europa anerkannten regierenden Herren und Freistaaten Deutschlands zu vertragen. Wo ist der Auftrag, der diese Männer berechtigt, über die rechtmäßigen Obrigkeiten, denen sie geschworen, einen König oder Kaiser zu setzen? Wo ist der Rat der Könige und Fürsten Deutschlands, der nach tausendjährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt und die Wahl dem Volke zur Bestätigung vorlegt? Ihre Versammlung hat sich der Bildung dieses Rates, der Darstellung der deutschen Obrigkeiten im neuen Centrum der Nation stets widersetzt. Das ist ein ungeheurer Fehler: man darf es eine Sünde nennen — jetzt zeigen sich die Folgen dieser Sünde, jetzt fühlt jedermann zu Frankfurt, auch die, denen Ursach' und Wirkung nicht klar ist, daß man daselbst bei so vielen Verdiensten, bei so großen Mühen und (teilweis) so reiner Absicht, an einer gewissen Unmöglichkeit laboriert. Glauben Sie, daß Herz und Bein durchschütternde Scenen, Worte, Beschlüsse des Parlaments das Unmögliche möglich machen können? Doch gesetzt, Mein teurer Arndt, die Sünde wäre nicht begangen, oder sie würde noch gut gemacht, und der echt und recht vereinte Rat der Fürsten und des Volkes kürte in der alten Wahlstadt und böte Mir die alte, wahre, rechtmäßige, tausendjährige Krone deutscher Nation — nun, von Weigern und Nehmen hier zu handeln, wäre heute thöricht —: aber antworten würde Ich, wie ein Mann antworten muß, wenn ihm die höchste Ehre dieser Welt geboten wird.

„Doch ach! so steht es nicht! — Auf eine Botschaft, wie sie Mir aus Frankfurt droht, den Zeitungen und Ihrem Briefe zufolge, geziemt Mir das Schweigen. — Ich darf und werde nicht antworten, um Männer, die Ich

ehre und liebe, auf die Ich, wie Sie selbst, Mein alter Freund, mit Stolz, ja mit Dankbarkeit blicke, nicht zu beleidigen; denn was würde Mir geboten? Ist diese Geburt des gräßlich kreisenden 1848sten Jahres eine Krone? Das Ding, von dem wir reden, trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel «von Gottes Gnaden» aufs Haupt; ist keine Krone. Es ist das eiserne Halsband einer Knechtschaft, durch welches der Sohn von mehr als vierundzwanzig Regenten, Kurfürsten und Königen, das Haupt von sechzehn Millionen, der Herr des treuesten und tapfersten Heeres der Welt der Revolution zum Leibeigenen gemacht würde. Und das sei ferne! Der Preis des «Kleinods» müßte obenein das Brechen Meines dem Landtage am 26. Februar gegebenen Wortes sein, «die Verständigung mit der Deutschen Nationalversammlung über die zukünftige Verfassung des großen Vaterlandes im Verein mit allen deutschen Fürsten zu versuchen.» Ich aber breche weder dieses, noch irgend ein anderes gegebenes Wort. Es will mich fast bedünken, Mein teurer Arndt, als walte in Ihnen ein Irrtum, den Sie denn leider mit vielen wackeren und lieben Menschen teilen: «als sähen Sie die zu bekämpfende Revolution nur in der sogenannten Demokratie und den Kommunisten» — der Irrtum wäre schlimm. Jene Menschen der Hölle und des Todes können ja nur allein auf dem Boden der lebendigen Revolution wirken. Die Revolution ist das Aufheben der göttlichen Ordnung, das Verachten, das Beseitigen der rechten Obrigkeit; sie lebt und atmet ihren Todeshauch, solange unten oben und oben unten ist.

„Solange also im Centrum zu Frankfurt die deutschen Obrigkeiten keine Stätte haben, nicht obenan im Rate sitzen, welcher der Zukunft Deutschlands eine Zukunft zu geben berufen ist, solange steht dieses Centrum unter dem Spiegel des Revolutionsstromes und treibt mit ihm, solange hat es nichts zu bieten, was reine Hände berühren dürfen. Als deutscher Mann und Fürst, dessen «Ja» ein «Ja» vollkräftig, dessen «Nein» ein «Nein» bedächtig, gehe Ich in nichts ein, was Mein herrlich Vaterland verkleinert und dasselbe dem gerechten Spotte seiner Nachbarn, dem Gerichte der Weltgeschichte preisgiebt, nehme Ich nichts an, was Meinen angeborenen Pflichten nicht ebenbürtig ist, oder ihnen hindernd entgegentritt. Dixi et salvavi animam meam.

„Dieses Blatt, Mein alter Freund, ist für Sie allein, Sie müssen die Notwendigkeit der Geheimhaltung einsehen. Ich mache sie Ihnen zur Pflicht. Dringen Ihnen aber Meine Worte in Kopf und Herz, verstehen Sie es, daß Ich, ohne Mich selbst zu verleugnen, nicht anders kann, dann ermannen Sie Sich, reden Sie mit Ihren Freunden, mit den Besonnenen und Könnenden, erheben Sie Ihre Stimme im Parlamente, fordern Sie endlich das «Eine,» was not thut und das fehlt: «die rechte Ordnung.»

„Oft unterbrochen, schließe Ich diese Zeilen am Jahrestage des verhängnisvollen Achtzehnten.

„Trügen die neuesten Nachrichten nicht, so gewinnt in Frankfurt a. M. die Besonnenheit und Einsicht schon wieder Land. Das wolle Gott! Und wolle Er Sein kräftiges, mächtiges Amen! sprechen, wenn Ich jetzt mit dem Namen dieses Tages schließe: Laetare!

„Ihnen, dem Dichter des begeisternden Liedes, das vor dem Märzkaiser so wenig erklingen dürfte, als die Marseillaise vor dem Julikönige, Ihnen, teuerster Arndt, drück' Ich die Hand aus Herzensgrund als Ihr wohlgeneigter

König und guter Freund."

Die Beratungen der Frankfurter Versammlung nahmen unterdessen ihren ungestörten Fortgang. Nachdem Österreich durch die Verkündigung einer alle österreichischen Kronlande zu einem Gesamtstaate vereinigenden Verfassung (4. März) seinen Eintritt in das neue Reich unmöglich gemacht und dadurch einen Massenübergang vieler Großdeutschen unter Welckers Führung in das Lager der „erbkaiserlichen" Partei veranlaßt hatte, stellte Welcker (12. März) zur allgemeinen Überraschung den Antrag, die einheitliche Reichsverfassung, so wie sie vorlag, durch einen Gesamtbeschluß anzunehmen und dem Könige von Preußen die erbliche Kaiserwürde zu übertragen. Der Antrag wurde infolge der österreichischen Gegenbestrebungen zwar mit einer Mehrheit von 31 Stimmen verworfen (21. März); aber schon bald darauf hatten die Erbkaiserlichen durch mehrfache wichtige Zugeständnisse an die Demokraten — insbesondere durch Verwandlung des unumschränkten (absoluten) in ein nur aufschiebendes Einspruchsrecht (suspensives Veto) des Reichsoberhauptes gegen die Beschlüsse des Reichstages für drei aufeinander folgende Sitzungsperioden — neue Stimmen geworben, so daß die Aussichten für die Annahme der Verfassung mit der Erbkaiserwürde bei der zweiten Lesung stiegen.

In der Sitzung vom 27. März 1849 wurde mit einer Mehrheit von vier Stimmen die Erblichkeit der Würde des Reichsoberhauptes, unter dem Titel eines Kaisers der Deutschen, am folgenden Tage mit 290 Stimmen die Übertragung dieser Würde an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen beschlossen; 248 Mitglieder — hauptsächlich Österreicher, Bayern und Ultramontane — hatten sich bei dem letzten Beschlusse der Abstimmung enthalten. Mit bewegter Stimme verkündete der ehrwürdige Präsident Simson dieses Ergebnis, indem er die schönen Worte aus Goethes „Hermann und Dorothea" citierte:

„Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! — so laßt uns sagen und so es behaupten!"

Glockengeläute von allen Türmen der alten Reichsstadt begrüßte den Beschluß.

Eine Deputation von 32 Mitgliedern, aus Vertretern aller deutschen Landschaften (mit Ausnahme Österreichs) zusammengesetzt, an ihrer Spitze Präsident Simson, unter ihren Mitgliedern der alte Freiheitssänger Arndt, der

Geschichtschreiber der Hohenstaufenzeit Fr. von Raumer, der mutige Vorkämpfer des Hohenzollernschen Kaisertums Fr. Chr. Dahlmann, begab sich nach Berlin, um Friedrich Wilhelm IV. im Namen der Vertretung der deutschen Nation und auf Grund der Beschlüsse der Nationalversammlung vom 27. und 28. März zur Annahme der Kaiserkrone, des Sinnbilds der wiedererstandenen Macht Deutschlands, feierlichst einzuladen.

Die Reise der Gesandtschaft von Frankfurt nach Berlin glich einem Triumphzuge. Die Wünsche der Vaterlandsfreunde und die Hoffnung, daß mit diesem Akte die Zeit der Schwankungen und Unruhen abgeschlossen und die deutsche Bewegung in die Bahn einer stetigen und ruhigen Entwickelung eingelenkt sein möchte, begleiteten die Träger der Kaiserbotschaft an ihr Ziel. Mit gespannter Erwartung richteten sich alle Blicke nach Berlin, wo die nächsten Tage eine große weltgeschichtliche Entscheidung bringen sollten.

Das preußische Volk sah mit Stolz auf die Rolle, welche mit der Übertragung der erblichen Kaiserwürde an sein Fürstenhaus ihm unter den übrigen deutschen Stämmen zugedacht war. In den beiden Kammern, welche die preußische Volksvertretung bildeten, wurden Adressen an den König beantragt und fast einstimmig angenommen, in welchem dem Könige die Wünsche und Hoffnungen des Volkes dringend ans Herz gelegt wurden und der König gebeten wurde, gemäß seiner Erwählung die Leitung der Geschicke des deutschen Gesamtvaterlandes zu übernehmen. Der Magistrat und die Stadtverordneten Berlins richteten in demselben Sinne Adressen an den König. Die Adresse der Stadtverordneten schloß: „Majestät! Das deutsche Volk hofft auf Sie, es erwartet, daß durch eine starke Hand die Geschicke Deutschlands im Inneren und nach außen gewährleistet werden. Entziehen Allerhöchst Sie diesem hohen Berufe Sich nicht. Wahren Ew. Majestät die deutsche Freiheit, soweit sie erreichbar. Heil Ihnen, dem deutschen Oberhaupte!" Deputationen aus verschiedenen Landesteilen, aus den Rheinlanden, aus Braunschweig, Schleswig-Holstein langten gleichzeitig mit den Kaiserboten in der Hauptstadt zur Beglückwünschung an (2. April).

Allerdings war nach den bekannt gewordenen früheren Äußerungen Friedrich Wilhelms eine unbedingte Annahme der Kaiserkrone nicht zu erwarten; indessen die Überbringer der Kaiserbotschaft trösteten sich mit der Hoffnung, daß die Thatsache der nun wirklich erfolgten Wahl und der Glanz der dargebotenen Krone mit dem hohen Berufe, Hüter und Schirmherr des Reiches zu werden einen unwiderstehlichen Reiz auf das empfängliche Gemüt und das warme deutsche Herz des Königs üben und daß auch die patriotischen Kundgebungen aus der Mitte des preußischen Volkes und die allgemeine Begeisterung des Augenblicks von Einfluß auf seine Entschließungen sein würden. Auch die Erklärungen, welche die preußischen Minister im vertrauten Gespräche mit ein-

zelnen Mitgliedern der Frankfurter Gesandtschaft abgaben, lauteten den Hoffnungen der letzteren nicht ungünstig; aber sie wußten auch, daß der König in dieser wichtigsten Angelegenheit nur seinem eigensten freien Entschlusse folgen würde, und diesen kannte am 2. April abends noch niemand.

Wohl mochten in des Königs Seele noch bis zum letzten Augenblick die verschiedensten Strömungen einander begegnen: aber er faßte klar und ohne Schwanken, voll getrosten Zuversicht in Bezug auf die Folgen, seinen festen Entschluß, vielleicht den größten seines Lebens.

Klar und entschlossen, zuversichtlich und getrost, so trat König Friedrich Wilhelm IV. am 3. April um die Mittagsstunde der Kaiserdeputation gegenüber. Er empfing dieselbe im großen Rittersaal des königlichen Schlosses, unter dem Thronhimmel stehend, umgeben von den Prinzen, Ministern, Generalen und Hofstaaten. Er hörte aufmerksam die bewegte Ansprache ihres Führers, des Präsidenten Simson, und erwiderte dann in freier Rede, mit starker, erhobener Stimme:

„Meine Herren!

„Die Botschaft, als deren Träger Sie zu mir gekommen sind, hat mich tief ergriffen. Sie hat meinen Blick auf den König aller Könige gelenkt und auf die heiligen, unantastbaren Pflichten, welche mir, als dem Könige meines Volkes und als einem der mächtigsten deutschen Fürsten obliegen. Solch ein Blick, meine Herren, macht das Auge klar und das Herz gewiß.

„In dem Beschlusse der deutschen Nationalversammlung, welchen Sie, meine Herren, mir überbringen, erkenne ich die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes. Dieser Ruf giebt mir ein Anrecht, dessen Wert ich zu schätzen weiß. Er fordert, wenn ich ihm folge, unermeßliche Opfer von mir. Er legt mir die schwersten Pflichten auf.

„Die deutsche Nationalversammlung hat auf mich vor allen gezählt, wo es gilt, Deutschlands Einheit und Kraft zu gründen. Ich ehre ihr Vertrauen, sprechen Sie ihr meinen Dank dafür aus. Ich bin bereit, durch die That zu beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt haben, welche ihre Zuversicht auf meine Hingebung, auf meine Treue, auf meine Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande stützen.

„Aber, meine Herren, ich würde Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich mit Verletzung heiliger Rechte und meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen, ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte Deutschlands eine Entschließung fassen, welche für sie und für die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben muß.

„An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzt

sein, in gemeinsamer Beratung zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen, wie dem Ganzen frommt, ob die mir zugedachten Rechte mich in stand setzen würden, mit starker Hand, wie ein solcher Beruf es von mir fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen.

„Dessen aber möge Deutschland gewiß sein und das, meine Herren, verkündigen Sie in allen seinen Gauen: Bedarf es des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere oder innere Feinde, so werde ich, auch ohne Ruf, nicht fehlen. Ich werde dann getrost den Weg meines Hauses und meines Volkes gehen, den Weg der deutschen Ehre und Treue!" —

Die Antwort des Königs war somit keine definitive Ablehnung, aber bei den stolzen Hoffnungen, mit denen die Kaiserboten gekommen waren, war ihr Eindruck doch kein anderer, als der einer definitiven Ablehnung hätte sein können. Mit beklommenen Herzen trat die Gesandtschaft ihre Rückreise an, um in Frankfurt Bericht über ihre Sendung zu erstatten.

Am Tage nach dem Empfange der Kaiserbotschaft erließ die preußische Regierung eine Aufforderung an die deutschen Regierungen, sich schleunigst über ihre Stellung zu der in Frankfurt beratenen Reichsverfassung und über ihren Beitritt zu einem Bundesstaate unter Preußens Führung zu erklären. Achtundzwanzig Regierungen, an ihrer Spitze Baden und die beiden Hessen, erklärten darauf teils freiwillig, teils durch den Druck von Volksbewegungen veranlaßt, ihre Zustimmung zu der Reichsverfassung und dem Kaisertum der Hohenzollern; aber die wichtigsten Staaten, die vier Königreiche, zögerten noch.

Von liberaler Seite wurden noch einmal die größten Anstrengungen gemacht, um die preußische Regierung zu einem erwünschten Entschlusse bezüglich der Reichsverfassung, den König zur Annahme der Kaiserkrone zu bewegen. Ein Mitglied des Reichsministeriums und der Frankfurter Versammlung, der bei dem Könige persönlich in hoher Gunst stehende Beckerath, reiste mit neuen Vorschlägen und Anträgen nach Berlin und hatte eine zweistündige Unterredung mit dem Könige. Als dieser im Laufe des Gesprächs auch auf die Gefahren hinwies, welche bei der gegenwärtigen Weltlage aus der Annahme der Kaiserkrone für Preußen und Deutschland hervorgehen müßten, erwiderte Beckerath ungefähr mit den Worten Arndts: „Die Gefahr ist stets die sieglockende Sonne für Preußen gewesen, wenn es nur frischen Mutes seinen Adler fliegen und den Sonnenraub greifen und halten läßt." Der König war bewegt; aber sein ablehnender Entschluß blieb unerschüttert.

In der preußischen Abgeordnetenkammer forderte der Freiherr von Vincke die Minister auf, den Augenblick nicht vorübergehen zu lassen, in dem die Geschicke ganz Deutschlands in Preußens Hand gelegt seien. Darauf gab der Ministerpräsident Graf Brandenburg die Erklärung ab, daß, da die Einwendungen der Re-

gierungen gegen die Verfassung in Frankfurt unberücksichtigt geblieben seien, die Minister sich außer stande sähen, dem Könige die Annahme der in Frankfurt beschlossenen Reichsverfassung anzuraten. „Ich erkenne die Macht der öffentlichen Meinung an," so schloß Graf Brandenburg seine denkwürdige Rede; „aber man darf nicht rücksichtslos das Schiff den Windungen und Strömungen überlassen, sonst wird es niemals den sicheren Hafen erreichen, — niemals, niemals, niemals!"

Mit diesem Brandenburgischen „Niemals" und der am Tage darauf (28. April) erfolgenden förmlichen und unbedingten Ablehnung der Kaiserkrone von seiten Preußens war der entscheidende Würfel in der deutschen Frage gefallen, das so nahe geträumte Ziel schien in unbestimmte Entfernung hinausgerückt und der Strom der nationalen Bewegung für lange Zeit gehemmt zu sein. Preußen war isoliert, und die Gefahren, welche Preußen und Deutschland von außen und im Innern bedrohten, waren nicht gering. An den Gestaden der Ostsee, wo soeben das kleine Dänemark dem uneinigen Deutschland zum zweitenmal den Handschuh hingeworfen hatte, wie an den Ufern des Tessin, wo der alte Radetzky die ehernen Schlachtenwürfel über die Felder von Mortara und Novara rollen ließ, an der Theiß und auf dem alten Wahlfelde der Ungarnkönige bei Budapest, das jetzt zum Wahlfelde der österreichischen und ungarischen Waffen umgewandelt war, wie auf den gesegneten Gauen des Rheins und des badischen Oberlandes, wo die Männer mit Heckerhut und Hahnenfeder sich zur Schilderhebung für die deutsche Reichsverfassung rüsteten, — ringsum an den Grenzen sah man Wetterleuchten und Waffenblitzen. Scheelsüchtig und argwöhnisch blickten die beiden mächtigen Nachbarn im Osten und Westen auf die Entwickelung der Dinge in Deutschland; Österreich hatte mit der Frankfurter Versammlung gebrochen, seine Abgeordneten abberufen und ernste Bedenken gegen ein weiteres Vorgehen Preußens in der deutschen Sache kundgegeben, und im Innern Deutschlands, in Württemberg, Sachsen, Westfalen zuckten die Flammen des Aufruhrs und drohten, zum allgemeinen Brande emporzulodern.

Auch unter den treuesten Anhängern des altpreußischen Königtums von Gottes Gnaden blickten manche besorgt auf die Haltung, die Preußens König in der deutschen Frage angenommen hatte. Der Glanz der Kaiserkrone, die Aussicht auf die Erhebung des preußischen Königshauses und des preußischen Vaterlandes an die Spitze von Deutschland, ja die Gefahr selbst, welche ja stets die „sieglockende Sonne für Preußen" gewesen, hatten so vielen Reiz für die alten, treuen Preußenherzen, daß viele von den ehrenfesten Männern meinten, der König möge nur kühn die Krone ergreifen und sie, gestützt auf sein treues, waffentüchtiges Volk, gegen jedermann verteidigen und behaupten, der sie anzufechten wagte, — anders dachte Friedrich Wilhelm. Er hatte aus gewissenhaftester Achtung der Rechte seiner deutschen Mitfürsten die Kaiserkrone abgelehnt; aber er war mutig entschlossen, in den Tagen der Gefahr das Amt des erledigten Kaiser-

tums zu verwalten und die Pflichten desselben zu üben ohne Aussicht auf eine Erhöhung seiner Macht und eine Mehrung seines Ruhmes, allein im Vertrauen auf Gott und im Glauben an seinen göttlichen Königsberuf. Und diese Treue sollte seinem Hause und seinem Volke Heil und Segen bringen! —

Die Schilderhebung für die deutsche Reichsverfassung und ihre Niederkämpfung durch Preußen; der Prinz von Preußen in Baden 1849. Die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. erregte in der Frankfurter Nationalversammlung tiefe Bestürzung. Die Vaterlandsfreunde in derselben sahen mit Schmerz das Scheitern des Verfassungswerkes, auf welches sie ihre kühnsten Hoffnungen für die Zukunft Deutschlands gesetzt und welches sie seit einem Jahre mit den besten Kräften gefördert hatten. Sie hielten mit anerkennenswerter Beharrlichkeit an der Idee der deutschen Einheit fest; aber sie beharrten auch auf dem Irrtum, daß diese Idee allein auf dem Boden der von ihnen beratenen und beschlossenen Reichsverfassung verwirklicht werden könne, und glaubten, für die Durchführung der Reichsverfassung die Volkskraft aufbieten zu dürfen. Hierin begegneten sich die Gemäßigten mit den Mitgliedern der Linken, welche früher gegen die Reichsverfassung gestimmt hatte, dieselbe jedoch jetzt nach der erfolgten Annahme durch die Nationalversammlung für den Ausdruck des Gesamtwillens der Nation erklärte, dem sie auf jeden Fall, sei es selbst mittels Anwendung von Gewalt, Geltung verschaffen müsse. So wurde in der Nationalversammlung (in der Sitzung vom 11. April) der feierliche Beschluß gefaßt, „an der in zweiter Lesung beschlossenen und verkündeten Reichsverfassung unwandelbar festhalten zu wollen," und zugleich ein Ausschuß von dreißig Mitgliedern niedergesetzt „zur Vorberatung derjenigen Maßregeln, welche zur Durchführung der gegebenen feierlichen Erklärung nötig erschienen." Man hoffte, durch den Druck der Ständekammern und der öffentlichen Meinung die Regierungen der Einzelstaaten zur Anerkennung der Reichsverfassung noch zu bewegen; die Mitglieder der Linken ließen aber bereits durchblicken, daß sie sich mit Durchsetzung der Reichsverfassung nicht mehr begnügen würden, sondern daß sie diese nur „als erste Sprosse der Leiter" betrachteten, „die man hinaufzuklimmen habe bis zur republikanischen Spitze." So geriet die Frankfurter Versammlung immer mehr auf die schiefe Bahn der Revolution, wo die Männer der entschiedenen Demokratie die Führung übernahmen.

Unter dem Eindrucke der Beschlüsse der Nationalversammlung fanden in verschiedenen Gegenden Deutschlands Volksbewegungen statt. In Württemberg drangen Volk, Stände und Ministerium gleichmäßig auf Anerkennung der Reichsverfassung. Der alte König sträubte sich lange; die Verfassung wollte er anerkennen, aber einem Hohenzollernschen Kaiser sich unterzuordnen, dazu sich zu entschließen, vermochte er nicht. Er dachte eine Weile daran, die an=

wachsende Bewegung mit Gewalt niederzuhalten; endlich gab er nach, verhehlte jedoch nicht, daß er es nur gezwungen thue.

Die Nationalversammlung beschloß (am 4. Mai) eine erneute Aufforderung „an die Regierungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelstaaten, an das gesamte deutsche Volk, die Reichsverfassung zur Anerkennung und Geltung zu bringen." — Wenn Preußen sich noch immer nicht für die Reichsverfassung erklärte, dann sollte der Herrscher des größten der die Verfassung anerkennenden Staaten — d. i. zur Zeit der König von Württemberg — provisorisch als Reichsstatthalter die Oberhauptswürde führen und an die Spitze des Reichs treten.

Dieser verhängnisvolle Beschluß trug nur zu bald Früchte. In Sachsen wurde der König durch Deputationen und Adressen zu Gunsten der Reichsverfassung förmlich bestürmt. Durch die schwankende Haltung des Königs, die Spaltung in seinem Ministerium und die Auflösung der Kammern wurde die Aufregung in Dresden auf den höchsten Grad gesteigert. An die Spitze der Bewegung „für die deutsche Reichsverfassung" trat hier ein Russe, Michael Bakunin, der schon mehrere Jahre als geheimer Agent und Verschwörer in Deutschland thätig gewesen war und für die Organisation von Aufständen ein hervorragendes Talent besaß. Er hatte die armen Bewohner des sächsischen Erzgebirges zum Kampfe organisiert und zum Zuge nach Dresden veranlaßt; die Bergleute aus Freiberg bauten so kunstreiche Barrikaden, daß sie den schweren Geschossen widerstanden. Am 3. Mai brach hier der offene Aufstand aus. Am 4. Mai in aller Frühe flüchtete der König mit seiner Familie nach dem Königstein. Es wurde eine provisorische Regierung eingesetzt. Ein Teil der sächsischen Truppen focht dermalen für Schleswig-Holstein. Die in Dresden zurückgebliebenen Truppen kämpften zwar tapfer, reichten aber zur Niederwerfung des Aufstandes nicht aus. Der König von Preußen fühlte sich berufen, sich seines bedrängten Bundesgenossen und Nachbarn anzunehmen, und sandte den in Dresden kämpfenden sächsischen Truppen aus Berlin das Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiment zu Hilfe. Die Ankunft der Preußen entschied den Sieg der Regierung (9. Mai). Schwere Zuchthausstrafen wurden von der sächsischen Regierung über die Teilnehmer des Aufstandes verhängt; die Hauptanstifter, unter ihnen der Russe Bakunin, hatten sich rechtzeitig durch Flucht in Sicherheit gebracht.

Die Hilfeleistung Preußens an Sachsen erregte in der Frankfurter Versammlung einen wahren Sturm. Die Linke forderte, daß die Centralgewalt den Dresdener Aufstand unter ihren Schutz stellen und entschiedene Maßregeln gegen Preußen treffen solle. Endlich einigte sich die Versammlung über eine Aufforderung an die Centralgewalt (10. Mai), dem „unbefugten Einschreiten" Preußens in Sachsen als einem „schweren Friedensbruch" mit allen Mitteln entgegenzutreten. Wie wenig den König dieser Zornausbruch der Frankfurter Versammlung

bekümmerte, beweist ein Brief aus dieser Zeit (an Alfred von Reumont, 11. Mai): „Dresden hat gegen seinen König rebelliert. Ich habe seinen tapferen Truppen einige Bataillone aus Berlin zu Hilfe geschickt. Sie haben sich gegen jene eingefleischten Teufel, den Kot aller Nationen, wie Engel geschlagen und mit unglaublich geringem Verlust die Stadt erobert. Dafür hat die Allerdurchlauchtigste Frankfurter mich, wie weiland Kaiser Max den Götz, auf Bruch des Reichsfriedens angeklagt. Ich werde ihr Götzens Antwort geben. Am Rhein kocht's halt wie in einem Hexenkessel. Die Kreuzesform des Schwertes wird den Zauber wohl unblutig lösen." — —

Die letztere Hoffnung sollte sich leider nicht erfüllen. Auch in vielen preußischen Städten, in Breslau, Düsseldorf, Iserlohn und an anderen Orten, kam es zu aufständischen Bewegungen, die erst durch das Einschreiten der Truppen, zum Teil erst nach blutigem Barrikadenkampfe, unterdrückt wurden.

Österreich hatte schon früher (5. April) seine Abgeordneten zum Austritt aus der Frankfurter Nationalversammlung veranlaßt und zugleich erklärt, „die Nationalversammlung habe durch die Verkündigung der Reichsverfassung den Boden des Rechts verlassen; nie werde Österreich seine Gesetzgebung einer fremden, nie der Kaiser von Österreich sich einem fremden Fürsten unterordnen." Nach dem Parlamentsbeschlusse vom 10. Mai berief auch die preußische Regierung die preußischen Abgeordneten von Frankfurt ab (14. Mai). Zwar protestierte ein Teil der letzteren gegen diesen Erlaß, da sie ihr Mandat nicht von der Regierung, sondern vom Volke hätten; aber schon wenige Tage darauf (21. Mai) übergaben 65 Mitglieder der preußischen (kleindeutschen) Partei — unter ihnen die hervorragendsten der Versammlung, wie Gagern, Dahlmann, Simson, Arndt, Beseler, Mathy u. a. — eine Erklärung, in welcher sie ihren Austritt anzeigten, indem sie aussprachen, „in der gegenwärtigen Lage der Dinge habe die Nationalversammlung nur die Wahl, entweder unter Beseitigung der bisherigen Centralgewalt das letzte gesetzliche Band zwischen den Regierungen und Völkern Deutschlands zu zerreißen und damit einen allgemeinen Bürgerkrieg heraufzubeschwören, oder auf die weitere Durchführung der Reichsverfassung durch gesetzgebende Thätigkeit zu verzichten; sie (die Austretenden) hätten unter diesen beiden Übeln das letztere als das für das Vaterland geringere gewählt; nachdem sie durch alle gesetzlichen Mittel den Eintritt der verfassungsmäßigen Gewalten vorbereitet hätten, übergäben sie das Verfassungswerk für jetzt den gesetzlichen Organen der Einzelstaaten und der selbstthätigen Fortbildung der Nation."

Mit dem Austritte dieses Kernes der preußisch-deutschen Partei, dem andere Austrittserklärungen in den nächsten Tagen folgten, war das Schicksal der ersten deutschen Nationalversammlung entschieden. Die Zurückgebliebenen — nur wenig über einhundert Mitglieder — beschlossen ihre Übersiedelung von

Frankfurt a. M. nach Stuttgart (30. Mai), um dem Herde der in Süddeutschland immer weiter um sich greifenden revolutionären Bewegung näher zu sein. Merkwürdigerweise legte der Reichsverweser sein Amt auch jetzt noch nicht nieder, sondern umgab sich mit einem Ministerium, dessen Präsident, Dr. Grävell, bisher zu den komischen Figuren der Paulskirche gehört hatte. Das „Rumpfparlament" aber sagte sich von der Reichscentralgewalt durch die Wahl einer „Reichsregentschaft" aus ihrer Mitte los. An der Spitze derselben stand der Cigarrenfabrikant Franz Raveaux aus Köln, vom Volkswitz genannt „Kaiser Cigaros I." Die neue Reichsregentschaft begann ihre Amtsthätigkeit damit, daß sie die in der Pfalz und in Baden ausgebrochene Bewegung unter ihrem Schutze stehend erklärte (8. Juni). Durch die revolutionären Beschlüsse der Reichsregentschaft und des Rumpfparlaments wurde endlich die württembergische Regierung für die Ruhe in ihrem Lande besorgt gemacht. Der Präsident des württembergischen Ministeriums, Römer, welcher als Mitglied der Nationalversammlung noch den ersten Sitzungen in Stuttgart beigewohnt hatte, forderte die Reichsregentschaft auf, ihren Sitz außerhalb Württembergs zu verlegen, und eröffnete dem Rumpfparlament, daß er das Tagen desselben in Stuttgart nicht länger dulden könne (17. Juni). Der Reichsregent Raveaux ging darauf nach Karlsruhe, um die Leitung des Aufstandes im Badischen zu übernehmen. Die letzten Mitglieder jener glänzenden Versammlung, auf der einst die stolzen Hoffnungen des ganzen Deutschland ruhten, endeten im offenen Aufruhr auf den Barrikaden oder als irrende Flüchtlinge auf fremdem Gebiete.

Nunmehr trat Preußen die doppelte Aufgabe an, einerseits dem deutschen Volke für das Scheitern der von der Frankfurter Nationalversammlung beratenen Reichsverfassung Ersatz zu bieten, andererseits die im südwestlichen Deutschland unter dem Vorwande „zur Durchführung der Reichsverfassung" ausgebrochene Schilderhebung niederzukämpfen. Wir werden von dem Erfolge der preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen weiter unten zu sprechen haben und werfen zunächst einen Blick auf die Schilderhebung in der Pfalz und in Baden und auf die Stellung, welche Preußen zu derselben nahm.

Die aufregenden Reden der Revolutionäre in der Frankfurter Versammlung hatten in dem heißblütigen Volke der bayrischen Pfalz, wo die Erinnerungen an die Zeit der ersten französischen Revolution noch nicht erloschen waren, am schnellsten gezündet. Bereits zur Zeit des Dresdener Aufstandes (Anfang Mai) fand zu Kaiserslautern eine große Volksversammlung statt, in welcher die Verweigerung der Steuern für die rechtmäßige Regierung, die Lostrennung der Pfalz von Bayern und die Einsetzung einer provisorischen Regierung beschlossen ward. Ein Westpreuße polnischer Abkunft, der sich in seiner Heimat Schneider, hier aber General Sznayda nannte, übernahm die Organisation der Pfälzer Volkswehr, die er im Laufe des Mai bis auf 12000 Mann

brachte. Französische und polnische Offiziere waren ihm bei der Organisation behilflich. Die bayrische Regierung hatte wenig Truppen in der Pfalz, und diese waren nicht durchweg zuverlässig; nur in den befestigten Städten, Landau und Germersheim, behaupteten sich die schwachen bayrischen Besatzungen standhaft. Nicht weniger bedrohlich für die Sicherheit Deutschlands war der gleichzeitige Aufstand im Großherzogtum Baden. Die Bevölkerung des badischen Oberlandes war schon seit dem ersten Ausbruch der Bewegung im Jahre 1848 durch einzelne Leiter derselben, wie Struve, Hecker, Blind u. a. systematisch bearbeitet worden, und der schwäbisch-alemannische Volksstamm zeigte sich den republikanischen Träumereien besonders geneigt. Die Bewegung trug hier von Anfang an einen republikanischen Charakter und zwar der schlimmsten Art, da sie mit einer Auflösung nicht allein der bürgerlichen, sondern auch der militärischen Ordnung begann. Die Demokratie hatte sich bemüht, auch das badische Militär in die revolutionäre Strömung mit fortzureißen, und die Bande der militärischen Zucht zeigten sich hier nicht stark genug, um diesen fortgesetzten Bestrebungen Widerstand zu leisten. Der moralische Einfluß der Offiziere reichte nicht weit genug, um die Mannschaften vor der Verführung zu bewahren. Die Aufhetzungen gegen die Vorgesetzten trugen ihre schlimmen Früchte. Am 10. und 11. Mai kam es zunächst in der Bundesfestung Rastadt, am 13. Mai in der Hauptstadt Karlsruhe selbst zu meuterischen Auftritten der Soldaten gegen ihre Offiziere. Die gesamte Armee mit wenigen Ausnahmen kündigte den Gehorsam. Der Großherzog mußte in dunkler Nacht vor seiner eigenen aufgestandenen Soldateska aus seiner Residenzstadt fliehen und, auf dem Protzkasten einer Kanone sitzend, auf schmalen Waldwegen die Grenze seines Landes suchen, um von Laufenburg im Elsaß aus die Hilfe des Königs von Preußen anzurufen.

Die treulose badische Soldateska sollte den Kern des Volksheeres bilden, welches unter der Führung des ehemaligen polnischen Insurgentenhäuptlings Ludwig von Mieroslawski* für die deutsche Einheit und Freiheit zu

* Wir haben der Insurrektion im Großherzogtum Posen bei unserer Darstellung der Ereignisse des Jahres 1848 nicht erwähnt, um die uns zugemessenen Raumgrenzen nicht zu überschreiten, und holen hier nur in einer Anmerkung das Wichtigste darüber nach. Zu den eigentümlichen Erscheinungen der Bewegung in den Märztagen 1848 gehörte das plötzliche Hervortreten der Sympathieen für die polnische Nationalität. Die wegen ihrer Teilnahme an der Verschwörung von Krakau (1845) im Zellengefängnis zu Moabit gefangen gehaltenen Polen wurden nach der vom Könige (am 20. März) erlassenen allgemeinen Amnestie für politische Vergehen von dem Volke abgeholt und gleichsam im Triumphe durch die Straßen von Berlin begleitet (siehe S. 107). Ludwig von Mieroslawski und Dr. Libelt, die beiden berühmtesten unter den Gefangenen, saßen in einem Wagen mit zwei polnischen Damen und ihren Kindern, die übrigen Polen folgten ihnen zu Fuß. Der Wagen wurde mit einer polnischen Fahne geschmückt; Mieroslawski hielt eine schwarzrotgoldene Fahne in der Hand. Das Volk spannte die Pferde vom Wagen und zog ihn selber, eine Abteilung Bürgerwehr schloß sich als Ehrengarde an. Als der

kämpfen bestimmt war. Es war eine schwere Versündigung an dem Gewissen des deutschen Volkes, deren sich die Anstifter der Schilderhebung schuldig machten, wenn sie das Volk zum Kampfe für die deutsche Einheit und Freiheit aufriefen; denn die Idee eines einigen, freien deutschen Vaterlandes war im Bewußtsein des Volkes wohlberechtigt; viele mitleidswerte Jünglinge, welche noch den Glauben an dieselbe und den Mut, für eine Idee kämpfen und sterben zu können, besaßen, traten als Freischärler in Bluse und Kalabreserhut in dem sogenannten „Volksheere" ein, verloren hier unter den verwilderten Banden ohne Zucht, ohne Ehre und Treue, ihren Glauben an Gott und Vaterland und fanden im glücklichsten Falle den Tod durch eine preußische Kugel. Die Durchführung der Reichsverfassung konnte dem Aufstande in Baden nicht einmal zum Vorwande dienen; denn der Großherzog von Baden hatte die Reichsverfassung bereits vor dem Ausbruche des Aufstandes anerkannt und als Landesgesetz verkündigen lassen. Das Ziel des Aufstandes war allein der Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung und die Aufrichtung einer demokratisch-socialen Republik in Deutschland. Die Bewegung war besonders deshalb bedrohlich, weil eine Unterstützung der deutschen Revolutionäre von seiten der französischen Republik — wenn auch nicht aus Sympathie für die Idee eines einigen Deutschland,

Zug an dem königlichen Schlosse vorüberkam, trat der König auf den Balkon, mit ihm die Minister Graf Arnim, Graf Schwerin und Bornemann. Graf Schwerin sprach im Namen des Königs zu dem jubelnden Volke, „der König freue sich darüber, daß man ihm für den großherzigen Akt der königlichen Verzeihung danken wolle, und sei auf dem Balkon erschienen, um diesen Dank entgegenzunehmen. Er vertraue darauf, daß die Polen sich künftighin enger an Preußen anschließen würden, da sie sähen, von welchen Gesinnungen man für sie beseelt sei." — Am folgenden Tage sprachen die sämtlichen befreiten Polen ihren Dank in einer „Adresse an das Berliner Volk" aus. Bald nach ihrer Rückkehr in die Heimat hatten sie jedoch des Dankes vergessen. Nun ward in der Stadt Posen ein „polnisches Nationalkomitee" eingesetzt, welches die Reorganisation der Provinz Posen leiten sollte. Auch in Preußen fand die Idee der Wiederherstellung Polens damals Anklang. Man hoffte in dem unter Preußens Beistand wiederhergestellten polnischen Reiche eine Vormauer gegen Rußland zu finden, das sich zu den in Deutschland erwachten freiheitlichen Ideen feindlich stellte. Die preußischen Behörden im Großherzogtum Posen sahen ruhig zu, wie von dem polnischen Nationalkomitee die Losreißung der Provinz Posen vom Preußischen Staate betrieben und wie die Rekruten für die künftige polnische Nationalarmee mit Sensen und Büchsen einexerziert wurden. Als endlich die Regierung gegen dieses Treiben einschritt, hatte die revolutionäre Bewegung schon solche Ausdehnung gewonnen, daß ihre Niederwerfung noch ernste Kämpfe erforderte. Ludwig von Mieroslawski übernahm die Führung des polnischen Insurrektionsheeres und erfocht sogar bei Miloslaw (30. April) einen kleinen Erfolg über preußische Truppen, wurde jedoch durch verschiedene andere Gefechte so in die Enge und gegen die russische Grenze getrieben, daß das ganze Insurrektionsheer teils zur Waffenstreckung gezwungen, teils auseinandergesprengt ward. Mieroslawski rettete sich durch die Flucht, ward zwar später gefangen genommen, jedoch gegen das Versprechen, nicht mehr gegen preußische Truppen kämpfen zu wollen, aus der Gefangenschaft wieder entlassen. Wir sehen oben, wie er sein Wort hielt.

so doch aus französischen Eroberungsgelüsten, denn die Franzosen hatten ja bisher unter jeder Staatsform, unter den Königen, sowie unter der Republik die begehrlichen Hände nach den gesegneten Ländern an den Ufern des Rheins ausgestreckt — durchaus nicht außer der Möglichkeit lag. Zwischen den provisorischen Regierungen in Baden und in der Pfalz ward ein enges Bündnis abgeschlossen. Der in Karlsruhe eingetroffene Reichsregent Raveaux drängte vorwärts, um die Bevölkerung der nächsten Landschaften, namentlich in Württemberg, Hessen, dem Odenwalde und Franken, in Aufruhr zu bringen und die Revolution von Südwesten her über ganz Deutschland zu verbreiten.

Die Gefahr war in der That dringend. Die revolutionäre Bewegung der Jahre 1848 und 1849 trug einige Züge, welche an die socialen Stürme im Zeitalter der Reformation in Deutschland, an die Unruhen der Bilderstürmer und an den großen Bauernkrieg erinnerten. Sie hätte im Falle des Gelingens die ruhige Entwickelung in Deutschland vielleicht um Jahrhunderte zurückdrängen und die Erfüllung des schönen deutschen Traumes von „Kaiser und Reich" für immer vereiteln können. Das deutsche Volk hatte sich für die Ideen der Revolution empfänglich gezeigt, und die deutschen Fürsten besaßen nicht den Mut und nicht die Machtmittel, um derselben mit Erfolg entgegentreten zu können. Die Württemberger und Wittelsbacher Fürsten hätten der Revolution ebensowenig Widerstand zu leisten vermocht wie die Wettiner und Zähringer, und das Haus Habsburg-Lothringen vermochte nur mit russischer Hilfe seine Herrschaft in den österreichischen Kronländern zu behaupten.

Da erkannte der Hohenzoller Friedrich Wilhelm IV. die Gefahr, welche dem deutschen Gesamtvaterlande drohte, und war treulich entschlossen, der vorschreitenden Revolution mit allen Mitteln der königlichen Macht Halt zu gebieten. Dasselbe Heer, welches nach den Berliner Märzkämpfen des vorigen Jahres die schwerste Probe der Treue bestanden hatte, sollte auch jetzt der Fels werden, an dem die Wogen der Revolution sich brachen, und der König übertrug den Oberbefehl über die zur Unterdrückung des Aufstandes und zur Herstellung des gesetzlichen Zustandes in der Pfalz und in Baden bestimmte, am Rhein und am Neckar sich sammelnde Armee seinem Bruder, der in den Kämpfen dieser Zeit seine treueste und festeste Stütze war: dem Prinzen von Preußen.

Der Prinz von Preußen hatte die Zeit seit seiner Rückkehr aus England in stiller Zurückgezogenheit, meistens auf seinem Schlosse zu Babelsberg, zugebracht, war jedoch dem Gange der politischen Ereignisse mit derjenigen Aufmerksamkeit gefolgt, die von dem preußischen Thronfolger zu erwarten war. Über die Stellung des Prinzen zur Kaiserfrage waren seiner Zeit sehr verschiedene Ansichten verbreitet. Gegenwärtig wissen wir, daß gerade in dieser Frage volle Übereinstimmung zwischen den beiden erlauchten Brüdern herrschte. Bei dem Empfange der Kaiserdeputation am Abend des denkwürdigen 3. April

hob der Prinz hervor, daß der König die Krone weder ohne Zustimmung der Fürsten annehmen, noch sich in die Lage bringen könne, diese Zustimmung etwa durch Zwang herbeiführen zu wollen. „Sie werden mir zutrauen," sagte der hohe Herr in seiner offenen militärischen Weise, „daß ich als Militär mich vor einem Kriege nicht fürchte; aber wollen Sie uns zumuten, mit 80000 Mann in Bayern einzurücken, um den König zur Einwilligung zu zwingen?" Über den Wert der Reichsverfassung selbst enthielt sich der Prinz jedes Urteils, vielleicht um die von dem besten Willen beseelten Kaiserboten nicht zu kränken. Die Mitglieder der Deputation rühmten noch besonders die Huld und hohe Anmut der hochsinnigen und geistvollen Prinzessin, die von dem schönen Ehrgeiz nicht frei war, das Haupt ihres Gemahls dereinst mit der herrlichsten Krone geschmückt zu sehen, — einem Ehrgeiz, der freilich erst in viel späterer Zeit sein Ziel erreicht schauen sollte. Die Prinzessin schilderte den Mitgliedern der Deputation, „wie von jeher das von diesen angestrebte Ziel als Ideal ihrer Phantasie vorgeschwebt habe; der große Augenblick könne nicht verloren gehen für das Vaterland; auf dieser Überzeugung, auf diesem Vertrauen zum guten Genius Deutschlands, der uns bisher glücklich geleitet, habe von jeher ihr Mut, der sie nie verlassen, beruht, und er verlasse sie auch jetzt nicht; denn es sei unmöglich, man könne ja eine so große, weltgeschichtliche Entwickelung nicht verkrüppeln lassen; so gern möchte sie auch ihnen dieses mutige Vertrauen zu der Macht der Verhältnisse mitteilen." — —

Am 8. Juni (1849) ernannte der König den Prinzen von Preußen zum Oberbefehlshaber der Operationsarmee in Baden und in der Pfalz, und schon am 10. reiste der Prinz ab. Am 12. Juni traf er in seinem Hauptquartier zu Mainz ein. Den Eindruck, welchen die äußere Erscheinung des Prinzen damals machte, schildert der Hofrat Hackländer, welcher dem Feldzuge zum Teil in dem preußischen Hauptquartier beiwohnte, in seinen „Bildern aus dem Soldatenleben im Kriege" folgendermaßen:

„Der Prinz von Preußen, eine schöne, hochgewachsene Gestalt, hat einen freundlichen, heiteren, außerordentlich gewinnenden Gesichtsausdruck, lebhafte Augen und spricht mit tiefer, klangvoller Stimme. Der Prinz trägt einen großen blonden Schnurrbart, die Spitzen etwas aufwärts gedreht, und einen ebensolchen Kinn- und Backenbart, wie er in der preußischen Armee jetzt eingeführt ist. Gekleidet war er in die einfache Generalsuniform, an derselben den Orden pour le mérite und im Knopfloch das in den Befreiungskriegen wohlerworbene Eiserne Kreuz. — Der Prinz ist ein vollkommener Soldat, umsichtig, unerschrocken, von festem Charakter, für seine Untergebenen in jeder Hinsicht sorgend, und besitzt durch diese Vorzüge die Anhänglichkeit und Zuneigung der ganzen Armee. Wenn man auch einräumen muß, daß in der preußischen Armee ebenso wie in allen anderen Versuche gemacht wurden, die Soldaten in

Pflicht und Treue wankend zu machen, so hat der Name des Prinzen von Preußen als ihr Führer gewiß dazu beigetragen, daß der preußische Soldateneid unbefleckt blieb und daß jeder getreu der Fahne folgte." —

Diese Schilderung ist durchaus wahrheitsgemäß. Die Wahl des Prinzen von Preußen, als des Nächsten zum Throne, zum Oberbefehlshaber schien sowohl durch das Vertrauen seines königlichen Bruders, als durch die Hingebung der Armee an ihren ritterlichen Führer vollkommen gerechtfertigt, zumal zu einer Zeit, als man noch nicht wußte, welche Ausdehnung die in Baden ausgebrochene Revolution noch annehmen könnte. Allerdings hätten sowohl der Prinz von Preußen als seine Armee sich einen anderen, ebenbürtigeren Gegner gewünscht, als sich ihnen hier im Kampfe entgegenstellte, indessen in Preußen hat nicht der Soldat sich seinen Gegner selbst auszusuchen, sondern der König zeigt ihm den Feind, und — der Soldat schlägt ihn.

Die Armee, deren Oberbefehl der Prinz von Preußen übernahm, bestand aus zwei preußischen Corps unter den Generallieutenants von Hirschfeld und Graf von der Groeben und einem Reichscorps unter dem bisherigen Reichskriegsminister und preußischen Generallieutenant von Peucker, letzteres zusammengesetzt aus den Truppen verschiedener deutschen Staaten (Bayern, Württemberger, Hessen, Nassauer, auch zwei Bataillone Preußen). Der Prinz teilte in Mainz den beiden letztgenannten Corpskommandeuren seinen Operationsplan mit, stattete auch dem in Mainz sich aufhaltenden Großherzog von Baden einen Besuch ab und trat dann zu Wagen seine Weiterreise nach Kreuznach zu dem 1. preußischen Corps von Hirschfeld an. Schon auf dieser Fahrt sollte der Prinz erfahren, mit welchen Waffen seine Gegner ihn zu bekämpfen versuchten.

Dem Wagen, in welchem der Prinz mit seinem Chef des Generalstabs, dem Major von Kirchfeldt, saß, folgte auf der Landstraße ein zweiter Wagen mit dem Adjutanten des Prinzen, Hauptmann von Boyen. Nachdem in Nieder-Ingelheim, zwei Meilen von Mainz, umgespannt worden war, hatten die Wagen kaum den Ort verlassen, als aus dem hohen Getreide an der Straße ein Schuß fiel, der dem Stangenpferde des zweiten Wagens durch den Hals ging und den Postillon im rechten Oberschenkel verwundete. Offenbar war es die Meinung des im Getreide verborgenen Schützen gewesen, daß der Prinz, dem sein Schuß galt, im zweiten Wagen säße. Der Prinz erfuhr erst von der Gefahr, in der er geschwebt hatte, nachdem dieselbe bereits vorüber war und der zweite Wagen den ersten eingeholt hatte. Er hatte den Schuß nicht einmal fallen gehört. Der verwundete Postillon wurde in das Dorf geschafft, und da er durch seine Wunde invalide wurde, so setzte der Prinz ihm eine lebenslängliche Pension aus. Als höchst verdächtig des Attentats wurde ein junger Bursche aus Nieder-Ingelheim, Tischlergesell und Freischärler auf Urlaub, verhaftet, welcher in dem Augenblick, als der Schuß fiel, in den Korn-

feldern an der Landstraße gesehen worden war und dessen Fußbekleidung den Fußspuren im Boden des Getreidefeldes entsprach, wie auch die abgeschossene Kugel zu seiner Büchse paßte. Er wurde jedoch von dem Gerichte in Mainz wegen nicht erwiesener Schuld wieder entlassen.

Nach dem allgemeinen Kriegsplan des Prinzen von Preußen sollte das 1. Corps (von Hirschfeld) zunächst die Insurgenten aus der Pfalz vertreiben, dann auf das rechte Rheinufer übergehen und durch eine Bewegung gegen Norden die am linken Ufer des Neckar aufgestellte, nahe an 40000 Mann starke Insurgentenarmee Mieroslawskis im Rücken bedrohen. Das 2. Corps (Graf von der Groeben) sollte von Nordosten her in Baden eindringen, die Insurgentenarmee Mieroslawskis in der Front angreifen, vom Neckar zurückwerfen und dem 1. Corps entgegentreiben. Das Reichscorps (von Peucker), welches bereits den Insurgenten am Neckar gegenüberstand, sollte sich nach dem Eintreffen der Preußen den Neckarfluß abwärts wenden und denselben etwa bei Hirschhorn überschreiten.

Die Bewegungen wurden ganz dem Plane gemäß eingeleitet, die Pfalz in kaum acht Tagen von den Insurgenten gesäubert und der Rhein bei Germersheim von dem 1. Corps, bei welchem sich der Oberbefehlshaber befand, überschritten. In der weiteren Ausführung erlitt jedoch der Plan eine Abänderung. Während eine Division des 1. Corps unter General von Brun sich nördlich über Wiesloch wandte, setzte die andere unter General von Hannecken die Verfolgung der Pfälzer Insurgenten über Philippsburg gegen Waghäusel fort. Der Chef der Insurgentenarmee, Mieroslawski, ordnete nun einen Linksabmarsch seiner Armee vom Neckar an und nötigte dadurch die preußische Division von Hannecken im Gefecht bei Waghäusel (21. Juni) zum Einstellen ihres Vormarsches und zum Rückzuge. Am folgenden Tage (22. Juni) zog General von Hirschfeld auch die Division von Brun seines Corps nach Waghäusel heran und brachte durch den vereinten Angriff beider Divisionen Mieroslawski eine vollständige Niederlage bei. Das Ende nahte nun rasch heran und wurde noch dadurch beschleunigt, daß bei den Insurgenten die Bande der Zucht und Ordnung sich immer mehr lösten. Zwar versuchten dieselben in den Gefechten bei Ubstadt (24. Juni) und Durlach (25. Juni) noch einigen Widerstand; aber schon am 26. Juni konnte die Hauptstadt Karlsruhe von den preußischen Truppen besetzt werden. Der Prinz befand sich bei diesen Gefechten oft so sehr im Feuer, daß seine Umgebung sich veranlaßt sah, ihn dringend zu bitten, sich nicht persönlich so augenscheinlicher Gefahr auszusetzen.

Nach dem Gefecht bei Ubstadt sprach der Prinz persönlich den einzelnen Truppenteilen seine Zufriedenheit mit ihrer Haltung aus. Als er sich dem Füsilierbataillon des 29. Infanterieregiments näherte, stimmten die wackeren Burschen vom Moselthal, deren Väter noch unter der Herrschaft des Krummstabes und unter Napoleons Herrschaft gestanden, mit Begeisterung das Lied

an: „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben?" Der Prinz war über diesen Ausdruck einer echt patriotischen Gesinnung der wackeren Moselländer sehr erfreut. Er sprach, indem er den nächsten Füsilieren vom Pferde herab freundlich die Hand reichte: „Ihr habt sehr recht, gerade dieses Lied zu singen; denn Ihr habt Euch heute als brave Preußen geschlagen!" — worauf der Chorgesang mit donnernden Hurras fortgesetzt wurde.

Eine andere hübsche Scene aus dem Gefecht bei Durlach erzählt ein Augenzeuge: „Nach der Erstürmung der Barrikaden bei Durlach brachten die Bürger der Stadt den Kompanieen Brot und Wein. Der Prinz, welcher sich eben bei der 2. Kompanie des 30. Infanterieregiments befand, ließ sich von einem alten Bürger ein Stück Brot geben und aß davon sichtlich mit vielem Appetit, brach dann den Rest durch und gab den einen Teil einem Musketier von der 2. Kompanie mit den Worten: «Da, Kamerad, iß auch!» — Der Prinz ritt weiter. Der beglückte Musketier sah sich aber bald von einem Schwarm seiner Kameraden umdrängt. Jeder wünschte noch ein Stückchen von demselben Brote zu haben, von dem der Prinz gegessen; viele, um es begierig zu verzehren, andere, um es in den Brotbeutel zu stecken und zum dauernden Andenken aufzuheben." Es mag wohl jetzt verschimmelt sein; aber die Erinnerung an den erhabenen Oberfeldherrn, der kameradschaftlich sein Brot mit dem einfachen Krieger geteilt, lebt gewiß auch jetzt noch in dem dankbar stolzen Herzen jedes Rheinländers fort, der ein Stück von dem Brote des Prinzen erhaschte, dessen Haupt noch die deutsche Kaiserkrone zierte.

So sah es freilich drüben im Lager der Insurgenten nicht aus. Da konnte von den Banden des Vertrauens zwischen Führern und Untergebenen nicht die Rede sein. Wie der Aufstand mit Treubruch begonnen worden, so ließ das böse Gewissen die Aufständischen überall Verrat wittern und zeigte ihnen allenthalben Gespenster. Wir geben der Gerechtigkeit halber auch einer kurzen Schilderung aus den „Erinnerungen eines Volkskämpfers" (Otto von Corvin, z. Z. Oberst im Generalstabe der Insurgentenarmee) an den Aufstand in Baden Raum.

„Während ich bei dem General (von Mieroslawski) war," erzählt derselbe nach dem Gefecht bei Waghäusel, „ließ sich eine Deputation der Hanauer Turner melden. Sie trugen ihm die Bitte um Entlassung vor: sie hatten das Kriegspielen satt und wollten nach Hause. Der General ließ ihnen durch mich zureden, zu bleiben; ob sie es thaten, weiß ich nicht. Sie hatten an dem Gefecht bei Waghäusel teilgenommen und sollten einen gut verteidigten Wald nehmen; allein das ging nicht, sie zeigten zuerst dem Feinde den Rücken, und Mieroslawski rief: «Ah, voilà les beaux tourneurs de Hanau qui tournent le dos à l'ennemi!» Später sollen sie sich brav geschlagen haben, obwohl Augenzeugen ihren Führer der Feigheit beschuldigten. — Gegen 8 Uhr

fuhr das Hauptquartier und alles, was dazu gehörte, ab, und unter vollem Regen kamen wir gegen Mittag nach Durlach.

„Nachmittags trafen hier einige tausend Mann Pfälzer Truppen ein, die bei Ubstadt davongelaufen waren, trotzdem daß sie es eigentlich gar nicht nötig gehabt hätten; denn sie waren gegen die Preußen im Vorteil und hatten sich recht brav geschlagen, allein es erhob sich «Verratgeschrei,» welches einen panischen Schrecken hervorrief.

„Bei den Pfälzer Truppen war Annecke, von seiner Frau begleitet, die einen wunderschönen Braunen ritt, der eine Haut wie Atlas hatte und einem preußischen Ulanenrittmeister abgenommen worden war. Annecke sprach davon, seinen Abschied nehmen zu wollen, und erzählte mir, daß man General Sznayda des Verrats beschuldigt, gefangen genommen, mißhandelt und verwundet habe.

„Ich hatte den General Sznayda eines Abends in Mannheim getroffen; er reiste in das Hauptquartier nach Heidelberg. Er war ein kleiner, mit großem Appetit essender, dicker, schon alter Mann, der eine Art Uniform mit schwarz-rotgoldenen Schnüren trug. Er klagte mir seine Not, die er mit der Unordnung in der Pfalz habe, und welche ihn nötige, sich über seine Kräfte anzustrengen. Er müsse fast den ganzen Tag zu Pferde sitzen, und seine Beine seien so geschwollen, daß er kaum gehen könne.

„Im Gasthof zum goldenen Krug fand ich Mercy, der zum Kommandanten von Karlsruhe ernannt, aber in großer Verlegenheit war, da ihm Mieroslawski allerlei verfängliche Aufträge gegeben hatte, die er nicht unentschlossenen Händen hätte anvertrauen können. Einer dieser Aufträge war, die Karlsruher Bürgerwehr zu entwaffnen, und ein anderer, den er mir schriftlich zeigte, wenn man Karlsruhe räumen müsse, das Schloß in Brand zu stecken und jeden Löschversuch mit den Waffen abzuwehren." — —

Glücklicherweise kam die von dem Polen Mieroslawski verhängte Brandstiftung des Schlosses eines deutschen Fürsten nicht zur Ausführung, dank — nicht der Unentschlossenheit des damit beauftragten Kommandanten Mercy, wie Corvin meint, sondern — der Energie der preußischen Truppen, welche sogleich nach dem Gefechte bei Durlach nach Karlsruhe vorrückten. Am 26. Juni ritt der Prinz an der Spitze seiner siegreichen Truppen in die nach dem Abzuge der Insurgenten wieder frei aufatmende Stadt ein und erließ aus dem großherzoglichen Schlosse den nachfolgenden Tagesbefehl:

„Hauptquartier Karlsruhe, den 26. Juni 1849.

„Nachdem am gestrigen Tage durch die Besetzung der Hauptstadt des Großherzogtums Baden ein entscheidender Abschnitt der Operationen erreicht ist, welche der Meiner Führung anvertrauten Armee obliegen, ergreife Ich diese Gelegenheit, um den Truppen Meine vollste Anerkennung auszusprechen, sowohl

für die bei allen Gefechten bewiesene Tapferkeit, wodurch mit Leichtigkeit und verhältnismäßig wenigen Verlusten die Insurgenten überall besiegt wurden, als auch für die Ausdauer und Hingebung, welche die Truppen bei den teilweis sehr erheblichen Anstrengungen bewiesen haben. Indem Ich allen Vorgesetzten und Untergebenen Meinen Dank ausspreche für die durch sie bisher errungenen kriegerischen Vorteile, spreche Ich es zugleich mit Überzeugung aus, daß die Anerkennung des Königs und des Vaterlandes uns nicht fehlen wird, da wo die preußische Armee von neuem ihren alten Ruhm auf so ausgezeichnete Weise bewährt hat.

Der Oberbefehlshaber der Operationsarmee am Rhein.
Prinz von Preußen."

Mit der Besitznahme der Hauptstadt war der Aufstand zwar noch nicht bewältigt, aber die Lage der Insurgenten hoffnungslos geworden; die Hauptmasse derselben warf sich jetzt in die Festung Rastadt, um hier, geschützt durch Wall und Graben, den Widerstand noch eine Zeitlang fortzusetzen. Mit den übrigen — noch ca. 14000 Mann — versuchte Mieroslawski noch einen letzten Kampf auf offenem Felde hinter dem Flüßchen Murg, welches unweit Rastadt dem Rhein zufließt. Die früheren badischen Truppen in dem Insurgentenheere kämpften hier in verschiedenen kleinen Gefechten mit dem Mute der Verzweiflung, da sie das Schicksal wohl kannten, das nach der Strenge der Kriegsgesetze die fahnenflüchtig gewordenen Soldaten trifft. In dem Gefechte bei Kuppenheim (30. Juni) wurde die Stellung der Insurgenten völlig gesprengt. In regellosen Haufen wandten sich die Insurgenten nach dem Süden und flüchteten in der ersten Hälfte des Juli über die Schweizer Grenze.

Am 19. Juli nahm der Prinz von Preußen sein Hauptquartier in dem Lustschlosse La Favorite, wo er sich in der Nähe der Stellungen des mit der Belagerung von Rastadt beauftragten 2. Corps (von der Groeben) befand und dieselben fast täglich besichtigte. Von der Nutzlosigkeit jedes ferneren Widerstandes überzeugt, suchten die Insurgenten jetzt Unterhandlungen mit dem Befehlshaber des Belagerungscorps, Grafen von der Groeben, bezüglich der Übergabe von Rastadt anzuknüpfen; sie erhielten jedoch die Antwort, daß von keiner anderen Kapitulation die Rede sein könne als von der Übergabe auf Gnade und Ungnade. Nachdem den Insurgenten noch verstattet worden war, sich durch zwei Abgeordnete aus der Festung, von Corvin und Major (früher badischer Feldwebel) Lang, durch den Augenschein über die Lage der Dinge außerhalb der Festung und die Unmöglichkeit des Entsatzes Gewißheit zu verschaffen, ward in einem großen Kriegsrate der Besatzung die Übergabe auf Gnade und Ungnade beschlossen.

„Ich sehe den ganzen Kriegsrat noch so lebhaft vor mir, daß ich die Scene malen könnte," schreibt Corvin. „Links von mir am Fenster Tiedemann (der Gouverneur von Rastadt, früher badischer Lieutenant), rechts Biedenfeld

(Oberst und Regimentskommandeur in der Insurrektionsarmee, ein alter Haudegen aus der Napoleonischen Zeit), neben ihm Böning (Freischarenführer), dann Jacobi, Heilig und die anderen im Kreise umher, Leiner, der das Protokoll führte, auf dem Sofa. Es war ein erhebender Augenblick," schreibt Corvin, „als die Mitglieder des Kriegsrates mit fester Hand das Protokoll und damit mutmaßlich ihr Todesurteil unterschrieben; denn über unser Schicksal machten wir uns keine Täuschung mehr, wenn auch einige nicht gerade an den Tod dachten; ich für meine Person war darauf gefaßt."

Allerdings verfielen von den Genannten drei (Tiedemann, Biedenfeld und Böning) nach dem Spruche des Kriegsrechts dem Tode. Im übrigen wurden die Kriegsgesetze so milde wie möglich gehandhabt, und es ist böswillige Erfindung, wenn man von einer grausamen Rache des Siegers und von massenhaften Hinrichtungen sprach. Wie sehr insbesondere der Prinz von Preußen geneigt war, auch im Kriege Milde und Menschlichkeit walten zu lassen, mag eine kleine Episode aus einem der ersten Gefechte des Feldzuges in Baden beweisen.

Der Prinz gewahrte von seinem Standpunkte aus am Saume eines Waldes einen Freischärler, der, von preußischen Soldaten verfolgt, ohne Aussicht auf Rettung, in äußerster Lebensgefahr das Notzeichen der Freimaurer machte. Der Prinz gedachte in dem Augenblick nur seiner Bruderpflichten, sprengte dem Verzweifelnden unverzüglich zu Hilfe, nahm ihn unter seinen Schutz und gebot den Verfolgern Halt. Nach weiterer Erkundigung rüstete er den Unglücklichen sogar mit den Mitteln aus, um bereits am folgenden Tage die Reise über Holland nach Amerika anzutreten. Wer so edel an seinen Feinden handelt, ist niederer Rache nicht fähig.

Mit der Übergabe von Rastadt (23. Juli) hatte der Feldzug in Baden sein Ende erreicht. Der Prinz zeigte dieses Ereignis der Armee in dem nachfolgenden Tagesbefehl an:

„Hauptquartier Schloß Favorite, den 24. Juli 1849.

„Die Festung Rastadt, die letzte Zuflucht des Insurgentenheeres, hat sich gestern auf Gnade und Ungnade der siegreichen preußischen Armee ergeben. Die Garnison streckte um 6 Uhr abends im Angesichte des 2. preußischen Operationscorps die Waffen auf dem Glacis der Festung.

„Da seit Meinem Armeebefehl vom 8. Juli die im Schwarzwald zerstreuten Banden der Insurgenten sämtlich die Schweizer Grenze flüchtend überschritten haben, so ist die der Armee gestellte ehrenvolle Aufgabe nunmehr vollständig erreicht. In der Zeit von sechs Wochen ist die bayrische Rheinpfalz und das Großherzogtum Baden von den Insurgentenscharen befreit worden, und beide Länder sind ihrer rechtmäßigen Regierung zurückgegeben. Euch, tapferen Kriegsgefährten, gebührt der Ruhm dieser Erfolge, den Ihr unter dem treuen Beistande Eurer deutschen Brüder des Neckarcorps errungen habt! Euerm Mut, Eurer

Ausdauer und Hingebung für die gerechte Sache, zu der der Befehl unsers Königs uns ins Feld rief, ist es zu verdanken, daß in so kurzer Zeit zwei Länder Euch ihre Befreiung von Willkür und Gesetzlosigkeit verdanken. Während in Euern Reihen Zucht, Ordnung und Gehorsam herrschten, habt Ihr gesehen, was aus einer Truppe wird, der diese Erfordernisse eines wohldisciplinierten Heeres fehlen, namentlich wenn dazu noch der Vorwurf des Gewissens tritt, seinem Herrscher und dessen Fahnen freventlich den Eid gebrochen zu haben.

„Während Ihr in Treue gegen König und Vaterland beharrtet, während Vorgesetzte und Untergebene in Pflichterfüllung wetteiferten, folgte der Sieg unseren Fahnen. Mit Stolz sehe Ich auf eine Armee, der es unter Gottes Beistand beschieden war, den alten, wohlgegründeten Kriegsruhm Preußens zu erneuern, die gezeigt hat, daß die Zeit eines 33 jährigen Friedens, Dank sei es unserer Heeresverfassung, wohl angewandt worden sein muß, da sich die Truppen auf dem Schlachtfelde wie in den übrigen Dienstobliegenheiten überall bewährt haben.

„Nochmals, Kameraden, rufe Ich Euch Meinen Dank für Eure ehrenvollen Leistungen zu. Fahret nunmehr fort, wo die friedliche Besetzung Badens durch die Armee erfolgt, Euch neue Ansprüche auf Anerkennung zu erwerben, indem Ihr ein rühmliches Beispiel aller Soldatentugenden gebt.

„Zugleich bewillige ich Euch eine Gratifikation von 1 Thaler für den Unteroffizier und $^1/_2$ Thaler für den Gemeinen.

Der Oberbefehlshaber der Operationsarmee am Rhein.
Prinz von Preußen."

Am 19. August fand der Einzug des Großherzogs von Baden und der großherzoglichen Familie in die Residenz Karlsruhe statt. Der Prinz empfing den Großherzog in Maximiliansaue am Rhein, wo derselbe, von Mainz auf dem Rhein kommend, landete, und fuhr dann im Wagen mit ihm in die Hauptstadt ein.

Preußen hatte die eine kriegerische Aufgabe, die Niederkämpfung der revolutionären Schilderhebung in Deutschland, dank dem rechtzeitigen Entschlusse seines Königs, der Thatkraft und der militärischen Begabung des Prinzen von Preußen sowie der Tapferkeit, Treue und Mannszucht seines Heeres, ruhmvoll gelöst. Es konnte nun seine ganze Kraft der Erfüllung seiner zweiten Aufgabe, der Herbeiführung der Einigung Deutschlands, auf friedlichem Wege widmen. Bevor wir die preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen nach dem Scheitern der Reichsverfassung betrachten, wenden wir uns noch einem anderen Schauplatze zu, wo die preußischen Waffen für deutsches Recht und deutsche Ehre erhoben waren. —

Der zweite Feldzug für Schleswig-Holstein 1849. Die Uneinigkeit und Zerrissenheit Deutschlands ermutigte das kleine Dänemark in der rücksichtslosen Energie und Zähigkeit, mit welcher es seine Pläne in den deutschen Herzogtümern Schleswig-Holstein verfolgte. Der Unterstützung Rußlands und Englands gewiß, mit Schweden heimlich verbündet, stellte die dänische Regie-

rung in den bald nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes von Malmoe (26. August 1848) angeknüpften Friedensverhandlungen mit Preußen so übermütige Forderungen, daß an ein Zustandekommen des Friedens nicht zu denken war. Die Partei der sogenannten „Eiderdänen,“ welche in Kopenhagen herrschte, verlangte vor allem die Einverleibung ganz Schleswigs bis zur Eider in Dänemark, mochte dann das deutsche Bundesland Holstein, von Schleswig abgelöst, sich selbst überlassen bleiben. Die Herzogtümer aber hielten an ihrem alten verbrieften Rechte, „up ewig ungedeelt tosamende“ zu bleiben, unentwegt fest. Am 26. März 1849 kündigte Dänemark den Waffenstillstand. Ungern nahm Preußen die Feindseligkeiten auf, von denen es bei der feindlichen oder gleichgültigen Haltung der anderen Mächte eine glückliche Beendigung nicht absehen konnte. Eine kleine schleswig-holsteinsche Armee, welche bis zum Ablaufe des Waffenstillstandes ca. 14000 Mann zählte, war unter der Leitung von preußischen Offizieren unter dem Oberbefehl des preußischen Generallieutenants von Bonin herangebildet worden und bestimmt, bei dem Wiederausbruch des Krieges die Vorhut der deutschen Armee zu bilden, welche aus preußischen, hannöverschen, sächsischen und bayrischen Truppen — ca. 45000 Mann stark — unter dem Oberbefehl des preußischen Generallieutenants von Prittwitz in den Herzogtümern versammelt wurde.

Der dänische Kriegsplan bezweckte, unter Zurückwerfung des schleswig-holsteinschen Corps zunächst einen möglichst großen Teil von Schleswig zu besetzen. Demgemäß drangen die Dänen bei Eröffnung der Kriegsoperationen (Anfang April) von drei verschiedenen Punkten aus gleichzeitig in Schleswig ein. Ein dänisches Corps überschritt von Norden her die jütländische Grenze und drang in der Richtung auf Hadersleben vor, ein zweites setzte von der Insel Alsen aus über den Alsensund, um die Halbinsel Sundewitt zu besetzen. Endlich wurde eine Flottenexpedition ausgerüstet, um sich der Stadt und des Hafens von Eckernförde als eines geeigneten Platzes für Truppenlandungen zu bemächtigen. Allerdings hätte eine Landung bei Eckernförde von großer Bedeutung für den Verlauf des Krieges werden können, weil von hier aus zugleich Schleswig, Rendsburg, Kiel und Friedrichsort bedroht wurden, auch die lange Verbindungslinie zwischen Norden und Süden leicht unterbrochen werden konnte. Die Dänen setzten daher große Erwartungen in das Gelingen dieser mit besonderer Sorgfalt ins Werk gesetzten Unternehmung; dennoch wollte es die Vorsehung, daß gerade diese zu einem Schlage führen sollte, durch welchen das übermütige Dänemark an seiner empfindlichsten Stelle getroffen wurde.

Das freundliche Städtchen Eckernförde mit seinen roten Ziegeldächern liegt an dem nordwestlichen Strande der etwa anderthalb Meilen tief in das Land einschneidenden, etwa eine halbe Meile breiten Bucht dieses Namens (Eckernförde d. i. Eichelnbucht). Die Einfahrt des Hafens wurde durch zwei Batterieen verteidigt, von welchen die Nordbatterie etwa eine halbe Stunde

östlich der Stadt unfern des Badeortes Borby auf einem Hügel an dem nördlichen Strande, die Südbatterie näher an der Stadt an dem südlichen Strande der Bucht zwischen dieser und der von Eckernförde nach Kiel führenden Chaussee lag. Die Nordbatterie war mit sechs Kanonen und Bombenkanonen, die Südbatterie mit vier Kanonen armiert. Beide Batterieen standen unter dem Oberbefehl des schleswig-holsteinschen Hauptmanns Jungmann (früher preußischer Artillerieoffizier), unter ihm befehligte in der Nordbatterie der Feldwebel Clairmond, in der Südbatterie der Unteroffizier von Preußer. Die Bedienungsmannschaft bestand aus unausgebildeten Rekruten, aber braven Schleswig-Holsteinern, welchen zwei wesentliche Eigenschaften guter Artilleristen, Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit, angeboren sind. Als Besatzung lag in der Stadt eine Reserve-Infanteriebrigade, bestehend aus drei Bataillonen — Gotha, Meiningen und Reuß — und einer nassauischen Feldbatterie von sechs Geschützen, unter dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha.

Am 4. April abends in der siebenten Stunde erschien im Eingange der Eckernförder Bucht eine stattliche feindliche Eskadre und legte sich am Südstrande bei Aschau, eine gute Stunde östlich der Stadt, vor Anker, von den Strandbatterieen aus durch Ferngläser mit mißtrauischen Blicken beobachtet.

Es waren fünf Kriegs- und drei Transportschiffe, nämlich:

ein Linienschiff mit 84 Kanonen, welches den Namen „Christian VIII.“ trug zum Andenken an den Dänenkönig, welcher mit seinem „offenen Briefe“ vor zwei Jahren den unheilvollen Streit entzündet hatte; es war der Stolz der dänischen Flotte und ganz Dänemarks, dem der Bau des prächtigen Schiffes nicht weniger als drei Millionen Thaler gekostet hatte;

eine Fregatte mit 48 Kanonen, welche nach der nordischen Walküre „Gefion“ genannt ward;

zwei Kriegsdampfer mit je zwölf Kanonen, welche die Namen der feuerspeienden Berge Islands trugen: „Hekla“ und „Geyser“; endlich

eine Korvette, deren Name nicht bekannt geworden.

Was hatten gegenüber einer solchen Macht von mehr als 150 Geschützen die zehn Geschütze in den Strandbatterieen, die im Notfalle durch sechs nassauische Feldgeschütze unterstützt werden konnten, zu bedeuten! War nicht zu befürchten, daß sie nach kurzem Kampfe in Grund und Boden geschossen sein würden, und daß die Stadt schon am folgenden Tage vielleicht eine dänische Besatzung würde aufnehmen müssen? — Unter Bangen und Zagen brachte der größte Teil der Einwohner die Nacht zu; sie fürchteten ein schweres Strafgericht, das der übermütige Feind über ihre kleine deutsche Stadt verhängen würde.

Am 5. April morgens lichtete die dänische Armada in der Eckernförder Bucht die Anker und nahm die Richtung nach dem Hafen hin am Nordwest-

ende der Bucht. Ein günstiger Ostwind machte die weißen Segel schwellen, so daß sie von der aufgehenden Sonne angeglänzt wurden. Es war ein stolzer Anblick —, ein prächtiger Morgen, kein Wölkchen am Himmel, Sonnenschein überall. Ein feiner Meerduft ruhte über dem Wasser.

Es war 7 Uhr morgens — da krachte der erste Schuß von einem Vierundzwanzigpfünder der Nordbatterie. Die Kugel rikoschettierte auf der Meeresfläche, daß das Wasser hoch aufspritzte.

Die Schiffe legten sich auf tausend Schritt Entfernung im Halbkreise um die Nordbatterie und eröffneten mit ihren Breitseiten ein lagenweises Feuer gegen die Batterie, die mit einem Hagel von Geschossen aller Art überschüttet wurde. Tausende von Kugeln, Granaten und Kartätschen umsausten die braven Verteidiger, durchwühlten die Brustwehr der Schanzen, zerschmetterten Palissaden und Blockhäuser; aber die jungen schleswig-holsteinschen Rekruten bedienten ihre paar Geschütze kaltblütig weiter, setzten die Kartuschen ein, nahmen den befohlenen Aufsatz und richteten ihre Feuerröhre auf die Schiffe, deren hohe Wand den Geschossen ein fast unfehlbares Ziel bot. Sie konnten das Einschlagen der Kugeln in das Holz mit Augen und Ohren wahrnehmen.

Nach einem beinahe vierstündigem Kampfe wandten sich die beiden großen Segelschiffe, welche bereits schwere Beschädigungen erlitten hatten, von der Nordbatterie ab gegen die vier Geschütze der Südbatterie und beschossen dieselbe auf das lebhafteste; aber der wackere Unteroffizier von Preußer blieb die Antwort nicht schuldig und war unermüdlich, seine Mannschaft anzuspornen und bei gutem Mute zu erhalten. Nachdem zwei Geschütze der Südbatterie demontiert waren, vermochte Preußer den Kampf nur noch mit einem Geschütze gegen die Fregatte und mit einem gegen das Linienschiff fortzusetzen. Das letztere hatte sich während des letzten Manövers bis auf 600 Schritt der Stadt genähert. Die „Gefion“ lag nahe der Einfahrt des Hafens. Da führte der Herzog Ernst von Koburg seine thüringischen Bataillone im Laufschritt durch die Stadt bis auf den Quai unmittelbar am Hafen, um einer möglichen Landung entgegenzutreten. Auch die nassauischen Feldgeschütze wurden ungedeckt am Strande aufgestellt und vereinigten jetzt ihr Feuer mit demjenigen der Batterieen, wodurch die „Gefion“ in ein sehr nachteiliges Kreuzfeuer geriet.

Der Dampfer „Hekla“ und die Korvette hatten bereits, durch die Geschosse der Nordbatterie schwer beschädigt, den Kampfplatz verlassen. Der dänische Flottenkommandant, Kapitän Paludan, hätte wohl am liebsten jetzt den Kampf überhaupt eingestellt und den Rückzug angetreten; aber der seit Mittag stärker sich erhebende Ostwind erschwerte es den Segelschiffen, sich durch ein Manöver dem Feuer der Strandbatterieen zu entziehen. Der „Geyser“ versuchte zwar zweimal, das Linienschiff in das Schlepptau zu nehmen und aus der Bucht hinauszubugsieren; ihm wurde jedoch von den Strandbatterieen so zugesetzt, daß er den

Versuch aufgeben und sich selber retten mußte. Jetzt sandte Kapitän Paludan einen Parlamentär an den Befehlshaber der Strandbatterieen und ließ ihn auffordern, den Abzug der Schiffe nicht zu behindern, widrigenfalls er die Stadt mit glühenden Kugeln in Brand stecken würde. Ihm wurde die Antwort: „Die Beschießung einer offenen Stadt sei wider alles Völkerrecht; wollte der Kapitän Paludan diese Drohung ausführen, so würde der Fluch eines solchen Vandalismus auf ihn selbst und auf sein Vaterland Dänemark fallen; der Kommandant der Strandbatterieen werde das Feuer nicht einstellen, sondern vielmehr fortsetzen, solange er noch ein Geschütz und einen Schuß Pulver habe."

Wohl um der dänischen Drohung noch mehr Nachdruck zu geben, hatte während des Parlamentierens sich das Linienschiff der Stadt genähert und auf Kartätschschußweite vor die Südbatterie gelegt, von welcher es jetzt aus dem einen Geschütz mit glühenden Kugeln beschossen wurde. Die „Gefion" lag noch immer im Kreuzfeuer der beiden Strandbatterieen und der nassauischen Feldgeschütze, welche das Deck des Schiffes mit Kartätschfeuer leer fegten und große Verwüstungen in seinem Segel- und Takelwerk anrichteten.

Es war gegen 5 Uhr nachmittags, da stellte die „Gefion" ihr Feuer ein und strich die Flagge.

Auf dem Christian VIII. wehte noch stolz die Danebrogflagge; aber er stöhnte und ächzte bei jeder Kugel, die in den Schiffsrumpf einschlug, wie in dem Vorgefühl seines nahen Unterganges. Auch schien es den Beobachtern vom Strande aus nach einem gelblichen Rauche über dem Verdecke, als ob das Schiff bereits brenne. Da ward von der Südbatterie ein Parlamentärboot ausgesetzt, welches der Unteroffizier von Preußer selbst mit einigen Begleitern bestieg, um das Schiff zur Ergebung aufzufordern.

Kaum waren diese an Bord des feindlichen Schiffes gestiegen, so ward eine furchtbare Detonation gehört, nicht nur am Strande und in der Stadt, wo jedes Haus bis in den Grund erbebte, sondern meilenweit in das Land hinein. Inmitten der Bucht stieg eine gewaltige Feuersäule von der Meeresfläche geradeauf zum Himmel. An der Stelle, wo das dänische Linienschiff Christian VIII. gelegen hatte, sah man jetzt eine schwarze, undurchdringliche Rauchwolke, die sich immer weiter und weiter breitete. Auf der Meeresfläche schwammen Balken, Schiffstrümmer, Leichen und Menschenglieder. Das dänische Linienschiff Christian VIII. mit 84 Kanonen, das beste der dänischen Flotte, der Stolz Dänemarks, war unter den Meereswogen begraben worden. Das Feuer, welches die glühenden Kugeln der Südbatterie an Bord des Schiffes entzündet, hatte die Pulverkammer erfaßt. Alle Lösch- und Rettungsversuche kamen zu spät. Unter den Hundert, die dabei ihren Tod fanden, war der heldenmütige Verteidiger der Südbatterie, Theodor von Preußer.

Dies war das Ende des Seetreffens bei Eckernförde am 5. April 1849.

in welchem 16 Geschütze der Deutschen eine dänische Geschützmacht von 150 Kanonen beinahe zwölf Stunden hindurch bekämpft, besiegt und vernichtet hatten.

Zwei Offiziere und 47 Mann vom Feinde wurden nach dem Kampfe bei Eckernförde beerdigt, über 100 Mann, die mit Christian VIII. in die Luft geflogen waren, ins Meer versenkt; gegen 80 Mann waren verwundet, 44 Offiziere und 981 Mann (darunter die gesamte Besatzung der „Gefion") gefangen.

Auf deutscher Seite betrug der Gesamtverlust nur vier Tote und acht Verwundete.

Ein solches glänzendes Ergebnis war in der Kriegsgeschichte ohne Beispiel. Von einer Küste zur anderen des meerumschlungenen Landes ging wie Posaunenton die Siegesbotschaft: „Christian VIII. ist in die Luft geflogen." Das stolze Denkmal, welches die Dänen mit dem prächtigen Linienschiffe dem Könige widmeten, welcher der eigentliche Urheber des unheilvollen Krieges zwischen Deutschland und Dänemark, war vernichtet worden. Das war nicht Menschenwerk — so dachten die Schleswig-Holsteiner —, es war ein Gottesurteil. Derselbe Gott, der bei Bornhöve mit den friesischen Bauernvölkern war, welche sich von der dänischen Gewaltherrschaft frei kämpfen wollten, der bei Hemmingstedt das Meer, den alten Bundesgenossen der Dithmarschen, durch die Dämme einbrechen ließ, um das Heer des Dänenkönigs, Ritter und Reisige, unter seinen Fluten zu begraben, derselbe Gott hatte auch jetzt dem schleswig-holsteinschen Volke ein Zeichen gegeben, daß, wenn es die Mächte der Erde verließen, Er ihm beistehen und das gute Recht des Volkes unter Seinen Schutz stellen werde gegen die Gewalt und Willkür des Fremden. Der Geist des Mutes und des Vertrauens kam über die Schleswig-Holsteiner, aus welchem sie die Kraft schöpften, auch in ferneren Prüfungen auszuharren bei ihrem deutschen Recht und in deutscher Treue.

Die kleine schleswig-holsteinsche Armee fand bald Gelegenheit, Zeugnis von dem Mute, der sie beseelte, abzulegen. Während die Bundestruppen — Bayern und Sachsen — am 13. April die dänischen Verschanzungen bei Düppel nahmen und die Dänen aus dem Sundewitt vertrieben, drang General von Bonin mit den Schleswig-Holsteinern über Hadersleben nordwärts gegen die jütländische Grenze vor, stieß am 20. April bei Kolding auf den überlegenen Feind, griff ihn herzhaft an und eroberte die Stadt. Am 23. April erneuerten die Dänen das Gefecht, griffen die Schleswig-Holsteiner an und warfen ihre Vorhut durch die Stadt zurück. Nach dem Eintreffen ihres Gros gingen die Schleswig-Holsteiner von neuem zum Angriff vor. Die Stadt Kolding wurde von ihnen mit Sturm genommen und gegen alle ferneren Angriffe der Dänen siegreich behauptet. 10000 Schleswig-Holsteiner hatten beinahe die doppelte Zahl Dänen geschlagen, die ersteren etwa 400, die letzteren über 900 Mann verloren. Auch bei Gudsoe an der Straße von Kolding nach Fridericia

hatten die Schleswig-Holsteiner siegreich gekämpft. Solche Erfolge steigerten das Selbstgefühl der kleinen schleswig-holsteinschen Armee.

Die deutsche Hauptmacht, bei welcher die preußischen Truppen standen, unter Generallieutenant von Prittwitz ging am 6. Mai gleichfalls über die jütländische Grenze vor und während Bonin mit dem schleswig-holsteinschen Corps den Dänen auf Fridericia folgte und am 10. Mai diese kleine, durch den Kleinen Belt von der Insel Fünen getrennte Festung auf der Landseite einschloß, folgte Prittwitz mit der Hauptmacht dem nach Norden abziehenden Feinde über Veile, Horsens und Skanderborg auf Aarhuus, bei welchem letzteren Orte die preußische Kavallerie die ersehnte Gelegenheit zu einer glänzenden Attacke fand.

Neben dem frischen Feldzuge der Krieger ging der schleichende Federnfeldzug der Diplomatie und verdarb wieder, was die siegreichen Waffen blutig errungen hatten. Die fortwährenden Abmahnungen Rußlands und Englands lähmten die preußische Kriegführung. Es schien, als fürchtete die preußische Regierung sich vor ihren eigenen Siegen; General von Prittwitz erhielt die geheime Instruktion, entscheidenden Schlägen auszuweichen, da die preußische Regierung in Waffenstillstandsverhandlungen eingetreten sei. Dänemark aber machte sich den preußischen Kleinmut zu nutze, um durch einen wuchtigen Schlag seine Rache für die erlittenen Niederlagen bei Eckernförde, Kolding und Gudsoe an den Schleswig-Holsteinern auszulassen. Eine große Anzahl von Truppen wurde heimlich aus dem nördlichen Jütland her und von Fünen zur See nach Fridericia herangezogen. Nachdem auf diese Weise die Besatzung der Festung ansehnlich verstärkt worden war, brach General Rye in der Nacht vom 5. zum 6. Juli mit großer Übermacht gegen die in sehr ausgedehnten Stellungen vor Fridericia stehenden Schleswig-Holsteiner vor und brachte ihnen nach tapferer Gegenwehr eine schwere Niederlage bei. Groß waren die Verluste der Schleswig-Holsteiner, annähernd der fünfte Mann tot oder verwundet. Kaum eine Familie war im Lande, die nicht eins ihrer Mitglieder unter den Gefallenen zu betrauern hatte.

Dänemark frohlockte, aber in Deutschland sah man es als einen neuen Beweis der dänischen Arglist an, daß es hier seine Racheplane verfolgte und gleichzeitig in Berlin über den Waffenstillstand unterhandelte, welcher schon drei Tage darauf abgeschlossen ward (10. Juli). Derselbe war für die Herzogtümer noch ungünstiger als der von Malmoe. Die schleswig-holsteinschen Truppen wurden über die Eider, die preußischen in das südliche Schleswig zurückgezogen; das nördliche Schleswig wurde von einer neutralen Macht, nämlich auf Dänemarks Antrag von schwedisch-norwegischen Truppen besetzt. Der Wirkungskreis der noch von der Frankfurter Centralgewalt eingesetzten Statthalterschaft wurde auf Holstein beschränkt; für Schleswig ward eine besondere **Landesverwaltung**, bestehend aus einem preußischen, einem dänischen und

einem englischen Kommissar (dem Preußen Graf Eulenburg, dem Dänen Tillisch und dem Engländer Hodges), eingesetzt, welche bis zum Friedensschlusse im Amte bleiben sollte. Dem Abschluß des Waffenstillstandes folgte unmittelbar die Eröffnung der Friedensunterhandlungen zu London. Die Abmahnungen Rußlands und Österreichs, sowie die Teilnahme Englands für Dänemark bewogen König Friedrich Wilhelm IV., die nationale Sache der Herzogtümer Schleswig-Holstein aufzugeben. In diesen aber hatte man sich bereits darauf gefaßt gemacht, den Kampf gegen Dänemark auf eigene Hand fortzusetzen und wünschte selbst, daß Preußen seine Truppen aus Schleswig ganz zurückziehen und es den Herzogtümern überlassen möchte, ihre Sache selbst zu führen. Die Verhandlungen zogen sich noch ein volles Jahr hin. Dann wurde (am 2. Juli 1850) zwischen Preußen, zugleich im Namen Deutschlands, und Dänemark der sogenannte „einfache Friede" unter Wahrung aller Rechte von beiden Seiten abgeschlossen. Zornig und unmutig verließen die letzten Preußen das Land, für dessen Befreiung von der dänischen Willkürherrschaft sie in zwei Feldzügen tapfer gekämpft hatten. Damals erhoben sich selbst aus den Reihen der Krieger Stimmen, welche dem gerechten Zorne über die schwachmütige, schwertverleugnende Staatskunst Preußens herben Ausdruck gaben:

„Ein Strich der Feder hat uns Halt geboten
Auf unserm Siegeszug, so ritterlich; —
Umsonst die Wunden und umsonst die Toten,
Umsonst das Schwert! — jetzt herrscht ein Federstrich.

Es mag das Lied als Zeuge und als Wächter
Schildhaltend vor den Heldengräbern stehn,
Bis einst in bessern Zeiten deutsche Fechter
Zu neuem Kampf nach Schleswig-Holstein geh'n,
Auf daß der deutsche Traum zur Wahrheit werde,
Daß Ehre aufersteh' aus unserm Thun
Und daß gesühnt in freier deutscher Erde
Die deutschen Helden, unsre Brüder, ruh'n!" —

Während die letzten Preußen südwärts zogen, brachen die Schleswig-Holsteiner frohen Mutes aus ihrem Lager bei Rendsburg gen Norden auf:

„Zu jenem Kampf, in dem für Deutschlands Ehre,
Für deutsches Recht die Fahnen sind entrollt,
Sie weh'n voran nur einem kleinen Heere,
Doch keiner drin, der größer es gewollt.

Sie wollen ihren Ruhm allein erwerben,
Die Männer deutschen Sinnes, deutscher Art,
Sie wollen deutsch sein oder wollen sterben,
Treu um ihr Banner bis zum Tod geschart." — —

Es war ein großer Verlust für die Sache der Herzogtümer, daß der durch militärische und menschliche Eigenschaften gleich ausgezeichnete General von

Bonin — um sich die Möglichkeit des Rücktritts in die preußische Armee offen zu halten — den Oberbefehl über die schleswig-holsteinsche Armee niederlegte; denn nur unter einem genialen Feldherrn konnte die unter dem Eindrucke der herrschenden Begeisterung in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren geschaffene und ausgebildete Armee, bei aller Tapferkeit und allem guten Willen, eine Überlegenheit über die dänische erlangen. Aber trotz allen Blutes, welches das Walfeld auf der Idstedter Heide tränkte (25. Juli), das bei Missunde floß (12. September) und beim Sturm auf Friedrichstadt vergeblich vergossen ward, — der Mut des kleinen Heeres blieb ungebeugt. Entschlossen und kampflustig stand dasselbe noch am Schlusse des Jahres 1850 an der Eider ungeduldig des Augenblicks harrend, wann es ihm vergönnt sein würde, den Kampf für die Befreiung seines kleinen Vaterlandes von der Fremdherrschaft zu erneuern und siegreich zu beendigen. —

Die preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen bis zur Wiederherstellung des Bundestages; Bronnzell und Olmütz, 1850. Durch die Niederwerfung der revolutionären Bewegung und die Wiederherstellung des Reichsfriedens in Deutschland hatte Friedrich Wilhelm IV. die Pflichten erfüllt, welche dem Reichsoberhaupt oblagen. Es kam darauf an, der Rolle, welche Preußen thatsächlich zugefallen war, auch eine rechtliche, verfassungsmäßige Form zu geben und damit zugleich dem deutschen Volke Ersatz für das Scheitern der von der Frankfurter Nationalversammlung verkündigten Reichsverfassung zu bieten. Die preußische Regierung hatte bereits im Mai 1849 Verhandlungen mit den Regierungen der deutschen Mittelstaaten, welche die Reichsverfassung nicht anerkannt hatten — Hannover, Sachsen und anfangs auch Bayern — angeknüpft, um unter Anlehnung an die Frankfurter Beratungen die Grundzüge für die Verfassung eines deutschen Bundesstaates unter preußischer Führung festzustellen. Nachdem Bayern wegen seiner partikularistischen Bedenken — namentlich in der Oberhauptsfrage — von den Verhandlungen zurückgetreten war, ward zwischen Preußen, Hannover und Sachsen ein Bündnis „zur Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unverletzlichkeit der Glieder dieses Bündnisses" geschlossen, welches das „Dreikönigsbündnis" genannt ward und den Übergang zu dem neuen deutschen Bundesstaate bahnen sollte (26. Mai).

Der zwischen den Regierungen dieser drei Staaten vereinbarte Verfassungsentwurf für den ins Leben zu rufenden Bundesstaat unterschied sich von der Frankfurter Reichsverfassung durch die Gewährung größerer Rechte an die Regierungen der Einzelstaaten und durch die Bestimmungen in betreff der höchsten Gewalt, welche nicht einem Kaiser der Deutschen, sondern einem preußischen Reichsvorstande an der Spitze eines Fürstenkollegiums übertragen war; das aufschiebende Einspruchsrecht des Reichsoberhauptes gegen die Beschlüsse des

Reichstages in der Frankfurter Verfassung war in dem preußischen Entwurfe in ein unumschränktes umgewandelt worden.

Die Bestrebungen Preußens, auf diesem Wege den Wünschen der Nation Rechnung zu tragen, fanden den Beifall derjenigen Männer, welche früher zu den Gemäßigten in der deutschen Nationalversammlung gehörten. Mehrere von diesen fanden sich auf den Antrieb Gagerns, Dahlmanns und Mathys im Juni in Gotha zusammen und beschlossen, für die Durchführung der von Preußen dargebotenen Verfassung, welche sie als eine unverbrüchliche Zusage der preußischen Regierung an die deutsche Nation betrachteten, nach Kräften mitzuwirken.

Dem Zuge der öffentlichen Meinung folgend, erklärten nun auch die Regierungen von 28 deutschen Bundesstaaten, eine nach der anderen, ihren Beitritt zum Dreikönigsbündnis, so daß noch vor Ende des Sommers 1849 dieses Bündnis sämtliche deutschen Staaten umfaßte mit Ausnahme Österreichs, Bayerns, Württembergs, Hessen-Homburgs, Liechtensteins und Luxemburgs.

Schon aber machte sich auch die Gegenwirkung gegen die preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen fühlbar, welche von Österreich und den unter seinem Einflusse stehenden Staaten ausging. Österreich hatte sich bisher einer Einwirkung auf die deutschnationale Bewegung enthalten, weil seine Kräfte durch die Unruhen im eigenen Lande, die Kämpfe in Ungarn und Italien, welche den Bestand der österreichischen Monarchie bedrohten, gebunden waren. Zwar hatte Preußen gleichzeitig mit seinen Verhandlungen mit Sachsen und Hannover auch Verhandlungen mit Österreich über das Verhältnis dieser Macht zu dem neu zu bildenden Bundesstaat angeknüpft; Österreich war jedoch allen bestimmten Erklärungen ausgewichen und hatte sich wohl gehütet, irgend welche Andeutungen zu geben, aus welchen sein Einverständnis mit den preußisch-deutschen Bestrebungen gefolgert werden könnte. Österreich hatte sich zwar jeden Einflusses auf die deutschnationale Entwickelung begeben, doch war es weit davon entfernt, aus seiner alten Machtstellung in Deutschland zurücktreten zu wollen, obgleich von dieser nicht viel mehr übrig geblieben war als das Ehrenpräsidium bei dem alten, durch die Stürme des Jahres 1848 aufgehobenen Bundestage. Es wartete nur ab, bis es wieder zu Kräften gekommen und die Gelegenheit günstig sein würde, um seine alten Ansprüche wieder geltend zu machen.

Die deutschen Mittelstaaten wünschten, in dem neuen Bundesstaate einen Platz ebenbürtig neben Preußen einzunehmen, freilich ohne diesen Anspruch auf irgend welche nationalen Verdienste begründen zu können. Die Gefahr von der Revolution, gegen welche sie des preußischen Schutzes bedurft hatten, war vorüber, und am wenigsten die Geretteten wollten von einem Danke gegen ihren Beschützer und Erretter etwas wissen. Sie hielten vielmehr zu Österreich, das sie in ihren Sonderbestrebungen unterstützte.

Der bayrische Ministerpräsident von der Pfordten erklärte in Berlin

(19. September), „daß die Wiederherstellung des Friedens im ganzen Umfange der österreichischen Monarchie das kaiserliche Kabinett in die Lage setzen werde, in kurzer Zeit seine Vorschläge über die künftige Gestaltung Deutschlands zu eröffnen; an solchen, von Österreich eingeleiteten Verhandlungen teilzunehmen, werde Bayern mit Vergnügen bereit sein."

In diesem Sinne hatten auch Sachsen und Hannover bereits bei dem Abschlusse des Dreikönigsbündnisses Vorbehalte gemacht. Als nun der Zeitpunkt herannahte, daß die Verfassung des neuen Bundesstaates in Kraft treten und die Wahlen für den Reichstag desselben stattfinden sollten, wies zuerst der sächsische Ministerpräsident Freiherr von Beust, der Freund der gewundenen Gänge und Hintertreppen, auf den Vorbehalt hin, welcher besagte, „daß wofern nicht bis zur Berufung des Reichstages wenigstens alle deutschen Staaten außer Österreich, insbesondere Bayern, beigetreten sein würden, neue Verhandlungen betreffs der Oberhauptsfrage angeknüpft werden müßten." Zu dem englischen Gesandten sagte Herr von Beust: „er habe sich eine Hinterthür offen gelassen und habe sich beeilt, in München zu verstehen zu geben, daß, wenn Bayern nicht beitrete, Sachsen sich nicht für gebunden halten werde." Auch der hannoversche Minister des Auswärtigen, Graf Bennigsen, erklärte dem englischen Gesandten in Hannover: „Hannover sei keineswegs im guten Glauben auf das Bündnis eingegangen, vielmehr in der Erwartung, daß aus der Sache doch nichts werde; inzwischen habe man damit zweierlei erlangt, erstens, daß man dem Volke den Glauben beigebracht, man wolle ernstlich die deutsche Einheit, zweitens, daß man durch das Bündnis mit Preußen den Preußenhaß im eigenen Lande, der schon im Verlöschen gewesen, wieder angefacht habe." *

„Nach diesen Enthüllungen, deren Richtigkeit nicht angezweifelt werden kann," schreibt K. Biedermann, „erscheint jenes ganze Treiben der mittelstaatlichen Diplomatie als eine von langer Hand angelegte Verschwörung mit Österreich gegen das Zustandekommen der deutschen Einheit und gegen die preußische Regierung, insoweit letztere damals sich als Vertreterin der Idee der deutschen Einheit darstellte."

Die erste Etappe in diesem Feldzuge war die (am 5. Oktober 1849 vollzogene) thatsächliche Wiederlossagung Sachsens und Hannovers vom Dreikönigsbunde. Schon erstreckte der österreichische Einfluß sich auch über andere Staaten, deren Fürsten nur widerwillig und nur aus der bei ihnen noch nachwirkenden Furcht vor der Revolution sich dem Vorgehen Preußens angeschlossen hatten. Auch Mecklenburg-Strelitz, Kurhessen und Hessen-Darmstadt nahmen eine schwankende Haltung an.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte sich den deutschen Fürsten gegenüber zu nichts verpflichtet; er hatte dem deutschen Volke gezeigt, daß es ihm mit der

* K. Biedermann: Dreißig Jahre deutscher Geschichte.

Einigung Deutschlands Ernst und daß es nicht seine Schuld war, wenn diese Einigung trotz der Bestrebungen seiner Regierung nicht erreicht werden konnte. Er konnte jetzt noch mit Ehren von dem Bündnis zurücktreten, von welchem die bedeutendsten Bundesglieder bereits abgefallen waren und welches zu dem gewünschten Ziele, der Einigung des gesamten Deutschland unter Preußens Oberleitung, nicht mehr führen konnte. Was bewog Preußen, ein Bündnis mit einer Anzahl von Kleinstaaten noch fortzusetzen, welches ihm nur Lasten und Rücksichten aller Art auferlegte und zu welchem sein bisheriger Bundesgenosse seit den Befreiungskriegen, das mächtige Österreich, sich offenbar feindlich stellte? — Wenn Friedrich Wilhelm IV. auch jetzt noch an dem Bündnis festhielt und auf diesem Wege, als dem letzten, der ihm zur Anbahnung der Einigung Deutschlands noch offen stand, beharrte, so war das, was ihn dazu bewog, allein seine der deutschen Nation gegebene Zusage, seine ehrliche, deutsche Gesinnung, seine Treue als deutscher Fürst, als Hohenzoller.

In diesem Sinne legte auch des Königs Vertrauter und bevollmächtigter Vertreter der preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen, der geistvolle und redegewandte General Joseph von Radowitz, den Standpunkt der preußischen Regierung in der deutschen Frage vor der preußischen Zweiten Kammer dar. „Preußen," so sagte er am Schlusse einer glänzenden Rede, „hegt keine selbstsüchtigen Pläne, sondern es erfüllt schwere Pflichten, es will nicht nehmen, sondern geben, es bedarf keiner Hilfe, keiner Stärkung. Sein Staatsleben ist stark genug gewesen, nicht bloß um die größten inneren Gefahren durch seine Kräfte zu bewältigen, sondern auch um seinen bedrängten Genossen, dem dankbaren wie dem undankbaren, die rettende Hand zu bieten. Es hat dies vermocht, als es allein stand, es wird es ferner vermögen, wenn der deutsche Bundesstaat nicht gelänge, nach dem wir mit allen Kräften ringen werden, die uns zu Gebote stehen, sei es im Verein mit allen deutschen Staaten oder mit vielen oder wenigen. — — Preußen will das gute Recht des kleinsten deutschen Staates wahren, aber auch das gute Recht der großen deutschen Nation." —

Bis zum Herbst des Jahres 1849 hatte Österreich die Krisis, welche den Fortbestand der Monarchie in Frage stellte, überwunden und die aufgestandenen Nationalitäten in Italien und Ungarn — hier allerdings erst mit russischer Hilfe — wieder seinem Scepter unterworfen. Jetzt erachtete Österreich den Zeitpunkt gekommen, um, gestützt auf seine Verbündeten, die deutschen Mittelstaaten, seine Pläne in Deutschland rücksichtslos zu verfolgen und mit voller Kraft die preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen zu bekämpfen. Schon im September bewog Österreich die preußische Regierung zur gemeinschaftlichen Einsetzung einer vorläufigen „Bundeskommission," aus zwei österreichischen und zwei preußischen Bundesbevollmächtigten bestehend. Der Reichsverweser Erzherzog Johann legte darauf sein längst zu vollständiger Bedeutungslosigkeit herabgesunkenes Amt

nieder (20. Dezember). Wenn indessen Österreich mit der Einsetzung der Bundeskommission dem preußischen engeren Bunde, der Union, ein Ende zu machen dachte, so war Preußen mit dieser Ansicht keineswegs einverstanden und schrieb, unbekümmert um den österreichischen Protest (28. November), die Wahlen für den Reichstag des engeren Bundesstaates, das sogenannte Unionsparlament aus, welches am 20. März 1850 mit einer schwungvollen Rede des preußischen Regierungsbevollmächtigten von Radowitz eröffnet wurde.

„Deutschland," sagte Radowitz, „darf und muß fordern, daß ein wahrhaftes Gesamtwesen seine einzelnen Staaten umschließe, seine einzelnen Glieder zu einem lebendigen Körper verbinde. Dieses Bedürfnis ist lange verkannt und den selbstsüchtigen Bestrebungen ausschließlich freier Spielraum gelassen worden. Ich möchte nicht schmerzliche Erinnerungen hier berühren oder die Anklagen wiederholen, von denen jedes Glied des Ganzen betroffen wird, ich sage: jedes. Einmal erweckt, ist der Geist nicht wieder zu bannen, er kann zeitweise schlummern, zumal wenn er sich eben im wilden Rausche kundgegeben, aber er wird immer wieder erwachen. Die nationale Bewegung kann rückläufig werden, aber, wenn Sie mir das mathematische Gleichnis erlauben: die rückläufige Bewegung ist nur scheinbar, sie gehört einer geschlossenen Kurve an, sie muß wieder rechtläufig werden, sie muß ihre Bahn von der Sonnenferne wieder hinlenken zur Sonnennähe, so gewiß es ein höheres Gesetz im Leben der Nationen giebt!"

Trotz des bedeutenden Eindruckes, welchen diese mit gehobener Stimme gesprochenen Worte des geistreichen Urhebers und Vertreters der Unionsidee in der Versammlung machten, war doch die Stellung, welche die Abgeordneten zu der Unionsverfassung einnahmen, eine sehr verschiedene. Die Partei der ehemaligen Linken der deutschen Nationalversammlung, der Vogt, Simon u. s. w., fehlte in dem Unionsparlament ganz; dafür sah man jetzt auf der äußersten Rechten die kleine, aber einflußreiche Partei der Neuen Preußischen, d. i. Kreuzzeitung, durch ihre Hauptführer, die Stahl, Gerlach, die Kleist-Retzow, Bismarck-Schönhausen u. a. vertreten. Den Hauptsatz des Programms dieser Partei sprach der Abgeordnete Stahl mit den Worten aus: „Unsere Losung ist nicht Bundesstaat um jeden Preis, sondern Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis!" — Zu dieser Partei standen als Abgeordnete auch die preußischen Minister Graf Brandenburg und Freiherr von Manteuffel. Der erstere verhielt sich schweigend, der letztere sprach für die Durchführung des begonnenen Werkes und warnte nur vor Überstürzung. „Er wolle den Bundesstaat," erklärte er, „mit allem Ernste, mit aller Kraft seines Willens. Preußen werde sich an sich selbst schwer versündigen, wenn es seinen Beruf, die Einigung Deutschlands herbeizuführen, nicht zur rechten Zeit erfüllte. — Er selbst werde wahrlich der Letzte sein, der da riete, umzukehren; denn er wisse,

daß nicht Deutschland und am wenigsten Preußen umkehren dürfe. — So spreche er als Abgeordneter, als Minister erkläre er: Wir werden die große deutsche Fahne festzuhalten und hochzutragen wissen, wo es Zeit ist, aber ohne Überstürzung." — Den eigentlichen Kern der Versammlung bildete jene Schar freimütiger Vaterlandsfreunde, der sogenannten „Gothaer," unter Führung von Gagern, Beckerath, Simson, Mathy, Vincke, Graf Schwerin u. s. w., welche trotz aller Trübungen, die das Einigungswerk erfahren hatte, mit Hingebung die mühevollen Bestrebungen Preußens unterstützten, um aus den Stürmen der Bewegungsjahre wenigstens einen Keim zu künftiger Entwickelung zu retten. Ihr vor allen war es zu danken, daß die Vorlagen der Regierung fast unverändert im Reichstage angenommen wurden. Der Reichstag, welcher damit seine Arbeiten erledigt hatte, wurde darauf am 29. April geschlossen.

Der Schwerpunkt der deutschen Entwickelung lag indessen nicht mehr im Parlamente. Noch während das Unionsparlament in Erfurt tagte, am 26. April, lud der österreichische Ministerpräsident, Fürst Schwarzenberg, die sämtlichen deutschen Regierungen zur Beschickung einer Plenarversammlung des Deutschen Bundestags in Frankfurt a. M. auf den 10. Mai ein, teils um eine neue provisorische Regierung an Stelle der österreichisch-preußischen „Bundeskommission" zu setzen, teils um eine Revision der Bundesverfassung vorzunehmen. Preußen protestierte (3. Mai) gegen die Anrufung der alten Bundesverfassung und des darin begründeten Präsidialrechts Österreichs, da der alte Bundestag seit zwei Jahren aufgehört habe, rechtliche Gültigkeit zu besitzen, und lud vielmehr die zur Union gehörenden Fürsten zu einem Fürstenkongreß nach Berlin (8. Mai) ein. Die Regierungen von Bayern, Württemberg, Hannover, Sachsen, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Dänemark (für Holstein) und einiger anderen kleinen Staaten folgten indessen der österreichischen Einladung nach Frankfurt a. M. und erließen von hier eine gemeinschaftliche Aufforderung zur Wiedereröffnung des Bundestags auf den 1. September. König Friedrich Wilhelm IV. dagegen bekräftigte in der Rede, mit welcher er den Fürstenkongreß in Berlin eröffnete, das entschiedene Festhalten Preußens an der Union.

So gestaltete sich die deutsche Frage mehr und mehr zu einer Machtfrage zwischen Österreich und Preußen; aber die begeisterte Teilnahme der Nation war weder im österreichischen Lager, wo man für die verrotteten Satzungen des unvolkstümlichen alten Deutschen Bundes stritt, noch im preußischen, wo statt des Reiches in seiner Macht und Einheit nur die Union Preußens mit einer Anzahl deutscher Fürsten vertreten war.

Der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich schärfte sich durch die verschiedene Stellung der beiden Mächte in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit und in der kurhessischen Verfassungsfrage.

Durch den Abschluß des sogenannten „einfachen Friedens" mit Dänemark

(2. Juli 1850) hatte Preußen seine Hand von der Sache der Herzogtümer Schleswig-Holstein zurückgezogen; aber das kleine, mutige Völkchen hatte darauf auf eigene Hand mit heldenmütiger Entschlossenheit den Kampf gegen dänische Willkür und Unterdrückung aufgenommen. Trotz der Unglücksschläge bei Idstedt, Missunde und Friedrichstadt stand das kleine schleswig-holsteinsche Heer noch ungebeugten Mutes kampflustig hinter der Eider. Da wandte sich Dänemark an den unter Österreichs Schutzherrlichkeit wiederhergestellten Bundestag zu Frankfurt a. M. und rief die Hilfe desselben „zur Unterwerfung der unbotmäßigen Herzogtümer unter die rechtmäßige (d. i. dänische) Regierung“ an. Österreich und der sogenannte Bundestag sagten die erbetene Hilfe zu und erklärten sich bereit, zur Entwaffnung der schleswig-holsteinschen Armee in Holstein einzuschreiten. Durfte Preußen das Einschreiten des Bundes, den es nicht als zu Recht bestehend anerkannt hatte, in Schleswig-Holstein dulden? Durfte es dulden, daß der deutsche Bruderstamm, für dessen Recht und dessen Zugehörigkeit zu Deutschland es in zwei Feldzügen siegreich gekämpft hatte, jetzt entwaffnet und wehrlos der dänischen Willkür ausgeliefert würde? — —

Neben dieser Frage ging eine andere, welche sich aus dem kurhessischen Verfassungskonflikte ergab. Der Kurfürst von Hessen, ein kleiner, eigensinniger Tyrann, wünschte dringend die Fesseln abzustreifen, welche die von ihm beschworene Landesverfassung (von 1831) seiner fürstlichen Willkür anlegte; aber ihm standen in diesem Streben zwei Hindernisse entgegen: der verfassungstreue Sinn seines Volkes und seine vertragsmäßigen Pflichten gegen die Union und Preußen. Um jenen zu brechen, hatte der Kurfürst sein bisheriges, gemäßigt freisinniges Ministerium Eberhard-Wippermann entlassen und an dessen Stelle an die Spitze der Verwaltung den Minister Hassenpflug berufen, einen in Hessen tief verhaßten Mann von zweifelhaftem Rufe, den seine Gewissenlosigkeit zu jedem Staatsstreich und Verfassungsbruch fähig machte. Vergebens erinnerte die Ständeversammlung den Kurfürsten an sein im März 1848 feierlich abgegebenes Versprechen, daß er nur „Männer des öffentlichen Vertrauens“ zu seinen Ministern wählen wolle; der Kurfürst ließ Hassenpflug nach Belieben in seinem Lande schalten, er ließ ihn die Ständeversammlung einmal nach dem anderen auflösen und ohne ein verfassungsmäßig festgestelltes Staatshaushaltsgesetz Steuern erheben und fortregieren. Am 7. September ward über das ganze Land der Kriegs- und Belagerungszustand verhängt. Aber auch dieses äußerste Mittel gewährte keine Hilfe gegen den passiven Widerstand des gesamten hessischen Volkes. Schon fand sich in ganz Hessen keine Hand mehr bereit zur Ausführung der verfassungswidrigen Maßregeln des Ministeriums Hassenpflug, welches „der Hessen Fluch“ genannt ward, mitzuwirken. Das gesamte Beamtentum, die Gerichte, selbst die Polizei stellten ihre amtliche Thätigkeit ein. Die kurhessischen Offiziere — mit Ausnahme von etwa einem Dutzend —

reichten ihren Abschied ein. Da ward dem Kurfürsten unheimlich in seinem eigenen Lande. Er flüchtete mit seinem Minister Hassenpflug von Kassel nach Frankfurt unter das Dach des alten Bundes, welches ja von jeher allen volksfeindlichen Bestrebungen der kleinstaatlichen Regierungen Schutz gewährt hatte.

Von seinen Verpflichtungen gegen die Union hatte der Kurfürst sich schon auf dem Fürstenkongresse in Berlin loszusagen gesucht und lange gezögert, zur definitiven Konstituierung der Union seine Zustimmung zu geben; da hatte — so wird erzählt — der greise Großherzog von Oldenburg ihn auf die Schulter geklopft und zu ihm gesagt: „Unterzeichnen Ew. Liebden! Sie möchten sonst künftig noch einmal ganz anders unterzeichnen müssen." Der Kurfürst biß sich auf die Lippen, unterzeichnete und blieb bei der Union.

Preußen aber durfte dem gesetzlosen Treiben in einem zur Union gehörenden Staate nicht unthätig zuschauen. „Wenn in Kurhessen" — erklärten die amtlichen preußischen Blätter — „die Verfassung zerrissen und fürstlicher Willkür ein Freibrief ausgestellt würde, die Rechte eines Volkes zu zertreten, dann erlitte das monarchische Princip eine Anwendung, die es verhaßt und verächtlich machen müßte; Preußen sei kraft seiner eigenen Freiheit sicher und stark genug, um mit gleicher Gerechtigkeit für die Rechte der Fürsten, wie für die Rechte der Völker einzustehen." — — Preußische Truppen wurden in Thüringen und Westfalen an der kurhessischen Grenze zusammengezogen.

Andererseits machte sich Österreich bereit, zu Gunsten seines Schützlings in Kurhessen — nötigenfalls mit den Waffen — gegen Preußen einzuschreiten.

Am 11. und 12. Oktober fand zu Bregenz am Bodensee eine Zusammenkunft des Kaisers von Österreich mit den Königen von Bayern und Württemberg unter Hinzuziehung ihrer Minister und angesehensten Generale statt. Da wechselten prunkende Festlichkeiten mit glänzenden Heerschauen. Bei dem kaiserlichen Festmahle schloß der König von Württemberg seinen Toast auf die österreichische Armee mit den Worten: „Ein alter Soldat macht nicht viele Worte; aber er folgt dem Rufe seines Kaisers, wohin es auch sei!" — Der jugendliche Kaiser dankte lächelnd: „Wir sind stolz darauf, mit so tapferen Kameraden vor den Feind zu gehen." — Wer der „Feind" sei, wurde nicht ausgesprochen; aber niemand zweifelte, daß damit nur Preußen gemeint sein könne. Der schon früher (27. Februar) unter Österreichs Sanktion abgeschlossene „Vierkönigsbund" zwischen Bayern, Württemberg, Sachsen und Hannover wurde zu Bregenz durch ein Kriegsbündnis zwischen Österreich, Bayern und Württemberg gegen Preußen ergänzt. Es wurde beschlossen, eine Armee von 200000 Mann aufzustellen und zu Gunsten des Kurfürsten von Hessen gemeinsam mit bewaffneter Hand gegen Preußen einzuschreiten. Gleichzeitig wurden österreichische Armeecorps in Böhmen und Mähren zusammengezogen. Am 25. Oktober wurde zu Frankfurt a. M. die „Bundesexekution gegen Kurhessen" beschlossen.

Am 1. November überschritt ein österreichisch-bayrisches Corps unter dem Fürsten von Thurn und Taxis die kurhessische Grenze. Am 2. November rückten zwei preußische Corps — das eine unter dem General Grafen von der Groeben von Thüringen aus in Fulda, das andere unter dem General von Tietsen und Hennig von Westfalen aus in Kassel — in Kurhessen ein. Bei Fulda standen die preußischen und die österreichisch-bayrischen Vorposten auf doppelte Gewehrschußweite einander gegenüber.

Preußen schien entschlossen, in der deutschen Frage nicht zurückzuweichen. Noch am 14. September hatte der König zu einer städtischen Deputation gesprochen: „Was ich für Deutschland vollenden will, das ist mein eigener Herzensdrang. An der deutschen Idee halte ich fest. Ich werde vorwärts gehen auf der eingeschlagenen Bahn, bis der liebe Gott eine Grenze setzt. Ich hoffe aber, er wird es nicht thun. Als König von Preußen werde ich dem, was ich für Preußen erstrebe, Geltung verschaffen, als Freund und Bundesgenosse aber auch zu versöhnen und zu vermitteln wissen, soweit es die Ehre Preußens gestattet, deren treuester Wächter ich bin. Im Punkte der Ehre darf ich auf die 500jährige Geschichte meines Hauses und auf jene der durch dasselbe glorreich verbundenen Volksstämme hinweisen."

Seitdem waren sechs Wochen vergangen. Die Gefahren, welche damals noch in der Ferne drohten, waren unmittelbar nahe gerückt. Der König hatte nur noch die Wahl, entweder seine preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen aufzugeben, oder es auf einen Krieg mit Österreich ankommen zu lassen. Der eigentliche Urheber des Unionsplans, der Vertraute und Gesinnungsgenosse Friedrich Wilhelms IV., General von Radowitz, war (seit 27. September 1850) zum Minister des Auswärtigen ernannt worden; aber in der nächsten Umgebung des Königs gab es manche — man nannte sie das „unsichtbare Ministerium" —, die der Radowitzschen Unionspolitik nicht zustimmten. Die kleine, aber einflußreiche Partei, an deren Spitze die Stahl und Gerlach standen, sah in der Durchführung dieser Politik ein Aufgeben der altpreußischen Überlieferungen und derjenigen Ideen, welche zum Abschluß der heiligen Allianz getrieben hatten.

Es wird eine charakteristische Anekdote aus dieser Zeit von einer Beratung beim Könige erzählt, an welcher außer dem Herrn von Radowitz auch der damalige preußische Militärbevollmächtigte in St. Petersburg, General von Rauch, ein besonderer Günstling des Kaisers Nikolaus, teilnahm. Nachdem Radowitz, dem es Ernst damit war, die Union nötigenfalls mit Waffengewalt durchzusetzen, seine betreffenden Gründe auseinandergesetzt, schloß er mit dem pathetischen Ausruf: „Ew. Majestät stehen jetzt wie Cäsar am Rubikon, wir müssen hinüber." — „Nun," sagte der König zu Rauch, „was meinen Sie dazu?" — „Majestät," erwiderte Rauch, „ich kenne den Kerl, den Cäsar, nicht, weiß auch nicht, was Rubikon ist; ich weiß aber, wenn Cäsar ein verständiger Mann gewesen,

dann würde er Ihnen das nicht geraten haben, was Herr von Radowitz vorschlägt." Der König lachte, und damit war das Pathos erledigt.

Preußen stand isoliert der Koalition Österreichs und der deutschen Mittelstaaten gegenüber, und nicht diese allein waren seine Gegner, auch Rußland hatte bereits zu erkennen gegeben, daß es im Falle eines Bruches zwischen Preußen und Österreich auf Seite des letzteren stehen würde. Im Westen aber begann das neue politische Meteor Louis Napoleon emporzusteigen und Rheinbundsgedanken unter den deutschen Fürsten wiederzuerwecken. Die preußische Armee schien bei allem inneren Werte nicht stark genug, auch zu wenig kriegsgewohnt und für den Krieg gerüstet, um einen so gewaltigen Kampf mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen zu können. -- Aber waren nicht Preußens Kriege immer Kämpfe um seine Existenz gewesen, hatten seine Wege nicht immer „durch Nacht zum Licht" geführt, und hatte Gottes Vorsehung nicht gerade in der dunkelsten Zeit am sichtbarsten über Preußen gewaltet? — „Je dunkler Preußens Nächte, je heller seine Morgen!" —

Zu denjenigen, welche am meisten auf eine thatkräftige Politik drangen, gehörte der Prinz von Preußen. Er ermaß sehr wohl die Schwierigkeiten der politischen Lage Preußens, und auch in ihm war die Erinnerung an die alte Bundesgenossenschaft Österreichs in den Befreiungskriegen und an die heilige Allianz noch zu lebendig, als daß er mit leichtem Herzen sich für den Bruch mit Österreich hätte erklären können. Auch waren ihm die Übelstände, welche während der langen Friedenszeit im Heerwesen sich eingeschlichen hatten, nicht unbekannt geblieben. Aber es gab für ihn in diesem Augenblick einen Hauptgesichtspunkt, dem er alle übrigen Rücksichten unterordnete. Dieser eine Gesichtspunkt war die Ehre Preußens, und er war der Ansicht, daß die Ehre Preußens geböte, das Schwert in die Wagschale zu werfen.*

* Der Prinz von Preußen war um diese Zeit sowohl durch militärische Beratungen, als durch Sitzungen des Staatsministeriums vielfach in Anspruch genommen. Auch versäumte er nur selten und ungern, bei den häufigen Truppendurchzügen die durchmarschierenden Regimenter zu begrüßen und zu besichtigen. Zu den letzteren gehörte auch das 7. Infanterieregiment, dessen Chef der Prinz von Preußen war (jetzt Grenadier-Rgiment König Wilhelm I. — 2. Westpreußisches — Nr. 7). Der Prinz empfing dasselbe bei seinem Eintreffen in Berlin auf dem Hamburger Bahnhof. Eine Kompanie dieses Regiments hatte in der vorangegangenen Nacht einen Marsch von 6½ Meilen gehabt (von ihrem Kantonnement Rehna in Mecklenburg bis zur Eisenbahnstation Hagenow, wo die Einschiffung nach Berlin erfolgte). Der Prinz befahl, daß gerade diese Kompanie die Fahnen bei ihm abbringen solle; er ließ die Kompanie vor seinem Palais an sich vorbeimarschieren, freute sich der guten Haltung der Mannschaften und setzte für jeden Mann der Kompanie aus seiner Schatulle eine Gratifikation von einem Thaler aus. Am anderen Morgen, vor der Weiterbeförderung des Regiments mittels der Eisenbahn nach Thüringen, war der Prinz auf dem Anhaltschen Bahnhofe. Er sprach dem Offiziercorps seine Anerkennung für die Leistungen des Regiments während des polnischen Insurrektionskrieges (1848) und zugleich das Vertrauen aus, daß das Regiment auch in der nächsten Zukunft sich seiner ruhmvollen Geschichte

Diese Ansicht war auch die vorherrschende im ganzen preußischen Volke. Allerdings eine große nationale Begeisterung wie in früheren Kriegen war nicht vorhanden; aber es zeigte sich, daß „der Ton der Kriegstrompete seinen Reiz für das preußische Ohr noch nicht verloren hatte" und daß „die Gefahr noch immer die sieglockende Sonne für Preußen" war. An den Grafen von der Groeben, kommandierenden General des preußischen Truppencorps bei Fulda, erging von Berlin der Befehl, dem weiteren Vordringen der Österreicher und Bayern in Hessen bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen. Alle Blicke in Preußen waren mit Spannung auf den kleinen Fleck Landes gerichtet, wo jetzt preußische und österreichische Heere einander kampfbereit gegenüberstanden wie vor hundert Jahren; täglich erwartete man die Kunde von neuen preußischen Waffenthaten. Da kam die Nachricht von der großen — „Völkerschlacht bei Bronnzell" (unweit Fulda, 8. November), von wo die Preußen nach dem Verlust eines verwundeten — Trompeterschimmels den Rückzug auf ihre Etappenstraße bei Hersfeld angetreten hatten.*

—

würdig zeigen würde, und schloß dann in tiefem Ernst mit den Worten: „Es gilt zwar einen Kampf gegen deutsche Brüder; aber das ist gleich, wo es die Ehre Preußens gilt!" —

(Der Verfasser spricht hier aus eigener Erinnerung, da er selbst als jüngster Lieutenant bei der erwähnten 12. Kompanie, welche die Fahnen abbrachte, stand.)

* Es sei dem Verfasser erlaubt, auch hier Einzelheiten aus seinen eigenen Erinnerungen einzuflechten (Fedor von Köppen, Feld- und Federzüge, Leipzig bei Reißner):

Wir waren die nächsten am sogenannten Feinde und erwarteten mit klopfenden Herzen den weiteren Angriff in der Voraussetzung, daß das bisher Geschehene nur die Einleitung zu einem ernsten Gefechte, vielleicht zu einer großen Schlacht gewesen sei. Um diese Zeit sah ich auch den ersten — und Gott sei Dank den einzigen — Verwundeten des Tages. Es war ein Schimmel, der mit gesenktem Haupte von einem Trompeter auf der Chaussee zurückgeführt wurde. Die Spuren auf der Straße zeigten, daß er nicht ohne Blutvergießen das Feld geräumt hatte. Hätte ich geahnt, welche Bedeutung dieser Schimmel von Bronnzell dereinst in der Weltgeschichte gewinnen würde, ich hätte ihn mir doch näher angesehen, für jetzt begnügte ich mich, ihm einen fast neidischen Blick nachzuschicken. Denn soeben schienen die Dinge wieder eine ernstere Wendung zu nehmen. Die Köpfe der uns gegenüber ausgeschwärmten österreichischen Jäger tauchten hinter ihren Deckungen hervor. Eine Batterie rasselte an uns vorüber und nahm Aufstellung auf einem Hügel neben einem Klostergebäude. Ein Kurier jagte auf der Chaussee vorüber, mitten durch unsere Tirailleurlinie hindurch.

„Halt! halt!" wurde er von verschiedenen Seiten angerufen.

— „Depesche aus Berlin an Se. Excellenz, den Herrn Grafen von der Groeben!" rief er, ohne auf den Zuruf zu achten, im Gefühle seiner Wichtigkeit und hielt einen dickgesiegelten Brief in seiner Rechten empor.

Wer doch gewußt hätte, was in diesem Briefe stand! Wer wenigstens bei der Übergabe zugegen gewesen wäre, um aus der Miene des Empfängers zu schließen, ob er Gutes brachte oder Unheil verkündete!

Wir Offiziere durften natürlich unsere Plätze nicht verlassen; aber da stand unter uns unser Bataillonsarzt, nicht weniger wißbegierig als wir; er war nicht an den Platz gebunden und hatte überhaupt nichts zu thun. Der Doktor stieg also zu Pferde und, so wenig er

Was war die Veranlassung zu dieser unerwarteten Kehrtschwenkung Preußens? — Am 2. November hatte ein großer Ministerrat in Berlin stattgefunden. Der Minister von Radowitz forderte die schleunige Mobilmachung der gesamten preußischen Armee. Der Prinz von Preußen unterstützte energisch diese Forderung. Der Minister des Inneren, von Manteuffel, welcher wohl der Unionspolitik zugestimmt hatte, aber ihre unvermeidliche Folge, den Bruch mit Österreich, nicht ziehen mochte, widersprach. Dieser Minister, welcher die beste Kraft seines Lebens der Bekämpfung der Revolution gewidmet hatte, sah auch in dem passiven Widerstande der verfassungstreuen Bevölkerung Kurhessens gegen die Willkürmaßregeln des Kurfürsten und seines Ministers Hassenpflug nur eine „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln.“ König Friedrich Wilhelm IV. stimmte ihm bei; er entließ seinen langjährigen Vertrauten von Radowitz und ernannte an seiner Stelle den Herrn von Manteuffel zum Minister des Auswärtigen.

Schon am 3. November ließ der neuernannte Minister des Auswärtigen in Wien erklären, daß Preußen der Ausführung der vom Bundestage gefaßten Beschlüsse (in Bezug auf Kurhessen und Schleswig-Holstein) nichts in den Weg legen wolle. Dagegen forderte er Österreich zur Einstellung seiner Rüstungen auf und beantragte die Beschickung von „freien Konferenzen“ nach einem neutralen Orte behufs weiterer Beratung über die deutsche Verfassungsfrage.

Die Antwort auf diese Note war das Vorrücken des Fürsten von Thurn und Taxis in Kurhessen. Nunmehr drang der Prinz von Preußen mit seiner erneuerten Forderung, die Mobilmachung der gesamten preußischen Armee betreffend, durch. Ganz Preußen war erfüllt von kriegerischen Rüstungen und Waffengetöse. Aber der Minister von Manteuffel schwächte den Eindruck der preußischen Rüstungen ab, indem er dem österreichischen Gesandten erklärte, „die Mobilmachung sei nur zur Beruhigung der öffentlichen Meinung beschlossen.“ An den kommandierenden General in Kurhessen erging seitens der Regierung

sonst ein Freund scharfer Gangarten war, so zuckelte er doch in möglichst beschleunigtem Tempo hinter dem Kurierpferde drein.

— „Das hat nichts Gutes zu bedeuten,“ sagte er, als er nach einer halben Stunde zurückkehrte. „Der Graf hat zuerst die Depesche in die Tasche gesteckt und gar nicht gelesen. Als er sie dann hervorzog und las, machte er ein so langes Gesicht“ — — dabei verlängerte der Doktor sein eigenes Gesicht kautschukartig, so daß wir Umstehenden hell auflachen mußten. Hätten wir den Inhalt der Depesche gekannt, wir würden nicht gelacht, sondern ebenfalls lange Gesichter gemacht und eingesehen haben, daß dies die entsprechende Illustrierung der Depesche war.

Bald darauf ritt der Oberkommandierende mit dem Stabe an uns vorüber nach der Stadt zurück.

— — Der Inhalt der Depesche war aus dem, was bald folgte, leicht zu erraten. In der folgenden Nacht wurde der Befehl ausgegeben, daß mit Tagesanbruch die Truppen die Gewehre entladen und, ohne Spiel zu rühren, durch Fulda zurückmarschieren sollten, um zunächst die preußische Etappenstraße durch Kurhessen bei Hersfeld zu besetzen.

die Weisung, die preußischen Truppen auf das Gebiet der Etappenstraßen zurückzuziehen. Wir haben bereits gehört, in welchem Augenblick dieselbe ankam.

Auch jetzt noch war Österreich nicht geneigt, seine Rüstungen einzustellen und in friedliche Unterhandlungen mit Preußen einzutreten, bevor nicht wenigstens der erste Teil des Schwarzenbergschen Programms, welches lautete: „Man muß Preußen erst erniedrigen und dann vernichten," erfüllt war. Da verfiel König Friedrich Wilhelm IV. auf einen verhängnisvollen Ausweg: Er rief die Vermittelung des dritten Gliedes der heiligen Allianz, des Kaisers Nikolaus von Rußland, zur Beilegung des Streites mit Österreich an.

Kaiser Nikolaus verweilte seit dem 15. Oktober in Warschau. Auf seine Einladung besuchte ihn dort der Kaiser Franz Joseph in Begleitung seines Ministers, des Fürsten Schwarzenberg.

König Friedrich Wilhelm IV. sandte seinen Bruder, den Prinzen Karl, und den Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg zur Begrüßung seines kaiserlichen Schwagers nach Warschau.

Hier geschah es, daß der Selbstherrscher aller Reußen, im Vollgefühl seiner noch durch keine Revolution beschränkten Macht, sich zum Schiedsrichter zwischen den beiden Großmächten in der deutschen Frage aufwarf. Er bezeichnete die preußischen Unionsbestrebungen als ein Liebäugeln mit der Revolution und warf Preußen vor, daß es sich einer modernen Zeitströmung zu liebe von den altehrwürdigen Ideen der heiligen Allianz losgesagt habe. Graf Brandenburg, der treue Diener seines Königs, seinem Blute nach selbst von Hohenzollernscher Abkunft,* mußte das anhören; die Ehrfurcht vor dem hohen Verwandten seines Königs legte ihm Schweigen auf; aber sein stolzes, preußisches Herz vermochte das nicht zu überwinden. Da brach das Herz des starken Mannes. Tief erschüttert und leidend kehrte er nach Berlin zurück und sank bald danach auf das Krankenlager. „Meinen Helm, mein Schwert!" rief er in Fieberträumen, gleichsam auf dem Sterbelager noch zum Kampfe für Preußens Ehre rüstend, „die ganze Armee vorrücken!" — Dann sank er in seine Kissen zurück. „Es ist zu spät!" rief er mit matter Stimme und starb (6. November, in seinem 59. Lebensjahre).

Es war zu spät. Am 9. November traf in Berlin die Antwort des Fürsten Schwarzenberg auf die preußischen Vorschläge vom 3. ein. Fürst Schwarzenberg forderte darin die förmliche Auflösung der Union — und zwar nicht nur von seiten Preußens, sondern durch einen Beschluß des Fürstenkollegiums — und die Anerkennung des Bundestages, dagegen versprach er die Einwilligung Österreichs zu den von Preußen beantragten „freien Konferenzen."

Die preußische Regierung beeilte sich, diese Forderungen zu erfüllen. Am

* Siehe Bd. III. S. 25 (Anmerkung), auch S. 517 u. 546.

15. November eröffnete sie dem nach Berlin berufenen Fürstenkollegium, „Preußen habe auf Österreichs Verlangen eingewilligt, auf die Durchführung der in Erfurt vereinbarten Verfassung zu verzichten, und betrachte dieselbe seinerseits als vollständig aufgehoben."

Fürst Schwarzenberg wurde durch die fortgesetzte Nachgiebigkeit der preußischen Regierung nur noch übermütiger gemacht. Er ließ derselben durch den österreichischen Gesandten von Prokesch am 24. November ein Ultimatum überreichen, in welchem er die Räumung Kurhessens von den preußischen Truppen binnen 24 Stunden, sowie die Teilnahme Preußens an der Bundesexekution in Holstein forderte.

Da that Manteuffel den letzten Schritt, der zur Erniedrigung Preußens noch zu thun blieb; er bat den Fürsten Schwarzenberg, ihm eine Zusammenkunft in Olmütz zu gewähren, und reiste, ohne eine Antwort abzuwarten, sogleich dahin ab. Entschlossen, unter allen Umständen eine Verständigung herbeizuführen, unterzeichnete der Minister, unter Überschreitung der von dem gesamten Staatsministerium ihm mitgegebenen Instruktionen, einen Vertrag zu Olmütz (29. November), in welchem er alle Forderungen Österreichs zugestand, einen Vertrag, welcher in der Geschichte der preußischen Staatskunst glücklicherweise nur einmal seinesgleichen findet: in dem durch den Minister von Haugwitz vermittelten Vertrage von Schönbrunn (15. Februar 1805).

Durch die Olmützer Punktationen wurde festgesetzt: Preußen willigte in die vorbehaltlose Aufhebung der Union, in die Bundesexekution in Hessen und in die Erzwingung der Einstellung der Feindseligkeiten Schleswig-Holsteins gegen Dänemark sowie in die Entwaffnung der schleswig-holsteinschen Armee im Namen des Bundes. Dafür willigte Österreich in die Eröffnung von „freien Konferenzen" zur Revision der alten Bundesverfassung.

Die Ausführung der schmählichen Punktationen von Olmütz vollendete die Demütigung Preußens. In Kurhessen rückten die Österreicher und Bayern ein. Die preußischen Truppen wurden aus Hessen zurückgezogen, nur ein Bataillon in Kassel zurückgelassen, welches Zeuge sein mußte, wie die wackeren Hessen für ihre Verfassungstreue durch Österreicher und „Strafbayern" gedrangsalt und gemaßregelt, wie die beschworene Verfassung beiseitegeschoben und endlich ganz aufgehoben wurde. Ein anderes österreichisches Corps, dem preußische Pioniere bei Wittenberge die Brücke über die Elbe schlagen mußten, rückte in Holstein ein, besetzte die Hauptpunkte des Landes, besorgte die Entwaffnung der schleswig-holsteinschen Armee und die Auslieferung ihres gesamten Kriegsmaterials an Dänemark. Die Statthalterschaft, von der Nutzlosigkeit eines Widerstandes gegen die beiden Großmächte überzeugt, unterwarf sich dem Gebote des Bundes und übergab die Regierung des Landes den beiden von Österreich und Preußen beauftragten Bundeskommissarien. Der gesetzliche Sinn des Volkes zeigte sich in der Ruhe und Ordnung, mit welcher dieser Übergang

stattfand. Die Bundeskommissarien übergaben darauf die Regierung der Herzogtümer wieder an Dänemark, nachdem dieses versprochen hatte, das nationale Recht der Bevölkerung zu achten. Wir werden später hören, wie dieses Versprechen von Dänemark gehalten wurde.

Die „freien Konferenzen“ wurden am 23. Dezember 1850 zu Dresden eröffnet. Da Österreich nicht gesonnen war, aus seiner soeben wiedergewonnenen Stellung in Deutschland nur einen Schritt breit zu weichen, und nur zu solchen Abänderungen der Bundesverfassung seine Zustimmung gab, durch welche der Einfluß Österreichs und der Mittelstaaten im Bunde noch verstärkt werden könnte, so hatten die Dresdener Konferenzen keinen anderen Zweck, als daß — wie die Zeitungen verkündeten — „viel schätzbares Material zu einer etwaigen neuen Bundesverfassung für die Zukunft gesammelt wurde,“ viele diplomatische Aktenstöße aufgespeichert wurden, an denen die Staatsmänner der Zukunft zu studieren hatten — nota bene solange sie noch mit denselben Größen rechneten, wie die Politik von Olmütz. Im übrigen aber blieb alles beim alten, nämlich bei der Wiederherstellung des alten Bundestages mit dem Präsidium Österreichs, mit seiner Polizeiwirtschaft, mit seinem bureaukratischen Schneckengange in der auswärtigen und seinem reaktionären Krebsgange in der inneren Politik. Das war das klägliche Ergebnis einer zweijährigen Periode unserer nationalen Entwickelung.

Keine Handlung ist dem „Ministerium der rettenden That“ — wie das Ministerium Manteuffel genannt wurde — so schwer verdacht worden, wie die Konvention von Olmütz; denn durch sie wurde der preußische Nationalstolz, das vaterländische Ehrgefühl auf das tiefste verletzt. Dennoch konnte auch diese Periode nicht mit einem rein negativen Ergebnis abschließen. In der erlittenen Demütigung lag doch zugleich eine Herausforderung des preußischen Patriotismus. Die Schmach von Olmütz forderte eine Sühne, welche nur in einer neuen glorreichen Erhebung Preußens in und mit Deutschland bestehen konnte. Warschau und Olmütz mußten auch die treuesten und konservativsten Anhänger des alten Preußentums überzeugen, daß allein auf der Grundlage der heiligen Allianz die Macht und das Heil des preußischen Vaterlandes und des Hohenzollernschen Königtums nicht gefördert werden könne. Der Rückschlag des an inneren Bewegungen und Erschütterungen so reichen Zeitraumes, der mit der Märzrevolution von 1848 begann und mit dem Staatsakte von Olmütz 1850 endete, war die in immer weiteren Kreisen sich verbreitende Erkenntnis, daß die deutsche Einheit nicht durch Revolutionen, nicht durch parlamentarische und diplomatische Verhandlungen hergestellt werden könne, sondern nur durch das lebendige Erwachen, Wachsen und Reifen des deutschen Nationalgefühls, durch den gemeinsamen Fortschritt und die sittliche Tüchtigkeit der gesamten deutschen Nation und, wenn es so Gottes Wille sein sollte, durch Blut und Eisen. Dazu bedurfte aber die Nation vor allem eines mächtigen königlichen Preußen

mit einem starken, wohlgerüsteten, kampf- und siegbereiten Heere, seinem kernigen, treuen Volke in Waffen. So betrachtet erscheinen aber die Niederlagen der preußischen Einheitsbestrebungen von 1850 sowie die preußischen Erfolge im siebenten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, erscheinen Bronnzell und Olmütz, sowie Gastein, Königgrätz, Nikolsburg und Prag nur als Glieder einer und derselben Kette, deren letztes und Schlußglied endlich die Aufrichtung des Deutschen Reiches unter dem Kaisertum der Hohenzollern bildet. —

Der Ausbau der preußischen Staatsverfassung; Rückblick auf das Jahr 1850. In der Entwickelung der preußischen Verfassungszustände war bis zum Schlusse des Jahres 1849 ein bedeutungsvoller Abschnitt erreicht worden. Die Zusammensetzung der auf Grund der von der Regierung verliehenen Verfassung (vom 5. Dezember 1848) gewählten und (am 26. Februar 1849) in Berlin eröffneten Zweiten Kammer ließ noch die Schwankungen der Volksstimmung nach der vorherrschenden Zeitströmung erkennen. Diejenige Partei in der Zweiten Kammer, welche auf Grund der verliehenen Verfassung aufrichtig in die Bahn einer freisinnig-verfassungsmäßigen Entwickelung einlenken wollte, sah sich auf der einen Seite gehemmt durch den Bund mit den Konservativen, unter denen die Regierung ihre Hauptstützen suchte, auf der anderen überholt durch die Demokratie. So geschah es, daß eine Mehrheit von wenigen Stimmen den Ausschlag bei den Abstimmungen gab und das Zustandekommen wichtiger Gesetze mehr oder weniger von Parteileidenschaften und Zufälligkeiten abhängig blieb. In solcher Gärung und Unklarheit der Ansichten befand sich die Volksvertretung zu einer Zeit, als das vaterländische Interesse dringender als je das einträchtige Zusammengehen und das Einsetzen der vollen Kraft von Krone und Volk erforderte, um die großen Aufgaben lösen zu können, welche aus dem Bedürfnisse des deutschen Volkes für Preußen hervorgingen. Als die Zweite Kammer auf den Antrag des Abgeordneten Rodbertus den Beschluß faßte, die von der deutschen Nationalversammlung verkündigte, von der Regierung abgelehnte Reichsverfassung als rechtsgültig und verbindlich anzuerkennen, wurde sie von der Regierung aufgelöst (27. April) und gleichzeitig ein neues Wahlgesetz verkündigt, welches anstatt des bisher frei und unbeschränkt geübten Wahlrechts das heute noch bestehende „Dreiklassensystem" einführte und das Wahlrecht der Staatsbürger nach einem bestimmten Verhältnis zu ihrer Steuerpflicht regelte.

Schon bei den nach diesem Gesetze neu ausgeschriebenen Wahlen für die Zweite Kammer gab sich eine gewisse Ermüdung des Volkes zu erkennen. Die Demokratie, welche mittels der Wahlen nach dem neuen Gesetze die Volksstimmung nicht zu ihrem wahren Ausdruck bringen zu können oder auch in der Minderheit zu bleiben fürchtete, begab sich größtenteils ihres Wahlrechts freiwillig; bei einem anderen Teil der Wähler überwog der Wunsch nach Ruhe

das politische Interesse in dem Grade, daß sie sich entweder gleichfalls der Wahlen enthielten, oder nur solche Männer wählten, von denen sie von vornherein annahmen, daß ihre Wahl der Regierung genehm sein würde. Die Hauptaufgabe für die neugewählte Zweite Kammer, welche darauf (am 7. August) in Berlin zusammentrat und wegen ihrer Zusammensetzung — zum großen Teil aus Regierungsbeamten — vom Volke spottweise die „Landratskammer“ genannt wurde, bestand in der Revision und endgültigen Feststellung der Staatsverfassung nach dem Regierungsentwurfe vom 5. Dezember 1848. Gestützt auf das konservative Element in den Kammern, begann der König jetzt einen seiner ältesten Gedanken auszuführen, die Bildung eines Herrenhauses, in welchem der alte, erbliche Grundbesitz, die größeren Städte und die Landesuniversitäten noch eine besondere Vertretung fanden, eine Einrichtung, welche in Zukunft noch hohe Wichtigkeit für den Staat erlangen sollte.

Nachdem die Revision durchaus im regierungsfreundlichen Sinne vollendet worden, auch die letzten Abänderungsvorschläge der Regierung und die Bestimmungen über die Bildung der Ersten Kammer oder des späteren „Herrenhauses“ Annahme gefunden hatten, wurde die Verfassung vom Könige nach den Beschlüssen der beiden Kammern endgültig festgestellt (31. Januar 1850) und demnächst feierlich beschworen (6. Februar 1850).

Der feierlichen Beeidigung ging ein Gottesdienst im Dom voran, welchem der König, der Prinz und die Prinzessin von Preußen, die übrigen Prinzen des königlichen Hauses, die Abgeordneten beider Kammern, die Minister und die höchsten Staatsbeamten beiwohnten.

Darauf versammelten sich die Mitglieder beider Kammern im Rittersaal des königlichen Schlosses. Um 11 Uhr eröffnete der Ministerpräsident Graf Brandenburg durch eine kurze Anrede die Verhandlung, dann meldeten die Mitglieder des Staatsministeriums dem Könige, daß alles zu der bevorstehenden feierlichen Handlung vorbereitet sei. Unter dem Vortritt des Staatsministeriums begab sich der König mit seinem Gefolge in Begleitung der Prinzen des königlichen Hauses nach dem Rittersaal und nahm auf dem Thronsessel Platz, neben welchem sich zur Rechten die königlichen Prinzen, zur Linken die Minister aufstellten. Vor dem Throne lag auf einem Tische die Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850.

Der König hielt darauf an die versammelten Abgeordneten beider Kammern folgende bedeutungsvolle Ansprache:

„Meine Herren!

„Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit. Was ich sagen werde, sind meine eigensten Worte; denn ich erscheine heute vor Ihnen wie nie zuvor und nie hernach. Ich bin hier, nicht um die angeborenen und ererbten heiligen Pflichten des königlichen Amtes zu üben (die hoch erhaben sind über dem Meinen und

Wollen der Parteien); vor allem nicht gedeckt durch die Verantwortlichkeit meiner höchsten Räte, sondern als ich selbst allein, als ein Mann von Ehre, der sein Teuerstes, sein Wort geben will, ein Ja, vollkräftig und bedächtig. Darum einiges zuvor. — Das Werk, dem ich heute meine Bestätigung aufdrücken will, ist entstanden in einem Jahre, welches die Treue werdender Geschlechter wohl mit Thränen, aber vergebens wünschen wird, aus unserer Geschichte hinauszuringen. In der Form, in der es Ihnen vorgelegt worden, ist es allerdings das Werk aufopfernder Treue von Männern, die diesen Thron gerettet haben, gegen die meine Dankbarkeit nur mit meinem Leben erlöschen wird; aber es wurde so in den Tagen, in welchen, im buchstäblichen Sinne des Wortes, das Dasein des Vaterlandes bedroht war. Es war das Werk des Augenblicks, und es trug den breiten Stempel seines Ursprungs. Die Frage ist gerechtfertigt, wie ich, bei solcher Betrachtung, diesem Werke die Sanktion geben könne? Dennoch will ich es, weil ich es kann, und daß ich es kann, verdanke ich Ihnen allein, meine Herren. Sie haben die bessernde Hand daran gelegt, Sie haben Bedenkliches daraus entfernt, Gutes hineingetragen und mir durch Ihre treffliche Arbeit und durch die Aufnahme meiner letzten Vorschläge ein Pfand gegeben, daß Sie die vor der Sanktion begonnene Arbeit der Vervollkommnung auch nachher nicht lassen wollen, und daß es unserem vereinten redlichen Streben auf verfassungsmäßigem Wege gelingen wird, es den Lebensbedingungen Preußens immer entsprechender zu machen. Ich darf dieses Werk bestätigen, weil ich es in Hoffnung kann. Das erkenne ich mit allerwärmstem Dank gegen Sie, meine Herren, und ich sprech' es gerührt und freudig aus, Sie haben den Dank des Vaterlandes verdient. Und so erklär' ich, Gott ist des Zeuge, daß mein Gelöbnis auf die Verfassung treu, wahrhaftig und ohne Rückhalt ist. Allein Leben und Segen der Verfassung, das fühlen Ihre und alle edeln Herzen im Lande, hängen von der Erfüllung unabweislicher Bedingungen ab.

„Sie, meine Herren, müssen mir helfen und die Landtage nach Ihnen, und die Treue meines Volkes muß mir helfen wider die, so die königlich verliehene Freiheit zum Deckel der Bosheit machen und dieselbe gegen ihren Urheber kehren, gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit; wider die, welche diese Urkunde gleichsam als Ersatz der göttlichen Vorsehung, unserer Geschichte und der alten heiligen Treue betrachten möchten; alle guten Kräfte im Lande müssen sich vereinigen in Unterthanentreue, in Ehrfurcht gegen das Königtum und diesen Thron, der auf den Siegen unserer Heere ruht, in Beobachtung der Gesetze, in wahrhaftiger Erfüllung des Huldigungseides, sowie des neuen Schwures „der Treue und des Gehorsams gegen den König und des gewissenhaften Haltens der Verfassung," mit einem Worte, seine Lebensbedingung ist die, daß mir das Regieren mit diesem Gesetz möglich gemacht werde —; denn in Preußen muß der König regieren, und ich regiere, nicht weil es also

mein Wohlgefallen ist — Gott weiß es! —, sondern weil es Gottes Ordnung ist; darum aber will ich auch regieren. — Ein freies Volk unter einem freien Könige, das war meine Losung seit zehn Jahren, das ist sie heute und soll es bleiben, solange ich atme.

„Ehe ich zur Handlung des Tages schreite, werde ich zwei Gelöbnisse vor Ihnen erneuern. Das gebietet mir der Blick auf die zehn verflossenen Jahre meiner Regierung.

„Zum ersten erneuere, wiederhole und bestätige ich feierlich und ausdrücklich die Gelöbnisse, die ich vor Gott und Menschen bei den Huldigungen zu Königsberg und hier geleistet habe. — Ja, ja! Das will ich, so Gott mir helfe!

„Zum zweiten erneuere, wiederhole und bestätige ich feierlich und ausdrücklich das heilige Gelöbnis, welches ich am 11. April 1847 ausgesprochen: „Mit meinem Hause dem Herrn zu dienen." — Ja, ja! Das will ich, so Gott mir helfe! — Dieses Gelöbnis steht über allen anderen, es muß in einem jeden anderen enthalten sein und alle anderen Gelöbnisse, sollen sie anders Wert haben, wie lauteres Lebenswasser durchströmen.

„Jetzt aber, und indem ich die Verfassungsurkunde kraft königlicher Machtvollkommenheit hiermit bestätige, gelobe ich feierlich, wahrhaftig und nachdrücklich vor Gott und Menschen, die Verfassung meines Landes fest und unverbrüchlich zu halten und in Übereinstimmung mit ihr und mit den Gesetzen zu regieren. — Ja, ja! Das will ich, so Gott mir helfe!

„Und nun befehle ich das bestätigte Gesetz in die Hände des Allmächtigen Gottes, dessen Walten in der Geschichte Preußens handgreiflich zu erkennen ist, auf daß Er aus diesem Menschenwerke ein Werkzeug des Heils mache für unser teures Vaterland, nämlich der Geltendmachung Seiner heiligen Rechte und Ordnungen! Also sei es!" —

Der Eidesleistung des Königs folgte die Vereidigung des Staatsministeriums, der Präsidenten und der anwesenden Mitglieder beider Kammern. Nachdem der Präsident der Ersten Kammer dem Könige den Dank des Landes für den Abschluß der Verfassung und deren Beeidigung ausgesprochen und der Präsident der Zweiten Kammer ein Hoch auf Se. Majestät ausgebracht hatte, verließ der König mit seinem Gefolge den Saal.

Der feierliche Akt war damit beendigt, der Übergang Preußens in die Reihe der Verfassungsstaaten eine unwiderrufliche Thatsache geworden. Aber dieser Übergang war nicht ohne Trübungen geblieben. Den Freunden des ursprünglichen Entwurfs war ihre Freude daran durch die Abänderungen und Streichungen bei der Revision schon etwas verleidet worden. Der König aber konnte nach den Erfahrungen der letzten Jahre die Besorgnis nicht unterdrücken, daß viele seiner Unterthanen die verkündigte Verfassung nicht als den Schlußstein einer zweijährigen Entwickelungsperiode, sondern als den Ausgangspunkt

betrachten würden, um ihn mit neuen Forderungen und zu neuen Zugeständnissen an die Revolution zu drängen. Er war aber entschlossen, vor der Revolution nicht einen Schritt mehr zurückzuweichen und eine Erweiterung der Volksrechte über die durch die Verfassung gezogene Linie hinaus keinesfalls zu dulden, damit ihm und seinen Nachfolgern das Regieren mit dieser Verfassung überhaupt möglich bleibe. Die Anschauungen des Königs über seinen Beruf und seine Stellung gegenüber der Revolution beherrschten von jetzt an die gesamte innere und äußere Regierungsthätigkeit des Königs.

Viel Schmerzliches hatte König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1850 erlebt und erfahren, teils, um jenen Bruch mit der Revolution — wie er meinte — vollständig und zur Wahrheit zu machen, teils, weil äußere, unüberwindliche Hindernisse sich der Durchführung seiner edeln und hochherzigen Pläne entgegenstellten. Dahin gehörten: die Preisgebung eines tüchtigen deutschen Volksstammes an den unnachsichtigen Gegner seiner Nationalität, die Zurückdrängung eines anderen, gesetzestreuen und tüchtigen Volksstammes unter ein unleidlich gewordenes Regiment, das Scheitern seiner deutschen Einheitsbestrebungen, der Rücktritt seines langjährigen Vertrauten und Gesinnungsgenossen von Radowitz, der Tod seines treuen Dieners, des Grafen Brandenburg; — auch ward er persönlich auf das nächste durch ein Ereignis betroffen, in welchem er die verderbliche Wirkung einer der göttlichen und menschlichen Ordnung abgewandten Zeitrichtung zu erkennen glaubte.

Am 22. Mai 1850 mittags, als der König auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin den Zug besteigen wollte, um nach Potsdam zu fahren, und im Begriff war, zu diesem Zweck aus dem Wartesalon, mit der Königin am Arm, die drei Stufen zum Perron hinunterzusteigen, sprang plötzlich aus der Volksmenge ein Mensch im Militärmantel vor, bis auf zwei Schritt Entfernung vom Könige und drückte aus dieser Nähe ein Pistol auf ihn ab. Der König blieb noch einen Augenblick stehen, dann strauchelte er und kam auf die zweite Stufe zu sitzen, erhob sich aber sogleich wieder mit Hilfe seines Flügeladjutanten und beruhigte mit seinem Zuruf die Königin, welche zurückgesunken und von ihren Damen auf das nächste Sofa geführt worden war. Indem der König auf den Eingang des Wartezimmers zuschritt, fühlte er, daß das Blut von seinem Arme in die Hand hinabrieselte. Die Kugel war zwei Zoll tief in das Fleisch des rechten Unterarms eingedrungen und sogleich aus der Wunde wieder herausgefallen. Die letztere wurde durch einen schnell herbeigerufenen Arzt verbunden und erwies sich glücklicherweise als nicht gefährlich. Um 1¾ Uhr fuhr der König, begleitet von seiner Gemahlin, auf welche er den verwundeten Arm lehnte, von dem Bahnhofe nach Charlottenburg zurück. Das in großer Menge zusammengeströmte Volk gab seiner Freude über die glückliche Rettung des Königs in stürmischen Hochrufen Ausdruck.

Der Mörder war ein früherer preußischer Artillerieunteroffizier mit Namen Max Joseph Sefeloge. Die That war mit großer Überlegung eingeleitet und ausgeführt worden. Als der Thäter ergriffen und zu Boden geworfen wurde, stieß er den Ruf aus: „Es lebe die Freiheit!" In den persönlichen Verhältnissen des Thäters waren Beweggründe zu der verbrecherischen That nicht zu erkennen. Ob der Plan zu derselben aus seinem eigenen, verworrenen Gehirn hervorgegangen, ob sie — wie vielfach angenommen wurde — im Zusammenhange mit politischen Umtrieben gestanden, ist nicht festzustellen gewesen. Daß Sefeloge nach langen und sorgfältigen Untersuchungen berühmter Ärzte für geisteskrank und unzurechnungsfähig erklärt wurde, beweist nichts; denn man hat Beispiele, daß diejenige Partei, welche den Fürstenmord als Mittel zur Erreichung politischer Zwecke billigt und anwendet, sich gerade solcher Personen als Werkzeuge bedient, welche als unzurechnungsfähig erscheinen. Eine geistige Verirrung bis zum Wahnsinn gehört ja immer dazu, um anzunehmen, daß durch die verbrecherische That eines Einzelnen ein Einfluß auf den Gang der Geschichte geübt werden könne.

König Friedrich Wilhelm erholte sich bald wieder von seiner Verwundung; aber der Eindruck der That auf sein Gemüt war nicht so bald verwischt. Die Folgen der Erschütterungen des Jahres 1850 äußerten sich auch noch in den späteren Lebens- und Regierungsjahren König Friedrich Wilhelms IV. —

Preußen in seinen Beziehungen zum Deutschen Bunde und zu den auswärtigen Mächten 1850—1860. Die Wendung, welche die Staatskunst Preußens bei Olmütz genommen hatte, übte ihre Rückwirkung auf seine Beziehungen zu sämtlichen Mächten, vor allen auf die deutschen Verhältnisse.

Der unter dem Vorsitz Österreichs wiederhergestellte Deutsche Bundestag trat alsbald seine traditionelle Aufgabe an, den reaktionären Maßnahmen der kleinstaatlichen Regierungen gegen die nationalen Bestrebungen Stütze und Anlehnung zu gewähren. Den Regierungen der kleinen Staaten war die Rolle, welche Preußen in den Bewegungsjahren gespielt hatte, noch im frischen Gedächtnis. Sie betrachteten den Bund als eine Versicherungsgesellschaft für die kleinstaatlichen Hoheitsrechte unter österreichischem Schilde gegen die Revolution und gegen die revolutionären Einheitsbestrebungen Preußens. Allerdings hatte der preußische leitende Minister von Manteuffel offen verkündigt, daß seine Regierung mit der Revolution brechen wolle, indessen man gedachte der bedeutungsvollen Worte von Radowitz', daß jede rückläufige Bewegung in der Geschichte nur eine scheinbare sei und ihre Bahn aus der Sonnenferne immer wieder zurücklenken müsse in die Sonnennähe. Österreich suchte aus seinem Präsidialrechte Ansprüche auf die Führung Deutschlands abzuleiten und fuhr fort, Preußen, welches diesen Ansprüchen entgegenstand, mit Hilfe des Bundestages zu bekämpfen, und die Regierungen der kleinen Staaten, deren Vertrauen in die Thatkraft Preußens oder vielmehr deren Besorgnis vor einer realen Machtentwickelung

dieses Staates unter dem Ministerium Manteuffel seit dem Vertrage von Olmütz bedeutend abgenommen hatte, folgten aus ehrfurchtsvoller Tradition oft gegen Neigung und Interesse ihrer Länder der österreichischen Führung. So konnte Österreich bei den meisten schwebenden Fragen auf eine kompakte Majorität am Bundestage und im letzten Augenblick auf die Nachgiebigkeit Preußens rechnen.

Es war eine glückliche Wahl König Friedrich Wilhelms IV., daß er zum Vertreter Preußens am Deutschen Bundestage einen Mann ersah, welcher, Trutz unter dem Hute, Treue im Herzen, den Mut hatte, vor dem auf dem hinfälligen Baugerüste des Deutschen Bundes übermütig aufgepflanzten österreichischen Geßlerhute bedeckten Hauptes vorüberzuschreiten, einen Mann, der in den parlamentarischen Kämpfen der jüngsten Zeit als tapferer Schildträger des Hohenzollernschen Königtums immer bedeutender hervorgetreten war: den Freiherrn Otto von Bismarck-Schönhausen.

„Ich habe nie gezweifelt," schrieb Herr von Bismarck in den ersten Tagen seiner Amtsführung in Frankfurt a. M., „daß sie alle mit Wasser kochen; aber eine solche nüchterne, einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Schickt den Schulzen X oder Herrn von Zarsky aus dem Chausseehause her; wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen."

In der That wurden in den Sitzungen des wiederhergestellten Bundestages nur die breiten Wassersuppen aus vormärzlicher Zeit wieder aufgewärmt. Es handelte sich um die Beseitigung der letzten Reste der sogenannten Märzerrungenschaften, die Aufhebung der in der Paulskirche beratenen „Grundrechte der Deutschen," die Beschränkungen des Vereinsrechts und der Presse. Der Deutsche Bund verpflichtete die Regierungen, die seit 1848 ins Leben getretenen staatlichen Einrichtungen und gesetzlichen Bestimmungen darauf zu prüfen, ob sie mit den Grundgesetzen des Bundes in Einklang ständen, und, wenn dies nicht der Fall, „diese notwendige Übereinstimmung herzustellen." Die kleinen Hoheiten suchten jetzt mit Hilfe des Bundes unter österreichischem Schutze jedes Titelchen und Sonderrecht wieder hervor, welches im Schiffbruch von 1848 abhanden gekommen war.

So bot sich der Bund insbesondere als das geeignete Organ zur Beilegung des kurhessischen Verfassungsstreits. Er wählte dazu den einfachsten und nächsten Weg, indem er die bereits seit 1831 bestehende Verfassung jetzt für bundeswidrig erklärte und den Kurfürsten anwies, dieselbe abzuändern, — eine Weisung, der dieser und sein Minister von Hassenpflug nur zu bereitwillig nachkamen. So trat an die Stelle der Verfassung von 1831 die octroyierte von 1852.

Die schleswig-holsteinische Angelegenheit hatte der Bund bereits durch seine früheren Beschlüsse und durch die Auslieferung der Herzogtümer an Dänemark vorläufig erledigt. Um auch über die Zukunft der Herzogtümer Abmachungen zu treffen, fanden Beratungen der Hauptmächte — Preußen, Öster-

reich, Dänemark, England, Rußland und Schweden — in London statt, deren Ergebnis das unheilvolle Londoner Protokoll war (8. Mai 1852). Durch diese Urkunde verpflichteten sich die genannten Mächte, den Prinzen Christian von Holstein-Sonderburg-Glücksburg als den berechtigten Erbfolger im ganzen Umfange Dänemarks, sowie der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg anzuerkennen. Die alte Ordnung, welche festsetzte, daß in den Herzogtümern lediglich der Mannsstamm des regierenden Fürstenhauses zur Erbfolge berechtigt sei, war damit umgangen und die Rücksicht für die Erhaltung der dänischen Gesamtstaaten unter einer Krone dem nationalen Interesse Deutschlands und der Herzogtümer vorangestellt worden. Der meistberechtigte Erbe, Herzog Christian August von Schleswig Holstein-Sonderburg-Augustenburg, ließ sich bereit finden, gegen eine Entschädigungssumme (von $2^1/_1$ Millionen Thaler) auf sein Erbrecht für sich und seine Nachkommen zu Gunsten der neuen Erbfolgeordnung zu verzichten. Mehrere deutsche Bundesstaaten — Kurhessen, Hannover, Sachsen und Württemberg — erklärten ihren Beitritt zu dem Londoner Protokoll, aber weder der Deutsche Bund in seiner Gesamtheit, noch die schleswig-holsteinschen Stände wurden zur Anerkennung der neuen Erbfolgeordnung aufgefordert.

Zwar hatte Dänemark in den Vorbedingungen für jenen Vertrag sich den deutschen Mächten gegenüber ausdrücklich verpflichtet, das Bundesrecht der deutschen Herzogtümer Holstein und Lauenburg, sowie die Rechte der deutschen Bevölkerung Schleswigs zu achten und weder eine Einverleibung des Herzogtums Schleswig in das Königreich Dänemark, noch irgendwelche darauf abzielende Schritte vorzunehmen; indessen die in Kopenhagen herrschende Partei der „Eiderdänen" kümmerte sich weder um die neuen Versprechungen, noch um das alte verbriefte und von jedem Könige bestätigte Recht der Lande Schleswig-Holstein, „up ewig ungedeelt tosamende" zu bleiben. Die dänische Regierung arbeitete heimlich und offen auf die Einverleibung Schleswigs hin. Der Deutsche Bund ließ sich in schleppende Verhandlungen mit Dänemark ein, welche aber um so weniger zu einem Ergebnis führen konnten, weil — wie der Vertreter Preußens am Bundestage bemerkte — „Österreich heimlich ein Freund der Dänen blieb."

Schon bald nach der Herstellung des Bundestages riefen die Ansprüche Österreichs in der Zollfrage Zerwürfnisse hervor. In dieser Richtung hatte Preußen seit Gründung des Zollvereins eine durchaus nationale und erfolgreiche Politik verfolgt, und wenn seine Stellung im Zollverein ihm auch keine reelle Macht verschaffte, so vertrat es doch in derselben die materiellen Interessen der mit ihm verbündeten Staaten. Dieser Einfluß wurde noch erweitert, als Preußen (7. September 1851) auch mit den bis dahin am Zollverein nicht beteiligten Staaten des sogenannten Steuervereins, Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Lippe-Schaumburg, eine Übereinkunft schloß, welche deren Ein-

tritt in den Zollverein vorbereitete. Österreich wünschte seinen Nebenbuhler auch auf diesem Gebiete zu überflügeln und wirkte auf die kleinen Staaten dahin, daß dieselben in die Verlängerung des Zollvereins nur unter der Bedingung zu willigen erklärten, daß auch Österreich in denselben aufgenommen würde. Auf eine solche Bedingung durfte Preußen sowohl im eigenen, als auch im deutschen Interesse nicht eingehen, nicht nur, weil damit die Machtstellung Preußens auch auf diesem Gebiete beeinträchtigt worden wäre, sondern weil der Eintritt Österreichs bei seinen zerrütteten Finanzen starke Schutzzölle nach sich geführt und den freien Handel Deutschlands gefährdet haben würde.

Die preußische Regierung blieb in der Zollfrage fest, und als die von Österreich beeinflußten Staaten sich überzeugten, daß Preußen eher den Zollverein opfern, als zum Eintritte Österreichs seine Zustimmung geben werde, versuchten sie nicht länger, ihren Widerstand gegen ihren eigenen Vorteil im alleinigen Interesse Österreichs auf die Spitze zu treiben. Nachdem Preußen mit Österreich einen Handelsvertrag unter gegenseitigen Zollerleichterungen abgeschlossen hatte, wurde der Zollverein mit den übrigen Staaten auf weitere zwölf Jahre verlängert (4. April 1853).

Der Wechsel der leitenden Personen in der österreichischen Regierung änderte an dem österreichischen System nichts. Fürst Schwarzenberg, der es noch bis an sein Ende bedauert haben soll, daß er Preußen den Vertrag von Olmütz zugestanden, anstatt seine Macht, die den Schwarzenbergschen Plänen entgegenstand, völlig zu brechen, starb 1853 (5. April) plötzlich am Schlagfluß. Sein Nachfolger, Graf Buol-Schauenstein, erbte zwar nicht den Geist, aber doch die Ziele des Fürsten Schwarzenberg. Immer mehr brach sich in preußischen Kreisen die Überzeugung Bahn, daß der Ausbruch eines ernsthaften Konflikts zwischen Preußen und Österreich mit der Zeit unvermeidlich sei, wenn Preußen nicht den Boden einer vielhundertjährigen ruhm- und thatenreichen Geschichte verlassen und zu einer untergeordneten Macht herabsinken wolle. Friedrich Wilhelm IV. aber nahm die Grundsätze der heiligen Allianz zur Richtschnur für sein Verhalten zu den auswärtigen Mächten. Er und sein Minister von Manteuffel suchten sorgfältig alles zu vermeiden, was zum Bruche mit Österreich hätte Veranlassung geben können. Er betrachtete auch jetzt noch das enge Zusammenhalten der drei Mächte Preußen, Österreich und Rußland als den Schlußstein des großen europäischen Staatengebäudes.

Eine neue Phase der europäischen Angelegenheiten trat ein, als die Wiedererhebung der revolutionären Tendenzen in Frankreich zu einer Erneuerung der kaiserlichen Gewalt führte und als Louis Napoleon, der Neffe Kaiser Napoleons I. und Sohn des ehemaligen Königs von Holland, nachdem er sich durch den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 der Herrschaft über Frankreich bemächtigt, kraft einer Volksabstimmung in Frankreich als Napoleon III. zum Kaiser der Fran-

zosen proklamiert wurde (2. Dezember 1852). Die Thronbesteigung Napoleons III. lief den Verträgen von 1814 und 15, durch welche die Napoleoniden ausdrücklich vom Thron ausgeschlossen waren, geradezu entgegen, und wenn auch der neue Kaiser die Gemüter durch die Phrase: «l'empire c'est la paix,» — die vom Volke bald in ihr Gegenteil verkehrt wurde: «l'empire c'est l'épée,» — zu beruhigen suchte, so wußte doch die Welt, wessen sie sich von dem Urheber der revolutionären Attentate von Straßburg und Boulogne, sowie des despotischen Staatsstreichs vom 2. Dezember 1851 zu versehen hatte. Friedrich Wilhelm IV. war scharfblickend genug, um in dem neuen Emporkömmling der Revolution von Anbeginn den revolutionären Störenfried Europas, den Vernichter der bestehenden Verträge und das größte Hindernis der Einigung Deutschlands zu erblicken, und wenn die Mächte der heiligen Allianz in der That noch zusammenhielten, dann war zu erwarten, daß sie sich jetzt zu gemeinsamen Schritten vereinigen und dem Napoleoniden die Anerkennung versagen würden. Dies war es auch, was Friedrich Wilhelm IV. wollte; aber an den Höfen von Wien, St. Petersburg und London dachte man anders. England war mißtrauisch gegen Napoleon; aber das britische Kabinett (Lord Palmerston) wurde mehr von seiner Abneigung gegen das Haus Orleans und von seiner feindseligen Stimmung gegen Rußland bestimmt, als von dem Mißtrauen gegen Napoleon; Kaiser Nikolaus sah in dem neuen Kaiser der Franzosen nicht mehr als einen verwegenen Abenteurer, den man nicht zu fürchten habe, dem man vielmehr Dank schuldig sei, weil er die Revolution in Frankreich zum Abschluß gebracht habe; er übersah, daß er sie nicht besiegt, sondern nur einen Bund mit der Revolution geschlossen hatte; Österreich neigte schon deshalb zur Anerkennung, weil Preußen das Gegenteil wollte; Preußen wäre mit seiner Verweigerung der Anerkennung isoliert geblieben. So wurde das neue Kaiserreich Napoleons III. von allen Mächten anerkannt, zuerst von England, dann von Österreich, Preußen, dem Deutschen Bunde und endlich auch von Rußland. Für Friedrich Wilhelm IV. aber war es ein neuer Schmerz, daß er die Verträge, auf welchen die Staatenordnung Europas beruhte, von den Mächten, die an erster Stelle zu ihren Bürgen berufen waren, verlassen sah. Bald sollte sich auch zeigen, daß Friedrich Wilhelm IV. richtig vorausgesehen und daß der Kaiser der Franzosen mit dem Namen auch die Politik seines Oheims geerbt habe.

Die nächste Veranlassung, um bedeutsam in die Politik der europäischen Großmächte einzugreifen, bot dem Kaiser Napoleon das Vorgehen Rußlands im Orient. Kaiser Nikolaus trat mit dem Plane hervor, den Halbmond aus Konstantinopel verschwinden zu lassen und die russische Herrschaft am Bosporus zu begründen. Der außerordentliche Gesandte des Kaisers, Admiral Fürst Menschikow, erschien (am 2. März 1853) in einer, im diplomatischen Verkehr ungewohnten Weise — wie man sagt, im Paletot und mit bestaubten

Stiefeln — in der feierlichen Sitzung des Diwan und forderte im Namen seines Kaisers in übermütigem Tone die Überlassung der Schutzhoheit über die sämtlichen griechisch-katholischen Christen in der Türkei — ca. 12 Millionen — an Rußland. Vergebens erklärte der Sultan, die bisherigen Rechte dieser Christen von neuem bestätigen und erweitern zu wollen, vergebens erließ er zu diesem Zwecke einen großherrlichen „Ferman" (4. Juni), — Kaiser Nikolaus bestand auf einem völkerrechtlichen Vertrage („Sened"), welcher den Beherrschern Rußlands das Recht geben sollte, jederzeit nach Belieben sich in die innere Verwaltung und Gesetzgebung des türkischen Reiches einzumischen.

Dieses eigenmächtige Vorgehen Rußlands erregte die öffentliche Meinung in fast sämtlichen europäischen Staaten. Man fürchtete ein weiteres Vorrücken des übermächtigen russischen Einflusses in das Abendland und hielt den Augenblick gekommen, um demselben eine Grenze zu setzen. Kaiser Napoleon wußte geschickt sich dieser vorherrschenden Stimmung zu bemächtigen. Indem er sich zum Vorkämpfer der Civilisation in Europa und zum Beschützer des europäischen Gleichgewichts gegen das gewaltsame Vorgehen Rußlands aufwarf, wußte er zugleich der öffentlichen Meinung zu schmeicheln und das Vertrauen der Höfe zu gewinnen. Durch einen glücklichen Krieg, welcher der französischen Ruhmbegier Befriedigung gewährte, dachte er seinen Kaiserthron zu befestigen und sich an der Macht zu rächen, welche schon das Streben seines Oheims nach der Weltherrschaft hatte scheitern machen. Es gelang dem Kaiser Napoleon, England, welches mit Eifersucht das Vordringen der russischen Herrschaft in Asien beobachtete und für seine Besitzungen in Ostindien Sorge trug, auf seine Seite und in seine Bundesgenossenschaft zu ziehen. Im Vertrauen auf den Beistand der Westmächte, Frankreich und England, verharrte die Pforte um so nachdrücklicher bei ihrem Widerstande gegen die russischen Forderungen, auch als Rußland drohte, die Donaufürstentümer als Pfand für die Erfüllung seiner Forderungen zu besetzen.

Am 2. Juli überschritten die Russen den Pruth und rückten in die Donaufürstentümer ein. Nach einer vergeblichen Aufforderung, dieselben zu räumen, erklärte die Pforte an Rußland den Krieg (4. Oktober). Am 12. März 1854 erfolgte der Abschluß des Bündnisses zwischen der Türkei und den Westmächten, am 28. März die Kriegserklärung der letzteren an Rußland.

Die Stellung der beiden Hauptmächte Deutschlands zu der orientalischen Frage war eine sehr verschiedene. Österreich wünschte den ihm günstigen Augenblick zu benutzen, um seinen Einfluß an der unteren Donau über den russischen zu erheben. Rücksichten der Dankbarkeit für den ihm von Rußland gegen Ungarn geleisteten Beistand würden das Wiener Kabinett nicht abgehalten haben, sich dem Bündnis der Westmächte anzuschließen; vielmehr äußerte sich Fürst Schwarzenberg mit cynischer Offenherzigkeit: „Ich werde die Welt durch meinen Undank in Erstaunen versetzen." Jedoch wünschte Österreich zuerst, seinen

Rücken durch Preußen gedeckt zu sehen und sich die Gewißheit zu verschaffen, daß nicht Preußen, während Österreich sich immer tiefer in die orientalische Angelegenheit verstrickte, seine alten Pläne in Deutschland wieder aufnähme.

Preußen sah seine und Deutschlands Interessen durch das Vorgehen Rußlands im Orient nicht unmittelbar bedroht und konnte für sich weder eine Veranlassung zum Kriege gegen Rußland, noch einen Vorteil aus der Teilnahme an einem solchen erkennen. Die öffentliche Meinung in Preußen hatte die Rolle nicht vergessen, welche der Zar in den Bewegungsjahren als offener Gegner der deutschen Fortschrittsbestrebungen und als Schiedsrichter in dem österreichisch-preußischen Konflikte (1850) gespielt hatte; sie sah mit Besorgnis, welchen mächtigen Einfluß der Zar als Schwager auf den König Friedrich Wilhelm IV. übte, und hielt den Augenblick für Deutschland gekommen, um sich von der Vormundschaft des Zaren loszusagen und den übermächtigen Einfluß Rußlands als europäische Großmacht zu brechen; ja, einer der höchsten Diener der Krone, der damalige preußische Kriegsminister General von Bonin, ging so weit, ein etwaiges Zusammengehen Preußens mit Rußland unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit einem „Vatermorde" zu vergleichen.

Vieles hing von der Entscheidung des Königs von Preußen ab. Eine Neutralität zwischen den kriegführenden Mächten schien für Preußen bei seiner geographischen Lage kaum aufrecht zu erhalten und sein Ansehen noch tiefer zu schädigen, eine Parteinahme für eine oder die andere der beiden kriegführenden Parteien aber drohte, den Krieg, der bis jetzt sich noch auf die Balkanhalbinsel beschränkte, sogleich zu einem allgemeinen zu erweitern, da auch Österreich nur auf den Entschluß Preußens wartete, um den Krieg gegen Rußland zu eröffnen.

Sowohl von russischer, als von westmächtlicher Seite wurden die größten Anstrengungen gemacht, um den König von Preußen für sich zu gewinnen. König Friedrich Wilhelm IV. empfand sehr wohl die fast beleidigende Weise, in welcher sein Schwager, der Kaiser Nikolaus, gleichsam wie sein Oberlehnsherr, ein Übergewicht über Preußen geltend zu machen suchte und auch jetzt sich um sein Bündnis bewarb. Aber Friedrich Wilhelm IV. dachte zu groß, um sich in seinen politischen Entschließungen und Handlungen durch persönliche Rücksichten bestimmen zu lassen. Für ihn war der oberste Gesichtspunkt zur Beurteilung der orientalischen Frage die Lage seiner christlichen Glaubensgenossen in der Türkei, für welche auch er die volle Gleichberechtigung mit den Bekennern des Islam anstrebte. Aber er fand das eigenmächtige Vorgehen Rußlands gegen die Türkei unberechtigt und war trotz aller persönlichen Freundschaft für den Kaiser Nikolaus nicht geneigt, diesem das Recht einer einseitigen Schutzhoheit über die griechischen Christen zuzugestehen. Vielmehr hoffte der König in der gemeinschaftlichen Übernahme einer Bürgschaft für die Rechte der in der Türkei wohnenden Christen durch die sämtlichen europäischen Großmächte die Grundlage für die Erhaltung

des Friedens zu finden, um so mehr, da auch die Pforte sich geneigt zeigte, auf solcher Grundlage in Unterhandlungen zu treten, da sie „Europa wohl gewähren könne, was sie Rußland allein verweigern müsse.“ — „Gott segne die Türken für dieses Wort,“ schrieb der erfreute friedliche König an seinen Vertrauten Bunsen, den preußischen Gesandten in London. Die friedlichen Bemühungen des Königs wurden jedoch durch den zweiten Gewaltschritt Rußlands, den Einmarsch der russischen Truppen in die Donaufürstentümer, vereitelt.

Eine Zeit lang erhielt nun in der That die Kriegspartei, der auch der Prinz von Preußen angehörte, das Übergewicht in der preußischen Regierung. Noch vor Ablauf des Jahres 1853 erschien ein preußischer Staatsmann in außerordentlicher Sendung in London, um über den Abschluß eines Bündnisses Verhandlungen einzuleiten. Da Preußen an der orientalischen Frage nicht unmittelbar beteiligt war, so forderte es als Vorbedingungen für seine Teilnahme an einem Kriege, der bei der geographischen Lage Preußens für dieses besonders gefährlich war, erstens, daß die Westmächte die volle Unverletzlichkeit Deutschlands verbürgten und daß kein französischer Soldat den deutschen Boden betreten sollte, zweitens, daß Preußen freie Hand gelassen würde, um seinen alten Plan, betreffend die Gründung eines deutschen Bundesstaates, zu verwirklichen. Die zögernde Haltung des englischen Kabinetts machte auch diese Unterhandlungen scheitern. Was endlich den Ausschlag für die letzte Entscheidung des Königs gab, war die Erinnerung an die Überlieferungen der heiligen Allianz und an die alte Waffenbrüderschaft Rußlands, sowie an die alte Selbstsucht Englands, von welcher Preußen im Laufe seiner Entwickelung nur zuviel Proben schon erhalten hatte, und die Abneigung des Königs gegen den Neffen des ersten Napoleon, den Verbündeten der Revolution und den geschworenen Feind der Verträge von 1814 und 1815. Bunsen, welcher für das Zustandekommen des englisch-preußischen Bündnisses einen zu großen Eifer entwickelt hatte, wurde von seinem Gesandtschaftsposten abberufen; ebenso schied der General von Bonin aus dem Kriegsministerium.

Der König war entschlossen, in dem ausgebrochenen Kriege eine ehrliche und gewissenhafte Neutralität für Preußen zu beobachten. Die schwierige Lage Preußens und Deutschlands zwischen den kriegführenden Mächten führte später jedoch eine Annäherung der beiden Hauptmächte Deutschlands herbei. Am 20. April 1854 wurde zwischen Preußen und Österreich ein Vertrag geschlossen, demzufolge beide Mächte die Rechte und Interessen Deutschlands gegen alle und jede Beeinträchtigung schützen und jeden, auch gegen das außerdeutsche Gebiet der einen Macht gerichteten Angriff wie gegen das eigene Gebiet gerichtet ansehen zu wollen sich verpflichteten. Die deutschen Bundesstaaten wurden eingeladen, dem Bündnis beizutreten.

Bald zeigte sich, wie verschieden die beiden Großmächte den Vertrag auf-

faßten. Während Österreich die Spitze desselben allein gegen Rußland gerichtet wissen und mittels desselben Preußen in seine aggressive Politik für österreichische Interessen verflechten wollte, war Preußen bestrebt, die Grenzen des Kriegsschauplatzes zu beschränken und den Krieg vom deutschen Gebiete fernzuhalten; es glaubte, gegen die Gefahr eines russischen Übergewichts in Europa erst dann zur Abwehr schreiten zu sollen, wenn die russischen Heere den Balkan überstiegen und Konstantinopel bedrohten. Österreich, welches seine linke Flanke durch das Bündnis mit Preußen gedeckt sah, schloß insgeheim einen Vertrag mit der Türkei (14. Juni), durch welchen es sich verpflichtete, die Donaufürstentümer mit seinen Truppen zu besetzen und die Russen nötigenfalls mit Gewalt aus denselben zu vertreiben. Der österreichische Ministerpräsident Graf Buol benachrichtigte demnächst die sämtlichen deutschen Regierungen, mit Ausnahme der preußischen, daß Österreich am Bunde, welcher inzwischen dem preußisch-österreichischen Vertrage vom 20. April beigetreten war, den Antrag auf Kriegsbereitschaft der halben Kontingente stellen werde, und forderte sie auf, demselben ihre Zustimmung zu geben. Trotz diesem hinterhaltigen Verfahren Österreichs hielt die preußische Regierung um des Friedens willen an dem Bündnis mit Österreich fest, der Bund begnügte sich mit einigen vorbereitenden kriegerischen Maßregeln. Zu einer offenen Teilnahme Österreichs am Kriege sollte es nicht mehr kommen. Preußen war es, welches der österreichischen Kriegslust den Zaum anlegte und damit vielleicht von Deutschland das schwere Unglück abwandte, der Schauplatz eines Krieges zu werden, an welchem deutsche Interessen nicht beteiligt waren. Als Österreich zur Teilnahme am Kriege entschlossen schien, da war der entscheidende Schlag bei Sebastopol gefallen, der Machthaber an der Seine hatte der französischen Gloire genug gethan, und unter dem Eindrucke der erschütternden Schläge an der Alma und bei Inkerman, sowie der feindseligen Haltung Österreichs war das eiserne Herz des Zaren Nikolaus gebrochen. Mit seinem Tode (2. März 1855) war das Band gelöst, welches vier Jahrzehnte hindurch die Fürsten der östlichen Mächte unter der Obhut Rußlands zu gemeinschaftlichem Handeln in ihrer auswärtigen und inneren Politik verbunden hatte. Kaiser Alexander II. wußte sich frei von den Überlieferungen der heiligen Allianz.

Ende Februar 1856 begannen die Friedenskonferenzen in Paris. Am 30. März wurde der Friedensvertrag unterzeichnet, in welchem Rußland sich verpflichtete, der Schutzhoheit über die griechischen Christen, sowie über die Donaufürstentümer zu entsagen, im Schwarzen Meere nur eine bestimmte Zahl von Kriegsschiffen zu halten und Sebastopol nicht als Kriegshafen wieder herzustellen. Die Donauschiffahrt wurde freigegeben, die Unabhängigkeit der Türkei anerkannt, ebenso die Gleichberechtigung der in der Türkei wohnenden Christen mit den übrigen Unterthanen ausgesprochen und das Schicksal der ersteren unter den Schutz der europäischen Mächte gestellt.

Preußen hatte an dem Kriege keinen Teil genommen, um so lebhafter war König Friedrich Wilhelm IV. für das Zustandekommen des Friedens bemüht. Er schrieb an A. von Reumont aus Schloß Bellevue (7. Januar): „Gott wolle Ihnen das neue Jahr tausendfach segnen und uns den Frieden bringen! Ich thue dazu, was ich kann, und hab schon zweimal darüber an den russischen Kaiser geschrieben, den letzten Brief noch gestern, weil ich den ersten nicht warm, nicht eindringlich genug, nicht hinlänglich seine terrible responsabilité hervorhebend gefunden hatte, obgleich doch schon wenigstens 25 Grad Wärme (Réaumur) darin waren. Jetzt habe ich die Hitze bis über Blutwärme gesteigert, dennoch peinigt mich die Angst, daß die Präliminarvorschläge zu künstlich auf Nichtannahme berechnet sind. Ich gestehe, daß ich allein auf die wirkliche Friedensliebe des französischen Kaisers meine Hoffnung setze. Ich sehe schwarz in die Zukunft, wenn ich einen Moment meine starke Zuversicht auf Gott den Herrn unberücksichtigt lasse." — —

Die Hoffnung auf die Friedensliebe Napoleons III. war nicht unbegründet; denn auch Napoleon hatte erreicht, was für den Augenblick für ihn zu erreichen war. Er hatte Rußland gedemütigt und England sein Übergewicht fühlen lassen. Durch einen schnellen Friedensabschluß konnte er nur sein Ansehen bei den Mächten Europas befestigen.

Preußen wurde erst im letzten Augenblicke zur Teilnahme an den Friedenskonferenzen eingeladen. „In Betracht," heißt es in dem Friedensvertrage, „daß in europäischem Interesse Se. Majestät der König von Preußen als Unterzeichner des Vertrages vom 13. Juli 1841 zur Teilnahme an den neu zu fassenden Bestimmungen berufen werden mußte, und in Würdigung des Wertes, welchen die Zustimmung desselben einem allgemeinen Friedenswerke noch gewähren würde, haben die kontrahierenden Mächte beschlossen, Se. Majestät zur Sendung von Bevollmächtigten zum Kongresse einzuladen."

Preußens Haltung während des orientalischen Krieges ist vielfach getadelt worden, und eine fortgesetzte Neutralitätspolitik kann ja niemals zur Stärkung des Ansehens einer Großmacht beitragen. Dennoch hat die Nachwelt anerkennen müssen, daß sie das Richtigste war, was Friedrich Wilhelm IV. unter den vorwaltenden Verhältnissen thun konnte. „Die Politik des Königs" — sagt L. von Ranke — „entsprang aus keinerlei Art von Berechnung; sie wurde ihm nur von dem Gedanken eingegeben, das Rechte zu thun und nach seinem besten Wissen, sowohl in Bezug auf die europäischen Mächte, als in Bezug auf die christlichen Glaubensgenossen in der Türkei. Es ist selten vorgekommen, daß ein so reines, gewissenhaftes Verfahren doch nachderhand die größten politischen Vorteile herbeigeführt hat." — — Gerade die viel getadelte neutrale Haltung Friedrich Wilhelms IV. während des orientalischen Krieges hat große Erfolge Preußens für die Zukunft unter seinem Nachfolger angebahnt. Die

Sprengung der heiligen Allianz, der Undank Österreichs gegen Rußland, die aufrichtige Neutralität Preußens, die fortdauernde Ohnmacht des Deutschen Bundes — das alles waren Momente, mit welchen die preußische Staatskunst in der Zukunft zu rechnen hatte. —

In die letzten Regierungsjahre König Friedrich Wilhelms IV. fiel noch eine andere politische Verwickelung, welche ein fern gelegenes Ländchen der preußischen Krone betraf, nämlich das Ländchen Neuenburg in der Schweiz, welches im Jahre 1707 aus der oranischen Erbschaft dem Hohenzollernschen Hause zugefallen war.* Das Land hatte seitdem durch anderthalb Jahrhunderte mit Unterbrechung der Napoleonischen Zeit (1806—1815) dauernd unter Hohenzollernschem Scepter gestanden. Napoleon hatte dasselbe 1806 seinem Marschall Berthier als Fürstentum gegeben, welcher in Bamberg seinem Leben durch einen freiwilligen Sturz aus dem Fenster ein Ende machte. Auf dem Wiener Kongreß nahm Preußen das Ländchen zurück; jedoch willigte König Friedrich Wilhelm III. unter Vorbehalt der sämtlichen Rechte seines Hauses darein, daß Neuenburg als 22. Kanton dem Bunde der Schweizer Eidgenossenschaft beitrat. In diesem doppelten Verhältnis Neuenburgs zugleich als Land der preußischen Krone und als Schweizer Kanton genoß die Bevölkerung Neuenburgs lange Jahre hindurch ungestörte Ruhe, so daß Friedrich Wilhelm IV. noch bei der Erbhuldigung, die er im Jahre 1842 auf dem alten Schlosse Neuchatel persönlich entgegennahm, sagen konnte: „Gott erhalte Ihnen Ihre Sitteneinfalt, Ihre alten und guten Institutionen und Freiheiten und vor allem Ihre goldenen Herzen, welche Sie auszeichnen!“ Unter der Nachwirkung der revolutionären Bewegung in der Schweiz, durch welche sämtliche Kantone der aus der Revolution hervorgegangenen Bundescentralgewalt unmittelbar unterworfen wurden, wußte die revolutionäre Partei auch in Neuenburg die rechtmäßige Herrschaft des Landesfürsten zu beseitigen (1847). König Friedrich Wilhelm IV. hatte gegen die Losreißung Neuenburgs von der rechtmäßigen Herrschaft feierlich Verwahrung eingelegt, jedoch nicht sein Recht mit den Waffen geltend machen wollen, obgleich 1849, bei der Bekämpfung des Aufstandes in Baden, die preußischen Fahnen bis an den Bodensee getragen wurden. Die unzweifelhaften Rechte Preußens auf Neuenburg waren indessen sowohl 1852 in London, als bei den Pariser Friedenskonferenzen 1856 von sämtlichen Großmächten ausdrücklich anerkannt worden. Preußen hatte in Neuenburg sowohl unter den altadligen Familien, den Grafen Pourtales, de Meuron, Wesdehlen u. s. w., wie unter der Bürgerschaft noch viele Anhänger, und diese erhoben im September 1856 auf eigene Hand, aber im Vertrauen auf den Beistand Preußens, das Banner der rechtmäßigen Fürsten. Sie bemächtigten

* Siehe Bd. I. S. 327.

sich unter Anführung des Grafen Friedrich von Pourtales und des Oberstlieutenants de Meuron des Schlosses, nahmen die Mitglieder der Regierung gefangen und pflanzten die Hohenzollernsche Fahne auf dem Schlosse auf. Aber die royalistische Erhebung wurde von der Schweiz bald gewaltsam unterdrückt, die Urheber wurden gefangen gesetzt und sollten als Rebellen verurteilt werden. Das konnte Friedrich Wilhelm IV. bei aller Friedensliebe sich nicht bieten lassen; auf den Besitz des Ländchens hätte er vielleicht wenig Wert gelegt, Preußen war auch ohne Neuenburg groß und mächtig genug; aber die Vorkämpfer seiner Rechte, seine Getreuen in Neuenburg, mochte er nicht im Stiche lassen, nicht dulden, daß die Männer, welche kein anderer Vorwurf traf, als daß sie mit „zu großer Treue“ an dem alten Regimente gehalten hatten, jetzt von den revolutionären Machthabern gerichtet würden. Er forderte mit Entschiedenheit die Freilassung der Gefangenen und die Anerkennung seines klaren Rechtes auf Neuenburg als Vorbedingungen zu allen Unterhandlungen, und er rüstete sich, seinen gerechten Forderungen nötigenfalls mit den Waffen Nachdruck zu geben. Den Königstreuen in Neuenburg wurde von ihren Gesinnungsgenossen in Preußen Unterstützung und Aufmunterung zu teil:

„Ja, werft Euch in die Buchten
Am Neuenburger See
Und macht die Juraschluchten
Zur preußischen Vendee.

Verjagt die gier'gen Raben
Von Friedrichs Erbe schnell, —
Wir wollen wieder haben
Das Recht in Neuchatel!“ —

Auch in der Schweiz war große Aufregung. General Dufour, der Besieger des Sonderbundes, besetzte die Schweizer Grenze mit Truppen; man rüstete sich, dem Hause Hohenzollern einen Tag von Morgarten und Sempach zu bereiten. Die preußische Regierung trat in Unterhandlungen mit den süddeutschen Regierungen wegen des Durchmarsches von Truppen nach der Schweiz —, da geschah das Unerwartete: Österreich bestritt Preußen das Recht, einseitig gegen die Schweiz vorzugehen, und wollte auch diese Angelegenheit vor das Forum des Bundes gebracht sehen; gleichzeitig bestimmte es die süddeutschen Staaten am Bunde, Preußen den Durchzug für seine Truppen zu verweigern. Mit schwerem Herzen entschloß sich der König, die Vermittelung des Kaisers Napoleon anzurufen, der sich willfähriger zeigte als die verbündete Großmacht und ein leidliches Abkommen zuwege brachte (27. Mai 1857). Die Gefangenen erhielten ihre Freiheit, und der König verzichtete auf seine Hoheitsrechte über Neuenburg.

Es war dies die letzte bittere Erfahrung, welche König Friedrich Wilhelm IV. in der Politik machte, aber nicht die am wenigsten schmerzliche. Noch in der schweren Krankheit, die ihn bald darauf (Oktober 1857) befiel und nicht mehr verließ, dachte er an seine Neuenburger, und als seine Erinnerungen schon sehr zu verblassen angefangen hatten, erwiderte er einmal auf den Vorschlag,

sich nach dem sogenannten „Schweizerhäuschen“ im Park von Sanssouci fahren zu lassen: „Ja, ja, nach Neuenburg!“ —

Aber auch zwei Gebietserwerbungen unter Friedrich Wilhelm IV. aus früherer Zeit haben wir nachzutragen, durch welche der Verlust von Neuenburg aufgewogen wurde. Beide waren zwar von geringem Umfange, aber doch bedeutungsvoll für das Haus Hohenzollern und für Preußens Zukunft.

Im Schwabenlande hatte die Wiege des mächtigen Geschlechts gestanden, welches von der Vorsehung berufen war, den preußischen Königsthron und dereinst den deutschen Kaiserthron zu besteigen. Mit den Grafen von Zollern war die Burggrafenwürde von Nürnberg verbunden. Auch in Franken hatten dieselben die Markgrafschaften Ansbach und Baireuth erworben. Später (1227) teilte sich das Haus in die beiden Linien, die fränkische, aus welcher die Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen, und die schwäbische, aus welcher die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und von Hohenzollern-Sigmaringen stammten.* Beide Linien gingen in der Folgezeit noch weiter auseinander. Dann führte die 1695 zu Nürnberg errichtete und vom Kaiser bestätigte Erbverbrüderung (Pactum gentilitium et successorium) zwischen dem kurfürstlichen Hause Brandenburg und dem fürstlichen und gräflichen Hause Hohenzollern wieder eine engere Befreundung der beiden Hauptzweige herbei. Diese Erbverbrüderung setzte fest, daß der Kurfürst von Brandenburg als gemeinschaftliches Oberhaupt anerkannt und für den Fall des Aussterbens sämtlicher Linien der Fürsten und Grafen von Hohenzollern, ohne Hinterlassung rechtmäßiger Erben, das Erbe sämtlicher Herrschaften und Besitzungen derselben antreten sollte.

Am 24. Januar 1821 wurde der König von Preußen durch das Sigmaringische Familienstatut, dem auch der Fürst von Hohenzollern-Hechingen beigetreten, aufs neue als Haupt des Gesamthauses Hohenzollern bestätigt. Die alten Erbverträge von 1575, 1695 und 1707 wurden dabei zu Grunde gelegt und erneuert. Der neue Vertrag von 1821 stellte fest, daß beim Abgange einer der fürstlichen Linien deren Lande an die überlebende, beim Abgange beider ihre Lande an das Haus Brandenburg übergehen sollten und zwar nach dem Rechte der Erstgeburt mit gänzlicher Ausschließung der weiblichen Nachkommenschaft, solange der Mannsstamm besteht.

Die beiden fürstlichen Familien hatten während der Stürme des Jahres 1848 viel Herzeleid in ihrer Regierung erfahren und entschlossen sich allein aus Rücksicht für die Wohlfahrt ihrer Lande, dieselben schon jetzt der Obhut und Regierung des erhabenen Hauptes ihres Hauses zu übergeben. Dies geschah mittels eines Vertrages vom 7. Dezember 1849. Einige Monate darauf verlieh der König den beiden Fürsten von Hohenzollern und ihren Nachkommen

---

* Siehe Bd. I. S. 1 u. ff.

die Rechte nachgeborener Prinzen des preußischen Königshauses mit dem Titel „Hoheit.“ Am 28. April 1850 fand die förmliche Besitzergreifung von den Hohenzollernschen Fürstentümern durch Preußen statt.

Der Preußische Staat gewann damit nur einen Gebietszuwachs von ca. zwanzig Quadratmeilen mit 60000 Einwohnern. Die Erwerbung wurde vom Volke freudig begrüßt, weil durch sie die Vereinigung des preußischen Staatsgebietes mit dem Stammlande seines Königshauses bewirkt wurde. Auch wurde dadurch die unmittelbare Beziehung Preußens mit dem oberen Deutschland, welche seit dem Verlust der fränkischen Fürstentümer an Bayern unterbrochen war, hergestellt. Österreich und die süddeutschen Königreiche sahen damals freilich mit argwöhnischen Blicken die preußischen Pickelhauben nun in unmittelbarer, unheimlicher Nähe.

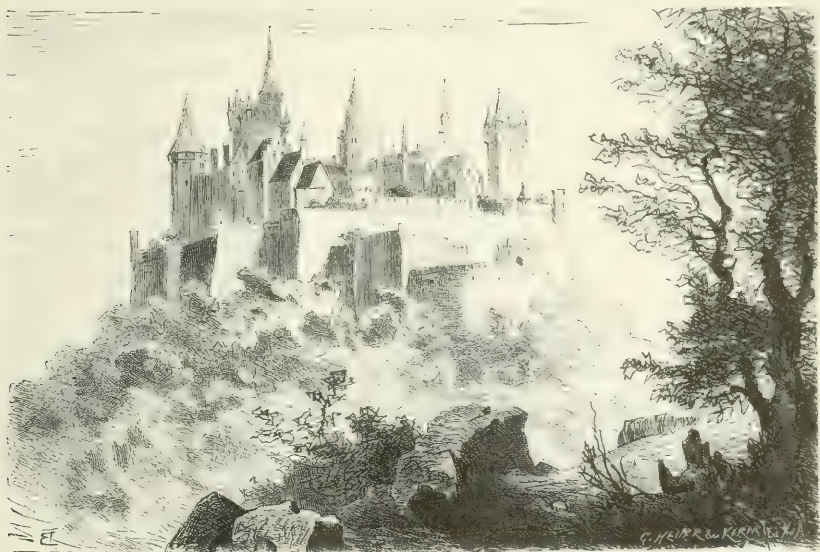
Die Zeitverhältnisse gestatteten dem Könige erst später, auf der alten Stammburg seines Hauses die Erbhuldigung seiner neuen Unterthanen schwäbischen Stammes entgegenzunehmen. Am 21. August 1851 kam der König zu diesem Zwecke nach Hohenzollern, von Stadt und Land mit lautem Jubel begrüßt. In tausend Transparenten leuchtete am Abend in der festlich geschmückten Hauptstadt Hechingen der Willkommensgruß: „Gut Zollern alleweg — vom Fels zum Meer!“ — Ueber dem Portale der katholischen Kirche las man den Spruch: „In Gottes Hand steht die Herrschaft über ein Land, Er erwecket ihm zu rechter Zeit einen tüchtigen Regenten.“

Am 23. August morgens 10 Uhr begab sich der König in Begleitung seines Bruders, des Prinzen von Preußen, und des gesamten Gefolges, sämtlich zu Pferde, auf den Zollernberg. Kanonenschüsse verkündeten seine Ankunft auf dem Burgplatze; hier stieg der König vom Pferde und bestieg den daselbst errichteten Thron. Zu seiner Rechten auf den Stufen des Thrones stand der Prinz von Preußen, zu seiner Linken die fürstlichen Standesherren, weiterhin auf dem abgegrenzten Raume vor dem Throne die Geistlichkeit, die hohen Beamten und die Landesdeputierten.

Dort stand der sechste von den Hohenzollernkönigen, welche die Krone Preußens getragen, an derselben Stätte, von der mancher seiner erhabenen Vorfahren ausgezogen zu Kampf, Ruhm und Sieg, von wo der Hohenzollernsche Adler seinen Sonnenflug begonnen vom „Fels zum Meer.“ Seine Augen ruhten auf der freundlichen Landschaft, auf den Kuppen und Hügeln der Schwäbischen Alp, deren Thäler sich nach dem breiten Thale des an ihrem Fuße dahinrollenden blauen Donaustroms öffnen; er blickte hinüber nach dem jetzt kahlen Bergkegel des hohen Staufen, dessen Gipfel einst die Stammburg des mächtigsten deutschen Kaisergeschlechts trug; er sah herab auf das treuherzige, biedere Volk, das aus allen Städten und Dörfern des Landes herbeigeströmt war, um ihm, als seinem neuen Herrn und Könige, zu huldigen. Dann begann er:

„Es drängt mich, meine lieben Freunde, ehe Sie zu dem Huldigungsakte

schreiten, einige Worte zu Ihnen zu sprechen. Ich stehe tief ergriffen und erschüttert an dieser Stelle; es ist nicht allein der Gedanke, zu so feierlicher Stunde auf der Geburtsstätte meines Geschlechts zu stehen, es ist vielmehr der Blick auf diese Zeit, der meine Gefühle schmerzhaft erregt. Erwägen Sie, meine Herren, ich beschwöre Sie, die Frage in Ihrem Herzen: Welch eine Zeit mußte Deutschland trüben und betrüben, um Ihre edeln, guten, väterlich gesinnten Fürsten — Ihre besten Freunde — zu vermögen, trotz meines Bittens und ernstesten Widerstrebens die Regierung dieser Lande aufzugeben und dieselbe einem Zweige des alten Stammes anzuvertrauen, der seit einem halben



Burg Hohenzollern (nach ihrer Restauration).

Jahrtausend dem Lande entfremdet war? — Erst wenn Sie diese Frage erwogen und sich beantwortet haben, meine Herren, schreiten Sie zu dem Akte der Huldigung. Aber noch eine andere Betrachtung trübt mir diese heiligen Augenblicke. Der Umstand, daß meine Adler hinfort in diesem Lande wehen müssen und daß ich in der Stunde der Not die mit Recht geforderte Hilfe vielen meiner deutschen Mitfürsten nach bestem Wissen und Gewissen und so, wie sie gefordert wurde, gab, hat mir und meiner Regierung den öffentlich ausgesprochenen Vorwurf schnödesten Ehrgeizes zugezogen. Ich wähle absichtlich diese Stätte und diesen Moment, um meine Hand zum Himmel emporzuheben und Gott zum Zeugen anzurufen, daß ich nie nach fremdem Besitz, nie nach Ländern, die nicht mein sind, nie nach einer Macht gestrebt habe, die meiner Krone

nicht gebührt, und daß ich und meine Regierung nimmermehr danach streben werden. — Doch wenden wir jetzt den Blick auf Trostreicheres um uns her! Dieser Fels, dieses Land und Volk und das hier entsprossene Herrschergeschlecht haben, solange die Geschichte von ihnen weiß, nur einen und denselben Namen geführt. Nun, meine Herren, so bleibt's gottlob in Zukunft auch. Jetzt bitte ich Den, der der alleinige Brunnen alles Segens ist, Er wolle den Namen Hohenzollern zu einer Zierde, zu einem Exempel und zu einem Segen machen. Gebe Er Sein Gedeihen, daß diese Burg zum Schutz und als eine Zierde des Landes erstehe, daß dieser Volksstamm in alter deutscher Treue den anderen Stämmen als lichtes Beispiel der Ehre voranleuchte, wie es meine Preußen thun, und daß das hier entsprossene Geschlecht in treuer, ernster Pflichterfüllung und im Verständnis der Zeit von Jahrhundert zu Jahrhundert ein Segen werde und bleibe den eigenen Landen, wie dem ganzen deutschen Land und Volk. Das sei die Frucht der ernsten Zeit, des lauteren Willens und dieser schönen Stunde!"

Nach der Abnahme des Huldigungseides erhob sich der König noch einmal und sprach:

„Und ich bestätige hier vor Ihnen herzlich und ausdrücklich die königlichen Gelöbnisse, die ich bei der Erbhuldigung meines Königreichs Preußen und meiner deutschen Erblande im September und Oktober des Jahres 1840 freiwillig geleistet habe.

„Nun, meine lieben Freunde! der Bund zwischen uns ist geschlossen auf Tod und Leben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und unter dem Schirme und Schilde des Gottes, dem wir jetzt vereint unseren Lobgesang darbringen wollen!"

Hierauf wurde unter Pauken- und Trompetenschall der dreimalige Ruf angestimmt: „Es lebe Se. Majestät der König Friedrich Wilhelm IV.," welcher donnernd in den Bergen und Thälern der Schwäbischen Alp wiederhallte.

Dann folgte unter dem Donner von 101 Kanonenschüssen von den Basteien der Burg, sowie unter Musikbegleitung und dem Geläute der Burgglocke wie der Kirchenglocken in der Stadt der feierliche Chorgesang: „Herr Gott, Dich loben wir," welcher den Schluß der Feier bildete.

Nachdem der König auch die zweite Hauptstadt seiner Hohenzollernschen Lande, Sigmaringen, besucht hatte, wo der Empfang nicht weniger glänzend war als in Hechingen, trat er seine Rückreise nach Berlin an.

„Vom Fels zum Meer!" lautet der alte Wahlspruch der Hohenzollern. Vom Fels zum Meer nahmen auch jetzt die hochherzigen Pläne des Hohenzollernkönigs Friedrich Wilhelm IV. den Flug, als er im Jahre 1853 von Oldenburg (für 300000 Thaler) einen kleinen Küstenstrich an der Nordsee, den sogenannten Jadebusen, zur Anlegung eines Kriegshafens erwarb. Mit der Erbauung einer Flotte war bereits ein schwacher Anfang gemacht; denn auch König Friedrich Wilhelm IV. erkannte, wie bereits sein großer Ahnherr,

Kurfürst Friedrich Wilhelm, der Gründer des Brandenburgisch-Preußischen Staates, daß der Staat der Hohenzollern nur dann seinen Beruf voll und ganz erfüllen könne, wenn er wie zu Lande, so auch zur See mächtig war, und als in der trüben Zeit der Reaktion die kleine deutsche Flotte, welche in der Begeisterung des Augenblicks und angesichts des deutsch-dänischen Krieges durch Sammlungen im ganzen Volke und Ankäufe bei fremden Staaten schnell geschaffen worden, unter dem Hammer Hannibal Fischers unrühmlich versteigert wurde, da war es Preußen, welches die besten Schiffe, darunter die „Gefion“ und den „Barbarossa“ durch Kauf an sich brachte. Auf die Frage: „Wer ist der deutschen Flotte Hort?“ sangen die braven preußischen Seemänner die Antwort:

„An Preußens heil'gem Bernsteinstrand,
An Danzigs wald'gem Küstenland,
Wo ob Stettin der Adler schwebt,
Wo Stralsund seine Holme hebt,
Zu Rügens weißem Kreidebord,
Da ist der deutschen Flagge Hort.

Soweit die Flagge Preußens weht,
Die, mit des Adlers Majestät,
Die, mit dem ernsten Eisenkreuz, —
Soweit in alle Welt gebeut's,
Soweit ist Preußens donnernd Wort
Der deutschen Flotte Schirm und Hort.“

So war die Regierung König Friedrich Wilhelms IV. nicht reich an Erfolgen, an Ruhm und Glanz, aber sie war in mehr als einer Beziehung bahnweisend und vorbereitend. Seine ideale Anschauung stieß oft mit den Realitäten der Dinge hart zusammen. Einem nüchternen, stets zu einer negativen Kritik sich neigenden Geschlechte ging der Maßstab zur Beurteilung dieser Königsregierung oft verloren, es urteilte nach dem Erfolge; aber die gerechte Nachwelt darf nicht verkennen, was die wahre Grundlage aller seiner Bestrebungen als Mensch und als König war: er hat Treue und Glauben gehalten. Und diese Treue eines edeln, christlichen Königs sollte ihm und seinem Vaterlande reiche Früchte und Segen bringen. Die Regierung König Friedrich Wilhelms IV. hat die glänzenden und großartigen Erfolge einer späteren Zeit erst möglich gemacht. —

König Friedrich Wilhelm IV. und das geistige Leben in Deutschland. Die Regierung König Friedrich Wilhelms IV. war nicht vom Glück getragen. Störungen und Trübungen — zum Teil der widerwärtigsten Art — traten ihm in seinen edeln Bestrebungen, seinem Volke die Segnungen der Freiheit und die heiligsten Güter des Lebens zu verschaffen, entgegen. Nicht leicht ist ein Fürst durch soviel herzzerreißende Erfahrungen, durch soviel niederbeugende Schickungen gegangen. Anfeindung, Verkennung, Verleumdung, Undank von allen Seiten war sein Los. Aber nicht nach den in die Augen fallenden äußeren Erfolgen allein haben wir seine Regierung zu beurteilen, sondern auch nach dem, was er gewollt und erstrebt hat.

„Darin lag das eigentümliche Geschick Friedrich Wilhelms IV.,“ sagt L. von Ranke, „daß seine Handlungen in weite Ferne gewirkt haben, ohne

ihm selbst Genugthuung zu verschaffen. Es war in ihm eine umfassende Voraussicht, die vielseitigste Wahrnehmung aller der einander in der Welt bekämpfenden Elemente, nicht ohne Sympathie nach verschiedenen Seiten hin, aber zugleich eine gewissenhafte Wahrung seines Standpunktes. Er verband eine auffallende Flexibilität im einzelnen mit unbeirrtem Festhalten in der Hauptsache. Diese Eigenschaften gehörten vielleicht dazu, um die revolutionären Stürme seiner Zeit zu bestehen, ohne die Monarchie aufzugeben. Für die Folgezeit ist das fast noch bedeutender geworden als für die damalige .... Hat er nicht auch das deutsche Kaisertum vorbereitet? Indem er die Krone zurückwies, weil sie ihm nicht von denen, die dazu berechtigt seien, übertragen werde, hat er veranlaßt, daß man dieselbe seinem Nachfolger, nachdem Österreich besiegt und die Napoleoniden über den Haufen geworfen waren, wirklich zuerkannte." — —

Friedrich Wilhelm IV. hat auch nach äußeren Erfolgen niemals gestrebt, sondern nur nach der inneren Genugthuung an „einer einfachen, väterlichen, echt deutschen und christlichen Regierung."

Die Ursachen der Kämpfe, welche die Regierungszeit König Friedrich Wilhelms IV. erfüllen, liegen nicht allein in den politischen und socialen Verhältnissen, sondern noch mehr in einem tiefen und allgemeinen Gegensatze, der so alt ist wie die Weltgeschichte und vielleicht in der Doppelnatur des Menschen begründet ist, in dem Gegensatze zwischen Idealismus und Materialismus. Es giebt Zeiten, in welchen die Idee vorherrscht und sich alle Bestrebungen und Kräfte der Menschen dienstbar macht; — andere, in welchen die materiellen Interessen sich vordrängen und der menschliche Geist mit seinen größten Erfindungen und Errungenschaften dienen muß, um die materielle Wohlfahrt, die Interessen des Handels und Verkehrs und der Gewerbthätigkeit zu fördern. Der Materialismus kann sich zeitweise so vordrängen, daß die Macht der Idee ihm zu erliegen scheint, ganz unterdrücken kann er sie nie; sie wird sich immer wieder emporringen; denn sie kann ihren göttlichen Ursprung nicht verleugnen.

Die Regierung Friedrich Wilhelms IV. fällt in eine Zeit, welche vorherrschend von materiellen Interessen bewegt war. Friedrich Wilhelm IV. aber stand ganz auf der Seite des Idealismus. Ein Gemütszug, dessen wir schon bei der Schilderung der Jugend des Kronprinzen gedacht haben, geht durch das ganze innere Leben des Königs, wie das Heimweh nach einer schöneren, geistigen Heimat.

Die Grundanschauungen Friedrich Wilhelms IV. wurzeln in dem positiven Christentum. Er hielt fest an dem Glauben, daß das Christentum bestimmt sei, die Religion des Menschengeschlechts zu werden, und er betrachtete es als seinen höchsten Beruf, auf einem der ersten Throne Europas das Banner zu entfalten für die ewigen Wahrheiten des Christentums und sein Volk um dieses Banner zu scharen; aber der herrschende Zeitgeist widerstrebte der strenggläubigen christlichen Richtung, er wollte sich — ebenso wie von der Beschränkung durch

die Gesetzgebung des absoluten Staates — von der Bevormundung durch die christliche Kirche lossagen.

Der Schmerz über das Scheitern seiner hochherzigen Pläne drückte auf das Gemüt des edeln Fürsten so, daß er sich mehr in seine innere Welt, auf sein reiches Geistesleben zurückzog, und hier, auf dem geistigen Gebiete, liegen die reinsten und edelsten Früchte seiner Thätigkeit. Besonders schlug in ihm jene Ader des christlichen Lebens, welche die Leidenden und Bedürftigen umfaßt; mit seiner gleichgesinnten Gemahlin, der edeln Elisabeth von Bayern, in Verbindung, schuf er großartige Anstalten der Wohlthätigkeit und Krankenpflege —, alles das aber auf seine Weise, die nicht immer den allgemeinen Beifall hatte.

Auf dem Sande des „Köpenicker Feldes,“ auf dem erst in neuerer Zeit ein neuer Stadtteil Berlins mit hohen Häusern, schönen, freien Plätzen und breiten, regelmäßigen Straßen entstanden ist, auf einem mit freundlichen Anlagen geschmückten freien Platze erhebt sich ein Prachtbau. Erstaunt fragt der Fremde, was dies für ein Palast sei und welcher Prinz ihn bewohne. Ihm wird die Antwort: Es ist die Wohnung der Krüppel und Elenden, die in seinen hohen, luftigen Sälen liebevolle Pflege und Behandlung finden, das Diakonissenhaus Bethanien. Die ganze Idee, der Entwurf, die Ausführung und die innere Einrichtung sind allein Eigentum des Königs Friedrich Wilhelm IV., der mit diesem Bau das schöne Wort seines Großoheims Friedrich II., daß er „ein König der Armen“ sein wolle, auch für seine Person bewährt hat.

Derselben christlichen Gesinnung verdankt eine Anzahl von Kirchen — man zählt deren 300 im Lande, davon kommen allein 20 auf Berlin — ihre Entstehung. Er legte den Grund zu dem Fortbau des Kölner Doms (4. September 1842), der sich jetzt seit seiner Vollendung als eines der herrlichsten Baudenkmäler deutscher Kunst, allein dem Straßburger Münster vergleichbar, erhebt. Er krönte das alte Hohenzollernschloß, welches sein Ahnherr, Kurfürst Friedrich II., der „mit den eisernen Zähnen,“ vor 400 Jahren auf dem linken Spree-Ufer zwischen den alten Städten Berlin und Köln erbaute,* mit einer prächtigen Kuppel, der er in dem Revolutionsjahre 1848 die goldleuchtende Inschrift gab: „Es ist in keinem anderen Heil, auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie können selig werden, denn allein in dem Namen des HErrn Jesu Christi.“ — Der alte Aachener Kaiserdom, die Dome zu Magdeburg, Naumburg, Halberstadt, die Wiesenkirche in Soest wurden wiederhergestellt und ausgeschmückt. Zu allen diesen Bauten hat Friedrich Wilhelm IV. nicht allein die Anregung, sondern auch die Idee für die Ausführung gegeben. Am reinsten aber trägt das Gepräge seines Geistes die Friedenskirche bei Sanssouci, bei deren Bau der geniale Persius nur den eigensten Ideen des Königs

---

* Siehe Bd. I. S. 14.

in feinsinniger Weise Leben gegeben hat. Neben dem unteren Eingange zum Park von Sanssouci erhebt sich dieser schöne Bau, eine Basilika im edelsten Stil mit Portikus und Atrium, an einem klaren Wasserspiegel, welcher die Rückseite umschließt. König Friedrich Wilhelm IV. schrieb an den Bischof Eylert, als er diesen zur Weihe des Grundsteins einlud (1845): „Es scheint Mir passend, eine Kirche, welche zu einem Palastbezirke gehört, der den Namen «Sanssouci» trägt, dem Friedensfürsten zu weihen und so dem weltlich negativen «ohne Sorgen» den geistlich positiven Frieden entgegen- oder vielmehr gegenüberzustellen." — Und in der That, wer von den hohen Terrassen des Prachtschlosses hinabschreitet nach den anmutigen Gartenanlagen von Marly, aus deren Umgebung sich der ehrwürdige Bau der Friedenskirche erhebt, wer in dem stillen Vorhof oder in den zur Andacht stimmenden hohen Hallen verweilt, wo alle Bogen, Säulen und Steine nach oben zu weisen scheinen, alles nach bestimmten Gesetzen zu einer schönen Harmonie sich vereinigt, der spürt wohl etwas in sich, wie den Hauch eines Friedens, der nicht von dieser Welt ist. Hier hat Friedrich Wilhelm IV. oft dem Gottesdienste der Gemeinde beigewohnt, hier hat er zu Gott gebetet, daß er ihm das kostbare Gut, die Liebe seines Volkes, zuwenden möchte, hier hat er in der Zeit der Gottentfremdung und Entchristlichung eines Teiles seines Volkes in tiefster Seele das Zeugnis abgelegt: „Ich und Mein Haus wir wollen dem Herrn dienen," und hier, vor den Stufen des Altars, hat nach seinem kundgegebenen Willen* seine irdische Hülle ihre Ruhestätte gefunden.

Friedrich Wilhelm IV. war zu vielseitigen Geistes, um sich auf das Gebiet der specifisch kirchlichen und christlichen Baukunst zu beschränken; er pflegte und beherrschte alle Zweige der Kunst, auch die weltliche Baukunst, die Gartenkunst, die Malerei und die Bildnerkunst. Seine Kunstanschauungen wurzelten in der gründlichen Kenntnis und dem tiefen Verständnis der klassischen Kunst, welche er bei seinem wiederholten Aufenthalte in Italien gewonnen hatte.

Wenn seinerzeit gesagt worden ist, Friedrich Wilhelm IV. sei der einzige König, der sofort als Professor sein Brot verdienen könnte, so wird man durch diesen Ausspruch unwillkürlich an eine Anekdote von Friedrich Wilhelm I. mit einem Frankfurter Professor erinnert. Der letztere soll nach Durchlesung einiger volkswirtschaftlichen Reskripte des Königs mit naivem Entzücken ausgerufen haben: „Wie schade, daß Ew. Majestät nicht Professor geworden sind," worauf der Sparkönig gelassen und trocken erwidert haben soll: „Ich danke, es geht; vorläufig befinde ich mich noch so besser." Das Wesentliche ist ja eben nicht, daß Friedrich Wilhelm IV., wenn er vom Throne gestiegen wäre, sich als Professor sein Brot hätte verdienen können — an Professoren fehlt es bei uns

* In einer Schrift, überschrieben: „Wie ich bestattet sein will." (Charlottenburg, 6. August 1854.)

ja nicht —, sondern daß er, schon in der Wiege zum Throne bestimmt, auf dem Throne der hochsinnige Gönner und Beschützer der Kunst war. Er weckte und pflegte die Erstlinge der nationalen Kunst in Deutschland, zog eine Reihe der ausgezeichnetsten Künstler, Dichter und Gelehrten in seine Nähe und stiftete die Friedensklasse des Ordens pour le mérite für die größten Künstler und Gelehrten; aber er zog auch das bescheidene junge Talent heran und zeigte ihm eine wohlwollende und freudige Teilnahme. In der Baukunst folgte Friedrich Wilhelm schon als Kronprinz der mächtigen Anregung von Karl Friedrich Schinkel (geboren 1781, gestorben 1841), auf dessen Pläne er mit einem Verständnis einging, das den Meister in Erstaunen setzte. Schinkel befreite die nationale Baukunst von der geschnörkelten Unnatur des Rokokostils und führte sie zu der einfachen Schönheit der griechischen Formen zurück. „Ein universaler Geist, wie die deutsche Kunst seit Dürers Tagen keinen mehr gesehen," so schildert ihn H. von Treitschke, „zugleich Baumeister, Bildhauer, Maler, Musiker und, wenn er schrieb, immer des edelsten, wirksamsten Wortes sicher, hielt Schinkel seine Augen unverwandt auf die höchsten Ziele der Kunst gerichtet: das Kunstwerk war ihm «ein Bild der sittlichen Ideale der Zeit» . . . . . Mit ganzem Herzen hing er an seiner märkischen Heimat. Als er diesen Staat im Glanze siegreicher Waffen strahlen und den Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, der ihn selbst so oft in seinen Künstlerträumen beschäftigte, glorreich beendigt sah, schien ihm die Zeit gekommen, auch die Anmut


Friedenskirche bei Potsdam.

und die Fülle einer gereiften Kultur in das preußische Leben einzuführen und Berlin in einen heiteren Sitz der Musen zu verwandeln." —

Die großen Bauwerke Schinkels — das Museum im Lustgarten, das Schauspielhaus mit der hohen Freitreppe, die neue Wache, das Siegesdenkmal auf dem Kreuzberg — gehören zwar noch der Regierungszeit des Vorgängers Friedrich Wilhelm IV. an, da Schinkel schon ein Jahr nach dem Regierungsantritt dieses Königs starb; aber sein Wirken und Schaffen genügte, um dem Baustil in der preußischen Hauptstadt für längere Zeit hinaus ein bestimmtes Gepräge zu geben; denn schon hatte sich nach seinem Vorbilde eine Anzahl bedeutender Baumeister gebildet, wie der schon genannte Persius, der Erbauer der Friedenskirche bei Potsdam, wie Strack, der Erbauer der im gotischen Stile gehaltenen Petrikirche in Berlin, ferner Knoblauch, Hitzig und insbesondere August Stüler, der Erbauer der Schloßkuppel und des neuen Museums, welche dem hochsinnigen Könige für die Ausführung seiner großartigen Baupläne zur Seite standen.

Friedrich Wilhelm IV. ging in seinen Kunstanschauungen von der klassischen Antike und von den Formen der Frührenaissance aus; aber er widmete auch der Schönheit anderer Baustile Anerkennung und Interesse, indem er seinen Sinn mit liebevoller Berücksichtigung der Zwecke der Werke wie der örtlichen Erinnerung verband. Mit leichter Hand entwarf er oft auf losen Blättern in Bleistift oder Kreide seine architektonischen Skizzen, bei welchen er teils den Erinnerungen von seinen italienischen Reisen, teils seiner eigenen, durch einen feinen Kunstverstand geleiteten Phantasie und Erfindung folgte. Der König war nie unthätig. Auch in seinen Erholungsstunden an den winterlichen Theeabenden in Sanssouci oder Charlottenburg im kleinen Zirkel ergriff er oft den Stift und warf auf Blätter, wie der Zufall sie bot oder wie sie vor seinen Platz auf den Tisch hingelegt worden waren, Zeichnungen hin, welche später den Baumeistern als Vorlagen für die Ausführung dienten.

Mit besonderer Vorliebe widmete er sich der Erweiterung und Verschönerung von Sanssouci, wo er schon als Kronprinz südwestlich vom Parke die reizende Villa Charlottenhof nach Schinkels Entwurf mit anmutiger Gartenumgebung hatte aufführen lassen. Die landschaftliche Umgebung von Sanssouci begünstigte den harmonischen Eindruck, welcher durch die Vereinigung verschiedener Künste, der Architektur und Skulptur mit der Gartenkunst, hervorgebracht wird. Die große Terrasse von Sanssouci wurde allmählich in das prachtvolle, durch marmorne Wasserbecken und Fontänen belebte, mit Ruhesitzen versehene, mit Blumenbeeten und zahlreichen Bildwerken geschmückte Parterre umgeschaffen, welches sich vor den hohen Fenstern der Säle und Gemächer des Schlosses ausbreitet und einen schönen Blick bis weit über die Parkanlagen und die Flußniederung hinaus darbietet.

Wie in der Erweiterung und Verschönerung des Schloßbaus Persius, so stand

dem Könige in der Einrichtung der Gartenanlagen Peter Joseph Lenné — wie die Marmortafel an seiner Geburtsstätte zu Bonn besagt, „der berühmteste Gartenkünstler seiner Zeit“ (geboren den 29. September 1789) — zur Seite.

Persius hat sein berühmtestes Bauwerk, die Friedenskirche, niemals vollendet gesehen (er starb 1845); Lenné sah noch die Marmorbüste, welche Friedrich Wilhelm IV. ihm in den von ihm geschaffenen Anlagen westlich vom Parke als Herme aufstellen ließ. Als er einst mit einem Fremden, den er umherführte, an dieser Herme vorüberfuhr, fragte dieser ihn: „Wer ist das?“ Seltsamerweise scheute sich Lenné, seinen eigenen Namen zu nennen und log frisch drauf los: „Voltaire.“ Darauf mußte er die Bemerkung hören: „Sieht man doch gleich dem Gesicht an, was das für ein malitiöser Kerl war.“* — Vorherrschend pflegte der König in der Architektur das historische Interesse, indem er alte Baudenkmäler vor dem Verfall schützte und ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgab. Diesem historischen Sinne des Königs verdankt die Hochmeisterburg der deutschen Ordensritter, die Marienburg in Altpreußen, ihre Erhaltung und Wiederherstellung. Schon bald nach den Befreiungskriegen war der Gedanke der Wiederaufrichtung der alten Ordensburg, als eines Siegesdenkmals aus der alten Heldenzeit Preußens, lebendig erwacht. Adel, Städte und Korporationen der verarmten Provinz wetteiferten in Geschenken und Beiträgen für diesen Zweck; Schön, der eifrige Wortführer des altpreußischen Provinzialstolzes, stellte sich an die Spitze des rasch fortschreitenden Unternehmens. Bald sah man auf den bunten Glasfenstern die ehrwürdige Reihe der alten Hochmeister von Konrad von Thierberg bis auf Albrecht von Hohenzollern, aber auch zur Erinnerung an die jüngst durchlebte Zeit den preußischen Landwehrmann mit der Feldmütze, darauf das Blechschild mit dem Kreuz und der Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Die



Karl Friedrich Schinkel.

* A. von Reumont: „Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen.“

Gymnasien der Provinz schenkten ein Fenster mit dem Schwerte und der Harfe Davids mit der Inschrift: „Wer kein Krieger ist, soll auch kein Hirte sein!“ Als der junge Kronprinz in dem wiederhergestellten alten Remter ein Festmahl hielt, sprach er recht aus der Begeisterung jener Tage heraus die mit Jubel aufgenommenen Worte: „Alles Große und Würdige erstehe mit diesem Baue!“ und als er den Königsthron bestiegen hatte, ward der herrliche Bau vollendet.

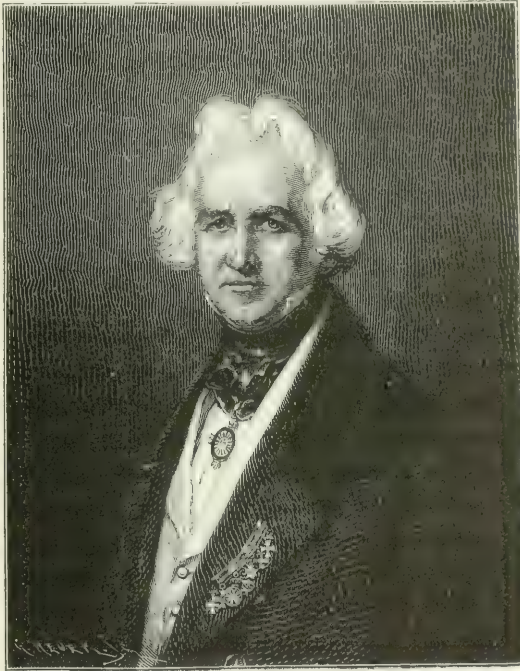
Ebenso stellte König Friedrich Wilhelm IV. nach seinen eigenen Ideen und den Bauplänen von Stüler den alten Stammsitz seines Hauses, die stolze Hohenzollernburg, wieder her, welche ihre Türme und Spitzen von beherrschender Höhe über die gewellte Ebene des Schwabenlandes kühn zum Himmel emporhebt.

An solchen Baudenkmälern und in der Erinnerung an eine große thatenvolle Vorzeit richtet der vaterländische Geist sich auf, nicht weniger an den Bildern der Helden, welche die Kunst des Bildners in Marmor und Erz dem jüngeren Geschlechte überlieferte. Auf diesem Kunstgebiete hatte Friedrich Wilhelm IV. das Glück, einen Meister zu finden oder vielmehr von seinem königlichen Vater zu übernehmen, wie sich nur wenige Länder eines solchen zu erfreuen haben. Christian Rauch war kein geborener Preuße (er war geboren 1777 zu Arolsen); aber er ist durch seine Lebensstellung und seinen Lebensinhalt zu einem ganzen und echten Preußen geworden, indem er das Preußentum mit allgemeinen Anschauungen zu verbinden wußte und zwei große Perioden der vaterländischen Geschichte, das Zeitalter der Befreiungskriege und dasjenige Friedrichs des Großen, in Marmor und Erz dargestellt hat. Der dankbare König Friedrich Wilhelm III. wünschte, das Gedächtnis seiner Helden aus den Befreiungskriegen durch Standbilder in seiner Hauptstadt zu ehren und übertrug Rauch die Ausführung. So erhoben sich zuerst auf dem Platze zwischen dem Opernhause und dem königlichen (später kronprinzlichen) Palais das Standbild des alten Blücher mit geschwungenem Säbel, den Fuß auf dem Kanonenrohr, wie ein preußisches „Vorwärts“ in Erz, und gegenüber zu beiden Seiten der von Schinkel erbauten neuen Wache, auf mit prächtigen Reliefs geschmückten Sockeln, die Marmorstandbilder von Scharnhorst und Bülow.

Noch ein anderes Bildwerk Rauchs erwähnen wir, das mehr an die Zeit der Prüfung, als der Erhebung Preußens erinnert. Im Parke von Charlottenburg am Ende eines halbdunkeln Baumganges unter düsteren Fichten wölbt sich ein einfacher dorischer Tempel über der Grabstätte der edelsten deutschen Fürstin, der Stammmutter des deutschen Kaiserhauses, der unvergeßlichen Königin Luise. Andächtig verweilen wir vor ihrem Grabdenkmal: da liegt sie sanft und fromm, die Hände zusammengelegt, die schöne Gestalt von einem weißen Marmorgewande umflossen, das ist keine Tote, das ist nicht Todesschlaf — das ist der himmlische Friede, ausgegossen über dem vollendeten Leben

einer verklärten Reinen, von dem ein Hauch auf jeden übergeht, der, sei es auch nur für kurze Zeit, an dieser geweihten Stätte weilt. — Später wurde Rauch vom Könige Friedrich Wilhelm IV. mit der Ausführung des Grabdenkmals König Friedrich Wilhelms III. beauftragt, das man jetzt an der Seite der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg erblickt.

Dem Standbilde Blüchers wurden in der Regierungszeit König Friedrich Wilhelms IV. die ehernen Standbilder des stillen Schlachtendenkers Gneisenau und des eisernen York an die Seite gesetzt. —



Christian Rauch.

Noch in seinen letzten Lebenstagen (am 1. Juni 1840) hatte der sterbenskranke König Friedrich Wilhelm III. von den Fenstern seines Palais* aus der Grundsteinlegung eines Denkmals zugesehen, dessen Ausführung ebenfalls dem trefflichen Meister Rauch übertragen war, des Denkmals Friedrichs des Großen. Der ursprüngliche Entwurf des Meisters war von Friedrich Wilhelm III. als zu kostspielig zurückgelegt worden. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung bestimmte nun Friedrich Wilhelm IV. die Ausführung nach dem ursprünglichen Entwurf. Als Rauch der Königin in warmen Worten seinen Dank für die hochherzige Entschließung des Königs aussprach, antwortete die edle Frau: „Haben Sie etwas anderes erwarten können?“ — Hoch zu Roß, auf einem Postament von Erz sehen wir nun den großen König, umgeben von den Männern, die ihm mit Schwert und Feder, mit Kopf und Hand und alle mit treuem preußischen Herzen an seinem großen Werke geholfen haben.

Unter den Schülern Rauchs haben besonders Friedrich Drake, Albert Wolff und August Kiß durch ihre Bildwerke zur Verschönerung der Haupt-

* Dem später kronprinzlichen Palais; siehe S. 28.

stadt beigetragen. Drake schuf das Marmorstandbild Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten zu Berlin (dem gegenüber sich seit dem Jahre 1880 das Standbild der Königin Luise von Encke erhebt). Kiß und Wolff schmückten die Treppenwangen des Schinkel-Museums, jener mit der kämpfenden Amazone, dieser mit dem Löwenkämpfer.

Nicht auf derselben Höhe wie die Architektur und Skulptur stand in Berlin die Malerei. Es dauerte lange, bis Berlin sich des ähnlichen Schmuckes einer Gemäldegalerie zu erfreuen hatte, wie die übrigen Hauptstädte des Kontinents. König Friedrich Wilhelm III. hatte durch den Ankauf der (zu Ende des 16. Jahrhunderts gegründeten) Galerie Giustiniani in Paris (1815) und der in Berlin befindlichen Sammlung des englischen Kaufmanns Solly den Anfang zu der Aufstellung einer Galerie in den Räumen des Schinkelschen Museums gemacht, welche bei ihrer Eröffnung (3. August 1830) 1198 Bilder zählte. Doch schien es, als ob in dieser Richtung die Hauptstadt Bayerns, wo der hochsinnige König Ludwig I. sich die Pflege der Kunst lebhaft angelegen sein ließ, einen Schritt vor der preußischen Hauptstadt voraus bleiben solle. Auch der größte deutsche Meister der Malerei, Peter von Cornelius (geboren zu Düsseldorf am 23. September 1783) widmete als Leiter der Münchener Malerschule seine künstlerische Thätigkeit mehr dem deutschen Süden als dem Norden. Die Kunst des Meisters kam vorzugsweise in großen Gemäldecyklen zur Geltung, welche seinem Ideenreichtum einen ausgedehnten Raum gestatteten. Sie bewährte sich in den großartigen Freskomalereien der Münchener Glyptothek — Darstellungen der griechischen Mythen und der Hauptscenen aus der Ilias — und in den Loggien der Münchener Pinakothek, welche die Entwickelung der neueren Kunst darstellen. Im Jahre 1841 folgte Cornelius der Einladung des Königs Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin. Hier entstanden unter seiner Leitung die Freskogemälde in der Vorhalle des Schinkelschen Museums: auf der einen Seite die Entwickelung der göttlichen Mächte aus der Nacht der Urzeit zum Tageslichte hellenischer Kultur, auf der anderen Seite die Entwickelung des Menschengeschlechts durch verschiedene Phasen, welche von Kampf und Arbeit, von künstlerischem Schaffen und sinnendem Forschen, von Dicht- und Bildkunst begleitet und als Frühlingsmorgen, Sommertag, Herbstabend und Winternacht bezeichnet sind.

In der Malerei trat in Berlin eine ähnliche Richtung hervor, wie diejenige, welcher Chr. Rauch in der Bildnerkunst Bahn gebrochen hatte. Wie Rauch das Fridericianische Zeitalter in Erz dargestellt, so hat Adolf Menzel dasselbe auf Leinwand zur lebendigen Erscheinung gebracht. Auch die Düsseldorfer Malerschule unter Leitung von Wilhelm von Schadow (1826 bis 1857) erfreute sich der Gunst Friedrich Wilhelms IV. Er bewies jedem schöpferischen Talente seine Teilnahme. Unter diesen befanden sich Ernst Deger

(geboren 1809 zu Bockenem in Hannover), welcher die Kapelle des Schlosses Stolzenfels bei Koblenz mit Freskomalereien schmückte, Wilhelm Camphausen, der sich als Geschichts- und Schlachtenmaler Ruf erwarb, die Landschaftsmaler Hildebrandt, Achenbach u. a.

Wenn bei vielen Fürsten die Kunst nur dienen mußte, um den Glanz ihrer Höfe zu mehren, so betrachtete Friedrich Wilhelm IV. dieselbe als ein Mittel zur sittlichen Erziehung des Volkes, zur Bildung des Volksgeistes und zur Milderung der Sitten. Er wollte in seinem spartanisch in den Waffen geschulten Volke zugleich den Sinn für das Schöne im Leben erwecken und pflegen und auch dem Armen und Geringen sein Alltagsleben mit einem idealen Schimmer verklären. Aus diesen Ideen des Königs ging unter der architektonischen Leitung von August Stüler und der künstlerischen Leitung des Direktors von Olfers eine großartige Schöpfung, das neue Museum, hervor, welches die Kunstschätze aller Völker und aller Kulturperioden, teils in den Originalen, teils in treuen Nachbildungen auf engem Raume vereinigen und somit in geordneter Reihenfolge eine Geschichte der Kunstschöpfungen des menschlichen Geistes darbieten sollte. — Gegenüber dem Schinkelschen (alten) Museum,



Mausoleum zu Charlottenburg.

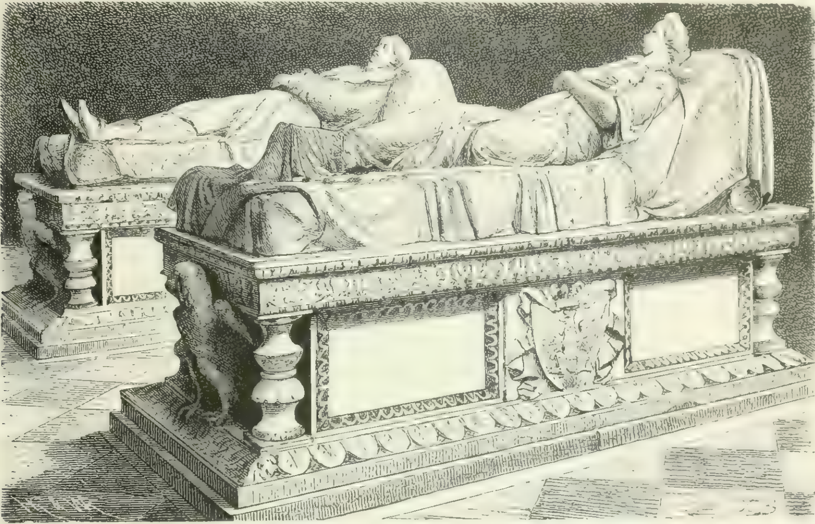
auf der Insel, welche durch einen nun längst zugeschütteten und überbauten Arm der Spree gebildet wurde, deren Terrain früher den verschiedenartigsten Zwecken diente, wurde das neue Gebäude errichtet, welches die Kunstschätze bergen sollte. Beide Museen wurden durch einen Straßenübergang zu einem großen Ganzen verbunden. Inmitten des ganzen Gebäudes liegt das sogenannte Treppenhaus, aus welchem Treppenaufgänge nach den verschiedenen Kunstsälen in zwei Stockwerken hinaufführen. Die berühmten Wandgemälde des Treppenhauses von Wilhelm von Kaulbach, dem genialsten Schüler von Cornelius (geboren 1804 zu Arolsen), veranschaulichen den idealen Zweck, dem die Museen dienen wollen, durch eine Darstellung der Hauptphasen der Kulturgeschichte der Menschheit in sechs großen Bildern, darstellend die Zerstörung des babylonischen Turmes und die Zerstreuung des Menschengeschlechts über die Erde, die Blüte Griechenlands, die Zerstörung Jerusalems, die Hunnenschlacht, die Kreuzzüge und die Reformation. Die

Zwischenbilder zeigen die allegorischen Gestalten der Sage, Geschichte, Wissenschaft und Poesie, ferner die mythischen Gottheiten Isis, die Göttin Ägyptens, und Venus Urania, die vom Himmel entstammende Göttin der Liebe in enthüllter Schönheit, die Italia, als Vertreterin der päpstlichen Gewalt, mit Schlüssel und Schwert, und die Germania mit Schwert und Buch; ferner die großen Gesetzgeber Moses, Solon, Karl der Große und Friedrich der Große.

Die unteren Räume des neuen Museums füllen die aus der Vereinigung verschiedener, bereits unter Friedrich Wilhelm III. angekauften, früher im Schlosse Monbijou aufbewahrten Sammlungen und aus den von der wissenschaftlichen Expedition, die Friedrich Wilhelm IV. unter Führung des Professor Lepsius (1842—1845) nach Ägypten und Äthiopien sandte, von dorther mitgebrachten ägyptischen Altertümern und Denkmälern. An den Götzenbildern, Tempeln, Gräbern und Mumien des alten Wunderlandes mit seiner merkwürdigen Kultur wandern wir vorüber, hinauf nach dem heiteren Hellas. Wir sehen an den Wänden des „Griechischen Saales“ die sonnigen Landschaften Griechenlands und die Kunstbauten von Athen, die Akropolis mit den Propyläen und den Parthenon oder das Haus der jungfräulichen Göttin Pallas Athene. Der Saal selbst ist mit den Nachbildungen von Skulpturen der ersten griechischen Meister gefüllt. Weiterhin durchwandern wir die weltbeherrschende Roma, dann die Säle, welche mit den Kunstwerken aus dem christlichen Mittelalter gefüllt sind, und treten endlich in die neueste Zeit ein, die geistige Wechselwirkung der Vergangenheit und Gegenwart mit einem Blicke bewundernd überschauend. Die ungeheuern Reichtümer sind mit einer Übersicht und Meisterschaft geordnet, daß man gleich erstaunt ist über die großartige Idee des Ganzen wie über die Sorgfalt und den Kunstsinn in den Anordnungen des Einzelnen, und über dem allen waltet eine erhabene heitere Ruhe und „ein harmonisch hoher Geist spricht uns aus dieser Schönheitsfülle an und regt den Sinn zu festlichen Gefühlen.“ Wir werden später noch einmal auf diese Kunstinsel in dem märkischen „Spreeathen“ zurückkehren; dann werden wir auf der Freitreppe der in einer späteren Zeit dem neuen Museum gegenüber errichteten Nationalgalerie das hehre Standbild des königlichen Erbauers des neuen Museums erblicken, das ihm sein erhabener Bruder, weiland Kaiser Wilhelm I., setzte. Sein Antlitz ist dem neuen Museum zugewandt; mit Genugthuung überblickt er den königlichen Kunstbau, in dem heute viele Tausende Befreiung und Erhebung für den Geist finden, der zu etwas Höherem geschaffen, als den kleinlichen Sorgen und dem Treiben der Alltagswelt nachzugehen.

Wir betrachten mit einem kurzen Überblick, wie er uns bei dem Umfange dieses Werkes nur gestattet ist, das Verhältnis König Friedrich Wilhelms IV. zu den großen schaffenden Geistern seiner Zeit auf dem Gebiete der Wissenschaft. Unter den großen Denkern Deutschlands war es wohl F. W. von

Schelling, welcher der Weltanschauung Friedrich Wilhelms IV. am nächsten stand. Schelling wurde im Jahre 1841 an die Akademie der Wissenschaften mit der Befugnis zu Vorlesungen nach Berlin berufen. Hier entwickelte er seine „Philosophie der Offenbarung," als deren höchsten Begriff er den Begriff Gottes bezeichnete. Er zeigte, wie Gott sich zwiefach offenbare in den gleichlaufenden Sphären der Natur und der Geschichte. „So ward ihm alles, was da war und ist und sein wird," — sagt H. von Treitschke — „zur leben-



Grabdenkmäler König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg.

digen Einheit; in der unendlichen Stufenfolge der Erscheinungen entfaltete sich das eine göttliche Selbstbewußtsein:

„Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der höchsten Lebenssäfte
Ist eine Kraft, ein Wechselspiel und Weben,
Ein Trieb und Drang nach immer höh'rem Leben." —

Dem großen Denker zur Seite steht der große deutsche Naturgelehrte **Alexander von Humboldt** (geboren 1769 in Berlin, gestorben 6. Mai 1859 ebendaselbst), dessen umfassender Geist den König mächtig anzog. Ein unermüdlicher Forscher, in dem Streben, eine freie, wissenschaftliche Weltanschauung zu gewinnen, wußte Humboldt die einzelnen Erscheinungen bestimmten allgemeinen Naturgesetzen unterzuordnen und die tausend sorgsam erforschten Einzelheiten zur lebendigen Einheit zu erheben. Mit dem Anblick des einzelnen Blattes belebte sich vor seinem Geistesauge der ganze belaubte Wald, und er

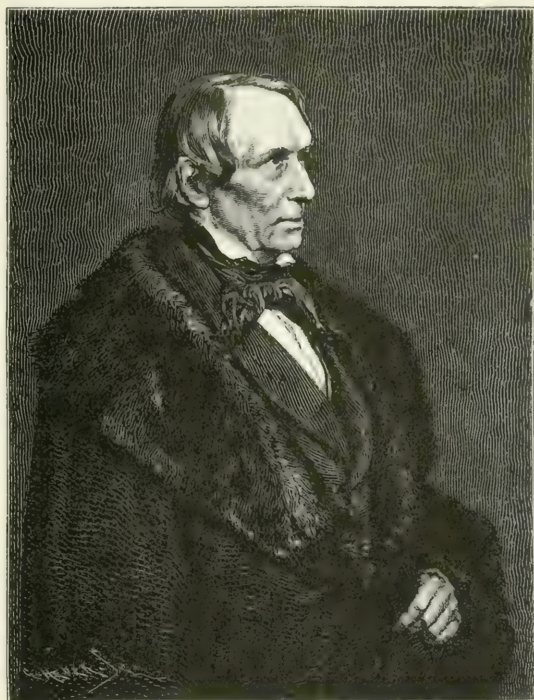
war in den Urwäldern des Orinoko ebenso heimisch wie in der märkischen Kiefernheide. Er stellte die durch eigene und fremde Forschung der Natur gewonnenen Ergebnisse in seinem „Kosmos“ zusammen, welcher für ein Muster physikalischer Weltbeschreibung gilt, und widmete dieses in des Wortes wahrstem Sinne geistreiche Werk dem Könige Friedrich Wilhelm IV., welcher dafür mit der Medaille von 1847 dankte, deren Vorderseite das treffend ähnliche Bildnis des großen Gelehrten zeigt, während die Rückseite nach einer Zeichnung von Cornelius, von dem Zodiakalkreise umschlossen, die Gesamtheit der schöpferischen Naturkräfte zur Anschauung bringt.

Der Einfluß eines so umfassenden Geistes wie A. von Humboldts erstreckte sich nicht allein über die Naturwissenschaft, sondern über alle Zweige des Wissens. Durch Humboldts Vorbild und persönliche Belehrung empfing auch Karl Ritter (geboren 1779, gestorben 28. September 1859 zu Berlin) die ersten Aufschlüsse über die eigentliche Aufgabe der Geographie und wurde der Begründer einer neuen geographischen Wissenschaft. An Karl Ritter schätzte der König außer der Beherrschung des weiten geographisch-historischen Gebiets das lebendige religiöse Bewußtsein und das demselben entsprechende Bestreben, die Ergebnisse der Wissenschaft zu Gottes Ehre dienen zu lassen. Als ordentlicher Professor und als vortragender Lehrer an der allgemeinen Kriegsschule zu Berlin gewann Ritter gewiß bedeutenden Einfluß auf den Geist manches strebsamen Jünglings. Wir bemerken unter seinen Hörern an der allgemeinen Kriegsschule zu Berlin (in den Jahren 1823—1826 resp. 1824—1827) auch die jungen Lieutenants von Moltke und von Roon. Es giebt ein wunderbares Band, welches die Wissenschaft auch zwischen solchen Geistern spinnt, deren Wirken verschiedenen, auseinander liegenden Perioden angehört.

Wie Schelling in der Geschichte die Offenbarung des Gottesgeistes erkannte und Humboldt den wahren Inhalt der Geschichte in der Entwickelung des Menschengeistes fand, so brach Leopold von Ranke (geboren 21. Dezember 1795, gestorben 1886) durch eine Reihe von Meisterwerken einer höheren Auffassung der Aufgabe des Geschichtschreibers Bahn. Er legte den Zusammenhang verschiedener Perioden der Weltgeschichte dar und gewann durch Benutzung von bisher unbekannt oder unbeachtet gebliebenen Quellen neue Gesichtspunkte, welche tiefe Einblicke in das Leben und Wesen der Völker und Herrscher gewährten. Durch die feine Beobachtungsgabe Rankes und die vollendet schöne Form der Darstellung bei gründlicher Forschung brachten Rankes Werke eine bedeutende Wirkung hervor und übten einen großen Einfluß auf die Geschichtschreibung. Von Friedrich Wilhelm IV., der an seinem Schaffen lebendigen Anteil nahm, 1841 zum Historiographen des Preußischen Staates ernannt, wandte sich Ranke der vaterländischen Geschichte zu und verlieh der nationalen Geschichtschreibung neuen Schwung. In gleichem Sinne, zum Teil unter

Rankes Einfluß, wirkten auch andere Männer, wie Fr. von Raumer, Johannes Voigt, J. G. Droysen, C. A. Mentzel, ferner W. Giesebrecht, R. Köpke u. a., für Erforschung und Darstellung der vaterländischen Geschichte, während der Geist des Altertums durch die Werke von Niebuhr, Ranke, Droysen, Mommsen, M. Duncker, Curtius dem nationalen Verständnis erschlossen wurde.

In dem geistigen Schaffen, auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, offenbarte sich am lebendigsten und kräftigsten das Einheitsgefühl der deutschen Nation. König Friedrich Wilhelm IV., der hochsinnige Beschützer deutscher Kunst und Wissenschaft, förderte als solcher zugleich die nationale Einheitsidee, welche für die Verwirklichung auf staatlichem Gebiete noch nicht ausgereift schien. Daß Friedrich Wilhelm IV., wie den Wissenschaften und den bildenden Künsten, ebenso auch der Musik und der Dichtkunst sein Interesse widmete, bedarf nach dem Gesagten kaum der Erwähnung. — Die Entwickelung der deutschen Musik trug vorzugsweise einen nationalen Charakter; sie stand dem deutschen Genius von jeher am nächsten. Während in politischer Beziehung die Trennung Österreichs von dem übrigen Deutschland immer sichtlicher hervortrat und während Österreich an der klassischen Entwickelung der deutschen Litteratur keinen Anteil nahm, gingen doch aus den deutschen Landen des Hauses Österreich die bedeutendsten Meister der deutschen Tonkunst hervor: Gluck, Haydn und Mozart. In der Musik vereinigte sich alles, was deutschen Blutes war, zu gleichem Empfinden in Freud' und Leid. Da gab es kein Nord- und Süddeutschland, sondern die deutschen Herzen blieben gleichgestimmt. Wie neben Goethe Schiller — sagt H. von Treitschke —, stand neben Mozart der pathetische Genius Ludwig van Beethoven (geboren



Peter von Cornelius.

zu Bonn am 17. Dezember 1770). „War er doch selber, der taube Beherrscher der Töne, ein lebendiger Zeuge der Wunderkraft des gottbegeisterten Willens. Nie schuf er Größeres, als wenn er den uralten Lieblingsgedanken der freien Germanen, den Sieg des hellen Geistes über das dumpfe Verhängnis, schilderte, wie in der C-moll-Symphonie." Mit wahrhaft dämonischer Gewalt ergreift sie die Herzen; das tiefste Weh und der lauteste Siegesjubel tönen aus ihr. „So pocht das Schicksal an die Pforte," sagte Beethoven selbst von der Hauptfigur des ersten Satzes. Nächst seinen Symphonieen bleibt seine einzige Oper „Fidelio" — „das hohe Lied von der Treue" — das schönste Vermächtnis des Tondichters an die deutsche Nation. Seit den Befreiungskriegen ward Karl Maria von Weber (geboren zu Eutin 1786, gestorben zu London 1826) der volkstümliche Tondichter der deutschen Nation. Webers Kompositionen der Körnerschen Lieder (das Schwertlied, Lützows wilde Jagd) rufen uns noch heute die mutige Begeisterung des deutschen Jünglings in den Befreiungskriegen lebendig in die Seele, und die Melodieen aus seiner romantischen Oper „Der Freischütz" klingen dem deutschen Ohre so vertraut und heimisch wie das Rauschen des deutschen Waldes. Friedrich Wilhelm IV. bevorzugte in der dramatischen Musik Gluck, weniger Spontini (geboren 1778), der sich jenen vielfach zum Vorbilde nahm; auch Felix Mendelssohn (geboren 1809 zu Berlin, gestorben 1847) und Jakob Meyerbeer (geboren 1791 in Berlin, gestorben 1864 in Paris) weckten seinen lebhaften Anteil. Von letzterem wurde auf des Königs Anregung für die Einweihung des neuen Opernhauses in Berlin nach dem Brande (1842) „Das Feldlager in Schlesien" komponiert. Das Suchen nach Effekt und die lärmende Orchesterbegleitung in der neueren Opernmusik waren jedoch nicht nach dem Geschmack des Königs, und man erzählt sich, wie er einmal beim Austritt aus dem Opernhause, wo aus Anlaß der Anwesenheit eines fremden Fürsten eine große Oper von Meyerbeer (?) aufgeführt worden war, als gerade der preußische Zapfenstreich mit schmetternder Militärmusik an ihm vorüberrauschte, in die Worte ausgebrochen sein soll: „Gottlob, daß man wieder sanfte Musik hört!" — Die Leitung der Hofmusik war in den trefflichen Händen des Oberstkämmerers Grafen Redern. In der Kirchenmusik hatten die italienischen Meister auf Friedrich Wilhelm IV. so tiefen Eindrück gemacht, daß er nach ihrem Vorbilde die Umgestaltung des Berliner Domchors bewirkte, dessen Gesänge noch heute viele tausend Herzen sonntäglich zur Andacht stimmen.

König Friedrich Wilhelm IV. teilte nicht die Vorliebe seines königlichen Vaters für das Theater; aber er sorgte dafür, daß das königliche Hoftheater eine Bildungsanstalt für das Publikum blieb, und fand nach dem Abgang des Generalintendanten Grafen Redern (1842) in C. Th. von Küstner und später in Botho von Hülsen (gestorben 1887) die geeignete Kraft zur Leitung des Theaterwesens.

In seinem Verhältnis zur litterarischen Entwickelung folgte Friedrich Wil-

helm IV. den Eindrücken, welche er in seiner Jugend empfangen, als die Bestrebungen der Romantiker in der deutschen Litteratur vorherrschten. Aus der Welt von Idealen, wohin unsere großen klassischen Dichter die Geister entrückt hatten, sehnten die Romantiker sich nach der Heimkehr in das deutsche Leben, zur deutschen Sage und Geschichte, zum deutschen Märchenwald, zum keuschen deutschen Minnegesang. Ohne die Begeisterung unserer klassischen Dichter für die Ideale der längst abgeschlossenen Kulturperiode des Altertums zu teilen und von Widerwillen gegen die revolutionären Ideen und die moderne Aufklärung erfüllt, wandten die Romantiker ihren Blick sehnsüchtig in die Welt des christlichen Mittelalters zurück, wo Poesie noch die Herzen der Völker beherrschte. Wie anders stiegen doch nach jenem Afterkaiser, welcher den Nachfolger des mächtigen Karl des Großen gespielt hatte, die ehrwürdigen Gestalten unserer alten deutschen Kaiser, wie sie Fr. von Raumer in seiner „Geschichte der Hohenstaufenzeit“ heraufbeschwor, vor der Seele der Deutschen auf. Die Romantiker wollten die Poesie durch das Leben darstellen, das Leben mit der Poesie erfüllen und vertiefen.



Alexander von Humboldt.

Zu den bedeutendsten Dichtern der romantischen Schule gehörte nächst ihren Führern, Novalis (Friedrich von Hardenberg), Ludwig Tieck und den Brüdern von Schlegel, auch ein echt deutscher Dichter, Adalbert von Chamisso (geboren 1781, gestorben 1838), der auch den schönen, schwärmerischen Zug des Heimwehs mit den deutschen Romantikern, nicht aber ihre Heimat teilte; denn seine Geburtsstätte lag nicht in dem Lande der Barden, sondern in der französischen Champagne; sie war das alte Schloß Boncourt, aus dem er aber in den Stürmen der französischen Revolutionszeit vertrieben ward. Ver-

bannt und heimatlos durchstreifte er die weite Welt, gleich dem Manne in seinem berühmten Märchen „Peter Schlemihl," der seinen Schatten verloren hat, und ließ sich dann endlich dauernd in Berlin nieder.

Als bald nach seiner Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm IV. einen Kreis von Künstlern und Dichtern, wie Tieck, Schlegel, Rückert, Cornelius, Mendelssohn u. a., an seinen Hof berief, da glaubte man, die goldene Zeit vor einhundert Jahren in Sanssouci wiedererwachen zu sehen; aber schon kamen Trübungen. Während die Romantiker von einem Deutschtum träumten, wie es in der Wirklichkeit niemals bestanden hatte, suchten die Apostel des „jungen Deutschland," insbesondere H. Heine und L. Börne, ein verschwommenes Weltbürgertum in die Litteratur einzuführen, und die ihnen verwandten politischen Dichter G. Herwegh, F. Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben u. a. hofften, bei dem hochherzigen königlichen Dichterfreunde Schutz für ihre unklaren politischen Bestrebungen zu finden; sie waren um so unwilliger und gaben zum Teil ihrem Unmut in ebenso unwürdiger als taktloser Weise Ausdruck, als sie ihren Irrtum erkannten.

König Friedrich Wilhelm IV. war vorurteilslos genug, sich den Verfasser der „Gedichte eines Lebendigen" (G. Herwegh) bei dessen Durchreise durch Berlin in einer Audienz vorstellen zu lassen, und soll bei dieser Gelegenheit zu ihm geäußert haben: „Wir wollen ehrliche Feinde bleiben." Er hielt aber diesen Feind für edler, als er sich zeigte; denn es war doch wohl etwas mehr als dichterischer Freimut, wenn Herwegh in einem bekannten Gedichte „An den König von Preußen" diesen ermahnte, die deutsche Jugend in den Kampf für die Freiheit zu führen:

„Führ' aus den Städten sie ins Lager
Und frage nicht, wo Feinde sind;
Die Feinde kommen mit dem Wind,
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Zaren, Deinem Schwager"

und wenn er, wie es scheint, in der Meinung, etwas Großes gethan zu haben, mit den Worten schloß:

„Gleichviel — wie er auch immer schmollt,
Ich hab' gethan, was ich gesollt,
Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen." -

Nachdem eine von Herwegh beabsichtigte demokratische Zeitschrift in Berlin verboten worden war, hielt er dies für einen Widerspruch mit der früheren königlichen Zusage: „Wir wollen ehrliche Feinde bleiben" und führte in einem „offenen Briefe" eine so unangemessene Sprache gegen den König, daß er von diesem aus Preußen verwiesen wurde.* Er flüchtete nach der Schweiz und nahm an

* Siehe S. 71.

dem von Hecker und Struve geleiteten Aufstand im badischen Oberlande teil, zeigte aber hier, daß er nur in Worten ein Held, in der That das Gegenteil war.

Auch Ferdinand Freiligrath, dessen frisches lyrisches Talent dem Könige so gefiel, daß er ihm ein Jahrgehalt aussetzte, um sich, ungestört von äußeren Lebenssorgen, der Dichtkunst widmen zu können, wurde von maßlosem Freiheitsschwindel ergriffen, schickte dem Könige die Pension zurück und ging in das Lager seiner Feinde über, und wenn er früher in einem schönen Gedichte auf den Tod des Diego Leon gesagt hatte:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf der Zinne der Partei" —,

so sang er jetzt jene wilden Freiheitslieder,* bei denen seine keusche Muse errötete. Dem Dichter ward in späterer Zeit (1870) das Glück, durch edlere Gesänge sühnen zu können, was er damals in seinem Freiheitsrausche gesündigt hatte.

Mit Freiligrath befreundet war Emanuel Geibel (geboren 1815, gestorben 1886), der wie jener ein Jahrgehalt vom Könige von Preußen bezog und dessen Muse den reinen Klängen von Gott, Vaterland und Minne bis an sein Lebensende treu verblieb:

„Ich hör' es wohl, es rufen die Partei'n:
«Komm her und woll' uns endlich angehören!
Mein ewig Echo bleibt ein ruhig' Nein,
Denn zu den Fahnen keiner kann ich schwören:
Den Gott im Busen darf kein Schlagwort stören,
Ich folge meinem Stern und geh' allein." —

Unter den Dichtern, welche König Friedrich Wilhelm IV. 1841 an seinen Hof berief, konnte dem Könige kaum einer volle Befriedigung im Umgange und Austausch der Gedanken gewähren. Ludwig Tieck (geboren 1773 zu Berlin als der Sohn eines Seilers, gestorben 28. April 1853 als Geheimer Hofrat) nahm nach seinem Alter sowie als Vertreter einer vollständigen, abgeschlossenen Litteraturepoche unter denselben den ersten Rang ein; aber er hatte die Höhe seines dichterischen Schaffens bereits hinter sich und war durch äußere Lebenssorgen sowie durch körperliche Leiden viel beschwert. Friedrich Wilhelm IV. stellte ihm für die Sommermonate ein bequemes Haus an dem oberen Wege nach Sanssouci zur Verfügung und war großmütig bestrebt, dem Dichter einen sorgenfreien Lebensabend zu bereiten; aber Tieck vermochte nicht mehr, sich in geordnete Verhältnisse hineinzuleben. Seine lebendige Art und Weise des Vortrags Shakespearescher oder auch der Kleistschen Dramen, unter welchen der König insbesondere das vaterländische Schauspiel „Der Prinz von Homburg" liebte, übte stets eine mächtige Wirkung auf die Zuhörer und erwarb ihm den vollen Beifall des Königs.

---

* Siehe S. 71.

Sehr glücklich bewährte sich die Berufung der beiden Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, welche sich mit Erfolg der Erforschung des geistigen Lebens des deutschen Volkes, wie es sich während des Mittelalters in seinem Recht und Glauben, in Sitte und Poesie und der Entwickelung seiner Sprache kundgegeben, widmeten. Beide Brüder gaben gemeinschaftlich, mit Unterstützung der preußischen Regierung in Berlin, ein echt nationales Werk, das „neu-hochdeutsche Wörterbuch" heraus.

Friedrich Rückert (geboren 1788 zu Schweinfurt in Franken, gestorben 1866 zu Neuseß bei Koburg), von dessen Einwirkung auf das geistige Leben in Berlin man vorzüglich eine Belebung der orientalischen Studien hoffte, konnte sich in das norddeutsche Leben und in die Berliner Gesellschaft nicht finden. Auch war die Zeit seines Aufenthalts in Berlin seinem dichterischen Schaffen nicht günstig. Wenn bei irgend einem lyrischen Dichter, war bei Rückert die lyrische Poesie der unmittelbarste Ausdruck seiner Empfindungen. Jedes Erlebnis gestaltete sich ihm zum Gedichte, und er konnte mit Recht sagen:

„Was mir nicht gesungen ist,
Ist mir nicht gelebet." —

König Friedrich Wilhelm IV. liebte die Wahrheit der Empfindung in seinen Liedern, und Königin Elisabeth ließ sich noch lange nach dem Tode ihres Gemahls in ihrer Einsamkeit auf Schloß Stolzenfels in Erinnerung an durchlebte schöne Tage kurz vor ihrem Lebensende das im Volkstone gehaltene schöne Lied von Rückert: „Aus der Jugendzeit" vorlesen, welches damals Eindruck auf sie gemacht hatte:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar —
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach Du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

«Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer,
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!»

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
— — — — — — — — — —

Ein echt preußischer Romantiker, dem der König in seinen Jugendjahren seine lebhafte Teilnahme zuwandte und bis an sein Ende bewahrte, war Friedrich de la Motte Fouqué (geboren 1777 zu Brandenburg, gestorben 23. Januar 1843 in Berlin), der ritterliche Sohn jenes Helden, der unter Friedrich dem Großen die preußischen Thermopylen bei Landeshut verteidigte,*

* Siehe Bd. II. S. 396.

der Dichter des Ritterromans „der Zauberring“ und des sinnigen Märchens „Undine.“ Allerdings teilte Fouqué auch die schiefen Auffassungen der romantischen Schule von Rittertum und Minnedienst; aber es waren doch schöne Irrtümer, und seine Dichtungen gehörten zu den schönsten und edelsten Nachblüten der Romantik.

Der hochsinnige König Friedrich Wilhelm IV. war, wie selten ein Fürst, geneigt, das Dichterwort zu erfüllen:

„Es soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen;“ —

aber die Dichter, welche sich der Gunst und des Schutzes Friedrich Wilhelms erfreuten, standen leider nicht alle auf der Menschheit Höhen. Was Friedrich Wilhelm IV. fehlte, das war ein norddeutscher Uhland, d. i. ein Sänger, der, wie jener seine schwäbische Heimat, mit warmem deutschen Herzen sein preußisches Vaterland, das Land der Hohenzollern, liebte und an den geschichts- und sagenberühmten Stätten die großen Geister der Vorzeit heraufbeschwor. Unter dem Schutze des königlichen Mäcens hatte sich wohl auch eine Anzahl von Dichtern herangebildet, welche durch die vaterländische Dichtung auf die Hebung und Belebung des deutschen Nationalgefühls wirkten, wie der Dichter der preußischen Schlachten-Epen „Waterloo“ und „Leuthen“ C. F. Scherenberg (geboren 1798 zu Stettin, gestorben 1879 zu Berlin), wie der „Wanderer durch die Mark Brandenburg“ Theodor Fontane (geboren 1819 zu Neuruppin), der Dichter vaterländischer Schauspiele („Das Testament des Großen Kurfürsten,“ „Waldemar“ u. a.) Gustav zu Putlitz (geboren 1821 auf dem Gute Retzien in der Priegnitz) u. a.; aber Friedrich Wilhelm IV. hat die Früchte ihres Schaffens zum großen Teil nicht mehr gesehen.

Wenn Friedrich Wilhelm IV. für sein Streben nach Belebung der nationalen Kunst und Wissenschaft auch von Einzelnen vielfach Undank geerntet hat, so darf man doch die deutsche Nation und am wenigsten die deutschen Sänger der Undankbarkeit zeihen. Es liegt eben in dem Wesen der wahren Treue, daß sie nicht gern laut hervortritt, daß sie wohl aber in der Stille dankt. Als König Friedrich Wilhelm IV., schon von schwerer Krankheit befallen, an dem Schaffen der Dichter keinen Anteil mehr nehmen konnte und, fern von dem Vaterlande, in dem milden Klima Italiens Genesung suchte, da sang man noch in einem Kreise deutscher Sänger zu Berlin das nachfolgende

Königslied:

Dem Kön'ge zinst das Volk in Ring und Mauern,
Ihm leiht der Ritter Schild und Edelstein,
Die Frucht vom Felde gilt als Schoß des Bauern,
Der Berge Gold, der Wogen Salz ist sein:
Was kann der Sänger bringen,
Gewiegt auf Traumes Schwingen?
Sein Herz erglüht in höh'rer Triebe Schwall,
Ihm ist das Lied sein Leben, Licht und All.

Dem Sänger ziemt's, für Königs Huld zu danken,
Die seiner Kunst die Heimat wiedergab,
Drum schlingt sein Lied mit immergrünen Ranken
Sich blühend um den gold'nen Herrscherstab,
Er hat nicht Gold zum Lohne,
Der Sänger steht zum Throne,
Er hebt zum Licht empor des Königs Fahn'
Und führt sein Volk der Menschheit hohe Bahn.

Weilt auch der Fürst, wo deutsche Lieder schweigen,
Wo hört des deutschen Sängers Treue auf? —
Sie zieht ihm nach, wie Stern' am Himmel steigen
Jenseit der Berge Zug, der Ströme Lauf;
Aus deutschem Sängerkreise
Die treue Heimatweise
Sie steig' empor in lichten Sonnenglanz
Und sink' als Tau in seiner Schläfe Kranz! —

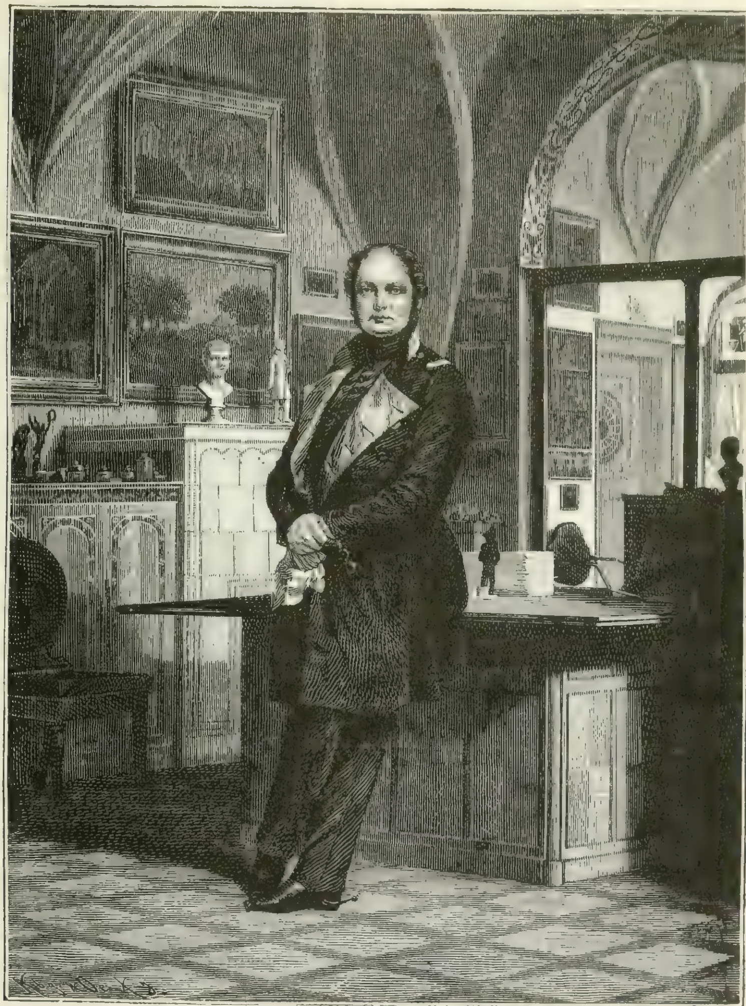
Die Hofgesellschaft; Sanssouci und Charlottenburg; der König auf Reisen. Um das Lebensbild Friedrich Wilhelms IV. vollständig kennen zu lernen, genügt es nicht, ihn auf den Höhen der Geschichte gesehen zu haben, sondern wir müssen ihn auch in seinem Privatleben, in denjenigen Kreisen aufsuchen, wo er als Mensch mit Menschen verkehrte, am Hofe, in seinem Hause und in seiner Familie. Wir thun dies um so lieber, weil gerade in diesem Kreise seine menschlich edeln Eigenschaften, seine Menschenfreundlichkeit und seine Milde, seines Herzens liebenswerte Züge sich am reinsten und schönsten offenbarten.

Alle, die Friedrich Wilhelm IV. gekannt oder nur vorübergehend in seiner Nähe geweilt haben, stimmen überein in der Bewunderung der hohen Vorzüge seines Geistes und Gemütes. Bei jedem, mit dem er in nähere Beziehung trat, wußte er eine sympathisch anklingende Saite zu berühren. Der Künstler fand in ihm einen feinsinnigen und wohlunterrichteten Kenner der besten Kunstwerke, der Dichter bewunderte seine eingehenden Kenntnisse auf dem Gebiete der Litteratur, der klassischen wie der modernen, der deutschen wie der fremden Nationen. Mit dem Weltreisenden sprach er über die Zustände fremder Länder und Völker mit einer Sicherheit, als ob er sie aus eigener Anschauung kännte, mit dem Altertumsforscher von den Denkmälern aus vergangenen Kulturperioden, mit dem Theologen über die ältesten Kultusformen der christlichen Kirche und über die schwierigsten Dogmen der verschiedenen Konfessionen. Selbst seine politischen Gegner wußte er in der Unterhaltung, wenn nicht zu überzeugen, doch zu entwaffnen und ihren Widerspruch zu überwinden.

Am Hofe König Friedrich Wilhelms III. war es bekanntlich seit dem Tode seiner unvergeßlichen ersten Gemahlin, der Königin Luise, sehr einfach hergegangen. Nur die Anwesenheit fremder Fürstlichkeiten — insbesondere der verwandten russischen Herrschaften — gab Veranlassung zu Ausnahmen und zu glänzenden Feierlichkeiten, wie z. B. zu jenem „Feste der weißen Rose," das wir oben* geschildert haben. In der ersten Regierungszeit König Friedrich Wilhelms IV. fanden solche größeren Hoffeste öfters statt, und es trat bei

* Siehe S. 54.

ihnen das Bestreben hervor, denselben durch Entfaltung von Pracht und durch eine ihnen untergelegte poetische Idee einen höheren Reiz zu geben.



König Friedrich Wilhelm IV. im Arbeitszimmer.

Ein gewisses Aufsehen machte in dieser Beziehung während des Karnevals von 1846 (24. Februar) das sogenannte „Kostümfest“ im königlichen Schlosse zu Berlin. Die Anregung zu demselben war von dem Hause des damaligen Oberceremonienmeisters Grafen Pourtalès ausgegangen. Es waren von den Musäusschen Volksmärchen acht — nämlich: die drei Schwestern, Rolands Knappen,

Richilde, Rübezahl, Melechsala, die Nymphe des Brunnens, der Stummen Liebe und der geraubte Schleier — ausgewählt worden, um Gruppen und lebende Bilder darzustellen, welche durch einen Prolog eingeleitet und durch eine poetische Erklärung des Zauberers Merlin (A. von Reumont) verbunden wurden.

Nachdem das Königspaar und die geladenen Gäste (über tausend) im Weißen Saale Platz genommen hatten, erschien Merlin und sprach den Prolog, der allgemein ansprach. Am Schlusse desselben hieß es:

„So laßt denn, was Musäus schuf, vor Euch
In lebenden Gestalten neu erscheinen,
So möge sich der heitern Dichtung Reich
Mit glanzumwob'ner Wirklichkeit vereinen.
Ihr Sagen, rollt den Zaubervorhang auf,
Ihr Märchen, eilt in leichtgeschwung'nem Lauf,
Herbei, Bewohner aller Erdenzonen,
Herbei, Ihr Geister aller Regionen,
Menschen und Tiere, Geister Ihr der Lüfte,
Geister des Sees, der Wälder und der Klüfte!" —

Hierauf folgten in langem, prächtigen Zuge die angekündigten Märchengestalten; jede Gruppe wurde den königlichen Herrschaften von Merlin mit einer poetischen Erklärung vorgestellt. Nachdem der Zug sich zu beiden Seiten des Saales aufgestellt hatte, erschien Merlin wieder und führte mit dem Epilog drei glänzende und prachtvoll kostümierte Quadrillen, eine mittelalterliche, eine griechische und eine spanische, ein:

„Nun tretet hervor!
Nun tretet hervor,
Ihr mutigen Tänzer im glänzenden Chor,
In prächtigen Paaren entfaltet Euch nun,
Zu mächtigen Scharen gestaltet Euch nun!
Schwebet her, schwebet hin,
Laßt still den alten Merlin zieh'n!" —

Tänze, Gruppierungen und Kostüme waren im schönsten Einklange, und der Wetteifer der deutschen Ritter und Frauen mit den schönen Griechen und Griechinnen und mit den spanischen Matadores und ihren Donnas erregte den allgemeinen Beifall der poetisch angeregten Gesellschaft. An dem Aufzuge der kostümierten Gruppen nahmen auch der Prinz von Preußen, die Prinzen Karl und Adalbert, sowie andere Mitglieder fürstlicher Häuser teil. Die Frau Prinzessin von Preußen, für die als geborene Weimarische Prinzessin die Darstellung der Musäusschen Volksmärchen besonderes Interesse gehabt haben würde, war leider durch Unwohlsein am Erscheinen verhindert. Dagegen nahm der damals fünfzehnjährige Prinz Friedrich Wilhelm an dem Hoffeste — und zwar zum erstenmal an einem Hoffeste — in Begleitung seines Erziehers, des

Professors Ernst Curtius, teil. Sämtliche Herren, die nicht an dem Zuge teilnahmen, trugen farbige Dominos, der König allein einen schwarzseidenen. Der Eindruck des Ganzen war ein so günstiger, das Königspaar durch die sinnige Überraschung so erfreut, daß auf den Wunsch des Königs nach dem Souper eine Wiederholung der Aufzüge und Tänze stattfand. Erst um 2 Uhr zog sich das Königspaar zurück. —

Wenn es bald nach seinem Regierungsantritt die Absicht Friedrich Wilhelms IV. war, sich durch Berufung von Künstlern und Gelehrten in Sanssouci einen ähnlichen Musenhof zu gründen wie vor hundert Jahren sein großer Vorfahre, so kam diese Absicht teils wegen der politischen Störungen, teils auch weil die Persönlichkeiten, welche die Umgebung des Königs bildeten, wenig geeignet waren, eine solche Tafelrunde, wie einst um König Friedrich II. sich schloß, zu bilden, nicht zur Ausführung. Von den Dichtern und Gelehrten blieben nur zwei für längere Zeitdauer in näherem Verhältnis zum Könige, nämlich Ludwig Tieck und Alexander von Humboldt. Wir haben von beiden bereits oben gesprochen und auch die Gründe angedeutet, weshalb Tieck trotz seiner hinreißenden Gabe des Vortrags sich nicht die ungeteilte Gunst der Hofgesellschaft erhielt. A. von Reumont sagt darüber:* „Man hat in deutschen Litteraturgeschichten wiederholt geschrieben, er habe in den zerstreuten und unaufmerksamen Hofkreisen vorlesen müssen, wobei es ihm nicht selten unleidlich geworden sei. Hierin hat aber das Übel nicht gelegen. Die Hofkreise waren nicht zerstreut oder unaufmerksam; aber Tieck, wenn er nicht Shakespeare oder den Prinzen von Homburg oder andere dramatische Werke vorlas, sondern von seinen eigenen Produkten wählte, war in dieser Wahl nicht selten nichts weniger als glücklich. Die Novellen seiner späteren Jahre waren ungeachtet einzelner Schönheiten keineswegs immer seinen besten zuzuzählen, und sein ganzes Genre hatte sich schon zu überleben begonnen. Er hat aber auch Dinge vorgelesen, bei denen es wie in Goethes Sänger, wenngleich in einigermaßen anderem Sinne, heißen konnte: «Die Ritter schauten mutig drein und in den Schoß die Schönen.»" —

In seinen späteren Lebensjahren war Tieck schon durch seine gichtischen Leiden verhindert, öfters bei Hofe zu erscheinen, und 1853 starb er.

Schon war auf Ersatz für ihn Bedacht genommen worden. Solchen bot der königliche Hofschauspieler und Schriftsteller, spätere Geheime Hofrat Louis Schneider, welcher sich sowohl als trefflicher Schauspieler im komischen Fache — insbesondere in dem von ihm selbst verfaßten reizenden Genrebilde „Der Kurmärker und die Pikarde," welches von L. Schneider und der königlichen Balletttänzerin Mademoiselle Polin mit hinreißender Wirkung gegeben wurde, —

* A. von Reumont: Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen. Leipzig bei Duncker & Humblot.

als auch durch seine in der Revolutionszeit bewährte königstreue Gesinnung das Wohlgefallen des Königs erworben hatte. Er war durch den Generaladjutanten von Rauch dem Könige vorgestellt worden und erhielt nach Tiecks Tode seine dauernde Berufung zum Vorleser des Königs. Schneider besaß die Gabe, die kleinen heiteren Episoden bei den königlichen Hofjagden, den Manövern und auf den Reisen des Königs in äußerst humoristisch und pikant gehaltenen Schilderungen zu behandeln und wußte durch die Vorlesung derselben stets die Heiterkeit des Königs und der Hofzirkel zu erregen. Aber auch ernstere Sachen, neue litterarische Erscheinungen wurden durch die Vorlesungen Schneiders dem Könige bekannt. Er war es, der die vaterländischen Schlachtgedichte Scherenbergs zuerst dem Könige vorlas und das Interesse des Königs auf die Person des Dichters lenkte. Von anderen Dichtern, deren Dichtungen an diesen, gewöhnlich des Sonnabends stattfindenden Leseabenden zum Vortrage gelangten, nennt Schneider in seinen interessanten Denkwürdigkeiten („Aus meinem Leben"): H. von Mühler, von Zedlitz, W. von Merckel, O. von Redwitz, B. von Lepel, F. von Köppen u. a. Nicht immer hatte der Vorleser sich der ungeteilten Aufmerksamkeit zu erfreuen. „Bei Anwesenheit der Prinzessin der Niederlande im Jahre 1853" — erzählt Schneider — „riß bei deren nur französisch redenden Hofdamen die Gewohnheit ein, sich an den Nebentischen ziemlich laut zu unterhalten, während ich vorlas. Da sonst der König immer darauf hielt, daß nicht die geringste Störung beim Vorlesen stattfand, so war mir dieses laute Sprechen und Kichern ungewohnt. Vergebens warf die Oberhofmeisterin, Gräfin Brandenburg, mißbilligende Blicke dorthin, vergebens brummte der König vor sich hin; denn den fremden Hofdamen mochte er wohl nicht so strenge Worte zurufen, wie er es den Hofdamen der Königin bei ähnlicher Gelegenheit in meiner Gegenwart gethan; kurz, die Lage war für mich peinlich. Ein guter Einfall half mir indessen darüber hinweg. Ich fing an, leise und immer leiser zu lesen, wozu glücklicherweise auch der Gegenstand, eine Geistergeschichte, aufforderte, und brachte es durch dieses einfache Mittel dahin, daß endlich die vollkommenste Stille herrschte. Der König erkannte die Kriegslist und sagte beim Weggehen zu mir: «Holde Flöte! durch dein Pianospielen selbst wilde Tiere Freude fühlen!» — bekanntlich eine Stelle aus der Oper «die Zauberflöte.»" —

Das königliche Hoflager war gewöhnlich bis zum Schlusse der Karnevalsfestlichkeiten im Schlosse zu Berlin. Dann übersiedelte der Hof nach Charlottenburg. Im Sommer weilte der König in Sanssouci.

Die kleinen Gesellschaftsabende im engen Hofzirkel bei „Königs" in Charlottenburg und Sanssouci hatten einen besonderen Reiz, gleichviel, ob sie durch Lektüre, durch Musik oder nur durch Unterhaltung ausgefüllt waren. Hier entfaltete Friedrich Wilhelm IV. seine unwiderstehliche herzgewinnende Liebenswürdigkeit. Der „König" trat hinter dem Zauber der Persönlichkeit zurück, das Ceremoniell

des Hofes schien in heitere Anmut aufgelöst zu sein, und wer das Glück hatte, an diesen Abendgesellschaften teilzunehmen, der nahm etwas von dem heiteren Frieden mit sich, der über einem edlen christlichen Hause ausgegossen ist.

Gegen 8 Uhr abends versammelte sich die Gesellschaft in dem Theezimmer. Die Königin saß auf dem Sofa, gewöhnlich mit einer Stickarbeit beschäftigt. Die Gäste saßen an den langen Seiten der nebeneinander gerückten Tische, die Damen mit Handarbeiten, in kriegerischen Zeiten auch wohl mit dem bürgerlichen Strickstrumpf oder mit Charpiezupfen beschäftigt. Etwas später trat der König aus seinem Arbeitszimmer ein. Er nahm auf dem Lehnsessel zur Linken der Königin Platz, blätterte in den Zeitungen und illustrierten Blättern und gab, was ihm darin auffiel, in der ihm eigentümlichen humoristischen Vortragsweise zum besten, oder er entwarf landschaftliche Skizzen und Baurisse auf den vor ihm liegenden Blättern. Wenn gelesen wurde, so stand der mit Kerzen besetzte kleine Tisch mit Lesepult für den Vorleser in der Mitte einer der beiden Langseiten dem Platze des Königs schräge gegenüber. An einem besonderen Tische neben dem Kamine bereitete eine der Hofdamen den Thee. Humboldt war der fast tägliche Gast des Königs an diesen Abenden. Er pflegte dann in der Unterhaltung die neugewonnenen Ergebnisse seiner Forschungen mitzuteilen. Seine Rede war ein laut fortgesetztes klares Denken, worin er sich ungern unterbrechen ließ. Der König, welcher in der Unterhaltung nicht allein die Gabe besaß, geistvoll und fesselnd zu reden, sondern auch verständnisvoll und teilnehmend zu hören, hörte ihn gerne, doch konnte man dies nicht auch von der Hofgesellschaft sagen, zumal da der gelehrte Greis seine Reden meistens sehr weit „von den Urwäldern des Orinoko" ausholte und sehr lang ausdehnte, besonders in der späteren Zeit. als seine Redeweise oft — wie A. von Reumont sagt — „einem langsam fließenden Bache glich, geringen Eindruck machte, auch wohl halbverstanden blieb." Es war ihm höchst unangenehm, wenn er nicht das Gespräch beherrschte, oder wenn er durch die Vorlesungen des „Kollegen Schneider," wie er diesen spöttisch nannte, verhindert wurde, Eigenes zum Vortrage zu bringen. Er war höflich und zuvorkommend gegen jedermann, der am Tische des Königs saß; aber die Schärfe, mit der er über abwesende Personen urteilte, die sich sonst der Gunst des Königs erfreuten, ließ Zweifel aufkommen, ob seine Liebenswürdigkeit aufrichtig gemeint war. Die Königin teilte die Vorliebe ihres Gemahls für Humboldt nicht; sie ermaß die Kluft, die ihn von der Gefühlsrichtung und den Lebensanschauungen des Königs trennte. Die spätere Zeit hat gelehrt, wie recht sie hatte, und die veröffentlichten Tagebücher von Varnhagen mit Briefen von Humboldt haben dargethan, wie weit der weltberühmte Naturgelehrte als Mensch hinter seinem königlichen Gönner und Beschützer zurückstand.

Ein jüngerer Gelehrter, welcher sich dem Könige durch sein eminentes encyklopädisches Wissen fast unentbehrlich gemacht hatte und am Hofe „das

lebendige Konversationslexikon des Königs" genannt wurde, war der Geheime Kabinettsrat Niebuhr, der Sohn des berühmten Geschichtsforschers. Niebuhr war wohl der einzige, welcher mitunter gegen den großen Gelehrten Humboldt, der übrigens nicht unfehlbar war und namentlich auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte seine Achillesferse hatte, einen Widerspruch und sogar in ziemlich dreisten Worten wagte.

Außer diesen beiden ständigen und einigen anderen zufällig eingeladenen Gästen, namentlich hervorragenden Männern der Wissenschaft und Kunst oder höheren Offizieren, wie General von Gerlach oder Graf von der Groeben, bestand die königliche Tafelrunde in Sanssouci und Charlottenburg noch aus dem diensthuenden Flügeladjutanten, dem diensthuenden Kammerherrn und den Hofdamen der Königin — im ganzen etwa zwölf bis fünfzehn Personen. Häufig wurde auch der Offizier der Wache, welcher dem Könige Punkt 9 Uhr den Rapport zu überreichen hatte, von diesem aufgefordert, Platz zu nehmen und in der Gesellschaft zu bleiben.

In der Unterhaltung herrschte ungebundene Fröhlichkeit vor. Ohne die Unterhaltung immer selbst zu führen — er sprach nicht mehr als ein anderer an der Tafel, — wußte der König doch, dieselbe durch ein eingestreutes Scherz- und Witzwort zu beleben und ihr die erwünschte Wendung zu geben. Er verstand es, das Komische schnell aufzufinden und bei Dingen, die sich mit scheinbarer Wichtigkeit vordrängten, die lächerliche Kehrseite aufzudecken.

Eines Abends wurden Früchte aufgetragen, von denen die Gäste mit Vergnügen zulangten. Die rotbäckigen Äpfel und die Goldorangen prangten in den silbernen Fruchttellern vor eines jeden Platze; aber noch fehlten die gewohnten goldenen Messerchen zum Schälen der Früchte. Der König erzählte, wie er sich in seiner Jugend stets seiner „natürlichen Werkzeuge" zum Essen der Früchte bedient habe, und fügte eine kleine Anekdote hinzu, die wir wohl nacherzählen möchten, wobei wir jedoch leider auf die eigentümliche humoristische Färbung verzichten müssen, durch welche der König solchen kleinen Erzählungen noch einen besonderen Reiz zu geben wußte.

Der König ging auf der Landstraße an einem Bauern vorüber, welcher in der Hand einige besonders schön aussehende Äpfel trug und ihn ehrerbietig grüßte.

„Du hast ja da sehr schöne Äpfel," redete der König ihn in seiner wohlwollend scherzenden Weise an, „gieb mir doch einen davon!"

„Herzlich gerne, Ew. Majestät," erwiderte der Bauer erfreut, indem er die Äpfel dem Könige darreichte.

Der König nahm den ersten besten und ging auch sogleich daran, ihn zu essen, indem er aus freier Hand sofort hineinbiß. Dabei bemerkte er, wie der Bauer, der in ehrerbietiger Entfernung ihm nachschritt, ein Messer hervorlangte und daran ging, den zweiten Apfel sorgfältig zu schälen, bevor er ihn aß.

„Aber warum schälst Du Dir den Apfel?“ fragte der König lachend, „sieh doch, ich esse ihn ungeschält, und er schmeckt mir doch.“

„Ja, Ew. Majestät,“ versetzte der Bauer treuherzig pfiffig, „das hat seinen guten Grund: von den drei Äpfeln, die Sie da gesehen haben, ist mir nämlich vorhin einer in den“ — man verzeihe mir in der Schriftsprache diesen von dem Könige, wie von dem Bauern gebrauchten Ausdruck: — „Dreck gefallen, und weil ich nun nicht genau weiß, welcher es war, so schäle ich mir lieber diesen.“

Der König hatte unterdessen den seinigen bereits gegessen, und er lachte noch hell auf in der Erinnerung daran, daß er ihm so gut geschmeckt hatte, obgleich ein so übler Verdacht daran haftete.

Der König hörte auch gern eine freimütige Äußerung oder ein Witzwort von anderen, natürlich solange der Sprecher sich in den Grenzen der Bescheidenheit hielt. Es sei dem Verfasser gestattet, hier noch eine kleine Anekdote einzuflechten, in der er selbst mitspielte; denn er schätzt es zu seinen schönsten und stolzesten Erinnerungen, daß er in seiner Jugend zuweilen die Gnade genoß in die Nähe des hohen königlichen Herrn gezogen zu werden.

Bei der Unterhaltung im Abendzirkel war das Gespräch auf den spanischen Dichter Cervantes und auf seinen berühmten Ritterroman gekommen. Dem Könige war für den Augenblick der Name des Streitrosses entfallen, auf welchem der „Ritter von der traurigen Gestalt“ seine abenteuerlichen Fahrten ausführte. „Wie hieß es doch gleich?“ fragte er den ihm gegenübersitzenden Humboldt.

Dieser aber blieb — vielleicht wegen einer augenblicklichen Geistesabwesenheit „in den Urwäldern des Orinoko“ die Antwort schuldig. Auch Niebuhr, der nächstdem gefragt ward, aber dem Gespräche gleichfalls nicht gefolgt sein mochte, zuckte die Achseln und machte es ebenso. Verwundert sah der König sich unter den übrigen Anwesenden um. Als sein Blick auf mich fiel, hob ich zwei Finger der rechten Hand, wie ein vorwitziger Schüler, der vor Ungeduld brennt, sein Wissen an den Mann zu bringen. Der König rief mich bei Namen auf.

„Rosinante!“ antwortete ich sogleich mit lauter Stimme und mit Selbstgefühl.

„Richtig,“ lobte der König, „setzen Sie sich einmal zwei herauf!“ und er wies nach dem Platze über Humboldt.

Gewöhnt an unbedingten Gehorsam, erhob ich mich, um dem Befehle Folge zu leisten; da fühlte ich, daß jemand mich am Rockzipfel zupfte — es war mein Nachbar zur Rechten, der diensthuende Flügeladjutant, welcher sich der jungen Offiziere, die als Gäste am Hofe erschienen, in ihren Verlegenheiten als Mentor anzunehmen pflegte.

„Setzen Sie sich herauf!“ wiederholte der König in demselben Augenblick.

In meiner steigenden Verlegenheit sah ich mich nach der anderen Seite um, wo eine jugendliche Hofdame meine Nachbarin war, die mich mit ihren

schönen Augen freundlich, aber ratlos ansah. Der König bemerkte sowohl meine Verlegenheit, als auch den letzten Blick und sagte lachend:

„Nun, ich merke wohl, Sie sitzen lieber neben der holden Rosa als neben dem alten Humboldt. Kann ich Ihnen nicht verdenken. Gut, bleiben Sie sitzen!"

Der unbeschreiblich gemütliche Ton dieser Worte bewirkte ein allseitiges herzliches Lachen; doch schien es mir, als ob die beiden betroffenen Gelehrten den Scherz nicht ganz harmlos aufgenommen hätten, und ich ging ihnen seitdem behutsam aus dem Wege.

Zum Abendessen wurde nicht besonders gedeckt, sondern es wurden nur zwei Strohteller vor eines jeden Platz auf den Tisch gelegt, ein runder für das Porzellan, ein länglicher für die Bestecke. Es wurde nur ein Gericht serviert. Ein Diener ging mit der Weinflasche umher, um nach Wunsch die Gläser zu füllen oder leer zu lassen. Der König trank des Abends keinen Wein (des Mittags nur Rotwein, mit Wasser vermischt, und zum Schlusse vielleicht ein oder zwei Glas Champagner, nie mehr). Nachdem die Teller entfernt waren, präsentierte ein Diener dem Könige seine goldene Tabatière, welche dieser gern unter sämtlichen Hofdamen die Runde machen ließ, wobei er nicht unterließ, zu jedem ceremoniellen Niesen der Damen ein herzliches „Prosit!" oder „Pröstchen!" zu rufen.

Nachdem die Abendgesellschaft — gewöhnlich um 11 Uhr — verabschiedet und in den Schloßräumen, sowie in deren Umgebung Stille eingetreten war, unternahm der König, in seinen grauen Militärpaletot gehüllt, die weiße Garde-du-Corps-Mütze auf dem Haupte, einen Stab in der Hand, noch einen stundenlangen Spaziergang im Schloßparke, oft auf den entlegensten Gängen. In einem Flügel des Schlosses wurde, sobald der König in den Park hinausgegangen war, in einem oberen Stockwerke ein bestimmtes Fenster hell erleuchtet, so daß das Licht im ganzen Parke sichtbar war und dem Könige die Richtung angab, wenn er sie in der Dunkelheit draußen verloren hatte. Da der König kurzsichtig und daher leicht einem Unfall ausgesetzt war, so erregten diese einsamen Spaziergänge die Besorgnis der Königin, welche durch Bedenken anderer Art noch gesteigert wurde. Es war nicht unmöglich, daß in einer politisch aufgeregten Zeit ruchlose Menschen die Einsamkeit des Königs als eine günstige Gelegenheit zur Ausführung verbrecherischer Pläne wahrnehmen konnten, zumal da sein Leben schon zweimal durch Meuchlershand bedroht gewesen und auch in der Nähe des Charlottenburger Parkes einmal ein verdächtiges Individuum, welches eine geladene Schußwaffe bei sich führte, festgenommen worden war. Es wurden deshalb vom Oberkommando in den Marken Vorsichtsmaßregeln getroffen, der Park vom Eintreten der Dunkelheit an für das Publikum geschlossen und den Schildwachen an den Ausgängen Befehl gegeben, von einer gewissen Tageszeit an niemanden ohne Abgabe des Losungswortes passieren zu lassen. Der König selbst erfuhr von diesen Maß-

nahmen nichts. Man wollte nicht, daß durch den Argwohn einer drohenden Unthat ihm der Friede dieser stillen Spaziergänge getrübt würde, auf welchen der König eben allein mit seinen Gedanken sein, allein mit seinem Herrgott sich beraten wollte. Er gedachte deshalb auch selten der Losung, obgleich er dieselbe jeden Mittag selbst dem Schloßkommandanten gab. So geschah es, daß er einmal von einem unerfahrenen jungen Soldaten, der ihn von Aussehen nicht hinreichend kannte und in dem oben beschriebenen Anzuge nicht vermutete, wegen Verweigerung der Losung festgehalten wurde. Alle Einwendungen halfen nichts. „Wenn Sie die Losung nicht wissen, müssen Sie hier im Schilderhaus bleiben, bis die Ablösung kommt," erklärte der Posten unbarmherzig und wies dem Könige seinen Platz im Schilderhaus an, wo er ihn bewachte. Der König mußte sich wohl oder übel fügen. Zum Glück kam bald eine Patrouille, welche den erschrockenen Posten über seinen Mißgriff aufklärte und den König wieder in Freiheit setzte. Dieser erzählte unter herzlichem Lachen am anderen Tage an der Mittagstafel, wie er fünf Minuten lang Arrestant gewesen sei. Dem allzu diensteifrigen Posten aber ließ er ein preußisches Zweithalerstück aushändigen, damit er das Bild seines Königs für die Zukunft seinem Gedächtnis einpräge.

Später ward auch die Vorsicht getroffen, daß, sobald der König allein in der Dunkelheit in den Park ging, der Offizier der Schloßwache ihm in einiger Entfernung — ohne sich von ihm blicken zu lassen — zu folgen habe, um im Notfalle sogleich an seiner Seite sein zu können. Der Auftrag war schwierig, da der König diesen heimlichen Begleiter nicht wünschte. Die Begegnung, welche der König bei einem seiner nächtlichen Spaziergänge im Park von Charlottenburg mit dem General von Wrangel hatte, ist an anderem Orte geschildert worden.*

Dieselbe Liebenswürdigkeit wie in den Hofkreisen, zeigte der König auch im Verkehr mit dem einfachen Bürger. Zum Zeugnis dessen folge hier ein Brief des Königs Friedrich Wilhelm IV. an den Schneidermeister Bär in Breslau.

Letzterer war im Besitz eines durch Vererbung an ihn gelangten eigenhändigen Briefes Friedrichs des Großen, welchen Friedrich Wilhelm IV. käuflich zu erwerben wünschte. Der Kaufpreis, welchen Bär dafür erbat, war ein eigenhändiger Brief Friedrich Wilhelms IV. Darauf schrieb ihm der König den folgenden:

„Potsdam, den 5. Januar 1848.

„Es ist Mir gesagt worden, lieber Herr Bär, daß Sie für den Mir übersendeten eigenhändigen Brief des großen Königs Meine Handschrift zu besitzen wünschen. Diesem Begehren willfahre Ich gern, da der Brief einen ganz eigentümlichen Wert dadurch hat, daß derselbe einen lebhaften Blick in die be-

---

* Siehe: Wrangel, ein Lebensbild von Fedor von Köppen. Glogau bei Carl Flemming. Vergl. auch: Feld- und Federzüge von demselben. Leipzig bei Carl Reißner.

wegte, oft sorgenvolle Jugend des Königs thun läßt. Der Ersatz, den Sie für so Wertvolles wünschen, ist nur gar zu wertlos, darum möchte Ich wenigstens recht schön schreiben, das habe Ich verlernt. Ist es nun zwar Mir, wie jedem Fürsten, unmöglich, besser zu regieren als Friedrich II., so bin Ich doch so eitel, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Ich ein klein weniges besser schreibe als er. Ihre Gabe und Ihr Wunsch haben aber noch einen anderen, entschiedenen Wert für Mich; Ich weiß, daß sie aus einer echten und tüchtigen Gesinnung fließen, die unter uns gottlob nie selten war und nicht selten wird und der wir unsere ehrenvolle Stellung in der Welt verdanken, die aber jetzt zuweilen den Mut verliert, dem lauten, wirren Treiben unberechtigter und unbeständiger Forderungssucht so kräftig und furchtlos entgegenzutreten, als sie es sollte. Stärken Sie daher in Ihrem Kreise bei Ihren Gleichgesinnten den echten, treuen und mutigen Bürgersinn, an dem Ihre Vaterstadt, lieber Herr Bär, so reich ist. Zuguterletzt noch die Hauptsache: Ich danke Ihnen herzlich für die Freude, welche Sie Mir durch die Überreichung des interessanten Briefes gemacht haben. Wenn Ich wieder nach Breslau komme, so hoffe Ich Sie zu sehen. Leben Sie wohl.

Friedrich Wilhelm."

Besonders seine Reisen gaben dem Könige vielfach Gelegenheit, mit dem Volke in Berührung zu kommen. Seine Reden, oft nur in Gestalt eines kurzen Trinkspruches, rissen überall die Herzen hin. Wir haben seine berühmten Reden bei der Huldigungsfeier in Königsberg, in Berlin und auf dem Hohenzoller, sowie bei anderen festlichen Gelegenheiten schon wörtlich angeführt und wollen hier noch eines Trinkspruches erwähnen, den der König ein Jahr nach seinem Regierungsantritte zu Saarbrücken, an der äußersten südwestlichen Grenze seines Königreiches, bei einem Mittagsmahle ausbrachte, nachdem er kurz vorher an dem entgegengesetzten Ende, an der Nordostgrenze seines Reiches, in Memel, gewesen war.

„In meinem Glase perlet deutscher Wein," sprach der König in Saarbrücken, „und in diesem deutschen Wein will ich einen Toast ausbringen. Es sind heute gerade zwei Monate und zwei Tage, seit ich in Memel ans Land trat und dort mit einer Liebe, Herzlichkeit und Zuvorkommenheit empfangen wurde, ganz wie ich sie in den Städten Saarbrücken und St. Johann wiedergefunden habe, in Städten, welche erst seit 25 Jahren mit unserer Krone vereinigt sind, während Memel seit mehr als 300 Jahren dem Hause Hohenzollern eine treue Stadt war. Keine Brust fühlt dies tiefer als die meinige, und ich kann sagen, Memel wollte mir nicht aus dem Sinne kommen. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, der unter anderen Umständen auffallend scheinen könnte. Lassen Sie uns auf das Wohl beider Städte trinken; die beiden Städte Saarbrücken und Memel, Memel und Saarbrücken, sie leben hoch!" —

So sprach der König in jenen schönen Tagen, welche das leuchtende Morgen-

rot seiner Regierung bildeten, indem er die Bedeutung des Augenblicks und der augenblicklichen Situation stets auf das allertiefste erfaßte. Seine späteren Reden, nach dem Jahre 1848, hatten oft einen schmerzlichen Anklang. Auch strenge und zürnende Worte konnte der König sprechen. So geschah es im Jahre 1853 bei der Durchreise durch Elbing (zur Einweihung der letzten Strecke der preußischen Ostbahn), wo die Haltung eines Teiles der Einwohnerschaft in letzter Zeit ihm mehrfach Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Die Spitzen der Behörden sowie die Abordnungen verschiedener Vereine waren auf dem Perron des Bahnhofs zur Begrüßung des Königs aufgestellt. Als der Zug hielt, trat der König auf den Perron, winkte den Versammelten, näher zu treten, und hielt ihnen die nachfolgende Ansprache:*

„Ich freue mich, die Herren hier so zahlreich versammelt zu sehen. Ich habe dies gerade hier nicht erwartet; denn ich habe zu meinem Leidwesen erfahren, daß in dieser Stadt die entsittlichendsten und entchristlichendsten Tendenzen unter dem Schutze der städtischen Behörden Eingang gefunden haben und geduldet werden. Es betrübt mich dies um so mehr in einer Stadt, welche ich stets von Herzen lieb gehabt habe und noch habe. Aber das kann nicht so fortgehen, und ich bereite Sie darauf vor, meine Herren: wenn dieses Anbeten der schmutzigsten Errungenschaften nicht aufhört, so fällt nächstens ein Schlag hier, der Ihnen beweisen wird, daß Sie noch einen Herrn im Lande haben."

Der Eindruck dieser Worte war ein mächtiger, und er wurde noch verstärkt, als der angedeutete Schlag einige Zeit darauf wirklich fiel. Hierauf einzugehen, liegt jedoch nicht mehr in unserer Aufgabe.

Merkwürdige Anforderungen wurden auf der Reise mitunter an das Gedächtnis des königlichen Herrn gestellt. An einer Haltestelle, wo die Lokomotive wohl eben nur Atem schöpfte, stand ein einfacher alter Mann, die preußische Soldatenmütze ehrerbietig in der Hand haltend, das weiße Haar in der Mitte des Hauptes glatt gescheitelt, die Brust mit mehreren Denkmünzen und Ehrenzeichen geschmückt, und warf erwartungsvolle Blicke in den königlichen Salonwagen. Der König, der, gerade am Fenster stehend, ihn bemerkte, rief ihm zu:

„Nun Alter, mir deucht, wir müßten uns wohl schon einmal gesehen haben. Wie heißen Sie?"

„Na, Majestät," antwortete verwundert der Alte, „wissen Sie denn nicht mehr? Sie haben mich ja schon vor zehn Jahren gefragt, N. N. heiß' ich."

„Richtig," lachte der König, „das hatte ich freilich vergessen, na, nehmen Sie es nur nicht übel."

---

* Nach den eigenen Aufzeichnungen des Verfassers, welcher die Ehre hatte, auf dieser Reise sich aus Anlaß eines dienstlichen Kommandos dem Gefolge des Königs anschließen zu dürfen.

Mit der Abnahme von Bittschriften, an denen es auf den Reisen des Königs ja nie fehlte, waren besondere Beamte beauftragt. Doch mochte dieser Weg wohl nicht allen Bittstellern sicher scheinen; denn oft suchten sie sich selbst zur Übergabe ihrer Bittschriften vorzudrängen, und der König ließ sie, wenn er es bemerkte, gewöhnlich gewähren, erteilte auch wohl, wenn es anging, auf der Stelle Bescheid. So geschah es bei der erwähnten Reise des Königs nach Königsberg (1853). Auf einem Bahnhofe im Bromberger Regierungsbezirke bemühte sich eine Frau vergebens, an den Wagen des Königs heranzukommen; sie ward durch die Umstehenden daran verhindert. Die Zeichen zur Abfahrt wurden gegeben, der Zug setzte sich in Bewegung, die unglückliche Frau stand noch immer auf demselben Fleck, mit bleichem Gesicht, ihre Bittschrift krampfhaft in die Höhe haltend. Da gewahrte sie der König, er ließ den Zug anhalten, winkte die Frau heran und nahm ihr die Bittschrift eigenhändig ab. Eine Weile hielt der Zug, während welcher sich der König über den Gegenstand der Bittschrift vortragen ließ. Die Frau bat darin um Gnade für ihren Gatten, der wegen eines politischen Vergehens eine mehrjährige Gefängnisstrafe abbüßte, wodurch seine Familie in sehr unglückliche und bedürftige Lage geraten war. Der König trat noch einmal ans Fenster und nickte der vor Aufregung zitternden, halb ohnmächtigen Frau zu: „Beruhigen Sie sich, liebe Frau; ich hoffe, daß ich Ihre Bitte werde erfüllen können.“ Der laut ausbrechende Jubel des Volkes begleitete den gütigen König beim Verlassen des Bahnhofs.

In Königsberg waren großartige Empfangsfeierlichkeiten veranstaltet. Den Mittelpunkt derselben bildete ein Fest in der Königshalle, und wieder in diesem der schönste Moment war es, als die Deputationen der verschiedenen Landschaften Ostpreußens — junge Damen in der litauischen, masurischen, samländischen und ermländischen Landestracht — unter Führung von Ehrendamen sich dem Könige näherten, um ihm die Grüße ihrer Heimat zu bringen und ihre heimatlichen Erzeugnisse als Gaben der Liebe für die Königin zu Füßen zu legen. Der König konnte sich der Rührung kaum erwehren, wenn die Sprecherin jeder der vier reizenden Mädchengruppen bei der Überreichung der Gaben am Schlusse stets mit denselben Worten die Bitte wiederholte:

„Grüß' uns die Teure damit, die Mutter der Waisen und Armen,
Sag' ihr: wir beten für sie! Grüß' uns die Königin, Herr!
Werde — wir bitten darum, verzeih' es dem Drange des Herzens —
Werd' uns Anwalt bei ihr! Keinen wissen wir sonst,
Der mit gleichem Erfolge ein Herold würde der Liebe,
Dem sie williger stets Wunsch und Bitte gewährt.
O so lade sie ein zu Dir in unsere Gauen,
Bringe sie selber zu uns, Gast und Gebieter zugleich!
Nein! — Ihr seid uns mehr! — Du Vater, sie Mutter des Landes!
Und — der Dank wird Gebet: — dafür segne Euch Gott!“ —

Dieser Wunsch und dieses Gebet der braven Samländer, Ermländer, Masuren und Litauer wurde gewiß im ganzen Preußenlande geteilt.

Zwar die Geschichte hat mit ihrem Urteil über König Friedrich Wilhelm IV. lange geschwankt und heute noch nicht ganz abgeschlossen —, sei es, weil die Motive seiner Handlungen in dem Parteigetriebe nicht überall richtig erkannt und objektiv gewürdigt worden sind, sei es, weil die unmittelbaren Wirkungen und Rückwirkungen seiner Regierungshandlungen noch bis in die Gegenwart hinein fortdauern. Aber im Herzen des Volkes soll es unvergessen bleiben, daß der Grundton in seinem Charakter die deutsche Treue war von dem glänzenden Sonnenaufgange seiner Regierung an, bis zu den letzten einsamen Stunden, als trübe Schatten seine Seele umnachteten. Er war treu seinem Herrn; denn er hielt bis zu seinem letzten Atemzuge fest an dem Bekenntnis, das er laut und öffentlich abgelegt hatte: „Ich und Mein Haus wir wollen dem Herrn dienen"; er war treu seinem Volke; denn er hielt fest an der ihm verheißenen freien Verfassung, auch als ein Teil desselben in blutigem Aufstande sich gegen ihn erhoben hatte; er war auch treu seinen Mitfürsten; denn er verschmähte den Glanz und Schimmer der ihm dargebotenen Kaiserkrone, weil er versprochen hatte, „die Verständigung mit der Nationalversammlung über die zukünftige Verfassung des großen Vaterlandes im Verein mit allen deutschen Fürsten anzustreben," und weil diese Krone nicht den Stempel „von Gottes Gnaden" aufs Haupt drückte. Und diese Treue sollte seinem Nachfolger herrliche Früchte tragen. —

Der Prinz von Preußen in Babelsberg und Koblenz (1849 bis 1857). Auf dem linken Ufer der Havel, Potsdam gegenüber, erheben sich die mit markigen Eichen, schattigen Buchen und Linden bewachsenen Babelsberge mit aussichtreichen Kuppen und lieblichen Thalwindungen, so nahe über dem breiten blauen Wasserspiegel, daß nur für den Fahrweg am Ufer Platz bleibt. Wir folgen dem Wege, der von der Landungsstelle in sanfter Steigung aufwärts führt. Die wohlgepflegten Rasenflächen, die schön gehaltenen Kieswege, die anmutigen Parkanlagen, alles atmet Ordnung und Fülle. Überall sieht man freundliche Gesichter. Es ist, als ob man jedem, von dem Gärtner, der den Rasen schert, bis zu dem Küchenjungen, der sein Eselsgespann durch die Seitenwege des Parks nach dem Wirtschaftsgebäude leitet, im Gesichte läse, wie gern und freudig er seinem Herrn dient. Aus dem Wirtschaftsgebäude, das neben dem hübschen Kavalierhause steht, schallt der muntere Chorgesang heller Mägdestimmen. Sie singen: „Wer will unter die Soldaten" u. s. w.

Auf einem der Baumgänge des Parkes sehen wir einen Herrn von hoher und edler Gestalt und echt militärischer Haltung. Er trägt den schwarzen preußischen Interimsrock aufgeknöpft, die roten Aufschläge zurückgeschlagen, so daß die weiße Weste darunter sichtbar wird, in der Hand einen Stab. Ein voller

dunkler Bart umrahmt das Gesicht, jedoch so, daß das Kinn — nach der damaligen preußischen Militärvorschrift — völlig frei bleibt. Das Antlitz blickt Milde und Wohlwollen, aber auch zugleich Festigkeit und Entschlossenheit und zeigt ganz das charakteristische Gepräge, welches bei unseren preußischen Hohenzollern herkömmlich ist. Es ist der Eigentümer dieser Besitzung, der in der vollen Kraft männlichen Schaffens stehende ritterliche Prinz von Preußen, des Königs Bruder und der Nächste zum Throne.

Über den rauschenden Wipfeln des Parkes erheben sich die Türme, Erker und Zinnen des ganz im Stile einer normannischen Burg erbauten Schlosses Babelsberg, das uns erst sichtbar wird, wenn wir nahe davor stehen. Das ganze Babelsberg, Schloß und Park, zeugt von dem einfachen, edeln Geschmack des fürstlichen Besitzers, nach dessen Angaben der geniale Fürst Pückler-Muskau und der königliche Gartendirektor Lenné hier auf den sandigen Uferhöhen der Havel (seit 1835) den reizenden Park entstehen ließen, während das Schloß nach den Bauplänen von Schinkel und Strack zum größten Teil von Persius aufgeführt worden ist. Wir finden im Park — abgesehen von dem Erzbilde des Erzengels Michael, der den Drachen bekämpft (nach Kiß von Fischer), welches der König seinem Bruder nach der Bewältigung des badischen Aufstandes setzen ließ, keine hervorragenden Kunstwerke,* keine prachtvollen Denkmäler und kunstvollen Grotten wie in Sanssouci, aber manchen Gegenstand von historischem Interesse.

Da steht am Ufer der Havel unten zwischen zwei Ruhebänken eine kleine steinerne Säule, oben mit einem Schreine zur Aufbewahrung eines Heiligenbildes, welche an eine Episode aus der jüngsten Zeit des Prinzen von Preußen im Jahre 1849 erinnert. Damals stand dieses sogenannte „Bildstöckl" als eine Markscheide zwischen den Dörfern Bischweier und Muggensturm im Großherzogtum Baden, und ganz in seiner Nähe hielt der Prinz mit dem Grafen Pückler, Oberstlieutenant im 24. Landwehrregiment und Hofmarschall des Prinzen, während um die Dörfer ein hitziges Gefecht zwischen den preußischen Truppen und den badischen Insurgenten entbrannt war. Obgleich die Kugeln in der Nähe des Prinzen einschlugen, betrachtete dieser ruhig und aufmerksam die kleine Säule und äußerte dann zu seinem Begleiter, dem Grafen Pückler: „Ein ähnliches Bildwerk wollte ich am Havelufer meines Parkes zu Babelsberg aufstellen; dieses hat ungefähr die Form, welche ich mir dafür dachte." Die vorübermarschierenden Truppen wunderten sich über die Kaltblütigkeit, mit welcher ihr Obergeneral hier im feindlichen Feuer bei dem unbedeutenden Gegenstande verweilte. Später kam der Vorgang zu Ohren des Großherzogs von Baden. Dieser ließ die Säule mit einer Platte versehen, auf welcher das

* In neuerer Zeit ist allerdings die Siegessäule mit der Viktoria hinzugekommen, welche das Antlitz der königlichen Hof- und Garnisonkirche zuwendet, als wollte sie den Lorbeerkranz in der erhobenen Rechten auf dem Sarge Friedrichs des Großen niederlegen.

Eiserne Kreuz und das Datum „29. Juni 1849" eingegraben waren, und übersandte sie als Erinnerungszeichen dem Prinzen nach Babelsberg. An ihre ursprüngliche Stelle ward ein ähnlicher Markstein gesetzt.

Wir haben den Prinzen von Preußen aus dem Feldzuge in Baden, an welchen sich für ihn so ruhmvolle, aber auch schmerzliche Erinnerungen knüpfen, siegreich heimkehren sehen und wenden uns nun seinen ferneren Lebensschicksalen zu, bis sich diese mit den Schicksalen des preußischen Vaterlandes auf das engste verflochten.

Wir müssen zunächst aus dem Jahre 1849 noch ein Ereignis aus der Familie des Prinzen von Preußen nachtragen: Am 3. Mai 1849 trat der Sohn des Prinzen, Prinz Friedrich Wilhelm (später Kaiser Friedrich III.), als Offizier in dem 1. Garderegiment zu Fuß ein und wurde bei dieser Gelegenheit von seinem Vater dem im Lustgarten zu Potsdam versammelten Offiziercorps mit folgenden Worten vorgestellt:

„Meine Herren! Ich kann mir die Freude nicht versagen, Ihnen persönlich meinen Sohn als Rekruten zuzuführen. Sie mögen sich denken, mit welchen Gefühlen ich das thue. Ich empfehle ihn Ihrer Kameradschaft. — Er ist in einer schweren Zeit dem praktischen Leben entgegengewachsen. Er hat im vorigen Jahre zum erstenmal einen Kampf — auch den seines eigenen Regiments — gesehen, der, wenn auch siegreich, doch gegen einen unwürdigen Feind geführt ward. Er hat es gesehen, was es heißt, wenn eine Truppe, eine siegreiche Truppe, in schweigendem Gehorsam und mit Schmach bedeckt, unter den schwersten Verhältnissen festhält an der Disciplin und Ordnung, wenn eine Armee unerschütterlich bleibt in ihrer Treue. Und er wird vielleicht bald Gelegenheit haben, es von neuem zu sehen; denn, meine Herren, wir stehen in einer bedeutenden Krisis, und wenn wir sie glücklich durchmachen, wird es wieder die Armee sein, die das Vaterland rettet, wie sie und der gesunde Teil des Volkes es schon einmal gethan haben. Und so übergebe ich ihn Ihnen in der Hoffnung, daß er Gehorsam lernen wird, um einst befehlen zu können. Ich hoffe, er wird seinem Namen und seiner Armee Ehre machen. Dafür bürgt mir der Geist, den Gott in ihn gelegt hat — nicht wir!"

Darauf, zum Prinzen gewendet, fuhr er fort:

„Und dann wünsche ich Dir, daß Du dereinst dasselbe erfährst, was Dein Vater erfahren hat. Meine Herren, ich spreche es Ihnen nochmals aus: es ist die schönste Freude meines Lebens gewesen, zu sehen, wie die Treue und innige Teilnahme meiner Untergebenen sich in schweren Tagen — in der Nähe und in der Ferne — nicht verleugnet hat. Das wünsche ich auch Dir. Und so thue nun Deine Schuldigkeit!" —

In den nächstfolgenden Jahren wechselte der Aufenthalt des Prinzen von Preußen zwischen Babelsberg und Koblenz. Während seine Stellung als erster Prinz des königlichen Hauses und als Nächster zum Throne häufig seine Gegen-

wart in Berlin-Potsdam bez. Babelsberg erforderte, führte ihn seine dienstliche Stellung als Militärgouverneur der Rheinprovinz und Westfalens an den Rhein, wo er im Schlosse zu Koblenz seinen Wohnsitz nahm.

Die Anwesenheit eines königlich preußischen Prinzen und seines Hofes in der Rheinprovinz war auch in politischer Beziehung von hoher Bedeutung. Zu Anfang der dreißiger Jahre hatten Prinz und Prinzessin Wilhelm, Bruder und Schwägerin König Friedrich Wilhelms III., durch ihren längeren Aufenthalt zu Köln am Rhein viel dazu beigetragen, die neue Provinz des Preußischen Staates, deren Volkseigentümlichkeiten, Traditionen und Konfession sie von dem größeren Teile der alten Monarchie schieden, dieser zu nähern. Aber noch fehlte viel daran, daß die Rheinländer sich ganz als Preußen gefühlt hätten. Der hohe katholische autonome Adel pflegte, getreu den in ihm noch fortlebenden Traditionen vom „alten Reich," seine Söhne mehr den kaiserlich-königlichen Truppen im fernen Donaustaate als den Reiterregimentern der Provinz einzuverleiben; in dem liberalen Bürgertum klangen noch die Erinnerungen an die französische Revolutionszeit nach, und selbst dem Landvolk war der norddeutsche Beamte und Soldat immer noch „de Prüß," d. i. der Fremde. Die wahre und vollständige Eroberung des Rheinlandes fand erst unter Friedrich Wilhelm IV. statt, und wenn Gesetzgebung und Verwaltung sie auf allen Gebieten eingeleitet, so hat die Anwesenheit des Thronerben und seiner hohen Gemahlin sie durchgeführt.

Begrüßt von dem Donner der Geschütze des Ehrenbreitstein, der jungfräulichen Feste am Rhein, langten der Prinz und die Prinzessin von Preußen am 17. März 1850 mit dem Dampfboot in Koblenz an, um in dem Schlosse daselbst sich mit ihren Kindern einen zweiten Familiensitz zu gründen. Erbaut unter Klemens Wenzeslaus, dem letzten Kurfürsten von Trier, zeigt das Koblenzer Schloß — ein einstöckiges Gebäude mit einem von Säulen getragenen, nur wenig hervortretenden Corps de Logis — ganz den nüchternen Baustil der Zeit. Franzosen hatten den Bau angefangen, waren aber in Gnade oder Ungnade entlassen worden, und der deutsche Baumeister von Gärtner, der später durch die Bauten König Ludwigs I. von Bayern zu Ehren gekommen, vollendete ihn. Der liebenswürdige und wohlwollende Kurfürst, dem Friedrich Wilhelm IV. in einer Nische des Treppenaufganges ein lebensgroßes Standbild in Erz setzen ließ, bewohnte nur acht Jahre lang (1786—1794) die Räume seines Schlosses. Während der Revolutionskriege mußte er flüchten. Die Franzosen kamen, vor dem Schlosse wurde ein Freiheitsbaum mit der Jakobinermütze aufgerichtet, das Schloß wurde von den französischen und Koblenzer Republikanern ausgeraubt und verwüstet. In der Franzosenzeit mußte das Schloß abwechselnd als Lazarett und als Magazin dienen; auch unter der preußischen Herrschaft hatte es eine Zeitlang die Bestimmung als Lazarett, dann als Ge-

richtsgebäude. Erst König Friedrich Wilhelm IV. ließ das Schloß (seit 1842) durch seinen Baurat Stüler als Fürstensitz wiederherstellen.

Hier brachte jetzt das prinzliche Paar acht Jahre zu. Nur in die Zeit von Mitte November bis Mitte Februar fiel sein Aufenthalt in Berlin. Der Prinz hatte sein Arbeitszimmer im südlichen Eckpavillon mit der Aussicht über den grünen Strom nach dem bollwerkgekrönten Fels Ehrenbreitstein und aufwärts im Rheinthal nach Stolzenfels. Hier beschäftigte er sich mit den Vorarbeiten zu einer neuen Heeresorganisation, deren Notwendigkeit nach den gemachten Erfahrungen ihm schon damals einleuchtend war.

Während der Prinz-Gouverneur seinen militärischen Berufsgeschäften nachging, verweilte seine hohe Gemahlin bei den Genüssen, welche die Pflege der schönen Künste und Wissenschaften dem Frauenherzen bietet, und unter dem Eindruck einer Natur, die so erhaben und erhebend, daß Altmeister Goethe, der einst am Hofe ihrer Mutter zu Weimar der jugendlich schönen Prinzessin Augusta väterlicher Freund war, hier „die Aussicht in das Schönste“ gefunden zu haben gestand. Ihr stilles Wirken bethätigte sich in Anstalten der Barmherzigkeit, die später für die ganze Monarchie Anregung und Muster wurden.

Gleichzeitig bethätigte sich der Schönheitssinn der hohen Frau in einer Anlage, welche nicht nur Koblenz, sondern dem ganzen Rheinlande zur Zierde gereicht und den vielen Fremden, welche jährlich zum Besuche nach der schönen Rheinstadt strömen, zu statten kommt. Bis zur Ankunft des prinzlichen Paares hatte die von der Natur so überaus begünstigte Stadt keinen Spaziergang in unmittelbarer Nähe zur Erholung der Einwohner von des Tages Last und Arbeit. Am Ufer des Rheins zog sich ein schmaler, mit Weiden bewachsener Leinpfad, auf dem kaum zwei Menschen nebeneinander gehen konnten. Bei der Anlage der rheinischen Bahn war dem Fluß durch Ausbaggerung am Ufer einiges Terrain abgewonnen worden. Hier schuf die Prinzessin die reizenden „Rheinanlagen,“ die sich mit dunkeln Laubgängen und zierlichen Landhäusern, mit Statuen und Vasen, mit Aussichts- und Ruheplätzen vom Schlosse her am Rheingestade entlang ziehen, ein zauberhaftes Gelände an Stelle des öden, unschönen Leinpfades. Jahr für Jahr wurde die reizvolle Schöpfung erweitert und verschönert.

Huldvoll und leutselig, wußte die Prinzessin von Preußen einen Zirkel um sich zu bilden, in dem sie lieber verkehrte als in dem Hofzirkel, und der reizvoller war als dieser, weil er höfische Sitte und heitere Geselligkeit vereinigte ohne den Zwang des Hofceremoniells. Unvergeßlich wird es den Koblenzern bleiben, wie die hohe Frau, kaum gedenkend ihrer erhabenen Stellung, eintrat in die Geschicke, das Leben der Familien, der Einzelnen, welche sie lieb gewonnen. Da war kein Ereignis zu klein, ihre Teilnahme zu erregen, und wer nicht wußte, daß ihre rege Aufmerksamkeit sich gleichwohl den Vorgängen im großen Staatsleben keinen Augenblick entzog, der hätte denken

mögen, daß ihr ganzes Sein aufgehe in den Freuden und Leiden des Verkehrskreises, in dem sich ihre äußere Existenz bewegte.

Das Band zwischen dem prinzlichen Paare und der Bevölkerung des Rheinlandes wurde noch dadurch befestigt, daß auch die beiden prinzlichen Kinder hier ihre Ausbildung vollendeten. Prinz Friedrich Wilhelm studierte damals an der Hochschule zu Bonn. Mit freudigen Willkommenrufen begrüßten die Koblenzer den schönen, hochgewachsenen Jüngling, wenn er zum Besuch seiner hohen Eltern von dort in ihrer Mitte erschien. Mit innigster Teilnahme sahen sie auch die junge Prinzessin Luise, diese lieblichste Knospe des Hohenzollernstammes, heranblühen, welche sie mit Stolz „unser Prinzeßchen" nannten. Nach ihr heißt noch heute der Platz in Koblenz am Anfange der Rheinanlagen, wo sie mit ihren Jugendgespielinnen sich einst tummelte.

Was Dezennien nicht vermocht, das sollte sich nun in wenigen Jahren vollziehen. Die Rheinländer begannen die schnellsten Fortschritte im preußischen Patriotismus zu machen und glaubten bald ein Sonderrecht zu haben an ihren Militärgouverneur und an dessen erlauchte Gemahlin, an deren Ergehen und an deren Familienleben sie den lebendigsten Anteil nahmen.

Zwischen dem Könige und dem Prinzen von Preußen herrschte nicht immer volle Übereinstimmung in den politischen Angelegenheiten; aber nie ward die Eintracht zwischen den beiden fürstlichen Brüdern auch nur einen Augenblick gestört. Es lag in der militärischen Natur des Prinzen, in seinem energischen Charakter, daß er auf ein kräftigeres Vorgehen Preußens in den europäischen Verwickelungen, selbst auf die Gefahr eines europäischen Krieges hin, drang, so in dem preußisch-österreichischen Konflikt 1850 und in der orientalischen Angelegenheit 1853 und 1854; dennoch fügte er sich stets unweigerlich dem Willen seines königlichen Bruders, und dieser ehrte ihn durch fortgesetzte Beweise seines Vertrauens.

Im Jahre 1854 übertrug der König dem Prinzen von Preußen die Prüfung und Durchsicht eines von dem Generallieutenant von Werder ausgearbeiteten neuen Exerzierreglements für die Infanterie, und am 20. März 1854 ernannte er ihn zum Generalobersten der Infanterie mit dem Range eines Feldmarschalls.

Nachdem der Prinz sich in seiner neuen Stellung bei dem Könige in Berlin gemeldet hatte, brachten auch die Generale und Offiziere der Berliner Garnison dem Prinzen in seinem Palais ihre Glückwünsche dar. Der General von Wrangel als ältester General der Armee und als Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken hielt im Namen des Offiziercorps die Ansprache und konnte bei dem ihm eigenen militärischen Freimute nicht umhin, auf das gerade damals (zur Zeit des Ausbruchs des orientalischen Krieges) umlaufende Gerücht von gewissen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Prinzen und seinem königlichen Bruder anzuspielen. Er sagte unter anderem: „Es ist unter dem Volke das Gerücht aufgetaucht, als ob das Einverständnis zwischen Ew. Königlichen

Hoheit und Sr. Majestät dem Könige nicht mehr das alte wäre. Dieser neue Beweis allerhöchsten Vertrauens widerlegt aber diesem Gerüchte." — — —

Ihm entgegnete der Prinz:

„Die Glückwünsche, welche Ew. Excellenz mir im Namen des hier versammelten Offiziercorps aussprechen, nehme ich ebenso freudig als dankbar an; denn sie gelten einem Beweise der Gnade und des Vertrauens Sr. Majestät des Königs, der mich ebenso überrascht, als beglückt hat. Was Sie soeben angedeutet haben, ist ganz richtig. Es ist nie eine Wolke zwischen Sr. Majestät dem Könige und mir gewesen. Ich kenne meine Pflicht als erster Diener des Königs und des Staates zu sehr, um einen anderen Willen neben demjenigen Sr. Majestät des Königs geltend machen zu wollen. Wir stehen in einem sehr ernsten Augenblick, wie Ew. Excellenz bemerken, wo die Armee des Rufes des Königs gewärtig sein muß. Er, unser König und Kriegsherr, wird uns Soldaten die Front anweisen, in der wir zu fechten haben werden. Wir haben dann nur dafür zu sorgen, daß der Ruhm und die Ehre der Armee erhalten, gewahrt und vermehrt werden. Das ist die alleinige Aufgabe für den Soldaten. Es ist mir eine große Freude, jetzt wiederum mit so vielen Truppenteilen in nähere Verbindung zu treten, die lange Zeit unter meinen direkten Befehlen standen. Möge das alte Vertrauen, welches zwischen uns bestand, sich erneuern, um gemeinschaftlich unsere Aufgabe lösen zu können. Leider habe ich nicht alle derselben gegen den Feind geführt; doch, wie schon bemerkt, die Zeit kann kommen, wo mir auch dieses Glück noch zu teil werden könnte." —

Wir wissen, daß diese Erwartung noch nicht so bald in Erfüllung ging. Vielmehr feierten der Prinz und seine Gemahlin noch in demselben Jahre (11. Juni 1854) in Frieden das Fest ihrer silbernen Hochzeit. Unter den vielen Beweisen von Liebe und Anhänglichkeit, welche dem prinzlichen Jubelpaare bei dieser Veranlassung von nah und fern dargebracht wurden, verdient die ebenso sinnige als prachtvolle Ehrengabe der rheinischen Stände besondere Erwähnung. Sie bestand in einem Album, welches in silbernem, emaillierten Prachtbande achtzig von den bedeutendsten Düsseldorfer Künstlern gemalte Blätter mit Darstellungen aus der Sage und Geschichte des poesie- und geschichtreichen Landes bis zu seinen gegenwärtigen Beziehungen der Rheinlande zum Hohenzollernhause enthält. Die Frau Prinzessin erfreute ihren hohen Gemahl mit einem Aquarellbilde, die Lebensreise darstellend mit dem Genius am Steuerruder.

Der schönen Feier folgten zwei andere frohe Familienereignisse. Um die Hand der lieblichen Prinzessin Luise bewarb sich der ritterliche und stattliche Prinz **Friedrich** Wilhelm Ludwig von Baden, nachmals Regent und Großherzog, und verlobte sich nach erhaltener Einwilligung der hohen Eltern mit ihr zu Koblenz (29. September 1854). Prinz Friedrich Wilhelm aber begab sich im folgenden Jahre, begleitet von seinem ersten Adjutanten, dem Generalmajor

von Moltke, nach Großbritannien und verlobte sich zu Balmoral in Schottland mit der Prinzeß Royal Victoria von Großbritannien und Irland. Die Vermählung des ersten Paares fand am 20. September 1856 statt; die andere wurde wegen der Erkrankung des Königs noch bis 20. Januar 1858 hinausgeschoben.

Auch in den nächstfolgenden Jahren war der Prinz vielfach mit militärischen Arbeiten beschäftigt, die ihm durch das Vertrauen des Königs übertragen worden waren. Dieselben bezogen sich auf die Bewaffnung der Infanterie, auf die Umänderung der Munition, auf eine Begutachtung, betreffend die Möglichkeit einer Herabsetzung der Dienstzeit für die Infanterie, endlich auch auf die Einleitung einer neuen Heeresorganisation.

Am 1. Januar 1857 beging der Prinz von Preußen die Feier seines fünfzigjährigen Militärjubiläums, an welcher nicht allein die königliche Familie, sondern die ganze Armee lebendigen Anteil nahm. Dem Heere galt der Prinz als der Vertreter des echten alten Preußentums, als das leuchtende Vorbild in allen kriegerischen Tugenden, welche ja in Preußen von jeher besonders hochgeschätzt wurden. Er war es, welcher durch ein halbes Jahrhundert den alten römischen Spruch, das «si vis pacem para bellum,» bewährt hatte und der, wenn die Staatsmänner ihre Noten schrieben und mit Worten kämpften, im stillen prüfend seine Klinge wog. Dieser Auffassung entsprachen auch die Ehrengaben, welche der König und die Armee dem Prinzen zu seinem Jubiläum widmeten. Der König hatte dazu einen Degen gewählt, dessen Gefäß und Beschlag von gediegenem Golde waren und die feinste Arbeit zeigten. Das Stichblatt trägt eine Engelschar, welche die Hand zu schützen scheint, die den Degen führen soll. Der Griff ist der Doppelfigur des Erzengels Michael nachgebildet, der Knopf zeigt Palmenzweige und Bänder, auf welchen die beiden Jahreszahlen 1807 und 1857 zu lesen sind.

Die Armee widmete dem Prinzen einen silbernen Ehrenschild, welcher über der ganzen gebauschten Fläche das Hohenzollernsche Kreuz mit zwei kreuzweis darüber gelegten Schwertern zeigt. Das Mittelfeld des Hohenzollernkreuzes zeigt fünf kleine, runde Medaillons mit den Bildnissen der Kurfürsten Friedrich I., Albrecht Achilles, Friedrich Wilhelm der Große und der Könige Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm III. Die Zwischenräume des Kreuzes sind mit Trophäen ausgefüllt, welche die vier Waffengattungen versinnbildlichen. Auf einem Bande, welches einen Eichenkranz umschlingt, stehen die Namen der Schlachten und Gefechte, an denen der Prinz teilgenommen. Der Rand des Schildes trägt die Inschrift: „Die Offiziere des preußischen Heeres Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen Friedrich Wilhelm Ludwig, ihrem Höchstverehrten und geliebten Generaloberst der Infanterie, am Tage seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums, den 1. Januar 1857," außerdem den Spruch:

„Zu Schirm und Schutz,
Zu That und Trutz,
Zu Sieg im Streit
Von Gott geweiht.“*

Gegen Mittag fand der Empfang der Deputation der Armee im Palais des Prinzen von Preußen statt. Der Schild wurde von den beiden Feldmarschällen der Armee, Freiherrn von Wrangel und Grafen zur Dohna, gehalten, hinter welchen die Deputation sich aufstellte.

Bald nach 1 Uhr erschien der König in der Uniform seines 1. Garderegiments zu Fuß in Begleitung sämtlicher Prinzen des königlichen Hauses und vieler zur Zeit in Berlin anwesenden Fürsten. Darauf führte die Königin Elisabeth, welche das Oberkleid in den Farben ihres (2.) Kürassierregiments trug, den prinzlichen Jubilar in den Saal vor den König, der, auf den Schild hinweisend, den Prinzen mit folgenden Worten anredete:

„Der heutige Tag ist nicht allein ein Ehrentag für Dich, mein geliebter Wilhelm, sondern auch ein Tag der Freude für mich, für unser ganzes Haus und für die Armee, die Dir dieses Fest- und Ehrengeschenk in voller Anerkennung und Dankbarkeit weiht. Mit inniger brüderlicher und königlicher Freude spreche ich Dir das im Namen der Armee aus.“ —

Das Jahr, welches so herrlich begonnen hatte, sollte aber noch ein tiefschmerzliches Ereignis bringen, durch welches der Prinz einer größeren und umfassenderen Berufsthätigkeit zugeführt wurde.

König Friedrich Wilhelm IV. während seiner Krankheit. Die schweren Erschütterungen der Regierung Friedrich Wilhelms IV. wirkten auch auf seine Gesundheit. Eine Reihe schmerzlicher Erfahrungen drückte auf sein Gemüt. Seine Wünsche und Hoffnungen für Preußen und Deutschland waren nicht in Erfüllung gegangen. Auch die Entwickelung des preußischen Verfassungslebens entsprach nicht den Erwartungen, die er auf die beschworene Verfassung setzte. Noch weniger konnte ihn die Gestaltung der Dinge in Deutschland, an dem (seit 1851) wiederhergestellten Bundestage, befriedigen. Die Spannung mit Österreich dauerte trotz der Nachgiebigkeit Preußens fort. Die preußenfeindliche Einwirkung Österreichs auf die deutschen Mittelstaaten machte ein gedeihliches einheitliches Zusammenwirken der nationalen Kräfte unmöglich und ließ Deutschland dem Auslande gegenüber ohnmächtig erscheinen. Friedrich Wilhelm IV. erkannte, daß, wenn man nicht bald zur Einigung mit Österreich gelange, ein Konflikt mit ihm unvermeidlich war.

Viele von den früheren Vertrauten des Königs wurden ihm durch den

* Über die Entstehung dieses Spruches vergl. F. von Köppen: Wrangel, ein Lebensbild. Glogau bei Carl Flemming. S. 105 u. f.

Tod entrissen. Am Weihnachtsabend 1853 starb der General von Radowitz, dessen Umgang dem Könige wegen seines glänzenden Geistes und seiner Gedankenfülle besonders wertvoll gewesen war;* wenige Wochen später starb der dem Könige gleichfalls persönlich nahe stehende biedere und edle Graf Anton zu Stolberg. Auch der Tod des ehemaligen Kultusministers von Eichhorn (16. Januar 1856), der dem Könige durch seine Bemühungen um Kirche und Schule in seinen ersten Regierungsjahren wert geworden war, machte einen schmerzlichen Eindruck auf den König.

Unter den einzelnen Mitgliedern der Regierung, insbesondere zwischen dem Ministerpräsidenten von Manteuffel und dem Minister des Inneren von Westphalen, walteten bedeutende principielle Unterschiede in Bezug auf die Verfassungsfragen ob; auch zwischen dem Könige und seinem ersten Minister herrschte nicht diejenige Übereinstimmung der Ansichten, welche zu einem gedeihlichen Fortschritte erforderlich ist, was einen bedenklichen Stillstand im Staatsleben erzeugte. Unter so vielen trüben Eindrücken hatte König Friedrich Wilhelm IV. die alte Freudigkeit am Schaffen verloren. Er entzog sich nicht seinen Regierungspflichten; aber die erfahrenen bitteren Täuschungen hatten seinen Blick getrübt, so daß er sich im Widerspruch mit den lebendigsten Regungen der Zeit fühlte und in der Zeitrichtung nur einen Abfall von der göttlichen Ordnung und Satzung sah.

Seit dem Jahre 1855 traten bei dem Könige Erscheinungen von Wechselfieber auf, welche bei seiner starken Leibesbeschaffenheit Besorgnisse erregten. Er gebrauchte deshalb die Bäder in Teplitz und Marienbad (1856). Die Kur schien dem Könige anfangs wohl zu bekommen. Im Sommer 1857 ging er abermals nach Marienbad. Vor seiner Rückreise von dort stattete er noch dem Wiener Hofe einen Besuch ab, vielleicht in der Hoffnung, ein besseres Verhältnis zwischen den Höfen von Wien und Berlin einzuleiten. Diese Reise sollte verhängnisvoll für den König werden. Die mannigfachen Aufregungen während des Aufenthalts in Wien, die drückende Hitze und schwüle Luft bei der Rückreise von dort zunächst bis Pillnitz bei Dresden (17. Juli) wirkten so nachteilig auf seine Gesundheit, daß er in Pillnitz abends von einem Unwohlsein befallen wurde. Er verlor zwar nicht die Besinnung, befand sich aber stundenlang in einem Zustande zwischen Aufregung und Ermattung, zwischen Traum und Wachen und ohne die Fähigkeit, sich aussprechen zu können. Schon am folgenden Tage hatte sich jedoch der König so weit erholt, daß die Rückreise

* Unter den vielen Schriften von Joseph von Radowitz verdienen insbesondere seine „Gespräche aus der Gegenwart“ über Staat und Kirche, 1846 (fortgesetzt 1852 durch die „Neuen Gespräche“ u. s. w.) Erwähnung, als ein klares Bild der herrschenden Zeit- und Parteibestrebungen, zu welchen der Verfasser, der in den Gesprächen unter dem Namen Waldheim auftritt, in sehr gemäßigter und besonnener Weise (als Katholik) seinen Standpunkt bezeichnet.

nach Potsdam und Sanssouci fortgesetzt werden konnte, und es war Hoffnung vorhanden, daß der Anfall bei fortgesetzt ruhiger Lebensweise keine weiteren übeln Folgen nach sich ziehen würde. Eine solche Ruhe war jedoch dem Könige nicht gegönnt. Er war vielmehr während des Sommers 1857 durch die Versammlung der „evangelischen Allianz“ in Berlin, durch Truppenbesichtigungen, Besuche u. s. w. vielfach in Anspruch genommen. Der Hofprediger Strauß war soeben von Wiesbaden, wo er seine Mutter zur Erde bestattet hatte, zurückgekehrt. Zu ihm sagte der König: „Also, lieber Strauß, Sie haben Ihr Mütterchen begraben?“ — „Ja, Ew. Majestät,“ erwiderte Strauß, „die ruht jetzt in Frieden.“ — „O,“ sagte der König, „ich wollte, ich könnte auch zur Ruhe kommen.“

Am 8. Oktober begleitete der König den Kaiser und die Kaiserin von Rußland, die zum Besuch in Sanssouci geweilt hatten, nach Berlin, von wo sie ihre Rückreise antraten. Er hatte sich schon vorher nicht wohl gefühlt. Nach der kurzen Fahrt bis Berlin steigerte sich bei ihm der Blutandrang nach dem Kopfe. Im Wartesalon des Bahnhofs ward er plötzlich von einem Nervenschlage betroffen und sank bewußtlos dem Hofmarschall Grafen Keller in die Arme. Er ward mit aller Vorsicht nach Sanssouci zurückgeschafft. Nach einem Aderlaß, den die Ärzte verordneten, sank er in einen wohlthätigen Schlummer. Er erwachte, aber nicht mit der vollen Klarheit des Bewußtseins. Er blickte erstaunt um sich auf seine Umgebung, die sorgfältig um ihn bemüht war, mit den Worten „Welch' eine wunderbar schöne Gegend!“ Er genoß dann etwas Apfelkompott, und als man ihn fragte, wie es ihm geschmeckt habe, antwortete er: „Superb.“

Der König erlangte wohl sein Bewußtsein wieder, aber nur zeitweise, dann versank er wieder in traumähnliches Hinbrüten. Seine Umgebungen überzeugten sich, daß seine Genesung, wenn überhaupt eine solche zu hoffen war, doch erst nach längerer Zeit eintreten würde. Vierzehn Tage nach jenem Anfall fühlte sich der König im stande, mit vollem Bewußtsein eine Urkunde auszufertigen (24. Oktober), durch welche er die Leitung der gesamten Regierungsgeschäfte an seiner Statt — vorläufig auf drei Monate — seinem ältesten Bruder und Nachfolger, dem Prinzen von Preußen, übertrug.

Noch lebte man der Hoffnung, daß mit der Zeit eine völlige Genesung des Königs eintreten würde, und die treue Pflege seiner Gemahlin, sowie die Kunst der Ärzte versäumten nichts, was eine solche herbeizuführen geeignet schien; dennoch ward diese Hoffnung immer schwächer, und die Übertragung der Stellvertretung an den Prinzen von Preußen mußte von Vierteljahr zu Vierteljahr erneuert werden. Die Kraft des Gedächtnisses, welche früher in dem Könige so wunderbar mächtig gewesen war, versagte ihm mehr und mehr. Er suchte vergebens nach den Namen von bestimmten Personen, und er konnte für die Begriffe nicht die richtige Bezeichnung finden. Wir geben hier die Schilderung dieser Tage der Trübsal von dem königlichen Hof- und Domprediger Dr. Sneth-

lage, welcher während dieser Zeit viel und auch noch in den letzten Stunden um ihn war.

„Noch lag der König meist in tiefem Schlummer," sagt Snethlage in seiner später gedruckten Predigt «der König in seiner Krankheit» vom 27. Januar 1861, „und nur in einzelnen Momenten trat ein Erwachen ein. Da in einem dieser Momente hatte die Königin, die unausgesetzt an seinem Lager weilte, den Mut — und wohl gehörte den Befürchtungen einer bedenklichen Aufregung gegenüber Mut dazu —, ihm den Anfang des 116. Psalms laut vorzulesen in den Worten: «Das ist mir lieb, daß der Herr meine Stimme und mein Flehen höret. Stricke des Todes halten mich umfangen, und Angst der Hölle hatte mich betroffen, ich kam in Jammer und Not; aber ich rief an den Namen des Herrn: o Herr, errette meine Seele!» Der König richtete sich auf und hörte aufmerksam zu. Als sie nun fortfuhr: «Sei nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der Herr thut Dir Gutes; denn Du hast meine Seele aus dem Tode gerissen, meinen Fuß vom Gleiten, mein Auge von den Thränen,» da sagte er: «Es ist genug, ich habe verstanden, ich danke Dir.» Von nun an las ihm die Königin täglich kurze Gebete aus den Psalmen vor, solche, die, wie sie wußte, der König auch früher vorzugsweise geliebt hatte. Seine körperlichen und geistigen Kräfte nahmen täglich zu, nach seiner äußeren Erscheinung war er wieder gesund; was ihm fehlte, das war der richtige Ausdruck seiner Gedanken, und über dem Suchen dieses Ausdrucks vergaß er bei der Fülle seiner Gedanken, was er hatte sagen wollen. Er freute sich, seine alten Diener und Freunde wiederzusehen, und beklagte, daß er ihnen nicht ganz ausdrücken könne, was seine Seele bewegte. Die Königin verstand ihn am besten, und wenn er sie als Dolmetscherin seiner Gedanken zur Seite hatte, war er beruhigt und zufrieden. Bald verlangte er auch geistlichen Zuspruch. Als ich zum erstenmal zu ihm gerufen wurde, trat der König mir mit den Worten entgegen: «Seien Sie mir ein Mann guter Botschaft! Was bringen Sie mir?» Obwohl der König mit unsicherem Ausdruck sprach, blieb mir doch kein Zweifel, daß er mich durchaus verstehe. Er ergriff mit tiefer Bewegung das Wort, das ihm vorgehalten wurde: «So demütiget Euch unter die gewaltige Hand Gottes, daß Er Euch erhöhe zu seiner Zeit.» Er ging willig ein in den wunderbaren Rat Gottes, der solche Demütigung und Prüfung über ihn verhänge; er fragte nach den Ursachen und Absichten dieses Verhängnisses, und als ich zuletzt der Unruhe seines Herzens, in der er fragte: «Wie lange?» mit den Worten Davids begegnete: «Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft,» da redete er zu sich selbst und sprach: «Meine Seele, sei Du stille zu Gott, der Dir hilft!»"

Im Jahre 1858 schien es mit dem Zustande des Königs etwas besser zu gehen. Der Hof weilte in Charlottenburg, und man sah den Kranken häufig

im Tiergarten und auch in den Straßen Berlins fahren. Dann begleitete die Königin ihren Gemahl in ihre Heimat nach Tegernsee. Man hoffte, daß die reine Gebirgsluft belebend auf seine Nerven wirken würde. Anfangs schien der Wechsel des Klimas eine günstige Wirkung zu üben. Der König fühlte sich freier, wurde heiterer, und seine Rede gewann mehr Fluß und Zusammenhang. Aber es blieb nicht dabei. Die Traurigkeit, welche von Beginn der Krankheit ein Merkmal derselben gewesen war, nahm wieder überhand. Als der König gegen Ende des August nach Sanssouci zurückkehrte, da waren die Hoffnungen auf seine völlige Wiedergenesung bereits auf ein sehr geringes Maß herabgesunken. Nach dem Rate der Ärzte wurde beschlossen, daß der König den Winter in Italien zubringen solle. Vor seiner Abreise schienen jedoch neue Dispositionen in betreff der Form, in welcher die Regentschaft fortzudauern habe, notwendig. Es schien im Interesse des Staates erforderlich, anstatt der Stellvertretung des Königs für gewisse Zeitläufte eine wirkliche Regentschaft mit unbegrenzter Zeitdauer einzuführen. Die Schwierigkeit lag aber darin, dem Könige diese Eröffnung zu machen, welche bei seinem Zustande leicht gefährliche Folgen haben konnte. Endlich unterzog sich die Königin auch diesem schweren Auftrage. Der König, den das schmerzliche Bewußtsein seiner Verhinderung an der Regierung während seiner Krankheit niemals verlassen hatte, vernahm mit ruhiger Fassung die Eröffnung seiner Gemahlin und erklärte sich sogleich bereit zu thun, was ratsam schien.

Am 7. Oktober 1858, dem traurigen Jahrestage seiner Erkrankung, unterzeichnete König Friedrich Wilhelm IV. eine Anschrift an seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, in welcher er sich dauernd behindert erklärte, die Regierung zu führen, und diesen ersuchte, dieselbe nunmehr im eigenen Namen und mit alleiniger Verantwortlichkeit gegen Gott mit allen in der Verfassung begründeten Rechten zu übernehmen.

Das Tagewerk seines Lebens war damit abgeschlossen, eine Königsregierung, nicht glanzvoll und glorreich, wie diejenige manches seiner erhabenen Ahnen, aber reich an Erfahrungen und hochbedeutsam für die Zukunft, war beendigt. Das war das Tragische in dem Leben König Friedrich Wilhelms IV., daß seine edeln und hochsinnigen Bestrebungen stets an der Macht der realen Verhältnisse scheitern mußten. Wohl niemand hat mehr als er selber an seinem eigenen Leben die Wahrheit seiner Worte empfunden, daß „die Wege der Könige thränenreich und thränenwert sind, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hilfreich zur Hand gehen." Welch eine Wandlung in den Schicksalen des Königs von dem glänzenden Sonnenaufgange seiner Regierung, als er auf dem Balkon seines Schlosses vor dem freudig bewegten Volke in heiliger Begeisterung für seinen Beruf seine Königsgelübde ablegte, bis zu den letzten einsamen Stunden, als er, in traumähnliches Hinbrüten versenkt, immer

fremder gegen die Außenwelt und seine Umgebungen wurde und nur für die Liebe seiner königlichen Pflegerin ein empfängliches Herz, einen dankbaren Ausdruck in Wort und Blick behielt! —

Auch aus dem milden Klima Italiens kehrte der König im Frühjahr 1859 ungeheilt nach Sanssouci zurück. Im August trat eine ernstliche Verschlimmerung seines Zustandes ein; schlagähnliche Anfälle folgten aufeinander, und ein stufenweise unaufhaltsames Sinken vernichtete so das geistige Leben wie die körperlichen Kräfte.

Die Schilderung der Tage, welche der König noch auf Erden zu leben hatte, läßt sich kurz zusammenfassen in die zwei Worte, mit welchen der König selbst seinen Zustand bezeichnete: „Lang' Leid, lang' Leid!" Ein Engel des Trostes und des Friedens in diesen trüben Tagen war für ihn die Königin. Wenn der König traurig war in seiner Krankheit, die Königin wußte ihn am gewissesten aufzuheitern. Wenn die Königin noch fern war und niemand ihre Nähe erkannte, hatte das Ohr des Königs sie schon erkannt, er vernahm schon im dritten Zimmer das Rauschen ihres Kleides und horchte bis sie kam. Wenn einer ein Wort aus seinem Munde hervorlocken konnte, so war sie es. „Du hast den ganzen Tag noch kein Wort gesprochen," sagte sie einmal zu ihm, „bist Du müde? — traurig?" — „Nein, stille bin ich," sagte er deutlich und vernehmlich. So war es. Seine Seele war stille zu Gott, der ihm half. Nur die Außenwelt war ihm fremd geworden, sein Inneres blieb thätig. Wer den stillen sonntäglichen Gottesdiensten in Sanssouci beigewohnt hat, der wurde ergriffen von der regen Teilnahme des Königs und wie er, solange das Wort und die freie Bewegung der Glieder ihm noch einigermaßen zu Gebote stand, jeden einzelnen Teil des Gottesdienstes mit eigentümlicher Bezeugung seines Verständnisses und seiner Zustimmung begleitete. Bei dem Sündenbekenntnis legte er mit tiefer Bewegung die Hand auf seine Brust, bei der Absolution sprach er sein Amen. Und bei den Fürbitten für die Königin, für sein Haus, sein Volk hob er beide Hände auf und weinte und stammelte seine Bitten.

Und noch einen Zug, in dem die Liebe des Königs zur Königin auf das ergreifendste sich kundthat, erzählt Snethlage. Der König hatte schon lange kein Wort mehr gesprochen; die Zunge war wie gebunden. Da, auf einer der letzten Ausfahrten nach dem bayrischen Hause: der König hatte mehrere Stunden fast teilnahmslos dagesessen, und die Königin war im Begriff vorauszufahren. Noch einmal ging sie zum Könige. „Hast Du denn kein Wort, kein Zeichen für mich?" fragte sie ihn bewegt. Er antwortete nicht, wiewohl er ebenso bewegt schien. Auf wiederholte Frage keine Antwort. Schon will die Königin betrübt sich wegwenden. Da war es, als ob er alle seine Kräfte noch einmal zusammennähme; die Muskeln seines Gesichts bewegten sich, er erhob sich vom Stuhle,

und laut nud voll und deutlich rief er: „Meine teure, heißgeliebte Frau!" Es war fast sein letztes, deutlich und voll ausgesprochenes Wort.

Es war Spätherbst (1860). Der König ließ sich in seinem Rollstuhl langsam auf der Terrasse auf und ab fahren. Am liebsten verweilte er an einer verborgenen Stelle, wo zwischen den halb entlaubten Baumgruppen die Friedenskirche seinem Blicke sichtbar ward. Hier saß er still, ruhig, in sich versunken, unbekümmert um seine Begleitung. Sein Herz sehnte sich aus diesem irdischen „Sorgenfrei" hinüber nach jenem himmlischen Frieden, dessen er teilhaftig zu werden hoffte, wann erst — vielleicht in nicht ferner Zeit — seine leibliche Hülle dort drüben bestattet sein würde an der Stätte vor dem Altar der Friedenskirche, die er selbst dazu ausgewählt hatte. Als das Laub von den Bäumen fiel, und er traurig auf die kahlen Wipfel schaute, sagte der Prediger Snethlage zu ihm, daß eine andere, immergrüne Laube sich über ihm wölbe — das seien die Gebete und Fürbitten, die aus seinem Volke für ihn aufstiegen, und die werde der Herr als einen Kranz der Erquickung auf sein mattes Haupt und Herz legen. Da hob er seine Hand empor und rief: „Herrlich, herrlich!"

Der König hat auf Erden das Laub nicht wieder grünen sehen; aber jene andere, immergrüne Laube wölbt sich noch heute über seinem Grabe. —

Der Prinz von Preußen als Regent 1858—1861. Durch seinen Erlaß vom 24. Oktober 1857 hatte der kranke König Friedrich Wilhelm IV. den Prinzen von Preußen mit seiner Stellvertretung — vorläufig auf die Dauer von drei Monaten — beauftragt. Der Prinz unterzog sich diesem Auftrage mit der vollen Hingebung und Entsagung, welche diese schwierige Aufgabe erforderte; denn da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, daß der König die Regierung nach drei Monaten wieder übernahm, so durfte der Prinz nicht seinen eigenen Regierungsgrundsätzen folgen und keine Veränderungen vornehmen, von denen er nicht überzeugt war, daß sie auch die Zustimmung des Königs gefunden haben würden.

Wie der Prinz seine Aufgabe betrachtete, das ersehen wir aus einem von A. von Reumont mitgeteilten Briefe des Prinzen:

„Sanssouci, 10. 11. 57.

„Für Ihr freundliches Schreiben vom 4. d. M. sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Es ist ein schweres Verhängnis, welches unsere Familie und das ganze Vaterland betroffen hat.

„Es geht mit der Genesung des Königs langsam vorwärts, und namentlich seit einigen Tagen ist die zusammenhängende Klarheit auffallend im Zunehmen, so daß schon ganze und mehrere Sätze ohne Irrungen gesprochen werden, welche letzteren sich auf Örtlichkeiten und Namen hauptsächlich beziehen. — — — —

„Meine Stellung ist gewiß ein Opfer zu nennen, das ich dem Könige und dem Staate bringe; denn leicht ist dieselbe wahrlich nicht und wird auch wenig lohnend sein, da der eigene Wille ganz gebunden ist.

Ihr

Prinz von Preußen."

Die Stellvertretung mußte wegen der fortdauernden Krankheit des Königs noch dreimal durch die Kabinettsordres vom 6. Januar, 9. April und 25. Juni auf je drei Monate verlängert werden. Dann, am 8. Oktober 1858, übertrug der König dem Prinzen die Regentschaft mit allen in der Verfassung begründeten Rechten und mit der alleinigen Verantwortlichkeit gegen Gott.

Es ist bekannt, daß der Prinz von Preußen mit der inneren und äußeren Politik der preußischen Regierung in dem jüngstverflossenen Jahrzehnt nicht einverstanden war; aber Pflichttreue und Ehrerbietung gegen seinen königlichen Bruder ließen ihn mit seinen persönlichen Ansichten sich dem Willen des letzteren auch da unterordnen, wo beider Anschauungen scharf auseinander gingen.

Schon vor Jahren hatte der Prinz von Preußen es einmal selbst mit großherziger Offenheit ausgesprochen, daß er in ganz anderen Anschauungen erwachsen und erzogen sei als denjenigen, welche das neue Zeitalter forderte, daß es aber Pflicht des Fürsten sei, die Geltung des Neuen zu erkennen und anzuerkennen. Er konnte sich für die neuen konstitutionellen Staatseinrichtungen in Preußen nicht gerade erwärmen; Zündnadelgewehre und gezogene Kanonen deuchten ihm wichtiger als Verfassungsparagraphen. Da aber die Verfassung einmal verkündigt und beschworen war, so wollte der Prinz nach dem Antritt seiner Regentschaft auch keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß er die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes nicht als ein in revolutionären Zeiten der Krone abgerungenes, unbequemes Zugeständnis, sondern als übereinstimmend mit seiner freien Überzeugung und mit seinen Wünschen für das Wohl und Gedeihen des Vaterlandes anerkannt sehen wollte.

Nachdem am 20. Oktober die von ihm berufenen beiden Häuser des Landtags zusammengetreten waren, um gemäß den Vorschriften der Verfassung über die Notwendigkeit der Regentschaft zu beschließen, und ihre Zustimmung zu dem Übergange der Regierung auf den Prinzen von Preußen ausgesprochen hatten, leistete der Prinzregent in vereinigter Sitzung beider Häuser am 26. Oktober den Eid auf die Verfassung.

Demnächst säumte der Prinzregent nicht, sich mit solchen Ratgebern zu umgeben, von denen er ein Eingehen auf seine Regierungsgrundsätze am ehesten erwarten durfte. Die Namen der Männer, welche der Prinzregent nach der Entlassung des Ministeriums Manteuffel (5. November) in sein Ministerium berief — Freiherr von Schleinitz für das Auswärtige, von Patow für die Finanzen, von Bethmann-Hollweg für den Kultus, von Bonin für den

Krieg, von Auerswald als Staatsminister ohne Portefeuille —, hatten aus den politischen Kämpfen der Vergangenheit einen volkstümlichen Klang, sie gehörten meistens der freisinnigen Richtung an. Daneben waren freilich der Justizminister Dr. Simons und der Handelsminister von der Heydt aus dem alten Kabinett beibehalten worden, und der Minister des Inneren, von Flottwell (später ersetzt durch den Grafen Schwerin), sowie der Minister der landwirtschaftlichen Angelegenheiten, Graf Pückler, gehörten noch der altpreußischen Schule und mehr der konservativen als der liberalen Richtung an. Dennoch wurde das Ministerium in seiner Gesamtheit von dem Volke und namentlich von den Liberalen als „Ministerium der neuen Ära" mit Freuden begrüßt. Man übersah, was der Prinzregent gerade durch die Wahl dieser Männer bekunden wollte, nämlich: daß er keine Partei begünstigen, sondern daß er das Wohl des Vaterlandes über die Parteien gestellt wissen wollte. Die Berufung des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen zum Präsidenten des neuen Ministeriums sollte zugleich Sicherheit gegen eine zu weite Ablenkung nach links bieten und andeuten, in welchem Sinne der Prinzregent von dem angesehenen Adel des Landes eine Beteiligung am Staatsleben erwartete.

Mit außerordentlicher Klarheit entwickelte der Prinzregent in der ersten Sitzung des gesamten neuen Ministeriums seine Regierungsgrundsätze in einer Ansprache, welche um so charakteristischer ist, weil sie das Programm bildet, an welchem der Prinz nicht allein während der Dauer seiner Regentschaft, sondern auch während seiner Königsregierung unter allen Wechselfällen und Wandlungen mit Entschiedenheit und Folgerichtigkeit, mit Weisheit und Mäßigung und mit klarer Beurteilung der Verhältnisse festgehalten hat. Wir geben deshalb diese Ansprache hier nach ihrem vollständigen Inhalte, sie lautete:

„Nachdem wir durch eine ernste Krisis gegangen sind, sehe ich Sie, die mein Vertrauen zu den ersten Räten der Krone berufen hat, zum erstenmal um mich versammelt. Augenblicke der Art gehören zu den schwersten im Leben der Monarchen, und ich, als Regent, habe sie noch tiefer empfunden, weil ein unglückliches Verhältnis mich in meine Stellung berufen hat. Die Pietät gegen meinen schwer heimgesuchten König und Herrn ließ mich lange schwanken, wie manche Erlebnisse, die ich unter seiner Regierung wahrnahm, in eine bessere Bahn wieder einzuleiten seien, ohne meinen brüderlichen Gefühlen und der Liebe, Sorgfalt und Treue, mit welcher unser allergnädigster König seine Regierung führte, zu nahe zu treten.

„Wenn ich mich jetzt entschließen konnte, einen Wechsel in den Räten der Krone eintreten zu lassen, so geschah es, weil ich bei allen von mir Erwählten dieselbe Ansicht traf, welche die meinige ist: daß nämlich von einem Bruche mit der Vergangenheit nun und nimmermehr die Rede sein soll. Es soll nur die sorgliche und bessernde Hand angelegt werden, wo sich Willkürliches oder

gegen die Bedürfnisse der Zeit Laufendes zeigt. Sie alle erkennen es an, daß das Wohl der Krone und des Landes unzertrennlich ist, daß die Wohlfahrt beider auf gesunden, kräftigen, konservativen Grundlagen beruht. Diese Bedürfnisse richtig zu erkennen, zu erwägen und ins Leben zu rufen, das ist das Geheimnis der Staatsweisheit, wobei von allen Extremen sich fern zu halten ist.

„Unsere Aufgabe wird in dieser Beziehung keine leichte sein; denn im öffentlichen Leben giebt sich seit kurzem eine Bewegung kund, die, wenn sie teilweise erklärlich ist, doch andererseits bereits Spuren von absichtlich überspannten Ideen zeigt, denen durch unser ebenso besonnenes als gesetzliches und selbst energisches Handeln entgegengetreten werden muß. Versprochenes muß man treulich halten, ohne sich der bessernden Hand dabei zu entschlagen, — nicht Versprochenes muß man mutig hindern. Vor allem warne ich vor der stereotypen Phrase, daß die Regierung sich fort und fort treiben lassen müsse, liberale Ideen zu entwickeln, weil sie sich sonst von selbst Bahn brächen. Gerade hierauf bezieht sich, was ich vorhin Staatsweisheit nannte. Wenn in allen Regierungshandlungen sich Wahrheit, Gesetzlichkeit und Konsequenz ausspricht, so ist ein Gouvernement stark, weil es ein reines Gewissen hat, und mit diesem hat man ein Recht, allem Bösen kräftig zu widerstehen.

„In der Handhabung unserer inneren Verhältnisse, die zunächst von dem Ministerium des Inneren und der Landwirtschaft ressortieren, sind wir von einem Extrem zum anderen, seit 1848, geworfen worden. Von einer Kommunalordnung, die ganz unvorbereitet Selfgovernment einführen sollte, sind wir zu den alten Verhältnissen zurückgedrängt worden, ohne den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen, was sonst ein richtiges Mittehalten bewirkt haben würde. Hieran die bessernde Hand einst zu legen, wird erforderlich sein; aber vorerst müssen wir bestehen lassen, was eben erst wiederhergestellt ist, um nicht neue Unsicherheit und Unruhe zu erzeugen, die nur bedenklich sein würden.

„Die Finanzen haben sich in acht Jahren von einem sehr unglücklichen Stande so gehoben, daß nicht nur das Budget gut balanciert, sondern Überschüsse sich ergeben. Aber noch kann bei weitem nicht allen Bedürfnissen entsprochen werden, die sich in allen Branchen und Administrationen kundgeben. Hätte man vor zwei Jahren in den Steuervorlagen richtiger operiert, so würden wir durch Bewilligung derselben jetzt auf viele Jahre hinaus drängenden Bedürfnissen haben gerecht werden können. Wie zu diesen die Mittel zu beschaffen sein werden, wird eine Hauptaufgabe der Zukunft sein. Die wahre Besteuerungsfähigkeit des Landes ist dabei vor allem ins Auge zu fassen.

„Handel, Gewerbe und die damit eng verbundenen Kommunikationsmittel haben einen nie geahnten Aufschwung genommen; doch muß auch hier Maß und Ziel gehalten werden, damit nicht der Schwindelgeist uns Wunden schlage. Den Kommunikationswegen müssen nach wie vor bedeutende

Mittel zu Gebote gestellt werden; aber sie dürfen nur mit Rücksicht auf alle Staatsbedürfnisse bemessen, und dann müssen die Etats innegehalten werden.

„Die Justiz hat sich in Preußen immer Achtung zu erhalten gewußt. Aber wir werden bemüht sein müssen, bei den veränderten Principien der Rechtspflege das Gefühl der Wahrheit und Billigkeit in alle Klassen der Bevölkerung eindringen zu lassen, damit Gerechtigkeit auch durch Geschworene wirklich gehandhabt werden kann.

„Eine der schwierigsten und zugleich zartesten Fragen, die ins Auge gefaßt werden muß, ist die kirchliche, da auf diesem Gebiete in der letzten Zeit viel vergriffen worden ist. Zunächst muß zwischen beiden Konfessionen eine möglichste Parität obwalten. In beiden Kirchen muß aber mit allem Ernste den Bestrebungen entgegengetreten werden, die dahin abzielen, die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen zu machen. In der evangelischen Kirche — wir können es nicht leugnen — ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat. Diese Orthodoxie ist dem segensreichen Wirken der evangelischen Union hinderlich in den Weg getreten, und wir sind nahe daran gewesen, sie zerfallen zu sehen. Die Aufrechterhaltung derselben und ihre Weiterbeförderung ist mein fester Wille und Entschluß, mit aller billigen Berücksichtigung des konfessionellen Standpunktes, wie dies die einschlagenden Dekrete vorschreiben. Um diese Aufgabe lösen zu können, müssen die Organe zu deren Durchführung sorgfältig gewählt und teilweise gewechselt werden. Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; dies ist immer ins Auge zu fassen und von äußerem Gebaren und Schaustellungen zu unterscheiden. Nichtsdestoweniger hoffe ich, daß, je höher man im Staate steht, man auch das Beispiel des Kirchenbesuchs geben wird.

„Der katholischen Kirche sind ihre Rechte verfassungsmäßig festgestellt, Übergriffe über diese hinaus sind nicht zu dulden.

„Das Unterrichtswesen muß in dem Bewußtsein geleitet werden, daß Preußen durch seine höheren Lehranstalten an der Spitze der Intelligenz stehen soll, und durch seine Schulen die den verschiedenen Klassen der Bevölkerung nötige Bildung gewähren, ohne diese Klassen über ihre Sphären zu heben. Größere Mittel werden hierzu nötig werden.

„Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft; ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indessen auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat,

zu Änderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und — Geld, und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen, die deshalb im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können.

„Und so kommen wir zu Preußens politischer Stellung nach außen. Preußen muß mit allen Großmächten in freundschaftlichstem Vernehmen stehen, ohne sich fremden Einflüssen hinzugeben und ohne sich die Hände frühzeitig durch Traktate zu binden. Mit allen übrigen Mächten ist das freundliche Verhältnis geboten. In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungs-Elementen, wie der Zollverband es ist, der indessen einer Reform wird unterworfen werden müssen. Die Welt soll wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist. Ein festes, konsequentes und, wenn es sein muß, energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, muß Preußen das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein nicht zu erreichen im stande ist.

„Auf dieser Bahn mir zu folgen, um sie mit Ehren gehen zu können, dazu bedarf ich Ihres Beistandes, Ihres Rates, den Sie mir nicht versagen werden. Mögen wir uns immer verstehen zum Wohle des Vaterlandes und des Königtums von Gottes Gnaden!" —

Das war keine von den glänzenden und geistreichen Reden, wie man sie aus dem Munde König Friedrich Wilhelms IV. zu hören gewöhnt war; aber es leuchtete der hohe und edle Sinn des Prinzregenten, späteren Königs und Kaisers Wilhelm, sein einfaches, klares und verständiges Urteil, zugleich seine nicht dogmatisch zurechtgelegte, wohl aber im praktischen Leben gereifte und mit der ganzen sittlich-ernsten Richtung des Menschen im innigsten Zusammenhange stehende religiöse Anschauung daraus hervor. Die Ansprache war aber zugleich erhebend für das Herz des preußischen Vaterlandsfreundes; denn sie ließ klar erkennen, daß Preußen aus der passiv zuwartenden Rolle, in die es sich seit einem Dezennium zurückgezogen hatte, wieder hervortreten und selbst handelnd an den europäischen Angelegenheiten teilnehmen würde.

„Die Welt soll wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist," — das war einmal ein stolzes, ein echt preußisches und echt Hohenzollernsches Wort, allerdings nur ein Wort; aber der Prinzregent Wilhelm war auch der Mann, um sein Wort zur That zu machen. Um dies zu können, betonte er so nachdrücklich die Notwendigkeit eines mächtigen, angesehenen Heeres und wies schon in dieser Ansprache auf gewisse Forderungen

hin, die er zur Durchführung der für notwendig erkannten Verbesserungen im Heerwesen an das Land und die Landesvertretung stellen würde.

Die unmittelbare Antwort des Landes auf die Ansprache des Prinzregenten waren die neuen Wahlen zum Abgeordnetenhause für die Legislaturperiode 1859—1861, welche durchaus regierungsfreundlich ausfielen. Das preußische Volk, welches sich seit dem Beginn der sogenannten „Reaktionsperiode" mehr und mehr von dem politischen Leben zurückgezogen hatte, nahm wieder lebhaften Anteil an den Angelegenheiten des Staates und begrüßte jubelnd die „neue Ära," in die es unter der Staatsleitung des hochsinnigen Prinzregenten eingetreten war. Dabei gab man sich jedoch einem Irrtume hin, zu welchem die Namen der liberalen Minister verführten. Die Liberalen hofften, daß der Prinzregent eine Parteiregierung im liberalen Sinne einsetzen wolle und daß diese jetzt in einem Sprunge nachholen werde, was während des zehnjährigen politischen Stillstandes unter der früheren Regierung versäumt worden sei.

In diesem Irrtume verharrten die Liberalen, obgleich der Prinzregent bei der Eröffnung des Landtages am 12. Januar 1859 von neuem mit klaren Worten ankündigte, was er wollte und bezweckte.

„Als ich vor wenigen Monaten von dieser Stelle zum erstenmal als Regent zu den Vertretern des Landes sprach," sagte der Prinzregent in seiner Anrede, „forderte ich dieselben auf, mit mir die Fahne Preußens hoch zu tragen. Auf dieser Fahne steht: Königtum von Gottes Gnaden, Festhalten an Gesetz und Verfassung, Treue des Volkes und des siegesbewußten Heeres, Gerechtigkeit, Wahrheit, Vertrauen, Gottesfurcht! Wohlan, meine Herren! Helfen Sie mir diese Fahne hoch tragen! Wer ihr folgt, der folgt mir!" —

Auch thatsächlich hatte die preußische Regierung bereits in zwei Punkten bekundet, daß sie zur Führung einer selbständigen und thatkräftigen Politik nach außen hin entschlossen war. Die energische Art, mit welcher der Prinz, schon als Stellvertreter des Königs, das zweifellose Recht Preußens auf Mitbesetzung der Bundesfestung Rastadt gegen Österreich geltend machte und durchsetzte und mit welcher der Prinzregent am Bundestage darauf drang, daß dieser die vertragsmäßigen Rechte der Herzogtümer Schleswig-Holstein gegen Dänemark unter seinen Schutz nahm und Dänemark unter Androhung von Exekution zwang, die dänische Gesamtverfassung für Holstein aufzuheben, gab Bürgschaft dafür, daß Preußen sich nicht mehr durch kleinliche Rücksichten zurückhalten lassen werde, sein Recht und das Recht der deutschen Nation kräftig zu wahren.

Noch eine andere Frage von allgemeiner europäischer Bedeutung umzog den Horizont. Während die Staatsmänner der deutschen Mittel- und Kleinstaaten die Wiederaufnahme der Unionsbestrebungen durch Preußen befürchteten und für die Sonderrechte und die Selbständigkeit ihrer Staaten Sorge trugen, wirkte jenseit der Alpen ein kühner und genialer Minister, Graf Cavour, im

Bunde mit den Führern der nationalen Partei und der über ganz Italien verbreiteten Società nazionale für die Befreiung Oberitaliens von der österreichischen Fremdherrschaft und für die Einigung des ganzen Italien unter dem Hause Savoyen. Kaiser Napoleon III. hatte mit dem Nationalverein in Italien schon in seinen Jugendjahren in geheimer Verbindung gestanden. Der Mordversuch und das Testament Orsinis erinnerten ihn an seine damals für Italien übernommenen Verpflichtungen.

Die Mahnungen Orsinis, den der Advokat Jules Favre in den öffentlichen Gerichtsverhandlungen als einen fanatischen Patrioten glänzend verteidigte, fielen bei dem Kaiser der Franzosen um so mehr auf einen empfänglichen Boden, weil er Ursache hatte, die soeben wiedererwachenden freien Regungen des französischen Volksgeistes zu fürchten. Wenn er als Beschützer des „freien Selbstbestimmungsrechtes der Völker," auf das er ja seinen eigenen Thron begründet hatte, für die Befreiung Italiens eintrat, so konnte er durch einen glücklichen Krieg die Eitelkeit der französischen Nation befriedigen und den ihm und seiner Dynastie gefährlichen Bestrebungen eine Ableitung nach außen geben. Er rechnete dabei auf die Isolierung Österreichs, welches von seinen beiden alten Bundesgenossen den einen — Rußland — durch seine Haltung während des orientalischen Krieges tief gekränkt, den anderen — Preußen — durch den Tag von Olmütz schwer beleidigt und durch sein Ränkespiel am Bunde erbittert hatte.

Am Neujahrstage 1859 erteilte Kaiser Napoleon dem österreichischen Gesandten, Baron von Hübner, auf seine Glückwünsche in den Tuilerien die rauhe Antwort, welche der Welt ankündigte, daß er die nationale Sache in Italien unter seinen Schutz nähme.

Die Aussicht auf einen so mächtigen Schutz gab dem kleinen Sardinien den Mut, eine keckere Sprache gegen Österreich zu führen. König Viktor Emanuel verkündete laut, daß er gegen den Schmerzensschrei des unterjochten Italien nicht länger unempfindlich sein könne, und Garibaldi, der Vorkämpfer aller italienischen Revolutionen, sammelte in den Bergschluchten seine Alpenjäger zum Einfall in das österreichisch-lombardische Gebiet. Napoleon III. rüstete sich, Italien die zugesagte Hilfe zu leisten, und gab als Kriegsprogramm die Losung aus: „Italien frei bis zur Adria!" Er hatte den Eintritt der französischen Hilfleistung nur an die Vorbedingung geknüpft, daß Sardinien von Österreich angegriffen sein müsse.

Angesichts dieser drohenden Gefahren empfand Österreich im Frühjahr 1859 das Bedürfnis eines starken Bundesgenossen. Der Erzherzog Albrecht ward nach Berlin gesandt, um sich mit dem Prinzregenten über die von Preußen erwartete Hilfleistung zu verständigen. Dennoch hielt es die österreichische Regierung auch jetzt nicht für notwendig, den Beistand der norddeutschen Groß-

macht durch Zugeständnisse in den Bundeseinrichtungen zu gewinnen. Sie glaubte vielmehr, daß Preußen, wenn Österreich mit Frankreich in Krieg verwickelt würde, durch einen Bundesbeschluß und durch den Druck der öffentlichen Meinung zur Hilfleistung würde gezwungen werden, obgleich die nationalen Einheitsbestrebungen in Italien dem preußisch-deutschen Interesse keineswegs entgegen waren und obgleich aus der Bundesverfassung für Preußen keinerlei Verpflichtungen, Österreich auch für seine außerdeutschen Besitzungen Gewähr zu leisten, abgeleitet werden konnten.

Trotz alledem war bei dem Prinzregenten die Erinnerung an die alte österreichische Waffenbrüderschaft in den Befreiungskriegen noch so lebendig, daß er geneigt war, allen Groll vergessend, Österreich in der Stunde der Gefahr zum Kampfe gegen den alten gemeinsamen Feind ritterlich die Hand zu reichen; indessen davon konnte nicht die Rede sein, daß der Hohenzollernsche Kriegsfürst dem Hause Habsburg Heerfolge leisten sollte; der Prinzregent war entschlossen, Preußen nicht als Hilfsmacht unter österreichischer Bevormundung, sondern nur als selbständige Großmacht in den Kampf eintreten zu lassen. Von dem Augenblick an, da Preußen die Waffen erhob, wäre der Krieg in Italien Nebensache geworden und Napoleons letztes Ziel, die Rheingrenze für Frankreich, sogleich auf das Programm gekommen. In einem solchen Kriege, den Preußen mit seiner ganzen Macht zu führen und mit allen Wechselfällen bis zu Ende durchzukämpfen hatte, in dem es sich um Preußens Existenz, um Deutschlands Macht und Ehre handelte, wollte Preußen sich auch die volle Selbständigkeit des Handelns wahren. Es wollte sich selbst die Entscheidung darüber vorbehalten, wann der rechte Augenblick zum Beginn des Krieges gekommen sein würde, und sich nicht durch einen voreiligen Schritt Österreichs oder durch einen Beschluß der Bundestagsmehrheit für Österreichs nichtdeutsche Lande in den Krieg treiben lassen. Preußen verlangte deshalb für die Dauer des Krieges die politische und militärische Leitung Deutschlands und die Unterordnung sämtlicher deutschen Streitkräfte — mit Ausnahme der österreichischen — unter seine Führung. In der Thronrede, mit welcher der Prinzregent den Landtag schloß, erklärte er:

„Es ist Preußens Recht und Pflicht, für die Sicherheit und den Schutz der nationalen Interessen Deutschlands einzustehen. Die Obhut dieser Güter wird es nicht aus der Hand geben.“

Während der Erzherzog Albrecht in Berlin die bündigsten Versicherungen des Prinzregenten erhielt, stellte das Wiener Kabinett unter dem Grafen Buol, dessen Staatsweisheit den Feinden Österreichs stets die besten Dienste geleistet, an Sardinien als Ultimatum die Forderung, binnen drei Tagen zu entwaffnen. Durch diesen eigenmächtig herausfordernden Schritt nahm Österreich die Verantwortung für den nunmehr unvermeidlichen Krieg auf sich allein. Die öster-

reichischen Heere gingen über den Ticino, die französischen über die Alpen. Über die gesegneten Fluren Oberitaliens rollte der eherne Schlachtenwürfel.

Während die österreichische Staatskunst sich weigerte, Preußen das zuzugestehen, was ihm nach Lage der Sache nicht verweigert werden konnte, um seine Teilnahme am Kriege gegen Frankreich zu erlangen, verloren die österreichischen Heerführer auf den lombardischen Ebenen die Schlachten von Magenta und Solferino, hielt Napoleon III. seinen Siegeseinzug in Mailand und näherten sich die franko-sardinischen Heere dem berühmten Festungsviereck am Mincio, dem letzten Bollwerk der Österreicher auf italienischem Boden.

Preußen hatte unterdessen beinahe sein ganzes Heer auf den Kriegsfuß gesetzt. Am Tage nach der Schlacht bei Solferino erklärte es seinen Bundesgenossen, daß es bereit sei, Österreich seinen Länderbesitz zu erhalten, und bereitete sie auf die Wahrscheinlichkeit des Krieges vor, wenn seine Vermittelung in dieser Richtung keinen Erfolg haben sollte. Einige Tage darauf (4. Juli) beantragte Preußen am Bunde die Aufstellung von drei Armeen am Rhein, von welchen die nördliche und mittlere — zusammen sechs preußische und zwei Bundescorps — unter Preußens, die südliche — zwei Bundescorps — unter Bayerns Oberbefehl gestellt werden sollte, sowie die Übertragung des Oberbefehls über alle drei Armeen an den Prinzregenten von Preußen. Österreich, welches auch jetzt noch trotz seiner Bedrängnis von seiner alten Eifersucht nicht lassen konnte, kreuzte den preußischen Antrag durch einen anderen (7. Juli), nach welchem der Krieg vom Bunde erklärt, dem Bundestage die ganze militärische und diplomatische Leitung vorbehalten und der Prinzregent von Preußen zum Bundesoberfeldherrn ernannt werden sollte, in welcher Eigenschaft der Regent von der Bundesversammlung, in der Österreich den Vorsitz führte, Befehle anzunehmen gehabt haben würde. Preußen ging indessen, unbekümmert um das Ränkespiel am Bundestage, in dem Bewußtsein einer klaren und folgerichtigen Politik, seinen eigenen Weg weiter, entschlossen, mit oder trotz seinen Bundesgenossen als selbständige Macht in den Kampf einzutreten. Da überraschte Österreich die Welt durch den plötzlichen Friedensschluß von Villafranca (11. Juli), in welchem es eine seiner blühendsten Provinzen, das lombardische Königreich, preisgab, um — sich nicht durch seinen Nebenbuhler retten zu lassen.

Napoleon hatte, im Hinblick auf das in voller Waffenrüstung dastehende Preußen, sich für jetzt mit der halben Durchführung seines Programms begnügt. „Nach den so raschen und glänzenden Erfolgen der französischen Waffen," erklärte er, „und nachdem das Ziel, das er sich gesteckt, erreicht sei, habe er nicht in einen neuen weitaussehenden Krieg sich einlassen wollen."

Es war nicht Preußens Schuld, wenn es nicht mehr zur Teilnahme am Kriege gekommen war. Seine Vermittelung im Sinne des Friedens und der Gerechtigkeit war von Österreich trotzig zurückgewiesen worden, und als es ent-

schlossen und gerüstet war, — zwar nicht für die dem historischen Rechte der italienischen Nation entgegenstehenden sogenannten Specialverträge, auf welche Österreich seine Schutzherrschaft über die kleinen italienischen Staaten begründete, aber doch — für den Länderbesitz des Hauses Österreich in Italien mit den Waffen gegen Frankreich einzutreten, da kam Österreich diesem hochherzigen Entschlusse des Prinzregenten durch den übereilten Friedensschluß von Villafranca zuvor. Dennoch säumte Österreich nicht, die Schuld an diesem unglücklichen Frieden auf Preußen zu schieben, wohl um dieses vor der öffentlichen Meinung in Deutschland herabzuziehen. So sagte der Kaiser Franz Joseph in seinem Manifest an die österreichischen Völker aus Laxenburg (15. Juli): „Der warmen und dankbar anzuerkennenden Teilnahme ungeachtet, welche unsere gerechte Sache in dem größten Teil von Deutschland bei den Regierungen wie bei den Völkern gefunden, haben sich unsere ältesten und natürlichen Bundesgenossen hartnäckig der Erkenntnis verschlossen, welche hohe Bedeutung die große Frage des Tages in sich trug."

In Deutschland erkannten bei dem Ausbruch des Krieges 1859 wohl nur wenige den verwandten, in dem allgemeinen Triebe der Geschichte begründeten Zug, der durch die italienischen, wie durch die deutschen Einheitsbestrebungen ging. Man fürchtete vielmehr, daß Napoleon nach der Besiegung Österreichs alsbald die Unterwerfung Deutschlands und die Erwerbung der Rheingrenze zum Ziele seiner Politik nehmen würde. Die öffentliche Meinung nahm daher Partei für Österreich, und die Regierungen der kleinen Staaten drängten am Bunde zu Rüstungen für den bedrängten Kaiserstaat. Sie zeigten sich unzufrieden mit der Haltung Preußens, welches nach ihrer Ansicht mit seiner Hilfeleistung zu lange zögerte. Mit der Zeit mußte sich jedoch das Verständnis für die uneigennützige und loyale und zugleich echt nationale Politik des Prinzregenten von Preußen immer mehr Bahn brechen, und als die österreichischen Niederlagen auf dem Schlachtfelde in so grellen Gegensatz zu der anmaßenden Sprache, die Österreich noch kurz vorher gegen seinen preußischen Bundesgenossen geführt, traten, da erfolgte auch allmählich ein Umschwung in der öffentlichen Meinung zu Gunsten Preußens. Man fragte, von wem Deutschland Schutz zu erwarten haben würde, wenn der gekrönte Abenteurer an der Seine einmal einen ähnlichen Angriff auf deutsches Gebiet unternehmen sollte, wie soeben auf die österreichischen Besitzungen in Italien, vom Bundestage, von Preußen oder von Österreich? — Dem tiefer denkenden preußischen Staatsmanne, welcher den Ereignissen mit Aufmerksamkeit folgte, mußte sich aber wohl schon damals die Überzeugung aufdrängen, daß eine Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich die notwendigste Vorbedingung für jeden Fortschritt in der deutsch-nationalen Entwickelung sei. Ein solcher Staatsmann aber war der damalige (seit 1859) preußische Gesandte in Petersburg, Freiherr von Bismarck-

Schönhausen, welcher bisher als Gesandter am Bundestage zu Frankfurt a. M. sowohl in Bezug auf die preußenfeindliche Politik des Wiener Kabinetts als auf das Ränkespiel der kleinstaatlichen Regierungen gegen Preußen seine Erfahrungen gemacht hatte. Wir werden auf die Thätigkeit dieses bedeutenden Mannes später zurückkommen, wenn wir ihn als ersten Rat der preußischen Krone zu einem größeren Wirkungskreise berufen sehen werden, und begnügen uns für jetzt mit dieser Andeutung.

Infolge der Anregung, welche der italienische Krieg gegeben, war auch die deutschnationale Bewegung wieder in Fluß gekommen. Nach dem Muster der „Società nazionale“ bildete sich auch in Deutschland unter Führung von Rudolf von Bennigsen der deutsche Nationalverein, welcher den Zweck verfolgte, eine möglichste Übereinstimmung aller freisinnigen Elemente in Deutschland über die nationalen Ziele und ein Zusammenwirken zur Erreichung derselben herbeizuführen. Aber während die italienische Verbindung klare Ziele vor Augen und wirkliche Machtmittel zur Verfügung hatte, trat in dem deutschen Nationalverein aus dem Nebel der verschiedensten Ansichten und Überzeugungen die Idee einer preußischen Centralgewalt an der Spitze Deutschlands und einer allgemeinen Volksvertretung aus direkten Wahlen noch sehr unbestimmt hervor. In einer Generalversammlung zu Koburg (3. September 1860) beschloß der Nationalverein eine Erklärung, in welcher die Erwartung ausgesprochen wurde, daß jeder deutsche Volksstamm willig die Opfer bringen werde, die zur Erreichung der Größe und Einheit Deutschlands nötig seien. „Das preußische Volk vor allem muß darthun,“ hieß es darin, „daß es trotz (!) seiner glänzenden Geschichte und trotz (!) der Großmachtstellung des Preußischen Staates sich als Teil des deutschen Volkes fühle, und daß es gleich jedem anderen Staate Deutschlands der deutschen Centralgewalt und Volksvertretung sich unterordne. Wenn die preußische Regierung die Interessen Deutschlands nach jeder Richtung kräftig wahrnimmt und die unerläßlichen Schritte zur Herstellung der deutschen Macht und Einheit thut, wird gewiß das deutsche Volk vertrauensvoll die Centralgewalt dem Oberhaupte des größten rein deutschen Staates übertragen sehen.“

Trotz dieser nur schüchternen Andeutungen des anzustrebenden nationalen Zieles glaubte doch eine große Zahl der deutschen Regierungen, den „revolutionären Bestrebungen des Nationalvereins“ mit aller Energie entgegentreten zu sollen. In Mecklenburg und Kurhessen wurde der Beitritt zum Verein verboten, in Hessen-Darmstadt gegen die Urheber desselben Untersuchung eingeleitet; der König von Hannover, der sich in seinem blinden Eifer gegen den Nationalverein besonders hervorthat, ließ die Namen der Teilnehmer in eine Liste eintragen, um sie bei Anstellung, Beförderung, Gehaltsverbesserung oder sonstigen Veranlassungen mit seiner Ungnade besonders zu berücksichtigen, und seinem Minister von Borries entfiel in öffentlicher Kammersitzung die undeutsche Äußerung:

„Die Bestrebungen des Nationalvereins seien dazu angethan, die deutschen Fürsten in die Arme des Auslandes zu treiben." In ähnlicher Weise traten die Regierungen von Sachsen, Bayern und Württemberg gegen den Nationalverein auf, und die freie Stadt Frankfurt verbot ihm, in ihren Mauern zu tagen. Die Verfolgungen und polizeilichen Verbote hatten indessen nur die Folge, daß der Verein in den Augen des Volkes eine weit höhere Bedeutung erlangte.

Die preußische Regierung erkannte den berechtigten Zug in den Bestrebungen des Nationalvereins sehr wohl an; dennoch hütete sie sich, dieselben unter ihre Obhut zu nehmen. Sie wünschte zwar, der nationalen Bewegung ihre volle Freiheit innerhalb der gesetzlichen Grenzen gewahrt zu sehen; aber sie wollte auch den Schein eines Druckes auf die anderen deutschen Regierungen vermeiden. Der Prinzregent von Preußen wünschte die Einigung Deutschlands nicht im Widerspruch, sondern im Bunde mit den deutschen Fürsten herbeizuführen. Hierin lag auch der Unterschied zwischen der nationalen Bewegung in Italien und in Deutschland, zwischen der Leitung derselben dort durch den König Viktor Emanuel von Sardinien, hier durch einen preußischen und Hohenzollernschen Fürsten. Die Leitung erforderte aber die volle Besonnenheit, Thatkraft und den feinen politischen Takt, wie sie dem Prinzregenten eigen und wie er sie auch in den folgenden Jahren seiner Königsregierung bewährte.

Der Krieg in Italien hatte noch eine andere wichtige Folge für den Preußischen Staat. Die bisherigen Rechtsverhältnisse in Europa waren durch denselben vollständig verändert, die Verträge, auf welchen die Staatenordnung Europas seit den Befreiungskriegen beruhte, beiseite geschoben worden. Kaiser Napoleon III. hatte durch die beiden glücklichen Kriege gegen die alten Mächte Rußland und Österreich ein Übergewicht erlangt, in welchem eine fortwährende Gefahr und Bedrohung für den Frieden und die Freiheit Europas durch einen verschlagenen und ränkevollen Abenteurer lag.

Andererseits strebte das besiegte Österreich unverhohlen danach, sich für die in Italien erlittene Einbuße durch Erweiterung seiner Machtstellung in Deutschland auf Kosten seines alten Nebenbuhlers Preußen zu entschädigen. An Stelle des Grafen Buol-Schauenstein wurde der Graf Rechberg in das Ministerium des Auswärtigen berufen. Der italienische Krieg hatte aber auch viele innere Gebrechen des Kaiserstaates, namentlich die völlige Zerrüttung des Staatshaushalts, in erschreckender Weise aufgedeckt und die Notwendigkeit eines Systemwechsels in der inneren Verwaltung dargethan. Der ehemalige Reichsminister und Führer der sogenannten Großdeutschen im Frankfurter Parlament, Ritter von Schmerling, ward nach einer zehnjährigen politischen Vergessenheit an die Spitze der inneren Verwaltung berufen (Dezember 1860), um die Umwandlung Österreichs in einen liberalen Verfassungsstaat zu vollziehen

und die verschiedenen Lande der österreichisch-ungarischen Krone zu einem Gesamtstaat mit freien Einrichtungen zu verschmelzen. Auch Schmerling wünschte für seine Zwecke Deutschland dem österreichischen Interesse dienstbar zu machen, um ein Gegengewicht gegen die nichtdeutschen Nationalitäten des Kaiserstaates und eine Sicherheit für den österreichischen Besitz Venetiens zu erlangen. So sehr auch die beiden Minister des Auswärtigen und des Inneren in ihren sonstigen politischen Anschauungen voneinander abwichen, so stimmte das Gesamtministerium Rechberg-Schmerling doch in dem Ziele überein: Erweiterung der Machtstellung und des Einflusses Österreichs in Deutschland durch Herabdrückung Preußens. Es war kein Zweifel, daß die gegenwärtige Verstimmung zwischen Preußen und Österreich über kurz oder lang zu einem Konflikt und zu einer Machtfrage zwischen beiden führen müsse.

Alles deutete darauf hin, daß das nächste Jahrzehnt kriegerische Verwickelungen mit sich bringen würde, und der Prinzregent von Preußen erkannte es als seine Pflicht, dafür zu sorgen, daß Preußen für diese kriegerischen Verwickelungen gerüstet sei, um die Aufgabe, die ihm von der Vorsehung gestellt war, erfüllen zn können. Er hatte deshalb schon in seiner Ansprache an das neue Ministerium die Notwendigkeit einer Stärkung der preußischen Wehrkraft betont.

Die preußische Wehrverfassung, wie sie in der Zeit der Befreiungskriege von dem Könige Friedrich Wilhelm III. nach den Ideen seiner ersten militärischen Ratgeber, der Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, Boyen u. s. w., festgestellt worden,* war auch in den nachfolgenden Friedensjahren der Stolz Preußens geblieben; aber der innige Zusammenhang zwischen Volks- und Heerwesen, welchen dieselbe zur Voraussetzung hatte, legte den Leitern des Heerwesens die Pflicht auf, die Heereseinrichtungen in fortwährendem Einklange mit den Fortschritten der Volkswirtschaft zu erhalten, und in dieser Beziehung war in der langen Friedenszeit seit den Befreiungskriegen manches versäumt worden. Die allgemeine Wehrpflicht, jene stolzeste und echt volkstümliche Grundlage der Heeresschöpfung, bestand zwar noch dem Namen, aber nicht mehr der That nach, da bei der großen Zunahme der Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten mehr als der dritte Teil der wehrhaften Mannschaft vom Heerdienste frei kam. Das Gesetz vom 3. September 1814, welches die Wehrpflicht zu einer Ehrenpflicht für alle machen sollte, war somit nur noch ein toter Buchstabe und das Heer nicht mehr, was es nach demselben sein sollte: das Volk in Waffen.

Wegen der ungenügenden Zahl von Feldtruppen war schon bei den partiellen Mobilmachungen im Jahre 1848 und den folgenden Jahren häufig die Landwehr als Feldtruppe verwendet worden, abweichend von ihrer ursprüng-

* Siehe S. 10 u. ff.

lichen Bestimmung, nach welcher sie nur zur Besetzung der Festungen und des flachen Landes, sowie als Reserve für die Feldtruppen in Gebrauch treten sollte. So willig und treu der deutsche Wehrmann sowohl bei der Verteidigung des heimatlichen Herdes, als, wo es galt, auch in Feindes Land seine Schuldigkeit gethan, so lag doch eine Ungerechtigkeit darin, daß rüstige, wehrhafte Burschen daheim blieben, während der Wehrmann von Weib und Kind sich trennen mußte und ins Feld zog. Je stärker das Heer unter den Fahnen war, desto mehr konnte die Landwehr geschont und den volkswirtschaftlichen Interessen Rechnung getragen werden.

Endlich schien auch die statt der gesetzlich festgestellten dreijährigen, aus Ersparnisgründen durch königliche Ordre (vom 24. September 1838) versuchsweise eingeführte zweijährige Dienstzeit für die Infanterie nicht mehr zu genügen, um die Mannschaften den Fortschritten der Kriegskunst und den verbesserten Feuerwaffen entsprechend im Waffendienste auszubilden. Andere Nachteile, welche eine Abhilfe erforderten, waren der Mangel eines Stammes von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, um der Landwehr bei ihrem Zusammentritt den nötigen Halt zu geben, ferner die mangelhafte Einrichtung des Fuhrwesens u. s. w.

Diese Übelstände waren bei den verschiedenen Mobilmachungen, welche während des Jahrzehnts von 1848—1858 in Preußen stattfanden, in greller Weise zu Tage getreten. Sie waren es, welche oft lähmend auf die Politik der Regierung einwirkten und mit dazu beitrugen, sie 1850 zu dem kläglichen Rückzug von Olmütz zu veranlassen.

Wir haben den Prinzen von Preußen schon in Koblenz mit Plänen für die Abstellung dieser Übelstände und für die Verbesserungen im Heerwesen beschäftigt gesehen. Nachdem er die Regentschaft übernommen, hielt er es für eine seiner ersten Pflichten, die bessernde Hand an die Heereseinrichtungen zu legen. Ihm schienen die von dem Kriegsminister von Bonin früher in Vorschlag gebrachten, vom Könige Friedrich Wilhelm IV. genehmigten Reformen im Heerwesen noch lange nicht weit genug zu gehen. Dagegen glaubte er, bei dem Generalmajor von Roon, damals Kommandeur der 20. (Posener) Infanteriebrigade, das richtige Verständnis für die Art und Weise, wie er, der Prinzregent, sich die Reorganisation der Armee dachte, zu finden.

Albrecht Theodor Emil von Roon,* welcher bereits durch seine Wirksamkeit als Lehrer und Erzieher am Kadettenhause (1822—1832), ferner als Lehrer und militärischer Begleiter des Prinzen Friedrich Karl (1844—1848) sowie als Mitarbeiter an verschiedenen militärischen und geographischen Zeit-

* Er war geboren auf dem Gute seines Vaters zu Pleushagen bei Kolberg, 30. April 1808.

schriften und als Herausgeber seines weit verbreiteten, trefflichen Lehrbuchs der Erdkunde den Ruf eines der einsichtsvollsten und wissenschaftlich gebildetsten Offiziere der preußischen Armee genoß, befand sich im Mai 1858 auf einer Urlaubsreise in Berlin und fand sich zur Meldung bei dem Prinzregenten in Babelsberg ein. Der Prinzregent, soeben im Begriff, sich zu einer militärischen Besichtigung nach Berlin zu begeben, ließ Roon auffordern, ihn auf der Fahrt dahin zu begleiten, und gab ihm während derselben Gelegenheit, seine Ansichten über die Schäden des preußischen Heerwesens und über die Mittel zu deren Heilung darzulegen. Der soldatische Freimut, mit welchem Roon dies that, fand den Beifall des Prinzregenten, der ihm den Auftrag gab, seine Reformideen zu Papier zu bringen und ihm einzureichen. Die Denkschrift, welche Roon infolgedessen im Sommer 1858 aus dem Seebade zu Kolberg dem Prinzregenten einsandte, schien dessen eigenste Gedanken zu treffen und darf als der erste Baustein zu dem Reorganisationswerke angesehen werden, wenn auch dieses in seiner Gesamtheit später von dem Könige Wilhelm mit Recht als sein eigenstes Werk bezeichnet worden ist.*

Die durch die politischen Verhältnisse des Jahres 1859 auch nach dem Frieden von Villafranca gebotene Fortdauer der Kriegsbereitschaft erschien als die geeignete Periode, um in die neue Heeresorganisation hinüberzuleiten. Bei der Infanterie blieben die Stämme der im Juni 1859 mobil gemachten Landwehrregimenter mit den von den entsprechenden Linienregimentern zur Landwehr abkommandierten Offizieren und Unteroffizieren auch nach der Demobilmachung bestehen und zogen Rekruten zur Ausbildung ein. In ähnlicher Weise wurden bei den Kavallerieregimentern aus den Ersatzeskadrons fünfte Schwadronen errichtet und später zu besonderen neuen Regimentern vereinigt. Diese Einrichtung war zunächst allerdings nur eine provisorische, durch die politische Lage gebotene; die Regimenter führten nur den Namen „kombinierte Regimenter“ mit Beibehalt der Nummer des Truppenteils, aus welchem sie hervorgegangen waren; indessen war wohl kein Zweifel, daß diese Einrichtung den Übergang zu einer neuen Heeresorganisation bilden sollte.

Unterdessen war in Berlin auf den Befehl des Prinzregenten eine Kriegskommission unter dem Vorsitz des Generals von Wrangel niedergesetzt worden, an welcher der Kriegsminister von Bonin, die Generale von Moltke, von Manteuffel, von Roon (als Berichterstatter über seine Denkschrift) sowie einige andere teilnahmen, um das gesamte Material zu prüfen und den

* König Wilhelm sagte im Jahre 1862 zu einer Deputation aus Spandau: „Was die Militärreorganisation betrifft, so ist dieselbe mein eigenstes Werk und mein Stolz, und ich bemerke hierbei, es giebt kein Boninsches und kein Roonsches Projekt, es ist mein eigenes, und ich habe daran gearbeitet nach meinen Erfahrungen und meiner pflichtmäßigen Überzeugung.“

Reorganisationsplan definitiv festzustellen. Der Prinzregent übernahm nach einiger Zeit selbst den Vorsitz; er brachte durch sein persönliches Eingreifen eine erhöhte Regsamkeit in die Beratungen, gab den Antrieb zu den durchgreifendsten und bedeutsamsten Maßregeln und entschied die wichtigsten Fragen. Unter seiner unmittelbaren Einwirkung entstand auf diese Weise der Reorganisationsplan, demgemäß die allgemeine Wehrpflicht thatsächlich wiederhergestellt, die Zahl der Bataillone, Schwadronen und Batterieen beinahe auf das Doppelte gebracht, die Landwehr ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben und die Dienstzeit der Infanterie bei der Fahne auf drei Jahre festgesetzt wurde. Es war des Prinzregenten fester Wille, auf diesen Grundlagen die Reorganisation, welche er zum Heile Preußens und Deutschlands für unumgänglich notwendig erachtete, ins Leben treten zu lassen. Da dieselbe aber auch neue Geldmittel erforderte, so war es die nächste, wichtige Aufgabe der Regierung, die Zustimmung des Landtags dafür zu gewinnen. Der Kriegsminister von Bonin, welcher über einige Punkte des Reorganisationsplanes eine abweichende Meinung hatte und nicht als die geeignete Persönlichkeit erschien, um denselben im Abgeordnetenhause durchzusetzen, erhielt die erbetene Entlassung, und an seine Stelle trat als Kriegsminister der General von Roon (3. Dezember 1859).

Man sieht, die sogenannte Reorganisation war im Grunde nichts anderes als die folgerechte Durchführung der unter König Friedrich Wilhelm III. durch Scharnhorst und Boyen eingeführten, durch das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht (vom 3. September 1814) geregelten Heeresverfassung. Dieselbe war jedoch keineswegs populär und erregte von vornherein den Widerspruch der preußischen Volksvertretung. Man erinnerte sich, daß die preußische Regierung trotz der gerühmten Heeresverfassung im verflossenen Jahrzehnt — in Schleswig-Holstein, Kurhessen u. s. w. — nur Niederlagen erlitten und Rückzüge angetreten hatte, und hegte zu der gegenwärtigen liberalen Regierung noch nicht das Vertrauen, daß sie die erhöhte Wehrkraft des Staates benutzen würde, um die schwebenden politischen Fragen, insbesondere die deutsche, im Sinne und Wunsche der Liberalen zu lösen. Die liberale Mehrheit forderte von der Regierung erst Reformen in der inneren Verwaltung als Bürgschaften. Viele sahen auch in der Unterhaltung großer stehender Heere nur einen überflüssigen Aufwand der Fürsten, welcher mit den friedlichen und humanitären Bestrebungen der Völker im Widerspruch stünde, und durch welchen dem Lande unnötig eine drückende Steuerlast aufgebürdet würde.

Diesen Auffassungen trat als Vertreter der Regierung der Kriegsminister von Roon gegenüber mit der festen Überzeugung, daß es für die Regierung keine höhere Pflicht gäbe als die Sorge für die Sicherheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes durch eine angemessene Heeresrüstung, daher die vom Könige beschlossene Heeresreorganisation zum Wohle und Heile des preußischen

und des deutschen Gesamtvaterlandes unter allen Umständen aufrecht zu erhalten sei.

So bestand zwischen den Auffassungen der Regierung des Prinzregenten und dem Abgeordnetenhause ein Gegensatz. Dennoch suchte man auf beiden Seiten den offenen Bruch zu vermeiden. Die Kommission des Abgeordnetenhauses zur Vorberatung der Militärvorlagen empfahl die Ablehnung (im April 1860), und da bei der Zusammensetzung des Hauses keine Aussicht auf Annahme derselben im Plenum des Hauses vorhanden war, so zog die Regierung dieselben zurück und beantragte nur die Bewilligung der Mittel zur Fortdauer der Kriegsbereitschaft auf ein weiteres Jahr (d. i. bis 30. Juni 1861). Obwohl kein Zweifel darüber obwalten konnte, daß die Regierung die für die Fortdauer der Kriegsbereitschaft bewilligten Mittel zur Durchführung des Reorganisationsplanes benutzen und demgemäß über die Mittel verfügen würde, bewilligte das Abgeordnetenhaus fast einstimmig die geforderten Mittel. Die vorhandene Meinungsverschiedenheit war damit nicht ausgeglichen, sondern nur verdeckt. Was dann, wenn diese Frist abgelaufen war? — War die Volksvertretung geneigt, nach Ablauf eines Jahres die Vorlagen anzunehmen, welche sie soeben zurückgewiesen hatte? und konnte man von der Regierung des Prinzregenten erwarten, daß sie im Falle einer erneuten Ablehnung der Vorlagen die von dem Prinzregenten beschlossene und für dringend notwendig erachtete Heeresreorganisation rückgängig machen und die neu gestifteten Regimenter wieder auflösen würde? — Es scheint, daß man sich über diese Fragen beiderseits nicht klar geworden. Dies war ein Fehler, der sich schwer strafen sollte.

Das Jahr und mit ihm das Jahrzehnt neigte zu seinem Ausgange. Schwere, drohende Kriegswolken umzogen den Horizont. Auf allen Gemütern lag das Vorgefühl, daß mit dem neuen Jahrzehnt für Preußen eine neue, wichtige Epoche anbrechen werde. Dennoch zögerte die preußische Volksvertretung, der Regierung die Mittel zu bewilligen, welche diese verlangte, um gerüstet den Kämpfen und Stürmen der Zukunft entgegengehen zu können.

Der Prinzregent hoffte, daß die Überzeugung von der Notwendigkeit der Heeresreform sich in immer weiteren Kreisen Bahn brechen und „daß die Lösung der zurückgestellten Frage, deren Erledigung ein unerläßliches Bedürfnis war, in kürzester Frist gelingen werde.“ Er schloß seine Rede bei dem Schlusse der Landtagssitzung mit den Worten:

„Wieviel auch die Ergebnisse der abgelaufenen Sitzungsperiode zu wünschen übrig lassen, ich baue unbeirrt auf die patriotische Gesinnung und auf das volle und ungetrübte Vertrauen zwischen Fürst und Volk. Auf dieses einmütige Vertrauen, auf den alten treuen Sinn des Volkes, auf die erhöhte Streitbarkeit und die Ordnung seiner Finanzen gestützt, kann Preußen unter Gottes gnädigem Beistande den kommenden Ereignissen getrost entgegensehen.“ —

Wir kehren von unserer Betrachtung der politischen Entwickelung am Schlusse des Jahres und Jahrzehnts (1860) noch einmal in das Schloß Sanssouci zurück. Der Name des heiteren Schlosses paßt wenig zu den sorgenvollen und bekümmerten Gesichtern, denen wir in der unmittelbaren Umgebung auf den Terrassen und im Innern begegnen. Es sind die nächsten Anverwandten und ersten Diener des königlichen Hauses, die hierher gekommen sind, um noch einen Blick des kranken Königs zu erhalten. Denn der Zustand des hohen Herrn hat sich seit Weihnachten 1860 hoffnungslos verschlimmert. Es haben Blutergießungen in das Gehirn stattgefunden, wodurch die gesunkene Lebenskraft völlig herabgestimmt ist. In der letzten Nacht des Jahres 1860 hat sich ein so starkes Röcheln — erzeugt durch den auf der Brust liegenden Schleim, den der Kranke nicht mehr heraufzubringen vermag — eingestellt, daß ein naher Lungenschlag von den Ärzten mit Sicherheit vorausgesehen wird.

Der Prinzregent und die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses sind durch den Telegraphen benachrichtigt worden und mittels Extrazuges von Berlin eingetroffen. Die Prinzessin Friedrich Wilhelm ist in der Mitternachtstunde zu Fuß in das Palais ihrer hohen Schwiegereltern geeilt, um sich diesen auf der Fahrt nach Potsdam anzuschließen. Prinz Friedrich Karl fuhr im offenen Schlitten bei dem schnellsten Laufe der Pferde nach Potsdam. Den ganzen Neujahrstag über verweilt die königliche Familie um das Sterbelager des Königs. Die zweite Nacht des Jahres 1861 bricht an. Der König atmet noch; aber er spricht nichts mehr. Am 2. Januar 1861, 40 Minuten nach Mitternacht, verkünden die Ärzte, daß der Pulsschlag aufgehört hat. Nach einem leichten, fast schmerzlosen Todeskampfe ist die Seele König Friedrich Wilhelms IV. hinübergegangen in die bessere Heimat. Alle Umstehenden waren tief erschüttert. Die Königin-Witwe betete laut an dem Sterbelager. König Wilhelm neigte sich noch einmal über das Antlitz des entschlafenen Bruders und wandte sich dann zu den Mühen und Sorgen seines königlichen Berufs.

Preußen und das Reich
unter König und Kaiser Wilhelm I.
1861–1870.



Der Thronwechsel in Preußen und das erste Regierungsjahr König Wilhelms. — „Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten. Ich halte fest an den Traditionen Meines Hauses, wenn Ich den vaterländischen Geist Meines Volkes zu heben und zu stärken Mir vorsetze. Ich will das Recht Meines Staates nach seiner geschichtlichen Bedeutung befestigen und ausbauen und die Institutionen, welche König Friedrich Wilhelm IV. ins Leben gerufen hat, aufrecht erhalten. Treu dem Eide, mit welchem Ich die Regentschaft übernahm, werde Ich die Verfassung und die Gesetze des Königreichs schirmen.

„Möge es Mir unter Gottes gnädigem Beistande gelingen, Preußen zu neuen Ehren zu führen. Meine Pflichten für Preußen fallen mit Meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt Mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten zum Heile aller einnehmen muß. Das Vertrauen auf die Ruhe Europas ist erschüttert. Ich werde Mich bemühen, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Dennoch können Gefahren für Preußen und Deutschland heraufziehen. Möge dann jener gottvertrauende Mut, welcher Preußen in seinen großen Zeiten behütete, sich an Mir und Meinem Volke bewähren und dasselbe Mir auf Meinen Wegen in Treue, Gehorsam und Ausdauer fest zur Seite stehen!

„Möge Gottes Segen auf den Aufgaben ruhen, welche sein Ratschluß Mir übergeben hat!“ —


PREUSSEN
unter
König Wilhelm I.
seit 1871 Kaiser des Deutschen Reiches,
regiert seit 2. Januar 1861.
1865: Besitzergreifung von Lauenburg (Personalunion).
1866: Schlesw.-Holst., Hannover, Kurhessen, ein Teil v. Ob.-Hess. (Biedenkopf), Hessen-Homb., Nassau, Frankf. a. M., Gebiet v. Orb.
1876: Herzogtum Lauenburg der preuss. Monarchie einverleibt.
Verhältnis 1:8000000
OST-SEE
NORD-SEE
DÄNEMARK
SCHWEDEN
ENGLAND
KGR. DER NIEDERLANDE
KGR. BELGIEN
FRANKREICH
SCHWEIZ
ÖSTERREICH-UNGARN
KAISERTUM RUSSLAND
SCHLES. WIG-HOLSTEIN
HANNOVER
HESSEN
NASSAU
Ost-Preussen
West-Preussen
Prov. Pommern
Prov. Posen
Brandenburg
Schlesien
Pr. Sachsen
Prov. Westfalen
Pr. Rheinland
Ghztr. Mecklenburg
Thüringen
Kgr. Sachsen
Kgr. Bayern
Kgr. Württemberg
Grhz. Baden
Rhein-Pfalz
Elsass Lothringen
Böhmen
Mähren
Ungarn
DER CANAL
Berlin
Königsberg
Danzig
Stettin
Breslau
Posen
Hannover
Hamburg
Bremen
Lübeck
Magdeburg
Kassel
Köln
Koblenz
Frankfurt
Dresden
Leipzig
Prag
Wien
München
Nürnberg
Stuttgart
Paris
London
Amsterdam
Rotterdam
Brüssel
Warschau
Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau

So lautete der Schluß der Ansprache, welche König Wilhelm am 7. Januar 1861 an sein Volk richtete. Mit der Thronbesteigung des Königs ward in den Regierungsgrundsätzen nichts geändert, welche derselbe bereits als Prinzregent bei der Übernahme der Regentschaft offen dargelegt hatte.* Es war nur zu seinen bisherigen Machtbefugnissen noch die Würde und der Glanz der Königlichen Majestät hinzugetreten.

König Wilhelm war tief erfüllt von dem Ernst der Zeit, in welcher er das königliche Scepter ergriff; alle seine Reden und Ansprachen bald nach seinem Regierungsantritt ließen dies erkennen. Die Zustände, welche seit den Wiener Verträgen bestanden hatten, waren durch das gewaltsame Auftreten Napoleons III. im Orient und in Italien geändert worden. Eine neue Staatenordnung war im Werden, aber noch nirgends etwas Fertiges geschaffen. Die durch den Frieden von Villafranca (1859) angebahnte Einigung der italienischen Staaten ging durch die Vergewaltigungen des Königs Viktor Emanuel von Sardinien, die Staatsklugheit seines Ministers Cavour und die Kühnheit des italienischen Freischarenführers Garibaldi rasch ihrer Vollendung entgegen, so daß Viktor Emanuel schon 1861 den Titel eines Königs von Italien annehmen konnte und daß die von Napoleon III. ausgegebene Losung: „Italien frei bis zur Adria!" nur in Bezug auf Venetien noch der Erfüllung wartete. Napoleon III. beanspruchte, gehoben durch die Erfolge einer schlauen Staatskunst und zweier glücklichen Kriege, für Frankreich eine Vorrangstellung (prestige) unter den Staaten Europas, ähnlich wie Frankreich sie unter seinem Oheim eingenommen. Die übrigen Mächte, welche von Napoleon teils durch den Krieg gebeugt worden — wie Rußland und Österreich —, teils in seine Politik verflochten waren — wie England und Italien —, weigerten sich zwar noch, Frankreich diese Stellung zuzuerkennen, hatten aber keine Neigung, es deshalb auf einen neuen Krieg mit demselben ankommen zu lassen. Preußen hatte durch seine weise Haltung während des orientalischen und des italienischen Krieges für sich und Deutschland eine glückliche Unabhängigkeit Frankreich gegenüber bewahrt. Um dies aber auch in Zukunft thun zu können, mußte Preußen vorbereitet und gerüstet sein, um nötigenfalls aus seiner bisher beobachteten neutralen Rolle hervortreten und das Schwert in die Wagschale legen zu können. Deshalb hatte König Wilhelm schon als Prinzregent sein Hauptaugenmerk auf die Reorganisation des preußischen Heeres gerichtet.

Schon die Fürstenbegegnungen des Jahres 1860 hatten mehr den Zweck, die gegenseitigen Absichten und Pläne der Regierungen für die Zukunft zu erforschen, als zur Befestigung der alten Zustände beizutragen. Dies gilt namentlich von der Begegnung des Prinzregenten von Preußen mit dem Kaiser Na-

* Siehe S. 265 u. ff.

poleon III. in Baden-Baden (15. bis 17. Juni 1860). Die Anregung zu einer Zusammenkunft war schon im Frühjahr 1860 von Napoleon ausgegangen. Derselbe hoffte, den Prinzregenten dabei für gewisse französische Pläne in Bezug auf Belgien oder einzelne Landstriche des linken Rheinufers zu gewinnen, oder — falls dies nicht gelingen sollte — seine Regierung bei den deutschen Bundesgenossen zu verdächtigen. Der Prinz hatte damals die Zusammenkunft abgelehnt. Als der Prinzregent sich im Sommer 1860 zum Besuch nach Baden-Baden begab, wiederholte Napoleon sein Ansuchen um eine Zusammenkunft, und der Prinzregent willigte ein, vereitelte jedoch die Absichten des Kaisers Napoleon von vornherein durch seine freimütige und entschiedene Erklärung, daß er die Unantastbarkeit Deutschlands außer Frage gestellt sehen wolle, sowie durch seine Aufforderung an die deutschen Fürsten zur Beteiligung an der Zusammenkunft, welcher auch die Könige von Sachsen, Hannover, Bayern und Württemberg, sowie die Großherzöge von Baden, Sachsen-Weimar, Hessen-Darmstadt und der Herzog von Nassau Folge leisteten. Dort in Baden-Baden, in der Villa Stefanienbad, eröffnete Napoleon III. in vertraulicher Unterredung dem Prinzregenten, daß er eine feste Stellung Preußens an der Nord- und Ostsee für dessen weitere Entwickelung als europäische Großmacht für unentbehrlich halte und eine selbständige nationale Politik Preußens in der schleswig-holsteinschen Frage deshalb nicht hindern werde, wie er dagegen für Frankreich eine Schutzherrschaft über den belgischen Nachbarstaat in Aussicht nehmen müsse. Der Prinzregent bedurfte und wünschte für seine offen vor aller Welt ausgesprochene Politik, welche auf eine Wahrung der nationalen preußischen und deutschen Interessen hinauslief, die Unterstützung einer fremden Macht nicht. Die Andeutungen des Kaisers Napoleon fanden daher bei ihm nicht die gewünschte Aufnahme. Der Kaiser reiste ab mit dem Stachel einer Ablehnung im Herzen, der Prinzregent mit dem Gefühl, daß man neben einem solchen Nachbar gerüstet und auf der Hut bleiben müsse. Dem deutschen Volke war mit dem ritterlichen Auftreten des Prinzregenten in der glänzenden Umgebung deutscher Fürsten das halbvergessene Bild seiner alten Kaiser mit ihren Paladinen und Reichswürdenträgern wieder vor die Seele gerufen worden.

Der durch Vermittelung des Königs von Bayern veranstalteten Zusammenkunft des Prinzregenten Wilhelm mit dem Kaiser Franz Joseph von Österreich in Teplitz (23. bis 26. Juli) lag die Absicht zu Grunde, die aus dem italienischen Kriege herrührende Spannung zwischen den beiden Höfen auszugleichen. Die wohlwollenden Versicherungen des Kaisers Franz Joseph erhielten indessen ein eigentümliches Schlaglicht durch die in denselben Tagen zu Frankfurt erfolgende Abstimmung über die preußischen Vorschläge zur Reform der Bundeskriegsverfassung, welche auf Österreichs Betreiben sämtlich abgelehnt wurden.

Im Spätherbst 1860 (21. und 22. Oktober) fand auch eine Zusammen-

kunft der Kaiser von Rußland, Österreich und des Prinzregenten von Preußen zu Warschau statt. Die glänzenden Hoffestlichkeiten aus diesem Anlaß konnten doch gewisse Kundgebungen eines bedenklichen Geistes nicht verdecken, der sich in vielen Kreisen der alten Hauptstadt Polens während der Anwesenheit der Herrscher der drei Teilungsmächte regte. Ein politisches Ergebnis konnte die Begegnung um so weniger haben, als sie eine plötzliche Unterbrechung durch die Erkrankung der Kaiserin-Mutter Charlotte, der Schwester des Prinzregenten, erlitt, welche wenige Tage darauf (1. November) zu Petersburg verstarb.

Mehr noch als in der Thätigkeit der Kabinette ließ sich in der erhöhten politischen Regsamkeit, dem Ringen und Streben der Völker nach neuen Staatsformen das Wirken der Weltgeschichte beim Beginn des neuen Jahrzehnts erkennen. Während in Italien das Einigungswerk rasche Fortschritte machte und zu seiner Vollendung nur noch der Einfügung von Venetien und Rom in das junge Königreich Viktor Emanuels bedurfte, arbeiteten in Deutschland noch der Nationalverein und der Reformverein, jeder in seiner Weise, an der Lösung der deutschen Frage und warteten die Liberalen in Preußen, daß die Regierung der „neuen Ära“ durch neue liberale Staatseinrichtungen in Deutschland „moralische Eroberungen“ machen und die Lösung der deutschen Frage in die Hand nehmen möchte.

König Wilhelm ging von der Grundanschauung aus, daß die deutsche Frage in jedem Moment ihrer Entwickelung sich zu einer Machtfrage gestalten könne, zu deren Lösung es vor allem eines starken, wohlgerüsteten Heeres bedürfe. Deshalb stellte er die Ausbildung der Wehrverfassung allen übrigen Aufgaben Preußens voran und erkannte in der Wehrhaftigkeit die sicherste Grundlage für die Macht und die Unabhängigkeit Preußens und Deutschlands.

Am 14. Januar 1861 fand mit besonderer Feierlichkeit die Eröffnung des Landtags in Berlin statt, mit welcher zugleich die Eidesleistung der Mitglieder für den neuen König Wilhelm verbunden werden sollte.

Der sonst aus rotem Sammet bestehende Thronbaldachin war diesmal wegen der tiefen Hof- und Landestrauer von schwarzem, mit Hermelin gefüttertem Sammet, der Thronsessel sowie die drei Taburetts, welche ihn umgaben, und die acht Sessel zu seiner Rechten für die königlichen Prinzen mit violettem Sammet behangen. Ebenso war die Hofloge drapiert.

In der Mittelloge hatten die Königin und die Prinzessinnen in tiefer Trauer mit dicht verschleiertem Gesicht Platz genommen, in einer anderen Loge die anwesenden Fürsten, der Großherzog von Baden, Großherzog von Sachsen-Weimar u. s. w.

Nachdem die Mitglieder des Landtages — etwa 100 des Herrenhauses und 200 des Abgeordnetenhauses — sich im Weißen Saale versammelt und durch die Wahl des Alterspräsidenten und der Schriftführer konstituiert hatten, erschienen um 1 Uhr die sämtlichen Staatsminister unter Vortritt des Vorsitzenden, Fürsten von Hohenzollern, und stellten sich vor den Stühlen zur Linken

des Thrones auf. Der Generalfeldmarschall von Wrangel mit dem Reichspanier, begleitet von den Generaladjutanten von Manteuffel und von Alvensleben, stellte sich zur Rechten, der General der Infanterie von Lindheim mit dem Reichsschwert zur Linken des Thrones auf. Darauf legten der General Fürst Radziwill die Krone, der Generaladjutant, General der Kavallerie Graf von der Groeben das Scepter, der General der Infanterie von Grabow den Reichsapfel auf die dazu bestimmten Taburetts.

Der König bestieg den Thron, entblößte das Haupt, verneigte sich, empfing die Thronrede aus den Händen des Fürsten Hohenzollern und verlas dieselbe mit klarer, gehobener Stimme. Die bedeutsamen Stellen derselben am Eingange und am Schlusse lauteten:

„Erlauchte, edle und geehrte Herren von beiden Häusern des Landtags!

„In tiefer Bewegung heiße Ich Sie willkommen. Die Hoffnungen und Wünsche, welche Ich von dieser Stelle zu Ihnen aussprach, sind nach Gottes unerforschlichem Willen nicht in Erfüllung gegangen. Mit Mir und Meinem Hause beweinen Sie den König, der nach schweren Leiden von Uns genommen ist. Was die Regierung Meines in Gott ruhenden Bruders Majestät für Preußen war, was das Land seiner großherzigen Führung zu danken hat, daran habe Ich die Vertretung des preußischen Volkes, welche von dem heimgegangenen Monarchen ins Leben gerufen wurde, nicht zu erinnern. König Friedrich Wilhelm IV. ist in schwerer Zeit geschieden.

„Eine schwere Aufgabe ist Mir zugefallen. Unter Gottes gnädigem Beistande gedenke Ich dieselbe glücklich hinauszuführen. Sie werden Mir dabei treu zur Seite stehen. Das Vaterland bedarf einsichtigen Rates und selbstvergessener Hingebung.

„Nachdem Ich es angesichts hervorragender Fürsten des Deutschen Bundes für die erste Aufgabe Meiner deutschen, Meiner europäischen Politik erklärt hatte, die Integrität des deutschen Bodens zu wahren, war es erforderlich, die Verstärkung Unseres Heeres, zu welcher Sie die Mittel einstimmig gewährt hatten, in der Weise zu ordnen, daß nicht bloß die Zahl der Truppen gesteigert, sondern auch der innere Zusammenhalt, die Festigkeit und Zuverlässigkeit der neuen Bildungen gesichert wurden. Die zu diesem Zweck getroffenen Anordnungen bewegen sich innerhalb der gesetzlichen Grundlagen unserer Heeresverfassung. Aus den Ihnen vorzulegenden Voranschlägen werden Sie entnehmen, daß für das nächste Jahr Einschränkungen angeordnet sind, welche Ihnen verbürgen, daß für die Kriegstüchtigkeit des Heeres stets nur das Unentbehrliche beansprucht werden wird. Preußen hat über ausreichende Hilfsquellen zu verfügen, um seine Armee auf einem achtunggebietenden Fuße zu erhalten. Der gegenwärtigen Lage Deutschlands und Europas gegenüber wird die Landesvertretung Preußens der Aufgabe nicht entsagen, das Geschaffene zu bewahren und in

seiner Entwickelung zu fördern; sie wird sich der Unterstützung von Maßnahmen nicht entziehen, auf welchen die Sicherheit Deutschlands und Preußens beruht.

— —

„Meine Regierung hat in bewegter Zeit begonnen. Was Uns beschieden sein möge, Ich werde feststehen auf den Grundsätzen, mit welchen Ich die Regentschaft übernommen habe. Die Erfahrung, welche Ich in deren Anwendung gemacht, hat Mich von dem Werte derselben nur noch inniger überzeugt. Entschlossen, die Wirksamkeit unserer Institutionen und unserer Gesetze zu kräftigen, die nationalen Interessen Preußens und Deutschlands mit Ernst und Nachdruck zu fördern, erblicke Ich in dem unbeirrten Festhalten dieses Weges die sicherste Bürgschaft gegen den Geist des Umsturzes, welcher sich in Europa regt.

„Ich vertraue, daß Preußen unter Meinem Scepter sich selbst treu bleiben wird. Ich vertraue, daß Preußen im Rate seiner Vertreter, wie in den Thaten seines Volkes beweisen wird, daß es nicht gewillt ist, hinter der Eintracht, Kraft und dem Ruhme seiner Väter zurückzubleiben. Ich vertraue, daß das Land in unverbrüchlicher Treue zu Mir stehen wird in guten und bösen Tagen.“ —

Hierauf forderte der König die Mitglieder des Landtags auf, ihm, den Bestimmungen der Verfassung gemäß, das Gelübde der Treue zu leisten. Dieselben traten nach dem Namensaufruf der Reihe nach vor den Thron und schwuren, dem Könige treu und gehorsam zu sein und die Verfassung heilig zu halten. Gegen 3 Uhr war die Feierlichkeit beendigt. Unter donnerndem Hurra verließ der König den Saal.

Die brennende Frage der Landtagssession 1861 war diejenige der Armeereorganisation. Die Regierung hatte — wie nicht anders zu erwarten stand — die vor einem Jahre von dem Landtage zur Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft bewilligten Geldmittel benutzt, um die Reorganisation weiter durchzuführen. Die durch wiederholte Einstellung von neuem Ersatze bei den Landwehr-Stammregimentern auf die Stärke der alten Regimenter gebrachten „kombinierten Regimenter“* hatten bereits im Juli 1860 — ebenso wie die schon bestehenden

* Die neu geschaffenen Regimenter waren danach

bei der Garde-Infanterie: das 3. und 4. Garderegiment zu Fuß und das 3. und 4. Garde-Grenadierregiment, sowie das Garde-Füsilierregiment;

bei der Linien-Infanterie: die Regimenter Nr. 41 bis 72 und die Füsilierregimenter Nr. 33 bis 40, letztere aus den bisherigen Reserveregimentern gebildet, die aber nur zwei Bataillone hatten;

bei der Garde-Kavallerie: das 2. und 3. Garde-Dragonerregiment und das 3. Garde Ulanenregiment;

bei der Linien-Kavallerie: die Dragonerregimenter Nr. 5 bis 8 und die Ulanenregimenter Nr. 9 bis 12.

Die Armee bestand demnächst und zwar

die Infanterie aus 9 Garde- und 72 Linienregimentern, sämtlich zu je 3 Bataillonen, ferner

alten — neben den laufenden Nummern Benennungen erhalten, welche teils den Namen der Provinzen und Landschaften, aus denen sie sich ergänzten, teils ihrer taktischen Bestimmung entsprachen, bei einigen alten Regimentern (Kolbergsches, Leib-Regiment u. a.) die Erinnerung an ihre ruhmvolle Vergangenheit bewahren sollten. Durch Kabinettsordre vom 15. Oktober 1860 waren den neu gestifteten Bataillonen und Regimentern Fahnen und Standarten verliehen worden, welche am 18. Januar 1861 unter den herkömmlichen militärischen Feierlichkeiten geweiht und den Truppen übergeben werden sollten.

Am 17. Januar fand die Benagelung der neuen Fahnen im königlichen Schlosse statt. Der König schlug den ersten Nagel in jeden Fahnenschaft, ihm folgten die Königin, die Prinzessinnen und die Prinzen des königlichen Hauses nach ihrem Geburtsrange, dann die anwesenden fremden Fürsten und die Generale.

Am 18. Januar erfolgte nach der feierlichen Fahnenweihe die Übergabe der Fahnen an die nach Berlin beschiedenen Deputationen der neu gestifteten Truppenteile.

Auf dem schönen Platze zwischen der breiten Straße „Unter den Linden" und dem königlichen Schlosse, wo die ganze ruhmvolle Vergangenheit Preußens in Erz und Marmor auf die lebende Gegenwart herabschaut, wo die Blücher, Gneisenau, York, Scharnhorst, Bülow von ihren Postamenten niederblicken, wo vor allen das herrliche Reiterstandbild Friedrichs des Großen gegenüber den Fenstern des königlichen Palais weit über die Wipfel der Linden emporragt, da waren die Abgesandten des alten und jungen Heeres um ihren königlichen Kriegsherrn im Viereck versammelt. Am Fuße des Friedrichsdenkmals war ein Altar von Trommeln errichtet, eine aus allen Truppen zusammengesetzte Kompanie holte die sämtlichen neuen Fahnen — 142 an der Zahl — aus dem königlichen Schlosse ab und marschierte unter den Klängen alter Siegesmärsche in breiter Front bis zum Friedrichsdenkmal hinab. Es war ein prächtiger Anblick, dieser wehende, wallende Fahnenwald! — Und die zerrissenen und zerschossenen Fahnen des alten Heerstammes sahen so ehrwürdig und ernst auf ihre jüngeren Schwestern, als wollten sie ihnen zuflüstern von den Heldenthaten, deren Zeugen sie gewesen waren auf so vielen Schlachtfeldern in der Nähe und

aus 10 Bataillonen Jägern und Schützen und aus 116 Landwehrbataillonen, welche im Frieden nur schwache Stämme bei den Fahnen hatten, im ganzen also aus 369 Bataillonen;
die Kavallerie aus 8 Garde- und 48 Linienregimentern zu 4 Eskadrons, zusammen 224 Eskadrons;
die Artillerie aus 1 Garde- und 8 Linienregimentern, je zu 5 Abteilungen, mit 12 Batterieen (9 Fuß- und 3 reitende) und 5 Kompanieen (4 Festungs- und 1 Handwerks-Kompanie), 1 kombinierten Festungsabteilung zu 5 und 2 zu 4 Kompanieen, sowie 1 Feuerwerksabteilung;
die Ingenieurtruppen aus 1 Garde- und 8 Linien-Pionierbataillonen zu 4 Kompanieen, außerdem 2 Reservekompanieen;
endlich der Train aus 1 Garde- und 8 Linienbataillonen, je zu 2 Abteilungen.

Ferne, auf den Gefilden Ungarns und Italiens, auf der märkischen Sandfläche und auf dem Montmartre, bei Salankemen und Zenta, bei Casano und Turin, bei Groß-Beeren und Dennewitz, bei Leipzig und Belle-Alliance.

Nachdem der König in der Mitte des Truppenvierecks seine Aufstellung genommen hatte, begann der Gottesdienst mit dem Gesange: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich," worauf der Feldpropst Thiessen vor dem Altar die Weiherede hielt, welche belebend in die Herzen der Krieger drang, und den Weiheakt vollzog. Der Gesang des Choralverses: „Gieb uns Mut in den Gefahren, wenn der Feind uns einst bedroht," schloß den Weiheakt.

Was in den Herzen der Krieger vorging, als sie diese Zeichen der Ehre und des Ruhmes, die ihnen künftig auf der Ehrenbahn voranwehen sollten, aus ihres Königs Hand empfingen, das möge ein Gedicht aus jenen Tagen uns sagen, welches einer der Krieger den jungen Fahnen widmete:

„Was träumt ihr, junge Fahnen, schwarzweiß und fleckenlos,
Die noch kein Waffenhallen gehört, noch Sturmgetos? —
Träumt ihr von prächt'ger Heerschau, wenn Preußens Hymne schallt
Und ihr vor seinen Kriegern im stolzen Fluge wallt? —

Träumt ihr vom Siegesrauschen der männerstolzen Schlacht,
Von preuß'schen Wunderthaten, im Fahnensturm vollbracht,
Vom Ruhm der Hohenzollern, von junger Helden Kraft,
Die bald mit grünen Lorbeern umschlingen euern Schaft? —

Wer wagt es jetzt zu deuten, was ihr still ahnend träumt! —
Doch ob der Palm, ob Lorbeer auch eure Wipfel säumt,
Ob ihr, vom Glück umleuchtet, nur Sieg und Ehren seht
Oder, vom Sturm zerrissen, durch Nacht und Wolken weht, —

Eins wissen wir, dran halten wir jetzt und immer fest:
Daß nimmermehr der Preuße von seiner Fahne läßt,
Vom Schwur, zu dem die Hand er auf ihren Schaft gestreckt,
Bis er mit seinem Leibe, sterbend, die Fahne deckt!

Wie wir euch heut' empfingen aus unsers Königs Hand
Und angesichts der Helden auf ihrem eh'rnen Stand,
So werden wir euch tragen fleckos durch Zeit und Raum,
Solang ein Nagel haftet in euers Taftes Saum.

Träumt weiter, junge Fahnen, von künft'ger Herrlichkeit,
Seid Zeugen preuß'scher Glorie, zu Ruhm und Sieg geweiht,
Wohin ihr auch mögt treiben, wir folgen sonder Scheu,
Wenn wir euch treu verbleiben, bleibt Gott dem Preußen treu!"

Mit der feierlichen Verleihung der Fahnen an die neu gestifteten Truppenteile hatte König Wilhelm gleichsam das Siegel unter die neue Heeresorganisation, die er sein eigenstes Werk nannte, gedrückt. Er erwartete, daß auch der Landtag sich der Überzeugung von der Heilsamkeit und Notwendigkeit dieser Maß-

nahmen nicht verschließen und die erforderlichen Geldmittel für den Militäretat bewilligen würde.

Dennoch mußte König Wilhelm schon bei seiner ersten Regierungsmaßnahme von eminenter Bedeutung für das Wohl und die Zukunft des Vaterlandes die schmerzliche Erfahrung machen, daß dieselbe bei der Volksvertretung nicht die erwartete Unterstützung fand: aber er war, durchdrungen von dem Bewußtsein seiner Pflichten gegen das Vaterland, nicht einen Augenblick schwankend in dem festen Willen, die Armeeorganisation aufrechtzuerhalten, selbst gegen den Widerspruch der Mehrheit der Landesvertretung, und er fand die treueste Unterstützung in seinem Kriegsminister von Roon, welcher die Durchführung der Heeresorganisation auf Haupt und Schultern nahm und sich den Ehrennamen „des Königs Feldwebel" erwarb.

Für jetzt hüteten sich die liberalen Parteien noch, sich in offenen Gegensatz zu dem ausgesprochenen Willen des Königs zu setzen und mit dem Ministerium der neuen Ära zu brechen. Das Abgeordnetenhaus bewilligte nach langen, unerquicklichen Debatten die Mehrforderung der Regierung von acht Millionen Thalern für den Militäretat mit dem geringen Abstrich von 750000 Thalern; aber sie rückte dieselben aus den laufenden in die außerordentlichen Ausgaben, d. i. in das Extraordinarium, auf die Dauer eines Jahres hinüber. Das Abgeordnetenhaus umging damit die eigentliche Streitfrage und überließ die Lösung derselben, da seine Sitzungsperiode mit diesem Jahre ablief, seinen Nachfolgern. Als diese im folgenden Jahre (1862) zusammentraten, war die Lage bereits eine wesentlich andere.

Schon während seines ersten Regierungsjahres war das Leben des Königs einer großen Gefahr ausgesetzt. Im Sommer dieses Jahres begab der König sich wieder zum Gebrauche der Badekur nach Baden-Baden. Als der König am 14. Juli morgens zwischen 8 und 9 Uhr in Begleitung des Grafen Flemming, preußischen Gesandten in Karlsruhe, einen Spaziergang nach Lichtenthal machte, feuerte ein junger Mensch, nachdem er grüßend an dem Könige vorübergegangen, am Eingange der Lichtenthaler Allee ein Pistol auf ihn ab. Der Thäter schleuderte nach dem Schusse die Waffe von sich und erwartete, ohne einen Fluchtversuch zu machen, seine Verhaftung. Er nannte sich Oskar Becker und war der Sohn eines Gymnasialdirektors aus Odessa, seit 1859 als Student der Rechte auf der Leipziger Universität eingeschrieben. Als Beweggrund seiner That führte er an, er habe den König erschießen wollen, weil er die Einheit Deutschlands nicht herbeiführen und die Hindernisse nicht bewältigen könne, die derselben entgegenstünden.

Glücklicherweise war der König nur leicht am Halse gestreift und beruhigte seine Gemahlin, sowie die anderen hohen Herrschaften, welche sich auf die Schreckensnachricht bestürzt in Lilienthal zusammengefunden hatten — darunter

der preußische Gesandte am Petersburger Hofe, von Bismarck-Schönhausen — durch seine eigene Fassung. Die Unthat erregte in ganz Deutschland das größte Aufsehen. Von allen Seiten trafen Abordnungen ein, um dem Könige zu der Abwendung der Gefahr Glück zu wünschen und ihm Versicherungen der Liebe und Treue seines Volkes darzubringen, die nach einem solchen meuchlerischen Anfall auf sein Leben seinem königlichen Herzen wohlthaten. Der König legte die That keiner politischen Partei zur Last, sondern er betrachtete sie als das, was sie war, als die verbrecherische Verirrung eines überspannten politischen Schwärmers, dem es an einem sittlichen und religiösen Halt fehlte. Er hielt unbeirrt fest in dem Vertrauen zu seinem treuen Volke, mit dem er durch Gottes Beistand noch Großes zu vollbringen sich berufen fühlte.

Das dankbare Gefühl, daß Gottes schützende Hand in ernster Gefahr über ihm gewaltet, hatte sich dem Herzen des Königs tief eingeprägt und ihn in dem Bewußtsein seines königlichen Berufes bestärkt. Es drängte ihn, vor seinem Volke Zeugnis dafür abzulegen, daß er seine Krone allein von Gott zu Lehn trage und sich gleich seinem Vorfahren, dem ersten Hohenzollernschen Kurfürsten* von Brandenburg, als den „schlichten Amtmann Gottes in dem Fürstentume" betrachte. Die früheren Könige von Preußen hatten nach ihrer Thronbesteigung die Erbhuldigung der Stände des Königreichs entgegengenommen. Dieser Huldigungsakt, wie er unter den früheren absoluten Herrschern herkömmlich, schien den veränderten Staatsformen des Königreichs nicht mehr zu entsprechen. Der König entschied demnach, daß „er das Herkommen der Erbhuldigung zwar als unverbrüchliches Anrecht seiner Krone festhalte und gewahrt wissen wolle, in betreff der Veränderungen aber, welche unter dem vorigen Könige in der Verfassung der Monarchie eingetreten seien, beschlossen habe, statt der Erbhuldigung die Krönung zu erneuern, durch welche von Friedrich I. die erbliche Königswürde im Hause Hohenzollern gegründet worden sei." Er bestimmte als Ort für die Krönungsfeier die alte preußische Krönungsstadt Königsberg und zum Tage den in der preußischen Geschichte denkwürdigen 18. Oktober, den Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig und den Geburtstag des künftigen Thronerben.

Am 13. Oktober trat der König mit seiner Gemahlin, sowie mit den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses mittels Extrazuges von Berlin aus die Krönungsfahrt an und traf am Abend desselben Tages auf dem gräflich Dohnaschen Schlosse Capustigal, zwei Meilen von Königsberg, ein. Am folgenden Tage erfolgte der feierliche Einzug in die preußische Krönungsstadt. Der König, in großer Generalsuniform mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens und dekoriertem Helm, ritt ein prächtiges, braunes Rassepferd;

* Siehe Bd. I. S. 11.

ihm folgten der Kronprinz und die Prinzen des königlichen Hauses gleichfalls zu Pferde. Die Königin fuhr im achtspännigen Galawagen unter dem Vorritt von zwei königlichen Stallmeistern und zwei Pikeurs. So ging der Zug durch das neue Brandenburger Thor und die daselbst erbaute Ehrenpforte unter dem endlosen brausenden Hurrarufe des Volkes bis zum königlichen Schlosse, der alten Burg der Hochmeister des Deutschen Ordens.

Der 18. Oktober 1861 war ein schöner, sonniger Herbsttag. Rings um den Hof des königlichen Schlosses zu Königsberg ragten hohe Mastbäume mit den Bannern der Provinzen, Herzogtümer, Grafschaften und Herrschaften. Unter den Bannern stellten sich die Innungen und Gewerke mit ihren Fahnen und Emblemen auf; die Deputationen der Armee mit ihren Fahnen bildeten Spalier zu beiden Seiten des Weges, welchen der Krönungszug über den Schloßplatz fort bis zur Schloßkirche zu nehmen hatte. Um 10 Uhr morgens setzte sich der prächtige Zug, eröffnet von zwei Herolden, denen das Musikcorps und der erste Zug der Leibkompanie des 1. Garderegiments zu Fuß folgten, in Bewegung. In demselben schritt der König in der großen Generalsuniform, mit den Kriegsorden geschmückt, den roten Samtmantel des Schwarzen Adlerordens über der Schulter, den Helm auf dem Haupte. Die Reichsinsignien wurden ihm von Herolden des Schwarzen Adlerordens vorgetragen; die Kommandeure des Regiments Garde du Corps und des 1. Garderegiments zu Fuß, Graf von Brandenburg und von der Goltz, schritten zu beiden Seiten des Königs, etwas rückwärts, mit gezogenem Degen; die höchsten Personen vom Hofstaate folgten, darauf der Feldmarschall von Wrangel mit dem Reichspanier, umgeben von den sämtlichen General- und Flügeladjutanten des Königs. In einem zweiten Zuge schritt die Königin Augusta, ganz in Weiß gekleidet, ihre Schleppe von vier weißgekleideten Gräfinnen getragen. Dann folgten die Frau Kronprinzessin in einem Hermelinmantel und die anderen Prinzessinnen, von ihren Damen begleitet. Zwölf Hofpagen schlossen den Zug der Königin.

Nach der Krönungspredigt ertönten die feierlichen Klänge des «Salvum fac regem.» Während dieses Gesanges nahmen die Würdenträger die Krönungsinsignien von den Taburetts auf und trugen sie zum Altar, wo sie dieselben niederlegten. Nur die Träger des Reichsschwertes und des Reichssiegels behielten dieselben in der Hand und blieben an der linken Seite des Altars stehen.

Der König trat, nachdem er den Mantel des Schwarzen Adlerordens abgelegt, zum Altar und kniete auf dessen unterster Stufe zum Gebete nieder. Dann ließ er sich den Krönungsmantel anlegen, bestieg die Stufen des Altars, ergriff die königliche Krone und setzte sie sich auf das Haupt, während die Glocken läuteten und die Kanonen donnerten. Der König ergriff das Scepter auf dem Altar, wendete sich um und hielt es als Zeichen höchster weltlicher Macht mit erhobenem Arm empor. Ebenso ergriff und hielt er einige Zeit

die anderen Zeichen seiner Königsmacht: den Reichsapfel und das Reichsschwert. Dann gab er sie den Trägern zurück, kniete nieder, legte das Haupt in die beiden Arme auf dem Altar und betete.

Während dieser Zeit harrte das Volk draußen auf dem Schloßplatze, Kopf an



König Wilhelm.

Kopf, in ehrerbietigem Schweigen und lebte und empfand die Weihe des heiligen Augenblicks mit. So stille war's, „daß man im Himmel Engel beten hörte.“ Als aber darauf der König vortrat aus der Kirche, die Krone auf dem Haupt, das Scepter neigend, als wollt' er grüßend rings sein Volk gesegnen, da brach der Jubelruf des Volkes so mächtig aus, daß er den Kanonendonner noch übertäubte.

Der König schritt über den Schloßplatz zurück, die breite Freitreppe des Schlosses hinauf, wendete sich oben noch einmal dem Volke zu, indem er wieder-

holt das Scepter neigte, und begab sich in das Innere des Schlosses. Hier im Thronsaale empfing er die verschiedenen Deputationen, die zu seiner Beglückwünschung angemeldet wurden. Nach den Präsidenten des Herren- und des Abgeordnetenhauses nahm der Obermarschall im Königreich Preußen, Graf zu Dohna-Lauck, namens der entbotenen Krönungszeugen das Wort und sprach insbesondere den Wunsch aus, daß die stattgefundene Kronenweihe auch eine Weihe werden möge für das ganze Preußenland, und Herrschaft und Recht, Gesetz und Sitte an eine höhere Ordnung der Dinge knüpfen möge, in der ihr ewiger Ursprung zu suchen sei.

Darauf nahm der König ein Blatt aus den Händen des Ministerpräsidenten, Fürsten von Hohenzollern, und las folgende Antwort:

„Von Gottes Gnaden tragen Preußens Könige seit 160 Jahren die Krone. Nachdem durch zeitgemäße Einrichtungen der Thron umgeben ist, besteige Ich als König denselben. Aber eingedenk, daß die Krone nur von Gott kommt, habe Ich durch die Krönung an geheiligter Stätte bekundet, daß Ich sie in Demut aus seinen Händen empfangen habe. Die Gebete Meines Volkes, ich weiß es, haben Mich bei diesem feierlichen Akte umgeben, damit der Segen des Allmächtigen auf Meiner Regierung ruhe. Die Liebe und Anhänglichkeit, welche Mir seit Meiner Thronbesteigung bewiesen wurde und die Mir soeben in erhebender Weise bekundet wird, sind Mir Bürge, daß Ich unter allen Verhältnissen auf die Treue, Hingebung und Opferfreudigkeit Meines Volkes rechnen kann. Im Vertrauen darauf habe Ich den althergebrachten Erbhuldigungs- und Unterthaneneid Meinem treuen Volke erlassen können. Die wohlthuenden Beweise jener Liebe und Anhänglichkeit, die mir jüngst bei einem verhängnisvollen Ereignisse zu teil wurden, haben dieses Vertrauen bewährt. Gottes Vorsehung wolle die Segnungen des Friedens dem teuren Vaterlande lange erhalten. Vor äußeren Gefahren wird Mein tapferes Heer dasselbe schützen. Vor inneren Gefahren wird Preußen gewahrt bleiben; denn der Thron seiner Könige steht fest in seiner Macht und in seinen Rechten, wenn die Einheit zwischen König und Volk, die Preußen groß gemacht hat, bestehen bleibt. So werden Wir auf dem Wege beschworener Rechte den Gefahren einer bewegten Zeit, allen drohenden Stürmen widerstehen können. Das walte Gott!"

Unterdessen war der Reichsherold, von vier anderen Herolden begleitet, zu Pferde vor dem Balkon des Thronsaals erschienen und rief, indem er seinen Heroldsstab emporhielt: „Es lebe König Wilhelm!"

Damit war die Krönungsfeier geschlossen. Eine Reihe von königlichen Gnadenerweisen, Standeserhöhungen, Ordensverleihungen im Volke wie in der Armee wurden sogleich nach der Feier bekannt gemacht. Die beiden neu gestifteten Garde-Grenadierregimenter erhielten als besondere Auszeichnung zu ihren Chefs das 3. die Königin-Witwe Elisabeth, das 4. (in Koblenz) die Königin Augusta.

Das Jahr der Thronbesteigung und der Krönung König Wilhelms I. nahte seinem Schlusse. Die Zeitlage war eine ernste, viele politische Fragen warteten noch der Lösung; schwere, drohende Wolken umhingen den Horizont. Aber im Preußenvolke wußte man, und die der Krönung in Königsberg beigewohnt hatten, verkündeten es in ihrer Heimat, daß auf dem alten preußi-



Königin Augusta.

schen Throne ein ganzer König saß von Gottes Gnaden, ein solcher, der wohl mehr als irgendeiner angethan war, die Ehre und Unabhängigkeit Preußens zu schirmen, die Macht und Einheit Deutschlands neu zu begründen.

Der Verfassungskonflikt und das Ministerium Bismarck. Mit der Landtagssession des Jahres 1861 waren die Mandate der Abgeordneten erloschen, die dreijährige Legislaturperiode geschlossen und neue Wahlen notwendig geworden. Bisher war in der preußischen Volksvertretung das Streben

nicht zu verkennen gewesen, einen Bruch mit der Regierung zu vermeiden, weil man noch immer eine Rückkehr zu dem früheren, Manteuffelschen System besorgte. Jetzt war das Ministerium der neuen Ära länger als drei Jahre am Ruder, ohne daß ein wesentlicher Fortschritt in liberaler Richtung bemerkbar, insbesondere auch ohne daß die deutsche Frage ihrer Lösung augenfällig nähergeführt worden wäre. Die Demokratie, welche bisher unter der neuen Ära eine zuwartende Haltung beobachtet hatte, trat jetzt mit ihren Forderungen um so entschiedener hervor, je zaghafter die Altliberalen, d. i. die Veteranen der ehemaligen „Gothaer," in der Unterstützung eines Ministeriums wurden, welches ihren Wünschen so wenig Rechnung trug. Sie nährte im Lande die Unzufriedenheit mit den Maßnahmen der Regierung, insbesondere mit der Armeereorganisation, durch welche, wie man verbreitete, der Bevölkerung eine unerträgliche Steuerlast aufgebürdet wurde. Hauptsächlich der Rührigkeit der Demokratie war es zuzuschreiben, daß sich alle liberalen Parteien im Lande zu einer großen „deutschen Fortschrittspartei" verbanden, welche für ihr weiteres Vorgehen ein Programm aufstellte, das der Regierung ein Zusammengehen mit ihr unmöglich machte. Dieselbe Partei trug bei den neuen Wahlen zum Abgeordnetenhause fast überall den Sieg davon. Ihr Streben war auf Erweiterung der parlamentarischen Rechte und auf den Sturz des gegenwärtigen gemäßigten Ministeriums gerichtet, das sie durch Männer aus ihrer Mitte ersetzt zu sehen wünschte. So trat der Gegensatz zwischen Regierung und Landesvertretung immer schroffer hervor, und der Punkt, in welchem sie zunächst aufeinander stießen, war die von dem früheren Abgeordnetenhause ungelöst gebliebene Militärfrage.

Noch ehe das Abgeordnetenhaus (1862) in die eigentliche Beratung des Staatshaushaltsgesetzes eintrat, beantragte der Abgeordnete Hagen-Berlin, die Regierung zu einer Specialisierung des Staatshaushaltes in der Weise aufzufordern, daß eine peinliche Kontrolle jedes einzelnen Postens durch den Landtag erfolgen könne. Er begründete seinen Antrag damit, daß die Volksvertretung angesichts der erhöhten Forderungen für das Militär den Gesamtstand des Staatshaushaltes ganz genau in allen seinen Teilen müsse prüfen können. Trotz der bestimmten Erklärung des Finanzministers, daß er dem Antrage für das laufende Jahr keine Folge mehr zu geben vermöchte, wurde derselbe im Abgeordnetenhause angenommen. Das Ministerium, welches sich auf keine Partei mehr stützen konnte, reichte seine Entlassung ein, vollzog aber noch vor Annahme derselben auf königlichen Befehl die Auflösung des Abgeordnetenhauses (11. März).

Die neuernannten Minister — von Jagow für das Innere, Graf Lippe für die Justiz, von Mühler für den Kultus, Graf Itzenplitz für die Landwirtschaft — gehörten keiner extremen politischen Richtung an; indessen bürgte das Verbleiben Roons im Ministerium dafür, daß der König in der Frage der Heeresreorganisation nicht nachzugeben willens war. Außer Roon

traten noch von der Heydt als Finanzminister, und Graf Bernstorff als Minister des Auswärtigen aus dem alten in das neue Ministerium über. Den Vorsitz erhielt der bisherige Präsident des Herrenhauses, Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen.

Die nach der Auflösung des Abgeordnetenhauses in das Land zurückgekehrten Deputierten gaben in Reden und Festtoasten ihrer Unzufriedenheit mit der Regierung lauten Ausdruck. Für die Neuwahlen, welche verfassungsmäßig innerhalb der Frist von sechs Wochen stattzufinden haben, wurde allgemein die Losung „Wiederwahl der alten Abgeordneten“ ausgegeben. So sehen wir in dem (am 19. Mai 1862) wiederversammelten Abgeordnetenhause den Kampf sich erneuern und in den Verhandlungen über das Militärbudget seinen Höhepunkt erreichen.



von Roon.

Dieser Konflikt bildet eine der eigentümlichsten Erscheinungen in der verfassungsmäßigen Entwickelung des preußischen Staatslebens. Regierung und Landesvertretung, beide einig über die nationalen Ziele der preußischen Politik, geraten aus Anlaß der vom Könige beschlossenen Heeresreform über innere Fragen in einen Streit, der mit der Zeit so an Schärfe zunimmt, daß die hohen nationalen Aufgaben Preußens vollständig in den Hintergrund zu treten scheinen und nur noch über staatsrechtliche Theorieen, über Deutung von Verfassungsparagraphen, über Rechte der Krone und Rechte der Landesvertretung ein erbitterter Kampf geführt wird.

Der König persönlich war durchdrungen von der unabweislichen Notwendigkeit der Heeresreform und von dem Gefühle seiner königlichen Pflicht, dieselbe trotz aller entgegentretenden Hindernisse aufrechtzuerhalten, aber er war auch erfüllt von gewissenhafter Achtung für die von ihm beschworene Verfassung. Die Ausgleichung des Konfliktes lag ihm dringend an seinem landesväterlichen Herzen. Er berief eine Kommission von Generalen, welche vorurteilslos prüfen sollte, ob und bis zu welchen Grenzen den Wünschen des Abgeordnetenhauses auf Herabsetzung des Militärbudgets ohne Schaden für das Ganze nachgegeben werden könne. Die Kommission entschied in allen Hauptpunkten für den ursprünglichen Reorganisationsplan, wie er unter der unmittelbaren eigenen Leitung des Königs Wilhelm entstanden, von seinen Ministern

von Bonin und von Roon weiter ausgearbeitet und endlich ins Leben geführt worden war. Allen weitergehenden Forderungen, wie denjenigen nach Kürzung der Dienstzeit, nach Verminderung der Stärke der Truppenkörper, stand als unbezwinglicher Damm der Wille des Königs selbst entgegen, der die Reorganisation für sein eigenstes Werk erklärte, von dem zu lassen er mit der Machtstellung seiner Staaten und mit seinem königlichen Machtgefühl für unvereinbar hielt.

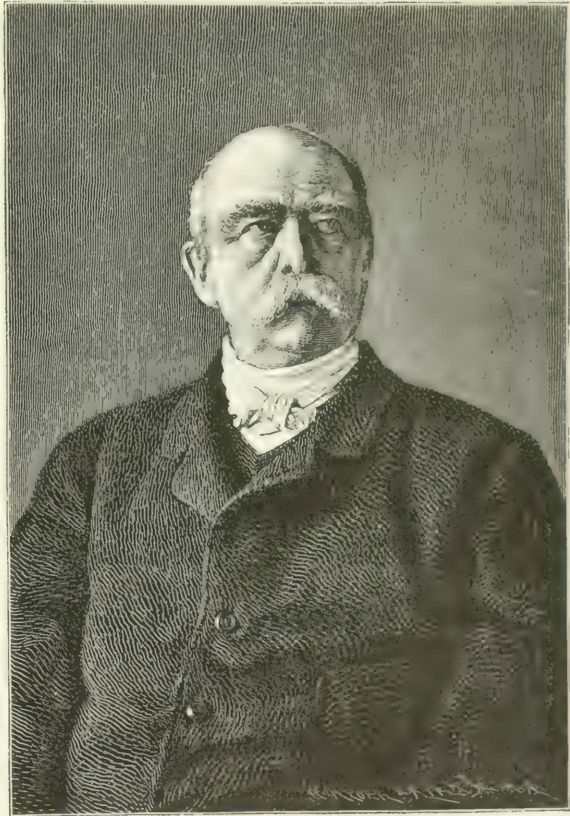
Das Abgeordnetenhaus aber wollte durch seinen Widerspruch der königlichen Gewalt bestimmte Schranken setzen. Auch die gemäßigtsten Mitglieder des Hauses, welche noch eine Vermittelung mit der Regierung anstrebten — wie Sybel, Forckenbeck, Twesten, Stavenhagen — beharrten hartnäckig auf einer Forderung, welche von der Regierung und von allen erfahrenen Militärs als unerfüllbar bezeichnet wurde, nämlich der Herabsetzung der Dienstzeit von drei Jahren auf zwei Jahre; denn wenn auch zwei Jahre vollständig ausgereicht hatten, um einen Paradesoldaten auszuexerzieren, so konnte doch eine zweijährige Dienstzeit niemals genügen, um ein in der Schule der Zucht und des Gehorsams erzogenes, kriegstüchtiges Heer unter den Fahnen zu erhalten, welches sich allezeit als ein gehorsames und williges Werkzeug in der Hand seines Königs und Kriegsherrn bewähren sollte. —

Vergebens rief der alte Roon der Opposition des Abgeordnetenhauses die Mahnung zu: „Die Regierung ist sich bewußt, daß es sich um die heiligsten Interessen des Vaterlandes handelt. Deshalb hat die Regierung den ersten Entwurf 1860 eingebracht, deshalb hat sie ihn festgehalten mit der ihr vorgeworfenen Zähigkeit und Konsequenz, von der man hier gesagt hat, daß sie einer besseren Sache würdig wären. Meine Herren, eine bessere Sache giebt es nicht! Wenn die Ketten der Fremdherrschaft im Lande rasseln, dann wird man gewahr werden, was man verschmäht und zurückgewiesen hat!" Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses blieb bei ihrer ablehnenden Haltung, und der Ausschuß zur Beratung des Militärbudgets empfahl dem Hause die einfache Ablehnung der ganzen für die Reorganisation geforderten Summe.

Das ganze Land war in tiefster Erregung. Dem Könige selbst schien keine andere Wahl mehr zu bleiben, als entweder seinen königlichen Willen den Beschlüssen der Kammermajorität unterzuordnen, die Hälfte seiner Regimenter zu entlassen, die Fahnen, in deren Schaft er selbst den ersten Nagel geschlagen, wieder in den Rüstkammern niederlegen zu lassen oder — die Reorganisation aufrechtzuerhalten und mit der von seinem Bruder verliehenen, von ihm selbst beschworenen Verfassung zu brechen. Der Verfassungskonflikt hatte sich bis zu der Frage geschärft, ob königliche oder parlamentarische Gewalt in Preußen künftig vorangehen solle.

In dieser bedenklichen Lage des Staates bedurfte König Wilhelm in seinem Rate eines Mannes, welcher durch eine folgerichtige und thatkräftige auswärtige

Politik und durch den Hinweis auf hohe nationale Ziele die politischen Parteileidenschaften zu überwinden vermochte und den Verfassungskonflikt in allen seinen Wandlungen bis zu seiner endlichen Lösung durchzukämpfen hatte, ohne die Verfassung zu verletzen und ohne den Rechten der Krone etwas zu vergeben. Einen solchen glaubte er in dem derzeitigen preußischen Gesandten in Paris, Herrn von Bismarck-Schönhausen, zu finden. König Wilhelm hatte schon bei früheren Anlässen an die Wahl Bismarcks zum Minister gedacht, welcher durch seine geschickte Amtsführung als preußischer Gesandter am Frankfurter Bundestage sowie an den Höfen von Petersburg und Paris und bei verschiedenen politischen Missionen sein volles Vertrauen erworben hatte, und welcher im Sommer 1861 in einer dem Könige während seines Aufenthalts in Baden-Baden überreichten Denkschrift die Grundsätze eines Programms für die auswärtige Politik Preußens entwickelt hatte, welche die volle Zustimmung des Monarchen fanden. Dennoch hatte der König bis dahin mit Recht Anstand genommen, Bismarck in sein Ministerium zu berufen, einerseits weil er vor der vollständigen Durchführung der Heeresreorganisation den Augenblick noch nicht für gekommen erachtete, um eine kühne nationale Politik, wie er sie beabsichtigte, bis zu ihren letzten Konsequenzen durchzuführen, andererseits, weil der Name Bismarcks vom Volke mit jener kläglichen Politik, die zu der Konvention von Olmütz führte, in Verbindung gebracht wurde, und seine Wahl daher zu Mißverständnissen führen konnte. Damals hatte Bismarck als Führer der Konservativen im preu-



von Bismarck.

ßischen Abgeordnetenhause seitens der Regierung den geheimen Auftrag, den regierungsfreundlichen Abgeordneten auseinanderzusetzen, wie die unzulänglichen Rüstungen Preußens jene unselige Rückzugspolitik notwendig machten, und er that dies mit der Selbstverleugnung und Hingebung, welche eine so schwierige Aufgabe erforderte.* Jetzt war die Lage eine vollständig andere. Preußen war gerüstet, und Bismarck ward berufen, um eine selbständige nationale Politik im großen Stile mit allen Konsequenzen und auf die Gefahr eines Krieges hin durchzuführen und die preußische Volksvertretung für dieselbe mit fortzureißen.

Der Name Bismarck war damals in der großen Masse des Volkes wenig bekannt und noch weniger beliebt. Man erinnerte sich, wie Bismarck vor fünfzehn Jahren in seinen Reden auf dem vereinigten Landtage die Liberalen bekämpft, wie er die Barrikadenkämpfer der Berliner Märznacht Rebellen genannt, wie er im Erfurter Parlament in Gemeinschaft mit Stahl und Gerlach den Radowitzschen Unionsbestrebungen entgegengetreten war und den Rückzug der Manteuffelschen Politik nach Olmütz gedeckt hatte; aber man ahnte nicht, was Bismarck als Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M., was er als Gesandter am Petersburger Hofe und endlich in den Tuilerien in der Nähe des geheimnisvollen Dezembermannes gelernt und erfahren hatte. König Wilhelm aber wußte dies, und er setzte das volle Vertrauen in ihn, daß er mit fester Hand das Staatsschiff zwischen den Klippen und hochgehenden Wogen hindurchsteuern würde.

Auf einer Erholungsreise im südlichen Frankreich und in den Pyrenäen begriffen, erhielt Bismarck seine telegraphische Berufung nach Berlin (im September 1862) und folgte unverzüglich dem Rufe. Unterwegs traf Bismarck mit dem Kriegsminister von Roon zusammen, der ihm entgegengereist war, um ihn zu begrüßen und ihm nähere Nachrichten über die letzten erbitterten Kämpfe im preußischen Abgeordnetenhause zu bringen. Als Knabe hatte Bismarck den jungen Lieutenant von Roon** oft mit seiner kleinen Pirschflinte ins Feld begleitet, wenn dieser in der Nähe der Bismarckschen Güter in Pommern Feldmessungen ausführte; jetzt schickten sich die beiden Männer an, gemeinschaftlich einen ernsteren Gang zu thun: es galt das gewaltige Ajaxringen um die Rüstung des Achilleus. Nach seiner Ankunft in Berlin wurde Bismarck wiederholentlich zu Unterredungen mit dem Könige nach dem königlichen Palais befohlen; am 24. September brachte der Staatsanzeiger die Ernennung Bismarcks zum Staatsminister und interimistischen Vorsitzenden des preußischen

* Vergl. F. von Köppen: Fürst Bismarck, ein Zeit- und Lebensbild für das deutsche Volk.

** Otto von Bismarck war geboren am 1. April 1815 zu Schönhausen in der Altmark, übersiedelte aber das Jahr darauf mit seinen Eltern nach Pommern, wo dieselben durch Vererbung und Vergleich in den Besitz von Gütern im Naugarder Kreise (Kniephof, Külz und Jarchelin) gekommen waren.

Staatsministeriums an Stelle des vom Vorsitze zurückgetretenen Prinzen von Hohenlohe. Bald darauf (8. Oktober) erhielt Bismarck auch das Ministerium des Auswärtigen. Zum Finanzminister wurde Herr von Bodelschwingh ernannt, das Handelsministerium übernahm Graf Itzenplitz, Herr von Selchow die landwirtschaftlichen Angelegenheiten, Graf Eulenburg das Innere.

An demselben Tage, als die Kabinettsordre der Ernennung Bismarcks zum Vorsitzenden des Staatsministeriums in Babelsberg ausgefertigt wurde, (23. September), hatte das Abgeordnetenhaus in der Schlußabstimmung sämtliche Mehrausgaben für das reorganisierte Heer aus dem Staatshaushaltsgesetz für 1862 gestrichen.

Das Streben des neu ernannten Ministerpräsidenten war nicht darauf gerichtet, eine politische Partei in Preußen zu bekämpfen, um die andere zur Herrschaft zu bringen; für ihn hatte der Verfassungskonflikt, den er vorfand, lediglich die Bedeutung, mit Durchführung des königlichen Willens die erforderlichen Nachdrucksmittel für eine kühne und thatkräftige äußere Politik zu gewinnen. Bismarck kannte und verstand den dunkeln Drang, der die Nation beseelte; er wollte die Fahne Preußens hochhalten über den Farben der Parteien, und indem er darthat, daß das stattliche Heer, welches durch die neue Organisation an innerer Tüchtigkeit, Schlagfertigkeit und an Selbstvertrauen gewonnen hatte, nicht allein dazu dienen sollte, um das Königtum mit neuem Glanze zu umgeben, sondern um dem Willen des mächtigsten deutschen Großstaats eisernen Nachdruck zu geben und Geltung zu verschaffen, suchte er in der Erfüllung der großen nationalen Aufgaben Preußens zugleich eine Überwindung des inneren Konflikts.

Im Volke aber war der Glaube verbreitet, daß die Ernennung Bismarcks nichts anderes bedeute als einen Staatsstreich, eine Rückkehr zu der finstern Reaktion von 1849, welche vielleicht zu einer Suspension der Verfassung und Herstellung der absoluten Königsmacht führen würde. So geschah es, daß der größte nationale Staatsmann, den Preußen gehabt, vom Volke nicht verstanden, daß seine im versöhnlichen Sinne abgegebenen Erklärungen von der Volksvertretung mit Mißtrauen aufgenommen, seine Hinweise auf eine energische nationale Politik als prahlerische Auslassungen eines heißspornigen märkischen Junkers aufgefaßt wurden.

Durch die parlamentarischen Kämpfe, die Auflösung und Neuwahl des Abgeordnetenhauses und den Wechsel des Ministeriums war die Zeit schon so vorgerückt, daß die meisten Ausgaben für das laufende Jahr in der That bereits geleistet waren, ohne daß eine gesetzliche Feststellung des Staatshaushalts möglich gewesen war. Bismarck bemühte sich noch nachträglich, eine Verständigung über denselben mit dem Abgeordnetenhause herbeizuführen, und erschien zu diesem Zwecke in den Sitzungen der Budgetkommission. Hier gab er

jene geharnischten Erklärungen ab, welche mit klaren Worten die von ihm in der nächsten Zeit beabsichtigte Politik ankündigten.

Nachdem er seine Auslegung über den Artikel 99 der Verfassung, welcher von der Feststellung des Budgets durch die drei Faktoren der gesetzgebenden Gewalt — Krone, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus — handelt, gegeben und den gegenwärtigen Konflikt als einen Streit über die Grenze zwischen der Macht der Krone und derjenigen des Parlaments bezeichnet hatte, sprach er die Hoffnung aus, daß die Krisis, wie sie auch verlaufen möge, zum Wohle des Vaterlandes ausschlagen werde. „Der Konflikt," sagt er, „so ernst er auch verlaufen kann, wird doch zu tragisch aufgefaßt, von der Presse zu tragisch dargestellt. Wir sind Kinder desselben Landes. Die Regierung sucht keinen Kampf. Kann die Krisis mit Ehren beseitigt werden, so bietet sie gern die Hand dazu —; das ist kein Programm, sondern eine persönliche Äußerung, die «aus gutem Herzen» kommt; man möge sie hinnehmen als die Worte eines Mannes, der mit den Abgeordneten an einem gemeinsamen Werke zu arbeiten berufen ist."

Ohne auf die letzte versöhnliche Aufforderung des Ministerpräsidenten einzugehen, verwahrten sich die Kommissionsmitglieder mit aller Schärfe gegen die Bismarcksche Auslegung des Verfassungsartikels und traten für das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses in die Schranken. Bismarck aber zog während ihrer Reden einen Ölzweig aus seiner Brusttasche und legte ihn vor sich auf dem Tische nieder. „Ich habe ihn in Avignon gepflückt," sagte er leise zu dem ihm zunächst sitzenden fortschrittlichen Abgeordneten, „um ihn hier meinen früheren Gegnern als Friedenszeichen zu bieten; aber ich sehe wohl, daß die Zeit dazu noch nicht gekommen ist."

Nochmals auf die Notwendigkeit der Heeresreorganisation und auf die Forderungen der Fortschrittspartei nach Herabsetzung des Militäretats eingehend, fuhr Bismarck fort: „— — Preußen hat von jeher die Vorliebe, eine zu große Rüstung für seinen schmalen Leib zu tragen: es ist die altpreußische Überlieferung, stark gerüstet zu sein, um diese Rüstung im günstigen Augenblick sogleich vorzufinden und zu verwenden. Preußens geographische und politische Lage nötigt es, jene altpreußische Tradition, die Haltung einer verhältnismäßig starken Armee, fortzusetzen, und man darf nicht mit Neid auf die verhältnismäßig geringeren Militärbudgets und Kriegslasten der deutschen Nachbarstaaten blicken. Preußen muß aber seine Rüstung auch nützen und sich stärken, damit es nach und nach hineinwachse. Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf Preußens Macht. Wir müssen unsere Kräfte zusammenfassen und zusammenhalten für den günstigen Augenblick, der schon einigemal verpaßt ist. Preußens Grenzen, wie sie die Wiener Verträge geschaffen haben, sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen

der Zeit entschieden — das ist der Irrtum in den Jahren 1848 und 1849 gewesen —, sondern durch Blut und Eisen!" —

Diese Erklärungen gingen wie ein Lauffeuer durch ganz Deutschland, ja durch ganz Europa. An der Donau wie an der Seine widmete man ihnen die höchste Beachtung; nur dort, wo sie einen unmittelbaren Eindruck machen sollten, verfehlten sie denselben gänzlich. Die Budgetkommission beantragte, das Abgeordnetenhaus möge an das Staatsministerium die Aufforderung richten, das Staatshaushaltsgesetz noch vor Schluß des Jahres 1863 zur verfassungsmäßigen Feststellung vorzulegen und zugleich jede Verfügung von Ausgaben, die vom Abgeordnetenhause abgelehnt worden, für verfassungswidrig erklären. Dieser Antrag wurde von dem Hause mit großer Mehrheit angenommen.

Einige Tage darauf wurde das Staatshaushaltsgesetz für 1862 mit den im Abgeordnetenhause beschlossenen Herabsetzungen des Militäretats dem Herrenhause zur verfassungsmäßigen Beschlußfassung vorgelegt. Dasselbe erklärte dieses Budget für unannehmbar und stellte die ursprüngliche Regierungsvorlage wieder her. Das Abgeordnetenhaus erklärte diesen Beschluß des Herrenhauses als seine Befugnisse überschreitend für „null und nichtig."

Der Konflikt war vollständig. Von den drei Faktoren der gesetzgebenden Gewalt beschuldigte einer den anderen des Verfassungsbruches. Unter solchen Umständen glaubte die Regierung von der Fortsetzung der Beratungen sich keinen Erfolg mehr versprechen zu können. Am 13. Oktober 1862 fand der Schluß des Landtags statt. In der Schlußrede sagte der Ministerpräsident mit Bezug auf das von der Regierung nunmehr zu beobachtende Verfahren: „Nachdem der Gesetzentwurf über den Staatshaushalt für das Jahr 1862 in der von dem Abgeordnetenhause beschlossenen Festsetzung wegen seiner Unzulänglichkeit von dem Herrenhause verworfen worden, findet sich die Regierung Sr. Majestät in der Notwendigkeit, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Grundlage führen zu müssen. Sie ist sich der Verantwortlichkeit in vollem Maße bewußt, die für sie aus diesem beklagenswerten Zustande erwächst; sie ist aber ebenso der Pflichten eingedenk, welche ihr gegen das Land obliegen, und findet darin die Ermächtigung, bis zur gesetzlichen Feststellung des Etats die Ausgaben zu bestreiten, welche zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung der Landeswohlfahrt nötig sind, indem sie die Zuversicht hegt, daß dieselben die nachträgliche Genehmigung des Landtages erhalten werden." —

Das war die Einleitung der sogenannten „budgetlosen Zeit," die erste Verfassungskrisis in Preußen. Es ist bis in die neueste Zeit vielfach darüber gestritten worden, was da hätte geschehen sollen, als die notwendige Übereinstimmung der drei gesetzgebenden Faktoren zur Feststellung des Staatshaushaltsgesetzes nicht erreicht werden konnte. Die Minister des Königs behaup

teten, die Verfassung enthalte keine Bestimmung für einen solchen Fall, und da die Staatsmaschine nicht stillstehen dürfe, so seien sie verpflichtet, die Regierung auch ohne Budget weiterzuführen und die nötigen Ausgaben zu leisten. Dagegen erklärten die liberalen Abgeordneten: Die Regierung darf über keine Staatseinnahme verfügen, keine Ausgabe leisten, wenn wir nicht unsere verfassungsmäßige Zustimmung gegeben haben; thut sie es dennoch, so verletzt sie unser wichtigstes, durch die Verfassung uns verbürgtes Recht, das Recht der Budgetbewilligung. Sie sahen daher in der budgetlosen Regierung eine Rückkehr zum Absolutismus und beschuldigten die Minister, daß sie, zu zaghaft, um dem Könige die Aufhebung der Verfassung mittels eines Staatsstreichs anzuraten, dasselbe durch Umgehung der wichtigsten Verfassungsbestimmungen zu erreichen suchten. Dies traf indessen nicht zu; König Wilhelm und seine Minister nahmen ihren Eid auf die Verfassung zu ernst und heilig, um auch nur einen Augenblick an die Beseitigung derselben zu denken. Sie handelten nach ihrer gewissenhaften Überzeugung und Pflicht, indem sie das Wohl des Staates höher stellten als jedes theoretische Recht. So standen die entgegengesetzten Ansichten unvermittelt einander gegenüber. Mit Recht sagte der Dichter (Emanuel Geibel) von diesen parlamentarischen Kämpfen:

„Das ist ein trostlos Silbenstechen,
Mißtrauen hier, Verstimmung dort,
Man möchte wohl von Sühnung sprechen,
Doch keiner weiß das rechte Wort.

So wächst die Kluft von Tag zu Tage,
Man reizt und höhnt, man trotzt und schmollt,
Ob draußen auch mit dumpfem Schlage
Vernehmlich schon das Wetter grollt.

Erhitzt bekämpfen sich die Reihen
Zur rechten und zur linken Hand,
Und über'm Hader der Parteien
Denkt keiner mehr ans Vaterland.“ —

Als nach einer dreimonatigen Pause der Landtag (14. Januar 1863) wiedereröffnet wurde, sprach der Ministerpräsident im Auftrage des Königs den lebhaften Wunsch der Regierung aus, daß es diesmal gelingen möchte, über die ungelöst gebliebenen Fragen eine dauernde Verständigung herbeizuführen, und verhieß die Einbringung einer Vorlage über die Staatseinnahmen und Ausgaben des abgelaufenen Jahres zur nachträglichen Genehmigung des Landtages, sowie die Vorlage eines neuen Staatshaushalts für 1863 mit einem Gesetzentwurfe über die Verpflichtung zum Kriegsdienst. Aber das Abgeordnetenhaus zeigte sich weniger als jemals zur Nachgiebigkeit geneigt. Ein von dem Abgeordneten Virchow verfaßter Entwurf einer dem Könige einzureichenden

Adresse enthielt in scharfen Ausdrücken eine Anklage des Ministeriums, obgleich die sämtlichen Regierungsakte desselben im Namen des Königs vollzogen und von diesem gutgeheißen waren. Ausgehend von dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses, durch welchen dasselbe dem Staatshaushaltsgesetze für 1862 seine Zustimmung versagt hatte, hieß es in dem Adreßentwurfe: „Seitdem haben die von Ew. Majestät berufenen Minister verfassungswidrig die Verwaltung ohne gesetzlichen Etat fortgeführt und sogar, entgegen einer bestimmten Erklärung des Hauses der Abgeordneten, solche Ausgaben verfügt, welche durch Beschlüsse des Hauses definitiv und ausdrücklich abgelehnt waren. Das oberste Recht der Volksvertretung, das der Ausgabebewilligung, war damit angegriffen, ein Recht, welches die Grundlage des konstitutionellen Staatslebens überhaupt ist, welches daher auch alle bestehenden konstitutionellen Verfassungen gewährleisten, und welches bisher, unter steter Anerkennung durch die Staatsregierung selbst, von der Volksvertretung geübt worden war. Das Land sah mit Schrecken den ganzen Gewinn unserer bisherigen staatlichen Entwickelung in Frage gestellt. Es stand zu seinen Abgeordneten. Nur eine kleine, der Nation seit lange entfremdete Minderheit hat, gestützt durch die Minister Ew. Majestät, bis zu den Stufen des Throns die größten Verleumdungen gegen einen Faktor der Gesetzgebung getragen und den Versuch nicht gescheut, das Urteil über Maß und Bedeutung klarer Verfassungsrechte zu verwirren. Gleichzeitig ist vielfach ein Mißbrauch der Regierungsgewalt, wie er in den trüben Jahren vor Beginn der Regentschaft Ew. Majestät stattfand, hervorgetreten. Es sind verfassungstreue Beamte, zumal solche, welche zugleich Abgeordnete waren, mit drückenden Maßregeln heimgesucht worden. Es ist die Presse verfolgt worden, wo sie für das Recht offen eintrat. Es ist der Versuch gemacht, die Ausübung unzweifelhafter staatsbürgerlicher Rechte seitens nicht einberufener Landwehrmänner durch unzulässige, außerhalb der Dienstordnung liegende Befehle militärischer Vorgesetzter zu hindern. Ew. Majestät haben noch jüngst zu erklären geruht, daß niemand an Allerhöchst Ihrem Willen zweifeln dürfe, die beschworene Verfassung aufrechtzuerhalten und zu schützen. In der That wagt niemand einen solchen Zweifel zu hegen. Aber, gestatten Ew. Majestät es offen auszusprechen, — die Verfassung ist durch die Minister schon jetzt verletzt. Der Artikel 99 ist keine Wahrheit mehr. Das Übel einer budgetlosen Regierung ist über das Land gekommen . . . .“

Vergebens warnten die Gemäßigteren vor der Beschließung einer solchen Adresse, welche den König persönlich verletzen müsse. „Vergessen Sie nicht, daß wir als Preußen zu dem Könige reden!“ rief der altliberale Freiherr von Vincke, der tapfere Vorkämpfer des preußischen Königtums in den stürmischen Jahren 1848 und 1849, den Rednern der Fortschrittspartei zu. Gneist erwiderte: „Wir sind darauf angewiesen, dem Könige über die Häupter seiner

Minister hinweg zu sagen, was deutsche Unterthanen tausendmal sagen müssen: «Gnädiger Herr, Du hast unrecht!»"

Bismarck faßte sein Urteil über die Adresse in die Worte zusammen: „Durch diese Adresse werden dem königlichen Hause der Hohenzollern seine verfassungsmäßigen Regierungsrechte abgefordert, um sie der Majorität des Hauses zu übertragen . . . ." Er schloß mit einer oratorischen Wendung, indem er auf den Geburtstag des Prinzen Wilhelm, Sohnes des Kronprinzen (geboren am 27. Januar 1859), hinwies: „Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß die Beratung dieses Manifestes, welches unserem königlichen Herrn überreicht werden soll, mit dem heutigen Geburtstage des jüngsten mutmaßlichen Thronerben zusammenfällt. In diesem Zusammentreffen, meine Herren, sehen wir eine verdoppelte Aufforderung, fest für die Rechte des Königtums, fest für die Rechte der Nachfolger Sr. Majestät einzustehen. Das preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt; es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden."

Trotz alledem wurde die Adresse beschlossen und dem Könige, da er es ablehnte, die Adreßdeputation persönlich zu empfangen, schriftlich, ohne Vermittelung der Minister, eingereicht. Unter dem 3. Februar erfolgte die königliche Antwort und zwar, um über die persönliche Willensmeinung des Königs keinen Zweifel zu lassen, ohne die Gegenzeichnung eines Ministers. Er wies die in der Adresse enthaltenen Anklagen als unbegründet zurück und stellte die Regierungshandlungen der Minister, welche von ihm gebilligt wurden, unter seinen Schutz. Indem er sein Bedauern über den Widerstreit der Ansichten bei der Festsetzung des Staatshaushaltsetats aussprach, sagte er weiter: „Es kann aber eine Vereinbarung über den Etat nicht durch Preisgebung der verfassungsmäßigen Rechte der Krone und des Herrenhauses erwirkt, es kann nicht, der Verfassung entgegen, das Recht der Bewilligung und Verweigerung der Staatsausgaben ausschließlich auf das Haus der Abgeordneten übertragen werden. Es ist meine landesherrliche Pflicht, die auf mich vererbten und verfassungsmäßigen Machtbefugnisse der Krone ungeschmälert zu bewahren, weil ich darin eine notwendige Bedingung für die Erhaltung des inneren Friedens, für die Wohlfahrt des Landes und für das Ansehen Preußens in seiner europäischen Stellung erkenne." — — Nachdem der König darauf nochmals die versöhnlichen Absichten seiner Regierung hervorgehoben hatte, schloß er: „Ich erwarte, daß das Abgeordnetenhaus diese Beweise des Entgegenkommens nicht ferner unbeachtet lassen wird, und fordere dasselbe nunmehr auf, seinerseits meinen landesväterlichen Absichten sein Entgegenkommen in einer Art zu beweisen, daß das Werk der Verständigung ermöglicht wird, welches meinem Herzen Bedürf-

nis ist — meinem Herzen, dessen einziges Verlangen darauf gerichtet ist, das Wohl des preußischen Volkes zu fördern und dem Lande die Stellung zu erhalten, die eine glorreiche Geschichte durch treues Zusammengehen von König und Volk demselben angewiesen hat." —

Der Konflikt war hier an einer Grenze angekommen, welche von dem Abgeordnetenhause nicht überschritten werden konnte, ohne die Ehrfurcht gegen den König persönlich zu verletzen. Um so heftiger entlud sich jetzt der Sturm gegen die Minister des Königs, welche die Rechte der Krone gegen die fortschrittliche Mehrheit des Abgeordnetenhauses mit unentwegter Festigkeit vertraten, insbesondere gegen Bismarck und Roon. Nicht die Militärfrage allein bildete jetzt noch den Brennpunkt des Konflikts, sondern das Abgeordnetenhaus zog alle Fragen — auch diejenigen der auswärtigen Politik —, durch deren Erörterung dem Ministerium Verlegenheiten erwachsen konnten, in den Bereich seiner Verhandlungen. Es machte die Konvention, welche Preußen mit Rußland abgeschlossen hatte, um den in Russisch-Polen (1862) ausgebrochenen Aufstand auf ein bestimmtes Gebiet zu begrenzen, zum Gegenstand schwerer Anschuldigungen gegen die Regierung. Man ging so weit, daß man den Ministern des Königs im Abgeordnetenhause Gehör verweigerte, und der Präsident des Abgeordnetenhauses, Behrend, maßte sich das Recht an, den Ministerpräsidenten von Bismarck in seinen Reden zu unterbrechen. Die Minister hielten sich infolgedessen von den Sitzungen fern und erklärten, denselben nicht eher beiwohnen zu können, ehe nicht ihr verfassungsmäßiges Recht, jederzeit gehört zu werden, von dem Präsidenten des Hauses anerkannt worden sei. Diesem Verlangen wurde nicht nachgegeben. Vergebens ermahnte der König in einer eigenen Botschaft (20. Mai 1863) das Haus zur Nachgiebigkeit gegen seine Räte. Das Haus antwortete mit einer Adresse, welche die früheren Anklagen gegen die Minister nur noch in viel schärferen Ausdrücken wiederholte. Es hieß darin: „Die Minister Ew. Majestät fahren fort, verfassungswidrige Grundsätze offen auszusprechen und zu bethätigen .... Durch ihre Politik nach außen, durch ihr verfassungswidriges Verfahren im Innern haben sie das Vertrauen der Völker und der Regierungen verscherzt .... Das Haus der Abgeordneten hat kein Mittel der Verständigung mehr mit diesem Ministerium; es lehnt seine Mitwirkung an der gegenwärtigen Politik der Regierung ab. Jede weitere Verhandlung befestigt uns nur in der Überzeugung, daß zwischen den Ratgebern der Krone und dem Lande eine Kluft besteht, welche nicht anders als durch einen Wechsel der Personen und mehr noch durch einen Wechsel des Systems ausgefüllt werden kann ...."

So schien der Friede zwischen der Krone und der Landesvertretung nur um einen Preis herzustellen möglich. Dieser Preis war — die Entlassung des Ministeriums Bismarck. Das Land war des Konfliktes müde, und selbst

unter den sonst patriotisch gesinnten Anhängern der Regierung gab es viele, welche meinten, daß die Krone „um des lieben Friedens willen" doch diesen Preis bewilligen möchte. Aber König Wilhelm sah weiter, als sie alle, er hatte den Ministern sein Vertrauen zugewandt, ihre Einsicht, Vaterlandsliebe und Pflichttreue erprobt, und er war entschlossen, sie gegen alle Stürme aufrechtzuerhalten zum Heil und Segen des Vaterlandes, und die Räte des Königs, seine Bismarck und Roon, beharrten in ihrem Amte trotz der außerordentlichen Schwierigkeit, mit welcher dasselbe unter diesen Umständen verbunden war und trotz der schweren Verantwortlichkeit, welche es ihnen auferlegte, mit der Treue und Standhaftigkeit, mit welcher der rechte Preuße gewohnt ist, auf seinem Posten auszuharren, nicht zu wanken, noch zu weichen, sondern zu stehen oder zu fallen.

Die Antwort des Königs auf die Adresse des Abgeordnetenhauses ließ den tiefen Unmut erkennen, welchen das Verhalten des Hauses in ihm erregt hatte. Gegen die Behauptung, daß die Verhandlungen ihm nicht wahrheitsgetreu vorgetragen worden seien, heißt es in der königlichen Antwort: „Das Abgeordnetenhaus sollte es wissen, daß Preußens Könige in und mit ihrem Volke leben und daß sie ein klares Auge und ein warmes Herz für die wahren Bedürfnisse des Landes haben." Weiterhin heißt es: „Die Haltung, welche die Mehrheit des Hauses beobachtet hat, so oft die Beziehungen Preußens zum Auslande in den Kreis seiner Erörterungen gezogen worden sind, hat Mich mit tiefem Leidwesen erfüllt. Man hat die auswärtige Politik Meiner Regierung aus dem schroffsten Standpunkte des inneren Parteiinteresses beurteilt, und einzelne Mitglieder des Hauses haben sich so weit vergessen, mit Verweigerung der Mittel selbst zu einem gerechten Kriege zu drohen." Endlich heißt es: „Dem Artikel 45 der Verfassungsurkunde entgegen, wonach der König die Minister ernennt und entläßt, will das Haus Mich nötigen, Mich mit den Ministern zu umgeben, welche ihm genehm sind; es will dadurch eine verfassungswidrige Alleinherrschaft anbahnen. Dieses Verlangen weise Ich zurück; Meine Minister haben Mein Vertrauen, ihre amtlichen Handlungen sind mit Meiner Bewilligung geschehen und Ich weiß es ihnen Dank, daß sie es sich angelegen sein lassen, dem verfassungswidrigen Streben des Abgeordnetenhauses nach Machterweiterung entgegenzutreten." —

Der Verfassungskonflikt hatte seinen Höhepunkt erreicht. Auch im Auslande täuschte man sich über die wahre Bedeutung und Tragweite desselben. Man glaubte Preußen durch den inneren Zwiespalt geschwächt, und die Preußen feindlich gesinnten Mächte hielten den Augenblick für günstig, um sich auf seine Kosten zu erheben. Österreich trat in den deutschen Angelegenheiten mit Plänen hervor, welche die Herabdrückung der preußischen Macht und die völlige Niederkämpfung des preußischen Einflusses auf die deutsch-nationale Entwickelung

zum Ziele hatten. Napoleon III. sprach seine Ansicht dahin aus, daß der Konflikt nur zur Revolution oder zum Staatsstreiche führen müsse. So lagen aber die Dinge glücklicherweise nicht. Vor solchen Gefahren, wie Revolution und Staatsstreich, schützte Preußen der gesetzliche Sinn seines Volkes, sowie die Gewissenhaftigkeit des Königs und seiner Räte in der Aufrechthaltung der beschworenen Verfassung. Gegen äußere Feinde aber besaß Preußen als beste Waffe noch die innere sittliche Kraft seines kernigen, treuen Volkes, welches für den Appell an die Vaterlandsliebe noch immer ein offenes Ohr und ein tapferes Herz hatte. Wo aber diese Grundlagen vorhanden waren, da konnte auch der Konflikt — so drohende Gestalt er zeitweise annahm — nur dahin führen, den jungen preußischen Verfassungsstaat auf dem Boden der altpreußischen Überlieferungen noch fester zu begründen. Wir können daher hier auch bei den großen Ereignissen, welche bald unser volles Interesse in Anspruch nehmen werden, für jetzt darauf verzichten, den Verfassungskampf in allen seinen weiteren Stadien und Wandlungen zu verfolgen. Derselbe nahm an Schärfe ab, als die Zeit herannahte, da Preußen seine Waffen dringend gebrauchte und siegreich führte. Er fand seine Beilegung, als die neue Heeresorganisation durch die Kriege der Jahre 1864 und 1866 sich als unabweislich notwendig für das Wohl des Vaterlandes herausstellte und glänzend bewährte.

Wir verweilen aber hier noch bei einem vaterländischen Fest- und Ehrentage, welcher wie ein leuchtender Sonnentag die düstere Konfliktszeit unterbrach. Dieser Festtag (17. März 1863) war der Tag der fünfzigjährigen Gedenkfeier des königlichen Aufrufs „An Mein Volk“ in Verbindung mit der Grundsteinlegung zum dem Denkmal für den König Friedrich Wilhelm III. im Lustgarten zu Berlin.

König Wilhelm hatte die sämtlichen noch lebenden Ritter des Eisernen Kreuzes, sowie die in Berlin lebenden Veteranen des Befreiungskrieges zu dieser Feier und zum Festmahl an seine Tafel entboten. Gegen 4000 Ehrengäste, darunter mehr als die Hälfte mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, fanden sich ein. Von ihren Appellplätzen, wo sie sich nach ihren früheren Corps und Waffengattungen ordneten, traten sie den Marsch nach dem Lustgarten an. Es war ein rühender und erhebender Anblick, als der Zug der alten Freiheitskämpfer sich in Bewegung setzte, die einen noch rüstige Greise, wie der allen als Führer voranschreitende Feldmarschall „Papa Wrangel,“ die anderen gebeugt am Stabe oder von ihren Frauen geführt; die einen in ihren Uniformen aus der damaligen Zeit mit dem unterdessen freilich etwas altmodisch gewordenen Schnitt, mit hoher Landwehrmütze oder trichterförmigem Tschako, die anderen in schlichter, bürgerlicher Kleidung, alle mit treuen, preußischen Herzen. So traten die „Letzten jener licht gewordenen Scharen, mit weißem Haar und dem verblichenen Band“ zur „letzten Parade“ vor dem Könige an, der ihnen durch seine Haltung und Gestalt lebhaft das Bild ihres heimge-

gangenen Heldenkönigs, seines Vaters, vor die Seele rief. Der altpreußische Trommelschlag, die vaterländischen Melodieen, die sie so oft auf dem Marsche von der Weichsel und Oder bis zur Seine gehört, riefen in den alten Herzen das Andenken ihrer vergangenen Ruhmestage und mit ihm ein Stück ihrer Jugend zurück. Alle Fenster an den Straßen, durch welche der Zug sich bewegte, waren von Frauen und Jungfrauen besetzt, welche Blumen und Kränze auf ihre Häupter herabregnen ließen. In der Nähe des königlichen Palais angekommen, schloß die kleine Heerschar zum Vorbeimarsch vor dem Könige auf, der auf die Rampe hinaustrat, um seine alten Waffengefährten zu begrüßen. Als sie nun unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches bei dem Friedrichsdenkmal an ihm vorüberdefilierten, dem ritterlichen Sohne ihres heimgegangenen „alten Heldenkönigs," da erschollen tausendfältige mächtige Hurras, die sich wiederholten, als sie unter den Standbildern ihrer ehemaligen Heldenführer, der Blücher, Gneisenau, York, Bülow, Scharnhorst, vorüberzogen.

Im Lustgarten hatten die Truppen der Berliner Garnison unter dem Kommando des Kronprinzen im Viereck in der Weise Aufstellung genommen, daß die Seite nach dem königlichen Schlosse offen geblieben war; in dieser Umrahmung nahmen die Veteranen ihre Plätze ein, die Ritter des Eisernen Kreuzes in den vordersten Reihen, zu ihren Häuptern rauschten die 67 Fahnen und Standarten, welche das Eiserne Kreuz in ihren Spitzen trugen und ihnen so oft auf der Bahn des Ruhms und der Ehre vorangeleuchtet hatten.

König Wilhelm stand ihnen gegenüber, vor der Baugrube, zu seinen beiden Seiten rechts sein treuer „Feldwebel," der alte Roon, links sein kühner Staatsmann, der markige Bismarck in seiner Kürassieruniform, vor ihm ein Bild der eisernen Zeit, das Preußen vor einem halben Jahrhundert, — welches Bild wird das Preußen nach einem halben Jahrhundert bieten? — —

Die deutsche Frage. Im Sommer 1863 hielt König Wilhelm sich zum Gebrauche der Badekur in Gastein auf. Hier in dem friedlichen Bergthal, wo er von den Sorgen seiner Regierung Erholung suchte, überraschte der Kaiser Franz Joseph von Österreich bei seinem persönlichen Besuche (2. August) ihn mit der Einladung zu einem deutschen Fürstenkongresse, welcher vierzehn Tage darauf (16. August) eröffnet werden und über einen von Österreich vorzulegenden Bundesreformplan ratschlagen sollte. König Wilhelm sah in der Sache selbst nichts Arges, jedoch befremdete ihn die Weise, wie sie ihm hier plötzlich vorgetragen wurde, und die Hast, mit der sie betrieben werden sollte. Er versprach indessen, sich die Angelegenheit zu überlegen und dann seine Antwort zu erteilen.

Österreich hielt also den Augenblick für günstig, um seine Aktion in der deutschen Frage zu beginnen. Es hoffte, daß der Zauber der Idee eines deutschen Fürstentages, der Glanz, mit welchem dieselbe in Scene gesetzt werden sollte, endlich ein Appell an die Hochherzigkeit und Opferwilligkeit der deutschen

Fürsten genügen würden, um schnell das Werk zu stande zu bringen, an welchem die besten preußischen Staatsmänner gescheitert waren und zu dem die Baumeister des deutschen Volkes seit Jahren vergeblich Stein um Stein getragen hatten. Das deutsche Volk sollte jetzt die langersehnte Einheit als Morgengabe aus den Händen Österreichs und der ihm anhängenden deutschen Fürsten empfangen, Österreich aber mit Hilfe des Fürstentages die Wiederherstellung seines alten Einflusses in Deutschland und somit Ersatz für die in Italien erlittene Einbuße erlangen. Dies war der Plan der österreichischen Staatsmänner, insbesondere des österreichischen Ministers des Innern, Ritter von Schmerling.

Am 3. August, dem Geburtstage König Friedrich Wilhelms III., des Vaters König Wilhelms und treuen Verbündeten Österreichs aus den Befreiungskriegen, fand sich Franz Joseph bereits um zehn Uhr morgens bei seinem königlichen Oheim ein und erneuerte seine Einladung zum Fürstenkongresse. Der König sprach seine Bedenken aus. Er gab zu, daß er einen Fürstenkongreß wohl für geeignet halte, das Werk zu krönen und zu vollenden, hob aber hervor, daß es nötig sein würde, vorher die Grundlagen der im Wiener Kabinett beratenen Verbesserungsvorschläge auf Ministerkonferenzen prüfen zu lassen, und daß dieser Vorarbeiten wegen der Kongreß wohl schwerlich vor dem Oktober werde zusammentreten können. Wenn es von österreichischer Seite darauf abgesehen war, den König durch Überraschung fortzureißen, so mußte ein solcher Versuch an der Besonnenheit und Gradheit des Königs Wilhelm scheitern.

Bald darauf verabschiedeten sich die beiden Monarchen voneinander. König Wilhelm erwartete, daß der Kaiser die ihm ausgesprochenen Bedenken nunmehr in Erwägung nehmen und ihm demnächst weitere Eröffnungen machen werde, um dann gemeinschaftlich die Einladungen an die übrigen deutschen Fürsten zu erlassen. Statt dessen erhielt König Wilhelm eine Stunde nach der Abreise des Kaisers durch Vermittelung der Flügeladjutanten ein versiegeltes Schreiben, welches die bereits vom 31. Juli datierte Einladung zum Kongreß in Frankfurt auf den 16. August enthielt. Dasselbe Datum trugen auch die Einladungsschreiben, welche tags darauf vom Wiener Kabinett an die sämtlichen deutschen Fürsten und die Burgemeister der freien Städte erlassen wurden.

Auch in der nächsten Umgebung des Königs machten sich Einflüsse geltend, welche ihn zur Annahme der Einladung zu bestimmen suchten. Mußte nicht Preußen bei dem deutschen Volke alles Vertrauen verlieren, wenn es sich zu den Reformbestrebungen nur abwehrend und verneinend verhielt? Und wenn durch das österreichische Reformwerk an Preußen wirklich Ansinnen gestellt wurden, die mit seiner Machtstellung unverträglich waren, konnte König Wilhelm nicht auch dann auf dem Kongreß erscheinen, um angesichts seiner deutschen Mitfürsten laut und feierlich zu protestieren? — So hörte man wohl in der Nähe des Königs reden; anders aber dachte sein erster Ratgeber, von Bismarck.

Er sah schon in der Art, wie die Angelegenheit bisher behandelt worden und die Einladung erfolgt war, eine Zurücksetzung Preußens und eine Kränkung seines königlichen Herrn, der den Anspruch hatte, mehr zu sein, als ein Vasall des Hauses Österreich. Der König von Preußen durfte und wollte nicht an den Beratungen über ein Reformwerk teilnehmen, über dessen Inhalt und Tragweite er erst in Frankfurt selbst, gleich den Fürsten zweiten und dritten Ranges, Aufklärung erhalten sollte. Schon unter dem 5. August sprach der König in einem eigenhändigen Schreiben seine Ablehnung aus, indem er auf seine mündlich dargelegten Bedenken hinwies und hinzufügte, daß es ihm nicht ratsam erscheine, sich unmittelbar nach der Badekur an den anstrengenden Verhandlungen zu beteiligen. Obgleich der Kaiser schriftlich noch einen Versuch machte, den König für seinen Plan zu gewinnen, und ihm vorschlug, falls sein körperlicher Zustand ihm die persönliche Beteiligung nicht gestatten sollte, einen Prinzen seines Hauses mit seiner Vertretung zu beauftragen, beharrte der König bei seiner Weigerung und gab seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß beide Souveräne in einer so wichtigen Angelegenheit abweichender Meinung blieben und daß dieselbe amtlich eingeleitet, bevor ein Einverständnis beider Fürsten bewirkt worden sei.

Während König Wilhelm in Gastein seine Badekur beendete, beeilten sich die deutschen Fürsten, der Einladung des Kaisers Franz Joseph nach Frankfurt Folge zu leisten; außer Preußen hatten nur Lippe-Detmold, Anhalt-Bernburg und das unter der Krone Dänemark stehende Holstein ihre Teilnahme abgelehnt. Die heitere Mainstadt legte ihr festlichstes Gewand an zum Empfange so vieler edler Gäste. Sie prangte im Schmucke der Fahnen und Laubgewinde; neben mächtigen schwarzrotgoldenen Bannern, welche die Straßen überschatteten, sah man die Regenbogenfarbenpracht von vierunddreißig deutschen Vaterländern an den Hotels der verschiedenen Fürsten und ihrer Gesandten entfaltet. Selbst über dem Portale des Bundespalais, das zur Residenz des Kaisers bestimmt war, gewahrte man an hohem Flaggenstocke die drei Farben, welche vor nicht langer Zeit als revolutionär verpönt waren. Frankfurt hat seine ehren- und erinnerungsreiche Geschichte, es hatte auch in der jüngsten Zeit seine denkwürdigen Tage gehabt, seine Sänger-, Schützen-, Turnertage und andere mehr; aber ein deutscher Fürstentag, ein Parlament von dreißig Landesvätern — wenn man die Burgemeister der freien Städte unter dieser Bezeichnung mit einbegreifen darf —, welches in den Mauern der alten Kur- und Krönungsstadt über die Zukunft Deutschlands ratschlagen sollte, das war selbst in Frankfurt etwas Neues.

„Wer zählt die Fürsten, nennt die Namen
Der Herrn, die hier zusammenkamen!
Die Welfen und die Wittelsbacher,
Vom Stamm Wettin, vom Eisenacher

Vom Neckarstrand, vom freien Rhein,
Von Reuß, Greiz, Schleiz und Lobenstein,
Von Mecklenburgs entlegner Küste,
Von allen Ländern kamen sie“ — —

Am 15. August nachmittags kamen der Kaiser von Österreich und die meisten der deutschen Fürsten in Frankfurt an. Der folgende Tag (16. August), der „goldene Sonntag,“ wie die Frankfurter ihn nannten, war der Etikette gewidmet: gegenseitige Besuche der Fürsten, Diner beim Kaiser von Österreich, Besprechungen der Minister. Unaufhörlich rollten die Karossen durch die belebten Straßen, begleitet von den lauten Hoch- und Hurrarufen der Menge. Die Frankfurter freuten sich über die Einfachheit und Leutseligkeit der hohen Herren, sie staunten über die Pracht der Wagen und Rosse, über das Isabellenviergespann des Kurfürsten von Hessen, wie über die mäusefarbenen Pferde des Welfenkönigs und den riesengroßen Kutscher des Fürsten von Liechtenstein. In der Volksgunst standen Österreich, Bayern, Baden und Koburg wegen ihrer liberalen Neigungen am höchsten, dafür eroberte Liechtenstein durch Schönheit und Jugend die Herzen der Damen.

Bei alledem drehte sich das Tagesgespräch doch weniger um die sechsundzwanzig Fürsten, welche unter den Augen der Frankfurter in glänzenden Karossen vorüberrollten, als um den einen, der um diese Zeit von Bad Gastein aufgebrochen war und über München und Stuttgart an Frankfurt vorüberfuhr, um in Wildbad und Baden-Baden einige Zeit in der Stille seiner Familie zu leben. Man achtete weniger auf die Toaste und Reden dort im Turn- und Taxisschen Palaste, wo der Kaiser seine durchlauchtigsten Brüder und Vettern an fürstlicher Tafel bewirtete, als auf den schweigenden Protest, den das mächtige Oberhaupt von siebzehn Millionen Deutschen gegen diese Art, die gerechten Forderungen der deutschen Nation zu erfüllen, im voraus einlegte.

Das Gefühl des Mißbehagens teilte sich auch den versammelten Fürsten mit, und als der Kaiser (am 17. August) den Kongreß eröffnete, trat der Großherzog von Mecklenburg alsbald mit dem Antrage hervor, noch einen Versuch zu machen, um den König von Preußen durch eine gemeinsame Einladung der sämtlichen Fürsten zur Teilnahme an den Beratungen zu bewegen. Die Großherzöge von Baden und Sachsen-Weimar unterstützten den Antrag auf das wärmste, und der Kaiser selbst empfahl die Annahme unter der Bedingung, daß der von ihm vorgelegte Plan einer Bundesreform als Grundlage der Beratungen festgehalten und daß diese auch dann fortgesetzt würden, wenn Preußen bei seiner Ablehnung bliebe. Sämtliche Fürsten erklärten ihre Zustimmung, und der König von Sachsen erbot sich, die Einladung persönlich zu überbringen.

Die Beratungen wurden inzwischen ausgesetzt. Bankette, Festlichkeiten, Besuche am Hofe zu Darmstadt beim Großherzog von Hessen und auf dem

landgräflichen Schlosse Rumpenheim bei höchstdessen freundwilligen Vettern füllten die Tage bis zur Wiederkehr des Königs Johann. Die Stadt Frankfurt feierte ihre hohen Gäste mit einem glänzenden Bankett auf dem Römer (17. August). Dort in dem alten Saale, wo ehedem das festliche Krönungsmahl gehalten ward, wo die Bilder der Kaiserahnen und mit ihnen eine tausendjährige Geschichte von den hohen Wänden auf die Epigonen niederblickten, saßen die gekrönten Häupter der deutschen Nation und die Väter der freien Städte. Franz Joseph hatte seinen Platz unter dem Bilde seines Ahnherrn Joseph II. Da wurde manche große Erinnerung wach, manches stolze Wort gesprochen. Es fehlte nur der Erzkämmerer des heiligen römischen Reiches, der, wie weiland der Kurfürst von Brandenburg, der neu gekrönten Majestät das Waschbecken hielt. Unten aber auf dem Römerplatz und am Mainufer wogte und jubelte die Menge zu Tausenden und aber Tausenden, wie ehemals bei der Kaiserkrönung. Hier vermißte man indessen wohl den Erbschatzmeister, daß er, wie damals, hoch zu Rosse, Gold- und Silbermünzen unter das Volk ausstreue, und den gebratenen Ochsen, der dem Volke geopfert ward, nachdem der Erbtruchseß die Schüssel des Kaisers versorgt hatte. Dafür entschädigten in den Abendstunden die Buntfeuer, welche den Platz in zauberhaftem Lichte erstrahlen ließen, und die aufsteigenden Raketen in der Mainluft, ein farbenreiches Brillantfeuerwerk, das hier verpuffte, — ähnlich dem Kongresse selbst, zu dessen Ehren es veranstaltet ward, in seiner Pracht und in seiner Wirkung.

Unterdessen weilte König Wilhelm bei der Durchreise von Gastein nach Baden-Baden noch einige Tage zum Besuche der Königin-Witwe Elisabeth in Wildbad, in der Nähe jener vielgepriesenen Heilquellen, wo es einst für den Grafen Eberhard den Greiner „ein lieber Zeitvertreib, zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.“ So kam es, daß der erlauchte Träger der Fürstenbotschaft bereits früher in Baden-Baden ankam (20. August) als der König selbst. Der gastliche Empfang, welcher ihm von der Königin Augusta bereitet ward, ermutigte den König Johann in der Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg seiner Botschaft. König Wilhelm traf erst am Abend, von Wildbad mit Postpferden über das Gebirge kommend, in Baden-Baden ein, Minister von Bismarck war in seiner Begleitung. Am folgenden Morgen fand die Übergabe der Einladung statt.

Gewiß ward es dem Herzen des Königs Wilhelm schwer, abgekehrt von den Genossen bleiben und der warmen, aufrichtigen Fürsprache des Königs Johann widerstehen zu sollen. Einige Augenblicke mochte dieser auf einen günstigen Erfolg seiner Sendung hoffen; aber seine Beredsamkeit scheiterte an der Festigkeit König Wilhelms. Man hatte in Frankfurt vergessen, daß die Könige von Preußen ihre Entschlüsse nicht allein nach den Eingebungen des Herzens, nicht unter den Eindrücken wechselnder Stimmungen fassen, sondern

nach weiser Prüfung dessen, was sich für die Ehre und Würde ihrer Krone und für das Wohl ihres Landes ziemt.

Der erlauchte Botschafter kehrte mit einem Ablehnungsschreiben des Königs von Preußen an die Ufer des Mains zurück. „So ungern Ich auch der wiederholten, in ihren Formen für Mich so ehrenvollen Einladung Mich versage," hieß es in demselben, „so ist doch Meine Überzeugung heute noch die, welche Meine Erklärung vom 4. d. geleitet hat, und beharre Ich bei derselben um so mehr, als Ich auch jetzt noch keine amtliche Mitteilung der der Beratung zu Grunde gelegten Anträge erhalten habe, dasjenige aber, was auf anderen Wegen zu Meiner Kenntnis gelangt ist, Mich nur in der Absicht bestärkt, Meine Entschließungen erst dann festzustellen, wenn durch geschäftsmäßige Bearbeitung der Angelegenheit von seiten Meiner Räte die zu erörternden Abänderungen der Bundesverfassung in ihrem Verhältnisse zu der berechtigten Machtstellung Preußens und zu den berechtigten Interessen der Nation eingehend geprüft worden."

Nachdem das Oberhaupt des mächtigsten deutschen Staates seine Mitwirkung an dem österreichischen Reformplan entschieden versagt hatte, konnten alle weiteren Beratungen des Fürstentages nur den Zweck haben, den Schein zu retten. Die von Österreich vorgelegte sogenannte „Reformakte" wurde schließlich im ganzen von der großen Mehrzahl der Fürsten angenommen, nur Baden, Mecklenburg, Sachsen-Weimar und Waldeck stimmten dagegen. Die Großherzöge von Baden und Mecklenburg standen im Rate der Fürsten bis zuletzt entschieden für die Rechte der preußischen Macht und Krone ein.

In ihrer letzten Versammlung (1. September) beschlossen die deutschen Fürsten, dem Könige von Preußen von dem Ergebnis ihrer Beratungen in einem Gesamtschreiben Mitteilung zu machen. Dasselbe schloß: „Von deutscher Eintracht und opferwilliger Gesinnung sämtlich beseelt, sind wir über den Entwurf einer Reformakte des Deutschen Bundes vollkommen einig geworden und werden es als ein hohes Glück für uns alle und für unsere Völker betrachten, wenn nunmehr in der Brust Ew. Majestät, unseres mächtigen und wohlgesinnten Bundesgenossen, Entschließungen reifen werden, durch welche Deutschland, dank dem Einverständnis seiner Fürsten, auf der bundesgesetzlichen Grundlage an das Ziel einer heilsamen Reform seiner Verfassung gelangen wird."

In der Antwort des Königs von Preußen unter Gegenzeichnung des Ministerpräsidenten von Bismarck (22. September) wurde als Vorbedingung der Zustimmung Preußens zu einer Reform der Bundesverträge die Verständigung über drei Punkte gefordert, nämlich: das Veto Preußens und Österreichs gegen jeden Bundeskrieg, welcher nicht zur Abwehr eines Angriffs auf das Bundesgebiet unternommen werde, die volle Gleichberechtigung Preußens mit Österreich zum Vorsitze und zur Leitung der Bundesangelegenheiten und eine Volksvertretung, welche nicht aus Delegationen der Landtage — wie die

österreichische Reformakte bestimmte —, sondern aus direkten Wahlen nach Maßgabe der Bevölkerung der einzelnen Staaten hervorgehe, und deren Befugnisse jedenfalls ausgedehnter zu bemessen seien, als nach der Reformakte.

Die österreichische Regierung erklärte diese Bedingungen für unannehmbar und schien anfangs willens, ihr Reformprojekt ohne, ja selbst gegen Preußen durchzusetzen; so weit wollten indessen die übrigen deutschen Staaten doch nicht mit Österreich zusammengehen. Das österreichische Projekt, welches so vielen Staub aufgewirbelt hatte, blieb daher ein totgeborenes Kind, und die Reformakte wurde endlich als schätzbares Material zu den übrigen Akten gelegt, welche in dem Palais des Bundestages in der Eschenheimer Gasse aufgespeichert waren.

Dieses eine aber war durch den Fürstentag noch klarer hervorgetreten, daß die deutsche Frage bei der verschiedenen Stellung Preußens und Österreichs zu derselben auf friedlichem Wege nicht ausgetragen werden könne, daß vielmehr jeder Versuch einer Bundesreform nur die Kluft zwischen den beiden Mächten erweitern und die Entscheidung durch Waffengewalt beschleunigen müsse.

Hinter der Wichtigkeit dieser Frage schien der innere Konflikt in Preußen zurücktreten zu sollen. Der Ministerpräsident von Bismarck riet daher dem Könige jetzt (2. September) die Auflösung des Abgeordnetenhauses und die Ausschreibung neuer Wahlen an. In der Begründung dieses Antrages hieß es: „Auf dem Gebiete der deutschen Bundesverfassung sind Bestrebungen zu Tage getreten, deren unverkennbare Absicht es ist, dem Preußischen Staate diejenige Machtstellung in Deutschland und in Europa zu verkümmern, welche das wohlerworbene Erbteil der ruhmvollen Geschichte unserer Väter bildet und welche das preußische Volk sich nicht streitig machen zu lassen jederzeit entschlossen gewesen ist. Unter diesen Umständen wird es für Ew. Majestät Unterthanen zugleich ein Bedürfnis sein, bei den bevorstehenden Neuwahlen der Thatsache Ausdruck zu geben, daß keine politische Meinungsverschiedenheit in unserem Lande tief genug greift, um gegenüber einem Versuche zur Beeinträchtigung der Unabhängigkeit und der Würde Preußens die Einigkeit des Volkes in sich und die unverbrüchliche Treue zu gefährden, mit welcher dasselbe seinem angestammten Herrscherhause anhängt."

So hatte sich der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich auf das äußerste zugespitzt und schien unvermeidlich zum Kriege führen zu müssen, als plötzlich Verhältnisse eintraten, durch welche den Waffen, die schon gegeneinander gekehrt waren, ein gemeinsames Ziel gegeben wurde.

Der deutsch-dänische Krieg 1864.

Durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, welches die Erbfolge in den deutschen Herzogtümern Schleswig-Holstein regelte, war die Zukunft der Herzogtümer an das ihnen verhaßte Dänemark gefesselt worden. Zwar hatte Dänemark als Vorbedingung für jenen Akt dem nationalen Rechte der Bevölkerung gewisse Zugeständnisse machen müssen, dies hinderte jedoch die dänische Regierung nicht, auf ihr Ziel, die Einverleibung der Herzogtümer in den dänischen Gesamtstaat, mit aller Energie und Zähigkeit hinzuarbeiten. Ermutigt durch die Spannung der beiden Mächte Preußen und Österreich, sowie durch den inneren Konflikt in Preußen, vertrauend auf die Ohnmacht und Schwerfälligkeit des Deutschen Bundes, wagte das kleine Dänemark durch anderthalb Jahrzehnte, in den unter seinem Scepter stehenden Herzogtümern deutsches Recht und deutsche Art mit Füßen zu treten. In den deutschen Landen wurden dänische Beamte — gleichviel welchen Rufes und Charakters —, dänische Geistliche, Lehrer, Rechtsbeamte eingesetzt, die dänische Sprache in allen Kreisen eingeführt, die deutsche Jugend im dänischen Sinne erzogen, um den altgesittteten, an der Väter Brauch und Satzung festhaltenden Bruderstamm der dänischen Willkür zu unterwerfen. Der Schmerzensruf des verlassenen Bruderstammes klang immer lauter an das Ohr des Deutschen und mußte den deutschen Zorn gegen Dänemark und die Teilnahme für Schleswig-Holstein in um so höherem Grade erregen, als man sich nicht ohne Schamröte erinnern konnte, wie schmählich der Deutsche Bund selbst die Herzogtümer nach ihrem mutigen, aber vergeblichen Kampfe gegen das übermächtige Dänemark im Jahre 1850 entwaffnet und ihrem Feinde ausgeliefert hatte.

Am 30. März 1863 erließ die dänische Regierung ein Gesetz, demzufolge die uralte Verbindung Holsteins mit Schleswig gelöst werden und Holstein eine scheinbar selbständige Verwaltung erhalten, aber zu allen Abgaben des Königreichs herangezogen werden sollte, ohne an den Rechten der dänischen Staatsbürger teilzunehmen. Dadurch wäre das deutsche Bundesland Holstein in das Verhältnis einer tributpflichtigen Provinz zu Dänemark herabgedrückt worden.

Nach langem Zaudern und vergeblichen Aufforderungen an Dänemark, das Märzpatent zurückzunehmen, hatte sich der Deutsche Bund endlich zu dem Beschluß ermannt, die Rücknahme durch Exekution gegen den König-Herzog zu erzwingen (1. Oktober). Schon waren die Truppen bestimmt und in Bereit-

schaft gesetzt, welche in Holstein einrücken sollten, da trat ein Ereignis ein, welches plötzlich der ganzen Sachlage eine veränderte Gestalt zu geben schien.

Das sogenannte Märzpatent war nur ein Schritt, welcher die Einführung der Gesamtstaatsverfassung für Dänemark-Schleswig oder die Einverleibung Schleswigs in Dänemark, im Widerspruch mit den Voraussetzungen des Londoner Protokolls, einleiten sollte. Die neue Verfassung wurde dem dänischen Reichsrate vorgelegt und angenommen (13. November). Es bedurfte nur noch der Unterschrift des Königs, um ihr Gesetzeskraft zu geben und den Treubruch offenkundig zu machen. Da erstarrte die Hand, welche schon bereit war, die Unterschrift zu vollziehen.

Am 15. November 1863 starb Friedrich VII., der letzte König von Dänemark, welcher zugleich unbestrittener Herzog von Schleswig-Holstein war. Am folgenden Tage kündigte Prinz Christian von Glücksburg, dem die Protokollmächte die Erbfolge in Dänemark und Schleswig-Holstein zuerkannt hatten, als König Christian IX. seinen Regierungsantritt in den Gesamtstaaten an. Aber in Schleswig-Holstein und im deutschen Volke wollte man von dem „Protokollprinzen“ nichts hören. Dem Volke erschien jene unheilvolle Akte, in welcher die Erbfolge für die Herzogtümer ohne Befragen der schleswig-holsteinischen Stände, ohne die Zustimmung des Bundes in seiner Gesamtheit allein durch die Politik der Kabinette im dänischen Interesse geregelt worden war, nur als eine Fessel, durch welche die deutschen Nordlande für immer an Dänemark gekettet werden sollten. Das Londoner Protokoll erinnerte an trübe Tage der Vergangenheit, an den Akt von Olmütz, an die Wiederherstellung des unvolkstümlichen Bundes, an die Schuld, welche dieser durch die Entwaffnung und Auslieferung der Herzogtümer an Dänemark 1850 auf sich geladen hatte. Alle Kränkungen und Ehrverletzungen, welche Deutschland seitdem von dem kleinen Dänemark geduldig hingenommen hatte, traten lebendig vor die Seele des Deutschen und trieben ihm die Zornröte ins Antlitz. Die deutschnationale Bewegung wandte sich jetzt einem bestimmten Ziele zu: es galt die Lostrennung der deutschen Herzogtümer Schleswig-Holstein von Dänemark. Durch ganz Deutschland gingen die Rufe: „Nichts von Protokollen! — ein deutscher Herzog für das deutsche Land!“ —

Der Herzog ließ nicht auf sich warten. Unbekümmert um die (1852 erfolgte) Verzichtleistung seines Vaters erließ Erbprinz Friedrich von Augustenburg von seinem Landsitze zu Dolzig in der Niederlausitz eine Proklamation an die Schleswig-Holsteiner, in welcher er sich als ihren rechtmäßigen Herzog ankündigte. Wohl kam er nicht, wie sonst ein deutscher Herzog, Besitz zu ergreifen von seinem Lande, an den Heerschild zu schlagen und sein Volk für sein Recht zum Kampfe aufzurufen, sondern er ließ sich in Gotha nieder und umgab sich dort mit einem kleinen Hofstaat. Er stellte auch sein Recht

nicht unter den Schutz einer deutschen Macht, sondern er wandte sich an Kaiser Napoleon III. (2. Dezember) und bat ihn um die „mächtige Unterstützung der Stimme Frankreichs.“ Trotzdem sahen die Führer der deutschen Bewegung in seinen Ansprüchen das einzige Mittel, um die Losreißung der Herzogtümer von Dänemark zu betreiben. In Klubs und Volksversammlungen, bei Festbanketten und in Ständekammern, überall begeisterte man sich für das Erbrecht des Augustenburgers.

Die Regierungen der kleineren deutschen Staaten vermochten nicht dem Drucke der öffentlichen Meinung zu widerstehen. Selbst diejenigen, welche früher dem Londoner Protokoll beigetreten waren, sagten sich offen von demselben los. Sachsen und Württemberg stellten am Bundestage den Antrag, einen Gesandten Christians IX. nicht zuzulassen und anstatt der beschlossenen Zwangsmaßregeln gegen den König-Herzog eine militärische Besitznahme der Bundesländer Holstein und Lauenburg eintreten zu lassen „bis zu dem Zeitpunkte, wann der Bund sich in der Lage sehen werde, diese Länder dem von ihm als rechtmäßig anerkannten Nachfolger zur eigenen Verwaltung zu übergeben.“ Die meisten Regierungen zeigten große Neigung, die Anerkennung des Erbprinzen von Augustenburg als Herzog von Holstein durch einen einfachen Bundesbeschluß zu bewirken und ihn dann bei der Geltendmachung seiner Ansprüche auf Schleswig — vermöge dessen alten Rechts, mit Holstein „up ewig tosamende“ zu bleiben — mit einem Bundesheere zu unterstützen.

Anders lagen die Sachen für die Großmacht Preußen. Die Regierung des Königs Wilhelm stellte in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit das nationale Recht obenan und über das zweifelhafte Erbrecht eines einzelnen Dynasten. Sie wünschte vor allem, das geschichtliche Recht der deutschen Nation unter ihren Schutz zu stellen. Aber die frühere Regierung (das Ministerium Manteuffel) hatte einmal jenes unheilvolle Londoner Protokoll mit unterzeichnet, und der Leiter des gegenwärtigen Ministeriums, Herr von Bismarck, hielt es für „ein Gebot der Ehre und Klugheit, an der Vertragstreue Preußens keinen Zweifel haften zu lassen.“ Er stimmte hierin mit der österreichischen Politik überein, welche ebenfalls auf dem Boden des Londoner Protokolls stand; aber er ging weiter, indem er aus seiner Anerkennung des Protokolls selbst nun für Preußen das Recht und die Pflicht herleitete, auf der Erfüllung derjenigen nationalen Forderungen zu bestehen, welche die Voraussetzung des Londoner Protokolls gebildet hatten. Er sah in König Christian IX. den „Erben des Rechts und Unrechts seiner Vorgänger“ und forderte von ihm die Erfüllung derjenigen Zusagen, welche Friedrich VII. vor dem Abschlusse des Londoner Protokolls gegeben hatte, insbesondere die Achtung des deutschen Bundesrechts in Holstein und die Nichteinverleibung Schleswigs in Dänemark. Hätte Dänemark sich ohne Vorbehalt dazu verstanden, dann würde Preußen keinen

Grund gehabt haben, die Erbfolgeberechtigung Christians IX. zu bestreiten; es würde nur auf Grund der in dem letzten Jahrzehnt gemachten Erfahrungen von Dänemark bestimmte Bürgschaften haben fordern können, um die Sonderstellung und die Rechte der Herzogtümer für die Zukunft sicherzustellen. Es war indessen vorherzusehen, daß der von dem Einfluß der „Eiderdänen“ beherrschte König seine Regierung nicht mit einem Akte der Nachgiebigkeit gegen Deutschland beginnen würde, und in diesem Falle gab es für König Wilhelm keine andere Wahl mehr, als den Appell an das letzte Tribunal der Könige — den Krieg. Durch den Krieg erlangte der siegreiche Teil die Macht, eine Abänderung oder Aufhebung der unerfüllt gebliebenen Verträge durchzusetzen. Der erste Kanonenschuß mußte das Londoner Protokoll zerreißen, und der letzte durfte nicht eher fallen, als bis dem Willen Preußens genügt und das Recht der deutschen Nation in Schleswig-Holstein für die Zukunft auf neuen Grundlagen fest begründet und sichergestellt war.

Unter diesen Gesichtspunkten erfolgte mit der äußersten Folgerichtigkeit die weitere politische Aktion Preußens in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit. Österreich, welches in Bezug auf das Londoner Protokoll von denselben Auffassungen ausgegangen war wie Preußen, ohne die Folgen seiner damit genommenen Stellung zur schleswig-holsteinschen Frage klar zu übersehen, sah sich durch das kühne und energische Vorgehen Preußens Schritt für Schritt zu einer Politik fortgerissen, deren Konsequenzen zu ziehen es keineswegs beabsichtigt hatte, und Preußen erhielt für seine weiteren Schritte eine Unterstützung, nach der es nicht verlangt hatte, die ihm aber bei den weiteren diplomatischen Verhandlungen mit den fremden Mächten vielfach zu statten kam.

Preußen und Österreich erklärten sich am Bunde gegen die von Sachsen und Württemberg beantragte „Occupation“ Holsteins und beharrten auf der Vollstreckung der früher beschlossenen „Exekution“ gegen den König-Herzog, weil sie den Nachdruck auf die nationale Seite der Frage legten und sich in der Erbfolgefrage durch das Londoner Protokoll gebunden erachteten. Das Gewicht der beiden Großmächte fiel auch bei der Abstimmung am Bundestage (7. Dezember) so bedeutsam in die Wagschale, daß der sächsische Antrag (mit 8 gegen 7 Stimmen) abgelehnt und auf den früheren Exekutionsbeschluß zurückgegangen wurde.

Um die Weihnachtszeit (1863) rückten die nach dem Bundesbeschluß von Sachsen und Hannover gestellten Exekutionstruppen in Holstein ein; Preußen und Österreich hielten ihre Reserven bereit. Die Dänen wichen schrittweise ohne Widerstand über die Eider nach Schleswig zurück.

Den Bundestruppen folgte der Erbprinz Friedrich von Augustenburg und erschien (30. Dezember) unerwartet in Kiel. Die biedern Holsten in ihrer Freude, von den dänischen Drängern befreit zu sein, gelobten sich sogleich mit

Herz und Hand dem neuen Herzoge an, nicht ahnend, daß die Ereignisse bald über den ersten Freudenrausch der Bevölkerung wie über den Fürstentraum des Augustenburgers hinweggehen würden.

Mit der exekutorischen Besetzung Holsteins bis zur Eider waren die Zwangsmittel des Bundes gegen Dänemark zunächst erschöpft. Preußen leitete aber aus seiner Großmachtstellung und aus seiner Mitunterzeichnung des Londoner Protokolls die Berechtigung und nationale Pflicht ab, den König Christian IX. zur Rücknahme der (am 18. November verkündigten) Gesamtstaatsverfassung für Dänemark-Schleswig aufzufordern und zu zwingen. Am 28. Dezember stellte Preußen in Gemeinschaft mit Österreich in der Bundesversammlung den Antrag, die dänische Regierung zur Rücknahme des Grundgesetzes vom 18. November aufzufordern und im Falle der Weigerung sofort die militärische Besitznahme Schleswigs als eines Pfandes für die Erfüllung der gerechten Forderungen Deutschlands zu beschließen.

Die meisten der deutschen Regierungen hatten theoretische Bedenken gegen diesen Antrag, weil sie in der Aufforderung an Dänemark zur Rücknahme der Novemberverfassung eine mittelbare Anerkennung Christians IX. erblickten und die Erbfolgefrage vor allem übrigen in ihrem Sinne, d. h. zu Gunsten des Augustenburgers, entschieden wissen wollten. So geschah es, daß der Antrag der Großmächte in der entscheidenden Sitzung (mit 11 gegen 5 Stimmen) abgelehnt wurde (14. Januar). Unmittelbar nach der Abstimmung erklärten Preußen und Österreich, daß sie nun ihrerseits selbständig als europäische Mächte zur Ausführung der beantragten Maßregeln schreiten würden.

Die Politik der preußischen Regierung in der schleswig-holsteinschen Frage war also eine echt nationale, allein auf die Wahrung der deutsch-nationalen Interessen in den Herzogtümern Schleswig-Holstein gerichtet. Dennoch währte es lange, bis sie als eine solche im deutschen Volke anerkannt wurde. Die Erinnerung an die Entwaffnung und Übergabe der Herzogtümer an Dänemark im Jahre 1850 war noch zu lebhaft, als daß man nicht auch jetzt ähnliche Besorgnisse hätte hegen sollen. Am heftigsten äußerte sich der Unwille in den Volksversammlungen in Süddeutschland. Ja, in Bayern beschloß eine solche Massenversammlung, eine Aufforderung an den König Maximilian zu richten, daß er die großmächtliche Politik mit Gewalt bekämpfen und den Erbprinzen von Augustenburg mit Hilfe der bayrischen Waffen in die Herzogtümer einsetzen möchte. Die meisten deutschen Regierungen — Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und die sächsischen Häuser — erhoben feierlich Protest gegen das Vorgehen der Großstaaten. Mehrere Bundesstaaten verweigerten den Truppen Preußens und Österreichs geradezu den Durchmarsch.

Auch im preußischen Abgeordnetenhause fand die nationale Politik der preußischen Regierung bei den durch den Verfassungskonflikt erhitzten Gemütern

nicht die rechte Würdigung. Als die Regierung zur Bestreitung der Kosten der außerordentlichen militärischen Maßregeln, welche die schleswig-holsteinsche Verwickelung nötig machte, bei dem Hause die Bewilligung einer Staatsanleihe von 12 Millionen Thalern nachsuchte, antwortete das Haus mit einer Adresse an den König, „um die schwere Schuld von sich abzuwenden, daß es nicht alles versucht habe, um eine Politik zu ändern, welche das Land auf lange Zeit zu schädigen drohe." Bismarck bezeichnete diese Adresse als einen Versuch, die beabsichtigte Ablehnung der Regierungsvorlage vor den Wählern und dem Volke zu begründen. „Um zur Ablehnung zu gelangen," sagte er, „schieben Sie uns eine Politik unter, die wir nicht treiben .... Unsere Politik ruht auf dem Ausspruch Sr. Majestät, daß kein Fußbreit deutscher Erde verloren gehen und daß ebenso kein Titel deutschen Rechtes geopfert werden soll."

König Wilhelm beantwortete die Adresse mit einem von dem gesamten Staatsministerium unterzeichneten Erlaß (27. Dezember). „Das Haus der Abgeordneten" — hieß es darin — „kann überzeugt sein, daß die Richtung, in welcher Meine Regierung die auswärtige Politik bisher geführt hat, das Ergebnis Meiner reiflich erwogenen Entschließungen ist. Ich habe die letzteren gefaßt mit Rücksicht auf die von Preußen geschlossenen Verträge, auf die Gesamtlage Europas und auf unsere Stellung in derselben, aber zugleich mit dem festen Willen, das deutsche Recht in den Herzogtümern zu wahren und für die berechtigten Ziele, welche Preußen zu erstreben hat, erforderlichenfalls mit den Waffen in der Hand einzustehen. In welcher Form und zu welchem Zeitpunkte jedes einzelne zur Erreichung dieser Ziele führende Mittel zur Anwendung zu bringen sein wird, darüber kann die Mir verfassungsmäßig zustehende Entscheidung nur von Mir selbst getroffen werden .... Meine Gesinnung und Mein Wort bürgen dafür, daß die Mittel, welche Ich zum Schutze des Rechts und der Ehre des Landes fordere, auch diesem Zweck entsprechend werden verwandt werden."

Trotz dieser deutlichen Sprache zögerte das Haus, die Gelder zu bewilligen, von denen der Ministerpräsident von Bismarck sagte, daß „der Staat sie so notwendig brauche, daß er — wenn sie verweigert werden sollten — sie nehmen müsse, woher er sie bekomme." Das Haus lehnte (mit 275 gegen 51 Stimmen) die geforderte Anleihe ab und erklärte, daß es mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Regierungspolitik entgegentreten werde (22. Januar). Drei Tage darauf wurde das Haus abermals geschlossen, ohne daß ein Staatshaushaltsgesetz vereinbart und ohne daß die Mittel zum Kriege bewilligt worden waren. Die Regierung fand sie dennoch im Staatsschatze und in den wohlgeordneten Finanzen.

Die Regierung König Wilhelms verharrte, unbeirrt durch den Widerspruch

des Abgeordnetenhauses und die feindselige Haltung vieler deutschen Regierungen, fest bei der eingeschlagenen Politik zum Heile der deutschen Nation und der deutschen Bevölkerung Schleswig-Holsteins, welche auf die Hilfe des Bundes oder der deutschen Mittelstaaten wohl noch lange hätte warten müssen.

Zwei Tage nach der entscheidenden Abstimmung am Bundestage, am 16. Januar, übergaben die Gesandten Preußens und Österreichs in Kopenhagen eine letzte Aufforderung zur Rücknahme der Novemberverfassung binnen 48 Stunden. Die Frist verstrich, und Preußen und Österreich schritten zur Besitznahme Schleswigs.

Was das kleine Dänemark ermutigte, seinen Widerstand gegen die Forderungen zweier Großmächte bis auf das Äußerste zu treiben, war einerseits die Hoffnung auf den Beistand der übrigen Mächte, die ihm in den früheren Verwickelungen (1848 und 1849) so erfolgreich zur Seite gestanden hatten, andererseits ein übertriebenes Vertrauen auf die Wehr- und Widerstandskraft des eigenen Landes. In beidem lag ein schwerer Irrtum. Von den auswärtigen Mächten hielt sich Rußland diesmal zurück, vielleicht aus Dankbarkeit gegen Preußen wegen der wohlwollenden Haltung dieser Macht während des orientalischen Krieges und während des jüngsten Aufstandes in Polen. Kaiser Napoleon III. von Frankreich konnte nicht wohl hier in Schleswig-Holstein ein Princip bekämpfen, zu dessen Vorkämpfer er sich noch vor kurzem im italienischen Kriege aufgeworfen hatte, nämlich das freie Selbstbestimmungsrecht der Nationen. So blieb nur die Hoffnung auf England, welches allerdings Dänemark in seinem Widerstande gegen die deutschen Mächte ermutigte, aber doch zu keiner materiellen Unterstützung Dänemarks zu bewegen war.

Was nun die eigene Wehrkraft des Landes betraf, so hatte Dänemark zwar aus den Erfahrungen der Feldzüge von 1848 bis 1850 manches gelernt; aber die dänische Landarmee, deren Stärke nicht viel mehr als die eines preußischen Armeecorps betrug, war bei kurzer Dienstzeit doch nur mangelhaft ausgebildet, ohne inneren Halt und militärischen Geist. Die Mannschaft war kräftig, ausdauernd und zähe; aber die Siege, welche der „tappre Landsoldat“ bei Fridericia 1849, bei Idstedt und Friedrichstadt 1850 über die ungleich schwächere schleswig-holsteinsche Macht davongetragen, hatten zu einer Selbstüberschätzung und zu einem Übermute geführt, die nie gut sind. Der ausgeprägte Haß gegen alles Deutsche allein konnte den Heldenmut nicht entflammen, welcher auch dem Widerstande eines kleinen Volkes gegen übermächtige Feinde Nachdruck verleihen kann.

Was Dänemark in dem Kriege gegen die deutschen Mächte außerordentlich zu statten kam, waren seine geographische Lage und seine Verteidigungsstellungen im Innern des Landes.

Wir kennen noch aus dem Kriege 1848 die altberühmte Danewirkstellung

bei Schleswig, über welche die preußischen Garden an jenem Ostermorgen (23. April) hinwegstürmten.*

Seitdem waren die alten Schanzen wiederhergestellt und verbessert und an den wichtigsten Punkten neue Schanzen nach allen Regeln der Befestigungskunst angelegt worden, so daß sich eine fast ununterbrochene, stark befestigte Schanzenreihe von der Einbuchtung der Schlei bei Schleswig westlich bis zur Eidermündung zog.

Auf dieser Danewirkstellung ruhte der ganze Stolz Dänemarks. Eine fast mythische Bedeutung knüpfte sich an das unüberwindlich geglaubte Danewirke. Noch erblickte der Posten, der am meerumrauschten Strande von den Schanzen nach Süden spähte, in dunkler, stürmischer Mitternacht die Gestalt der schwarzen Margarete, wie sie auf weißem Zelter, das schwarze Haar im Winde flatternd, in einer Wolke entlang dem Danewirke von einem Meer zum anderen hinabritt.

Weiter nordwärts, auf der Halbinsel Sundewitt am Alsensunde erhoben sich die zehn Schanzen der Düppelstellung, vortrefflich angelegt und mit den besten Geschützen armiert, deren letztes Reduit die gleichfalls befestigte Insel Alsen mit der kleinen Festung Sonderburg bildete. Endlich noch weiter im Norden, jenseit des Lymfjord, der in die jütische Halbinsel von Ost gegen West tief einschneidet, war noch eine Schanzenreihe nahe dem Ottensunde erbaut worden, die aber für diesen Krieg nicht mehr in Betracht kam.

Aus dem Hinblick auf diese festen Stellungen ergiebt sich, daß die Übermacht der preußisch-österreichischen Heere allein in diesem Kriege nicht die Entscheidung geben konnte, abgesehen davon, daß der Entfaltung einer großen numerischen Überlegenheit schon durch den engen Raum des Kriegsschauplatzes bestimmte Grenzen gesetzt waren.

Das von den beiden Mächten Preußen und Österreich zum Kampfe gegen Dänemark aufgestellte Heer bestand zu zwei Dritteilen aus Preußen, nämlich:

einem kombinierten Armeecorps, unter dem
General der Kavallerie Prinzen
Friedrich Karl von Preußen,**
in der Stärke von . . . . . . 27000 Mann mit 96 Geschützen,

* Vergl. S. 128 u. f.

** Zu diesem Corps gehörten:
die 6. Infanteriedivision (Brandenburger) Generallieutenant von Manstein { 11. Brigade (von Canstein), 12. " (von Röder),
die 13. Infanteriedivision (Westfalen) Generallieutenant von Wintzingerode { 25. Brigade (von Schmidt), 26. " (von Göben),
die Kavalleriedivision des Generallieutenants Grafen Münster-Meinhovel,
eine kombinierte Artilleriebrigade,
zwei Pionierbataillone.

einer kombiniertem Gardedivision, unter dem Generallieutenant von der Mülbe*	10000 Mann mit	14 Geschützen,
zu einem Dritteil aus Österreichern, nämlich einem Armeecorps, unter dem Feldmarschallieutenant Freiherrn von Gablenz	23000 „ „	56 „
Summa	60000 Mann mit	166 Geschützen.

Den Oberbefehl über die preußisch-österreichischen Truppen führte der preußische Generalfeldmarschall Freiherr von Wrangel, welcher trotz seines hohen Alters doch noch jugendliche Rüstigkeit und Thatkraft bewahrt hatte. Ihm zur Seite stand als Chef des Generalstabes der Generallieutenant Vogel von Falckenstein, ein Offizier von hoher Einsicht und militärischer Begabung, der, wie jener, schon im Jahre 1848 auf demselben Schauplatze Kriegserfahrungen gesammelt hatte.**

In den letzten Tagen des Januar (1864) hatten die verbündeten Truppen sämtlich ihre Stellungen rechts der Eider eingenommen. Am 31. Januar forderte der Feldmarschall Wrangel den dänischen Oberbefehlshaber, General de Meza, auf, das Herzogtum Schleswig zu räumen, und als am Nachmittag die ablehnende Antwort desselben eintraf, gab er den Befehl zum Überschreiten der Eider und zum Vorrücken nach Schleswig mit den kurzen und kernigen Worten: „In Gottes Namen drauf!"

„Das war fortan der beste Rat,
Das Losungswort im Krieg,
Es barg das Wort den Keim der That,
Es barg die That den Sieg.

Nun ward das Wort mit eh'rnem Mund
Dem Dänen übersetzt,
Da ward es allen Völkern kund,
Was Preußens Losung jetzt.

Und kommt der Feind, woher es sei,
Zu Land und Meer herauf,
Ist Gott mit uns, so bleibt's dabei:
In Gottes Namen drauf!" —

Der Feldzugsplan war von dem Chef des Generalstabs der preußischen Armee, Generallieutenant von Moltke, entworfen. Derselbe nahm als die nächste Aufgabe des österreichisch-preußischen Heeres die Einnahme der Danewirkstellung in Betracht. Da der Angriff derselben in der Front nur schwer und mit außerordentlichen Verlusten auszuführen war, so ward beschlossen, nur die südlich

* Zu dieser Division gehörten: Die kombinierte Garde-Infanteriebrigade (Graf von der Goltz), die kombinierte Garde-Grenadierbrigade (von Bentheim), das Regiment Gardehusaren, zwei Gardebatterieen.

** Siehe S. 130.

derselben vorgeschobenen Posten mit Gewalt zu nehmen, im übrigen aber die Danewirkstellung in der Front nur durch das 2. (österreichische) Corps und die preußische Gardedivision beobachten zu lassen, mit dem 1. Corps (Prinz Friedrich Karl) dagegen an einer passenden Stelle den Übergang über die Schlei zu bewerkstelligen und dadurch die linke Flanke der Danewirkstellung und die Rückzugslinie des Feindes aus derselben weiter nordwärts zu bedrohen.

Drei Tage nach der Überreichung des erwähnten Ultimatums an den dänischen Oberbefehlshaber standen die Truppen des österreichischen Corps und der Gardedivision in Eis und Schnee dem alten Dänentrutze, dem Danewirke, gegenüber, die preußischen Vorposten in dichte Schafpelze gehüllt, die den Truppen für den beschwerlichen Winterfeldzug aus der Heimat nachgesandt worden waren. Die feindlichen Truppen, welche noch südlich der Danewirkstellung standen, wurden von den Österreichern, unterstützt durch Truppen der Gardedivision, in den ruhmvollen Gefechten bei Selk und Jagel (3. Februar), denen die Erstürmung des Königsberges folgte, bis hinter die Hauptstellung zurückgeworfen. Unterdessen hatte Prinz Friedrich Karl, nachdem er sich durch ein blutiges Rekognoscierungsgefecht bei Missunde (2. Februar) von der Unmöglichkeit überzeugt, den Schleiübergang hier zu forcieren, in der Gegend von Arnis und Kappeln die geeignetste Stelle zum Brückenschlag über die Schlei ermittelt. Während Feldmarschall von Wrangel durch die Rekognoscierungen des österreichischen Corps in dem Feinde den Glauben erweckte, daß er einen ernstlichen Angriff in der Front der Danewirkstellung beabsichtige, wurde in der Nacht vom 5. zum 6. Februar durch die preußischen Pioniere die Brücke bei Arnis geschlagen, auf welcher das (preußische) 1. Corps von der Morgenfrühe an (6. Februar) überging. Der dänische Obergeneral, welcher die Überbrückung des Meeresarmes bei der großen Schwierigkeit, welche sich derselben allerdings entgegenstellte, gar nicht in Betracht gezogen hatte, sah sich jetzt genötigt, den schleunigsten Rückzug des dänischen Heeres in die befestigte Stellung des Sundewitt anzuordnen. Leider wurde der Abzug der Dänen aus dem Danewirke von den Truppen des 2. Corps und der Gardedivision erst spät erkannt, demnächst aber die Verfolgung auf allen Straßen mit größter Energie betrieben. Die Österreicher, welche auf der Chaussee von Schleswig nach Flensburg den kürzesten Weg hatten, holten den Feind noch am 6. Februar bei Oversee ein, griffen ihn sofort stürmisch an und lieferten ihm ein zwar blutiges und verlustvolles, aber rühmliches und siegreiches Gefecht.

Die Märsche des 1. Corps und der Gardedivision, bei der Verfolgung des Feindes nach dem Verlassen der Danewirkstellung, auf den beschneiten, glatten Wegen bei empfindlicher Kälte waren recht anstrengend; dennoch ging der Humor unsern Kriegern nicht aus. Die Teilnahme der preußischen Prinzen an allen Anstrengungen und Strapazen des Winterfeldzuges gab den Kriegern ein leuchtendes

und erhebendes Beispiel. Insbesondere war es der Kronprinz von Preußen, welcher sowohl durch seine persönliche Erscheinung, wie durch Wort und Beispiel stets ermunternd und ermutigend auf den Geist der Truppen wirkte, und welcher es nie versäumte, diejenigen Truppenteile, welche Gelegenheit zu besonderen kriegerischen Leistungen gehabt hatten, zu begrüßen, überall, wo er sich zeigte, von jubelnden Hurras empfangen. Die Stimmung der Krieger spiegelt sich in einem Liede, welches auf diesen Verfolgungsmärschen entstanden war und von den Truppen nach der Melodie: „Prinz Eugen, der edle Ritter“ u. s. w. gesungen wurde:

Von dem alten Danewerke
Nordwärts dringt mit frischer Stärke,
Mutbeflügelt, Preußens Heer,
Läßt noch mehr denn hundert Stücke
Als Trophäen dort zurücke,
Sucht nur vorwärts Ruhm und Ehr'.

Schwer' Geschütz, zerbroch'ne Wagen,
Tote Ross' und Trümmer ragen
Rings als Zeugen wilder Flucht;
Mülbe dringt auf frischen Spuren
Durch die winterlichen Fluren
An den Feind nach Siegesfrucht.

Nordwind bläst aus vollen Backen;
Wind im Antlitz, Schnee im Nacken,
Schreitet fort der Grenadier;
Tiefer Schnee und hohe Schäfte,
Eingesetzt die ganzen Kräfte,
Jedes Herz voll Kampfbegier.

Die Kapuze hochgeschlagen,
Nur die weißen Bärte ragen
Draus hervor um Mund und Kinn;
Nichts zu trinken, nichts zu naschen,
Volle Herzen, leere Flaschen,
Schwer' Gepäck und leichter Sinn!

Weiße Felder, grauer Himmel —,
Wrangel reitet seinen Schimmel,
Um ihn tanzt der Flocken Schwarm,
Eis im Barte, Schnee im Kragen,
Alter Wrangel kann's vertragen,
Bleibt das Herz doch jung und warm.

Auch der Kronprinz starrt vom Reife,
Friert der Bart, doch brennt die Pfeife,
Stopfte sich so manche schon,
Fehlt auf keinem Kampfgefilde,
Jubelnd hebt ihn auf dem Schilde
Preußens Heer, den Königsohn.

Alte Scherze, neue Lieder
Geh'n die Reihen auf und nieder,
Jeder setzt noch 'was hinzu,
Rauhe Kehlen, glatte Wege,
Weite Märsche, knappe Pflege,
Lange Arbeit, kurze Ruh'!

Jeder schafft sich Platz beim Bauern,
Der muß unterm Dache kauern,
Der sucht Rast im Kälberstall,
In der Koje weichem Friese,
Einst der Wirtin Paradiese,
Schlummern jetzt die Lieutenants all.

Trommelwirbel, Hornsignale,
Weckeruf vorm Frührotstrahle,
Eh' im Dorf die Hähne wach.
Auf zu Roß die Führer sitzen,
Pickelhauben, Waffen blitzen,
Alles setzt dem Dänen nach.

Friedrich Karl, nach starkem Traben,
Kam mit seinen „roten Raben“*
Schon dem Morgenrot zuvor;
Unter schmetternden Fanfaren
Sind die Zietenschen Husaren
Eingerückt in Flensburgs Thor.

Doch der Wrangel sprach im Zorne:
„Laßt mir jetzt die Garde vorne,
Sie vollende, was geschah;
Eher schließen wir nicht Frieden,
Bis der letzte Feind geschieden;
Drauf nach Fridericia!“ —

* Mit diesem Beinamen wurden schon früher die Zietenschen Husaren, deren Chef der Prinz Friedrich Karl von Preußen war, bezeichnet.

Während Prinz Friedrich Karl mit dem 1. Corps die Halbinsel Sundewitt und die Dörfer vor der Düppelstellung besetzte und sich durch häufige Rekognoscierungen sichere Nachrichten über die Lage und den Zustand der Schanzen verschaffte, öffneten sich die preußische Gardedivision und die Österreicher mit siegreichen Kämpfen bei Fridericia und Veile (8. März) den Weg nach Jütland. Die Gardedivision schloß Fridericia ein, und die Österreicher drangen weiter in Jütland vor.

In Kopenhagen war nach dem fast betäubenden Schrecken, welchen die Nachricht von dem Verluste der Danewirke erregte, der alte Übermut wieder erwacht. Man pochte jetzt mit demselben Trutz auf die Festigkeit und Unüberwindlichkeit der Düppelstellung, wie vorher auf die Danewirke, und hoffte, daß die Intervention der anderen Mächte, insbesondere Englands, dem blutigen Waffengange bald ein Ende machen würde.

Dänemark gab daher seine Einwilligung zu den von England vorgeschlagenen Konferenzen, welche im April zu London eröffnet werden sollten.

Noch ehe die Konferenzen tagten, hatten die preußischen Waffen einen neuen Ehrentag. Nachdem die preußischen Belagerungsarbeiten vor den Düppeler Schanzen bis zu den Laufgräben auf dem Glacis vorgeschritten waren, wurde für den 18. April der allgemeine Sturm auf die sechs Schanzen der ersten Reihe befohlen.

Der Kanonendonner der 94 Geschütze, welche die Nacht hindurch ein anhaltendes Feuer unterhalten und seit Tagesanbruch die Schanzen mit einem Hagel von Geschossen aller Art überschüttet hatten, verstummte plötzlich um 10 Uhr morgens, und in demselben Moment brachen die seit Tagesanbruch in der dritten Parallele bereit gehaltenen Sturmkolonnen gegen die sechs Schanzen der ersten Reihe vor. An sechs verschiedenen Punkten stiegen die gewaffneten Männer gleichsam aus der Erde hervor und drangen unter dem Kartätsch- und Gewehrfeuer der Schanzen über die Knicks und Dämme des Vorterrains, über das Drahtgitter am Fuße des Glacis, über Wolfsgruben, Eggen, Cäsarpfählchen und alles das Rüstzeug der Schanzkünstelei vor bis auf den äußeren Grabenrand. Die Trommeln dröhnten, die in der zweiten Parallele unter Leitung des Kapellmeisters Piefke vom Leibregiment aufgestellten Musikcorps ließen den feurigen Sturmmarsch erklingen, und auf der ganzen Linie von Schanze 1 bis 6 schallte das Hurra der stürmenden Krieger wie Brausen der brandenden Meerflut. Die in ihren Schanzen zum Teil überraschten Dänen ergriffen die Gewehre und stellten sich auf die Brustwehrkrone; aber die Stürmer drangen bereits den Grabenrand hier hinunter, drüben wieder hinauf, durchbrachen die Palissadenwand und erstiegen die Brustwehr. Die ersten aufsteigenden Krieger reißen den Danebrog nieder und pflanzen die mitgenommenen preußischen Fähnchen auf. Die erste Schanzenreihe von 1 bis 6 ist ge-



Erstürmung der Düppeler Schanzen.

nommen. Ein donnerndes „Hurra, es lebe König Wilhelm!“ schallt aus den eroberten Schanzen.

Unterdessen hat der Feind von der Insel Alsen seine Reserven herübergezogen, um wenigstens zwischen der ersten und zweiten Schanzenreihe den Kampf zum Stehen zu bringen; aber der entfesselte Preußensturm drang schon über die erste Linie hinaus, und die preußischen Brigaden von Canstein und von Raven sowie Schmidt und von Roeder unterstützten die Sturmkolonnen und eröffneten den Angriff gegen die Schanzen der zweiten Reihe. Um 2 Uhr nachmittags wehten die preußischen Fähnlein auf den sämtlichen Schanzen der Düppelstellung von Nr. 1 bis 10 und auf dem Brückenkopfe am Alsensund. Der letzte Fußbreit Erde auf dem Festlande von Schleswig war den Dänen in vierstündigem heißem Kampfe abgerungen. Auf dem Schlachtfelde, das unter dem ehernen Tritt der Sturmkolonnen und dem Donner der Geschütze erdröhnt war, lag wieder Stille: weit verstreut lagen die Leichen der gefallenen Krieger, die in ihren blauen und roten Waffenröcken von dem Felde sich abhoben, wie die roten und blauen Blumen des Feldes, wenn der Schnitter die Mahd beendigt hat.



Prinz Friedrich Karl.

Der Sieg kostete den Preußen:

	16	Offiziere	213 Mann	tot,
	54	„	905 „	verwundet,
Sa.	70	Offiziere	1118 Mann.	

Die Dänen verloren mehr als 5000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen sowie 119 Kanonen und vieles Kriegsmaterial.

Die Kunde von der Eroberung der zehn Schanzen brauste wie ein Sturm-

lied durch das Land. Mit Stolz und Hochgefühl sprach man von den Einzelheiten des Kampfes, von dem Heldenprinzen Friedrich Karl, der den Schanzensturm geleitet, von dem General von Raven, der von der Sänfte aus, auf seine Wunden deutend, seinen Kriegern zugerufen: „Zeit ist es, daß wieder einmal ein preußischer General für seinen König blutet!" — von dem tapferen Major von Beeren, der auf der eroberten Schanze gefallen mit dem Hoch auf den König auf seinen Lippen, von dem Feldwebel Probst mit der Fahne in der Hand — „Tambour, schlag' an, es gilt einen Mann!" — — von dem Pionier Klinke mit dem Pulversack, dem preußischen Winkelried. Piefkes Sturmmarsch ward Konzertstück vom Alsensund bis zum Rhein, vom Rhein bis zur Weichsel, und in ganz Deutschland klangen die Lieder zu Ehren der Helden: „Was brausen und jagen die Wasser der Schlei? Der Feind ist geschlagen, und Schleswig ist frei!" —

Dem Herzen des Königs Wilhelm war es Bedürfnis, den Truppen für ihre neu bewährte Tapferkeit seinen Dank selbst auszusprechen. Drei Tage nach dem Sturm brach er in Begleitung des Kriegsministers von Roon, des Generaladjutanten von Manteuffel und anderer höherer Offiziere über Hamburg und Altona nach Schleswig auf und nahm am 22. April die denkwürdige Königsparade im Sundewitt ab. König Wilhelm war nur als Kriegsherr zu seinem Heere gekommen; den Empfang von Abgeordneten aus der Bevölkerung hatte er abgelehnt. Dennoch war die Königsreise durch Schleswig-Holstein gleich einem Triumphzuge, begleitet von dem jubelnden Danke des befreiten Volkes. Der holsteinische Dichter Klaus Groth begrüßte den König mit den prophetischen Versen:

„Du bist nicht wie ein anderer,
Der kommt und wieder geht,
Du bist nicht wie der Wanderer,
Des Schritt der nächste Wind verweht.

Einst trat ein nord'scher Riese
Den Fuß in diese Flur,
Nun tragen Feld und Wiese
Für immer Deine Königsspur!" —

In anderen Versen wurde die preußische Königsparade im Sundewitt selbst gefeiert:

— „Unter dem Fahnengruß,
Träumend von Friedensschluß,
Eilt er hinfort,
Da steht sein treues Heer,
Blitzend in Eisenwehr,
Durch neue Waffenehr'
Berühmt im Nord.

Männer nach Kriegesart
Bräunlich, im vollen Bart,
Stehn unterm Erz,
Mantel und Rock geflickt,
Sträußchen vom Helme nickt,
Aus jedem Auge blickt
Ein preußisch Herz.

Mitten im Fahnenwald
Machte der König Halt,
Sein Schwert war blank:
«Prächtig, in Sturm und Schlacht,
«Steht mir des Heeres Macht,
«Ihr habt es gut gemacht,
«Nehmt meinen Dank!

«Eines nur macht mir Gram,
«Daß ich als Gast nur kam,
«Bleiben nicht soll;
«Ruft mich mein Väterthron,
«Bleibt Euch der Königssohn,
«Teilt mit Euch Müh'n und Lohn;
«Mit Gott, lebt wohl!"

Acht Tage nach dem Düppelsturme wurden die Friedenskonferenzen zu London eröffnet (25. April). Nachdem drei Sitzungen mit den Beratungen über die Bedingungen einer Waffenruhe ausgefüllt waren, die endlich auf vier Wochen zu stande kam (12. Mai bis 12. Juni) und später um weitere vierzehn Tage (bis 26. Juni) verlängert wurde, ging die Konferenz an ihre eigentliche Aufgabe, die Friedensverhandlungen. Der preußische Ministerpräsident von Bismarck sah die Erwerbung der Herzogtümer Schleswig-Holstein durch Preußen „nicht als den obersten und notwendigen Zweck, wohl aber als das angenehmste Resultat" in der schleswig-holsteinschen Frage an. Wir werden sehen, wie er dieselbe durch die verschiedenen Kombinationen, die auf den Londoner Konferenzen in Betracht gezogen wurden, bis zu diesem angenehmsten Resultate zu führen wußte. Zu diesen Kombinationen gehörte zunächst die Personalunion, d. h. die Fortdauer der Verbindung der Herzogtümer mit Dänemark unter einer Krone, wobei jedoch die ersteren einen selbständigen Staatskörper mit eigener Verfassung, Verwaltung und Armee gebildet und einen Rückhalt an Preußen und dem Deutschen Bunde gehabt hätten. Einer solchen Lösung würden auch die auswärtigen Mächte — mit Ausnahme Dänemarks — nicht abgeneigt gewesen sein; sie würde aber die nationalen Wünsche und Hoffnungen nicht befriedigt haben. Der Widerspruch Dänemarks gegen diese Kombination erleichterte den deutschen Bevollmächtigten den Übergang zu einem anderen Vorschlage, d. i. der Bildung eines neuen deutschen Kleinstaates unter einem eigenen Herzog — also in erster Reihe unter Friedrich von Augustenburg, als anscheinend dem meistberechtigten und von der Volksstimmung am meisten begünstigten Erbansprecher. Dies war, was nicht allein die Mehrzahl der deutschen Regierungen und die Freunde der Vielstaaterei für das wünschenswerteste hielten, sondern was auch der öffentlichen Meinung am meisten entsprochen hätte. Allerdings würde Preußen in einem solchen innerhalb seiner Machtsphäre neu zu errichtenden Kleinstaate, der auf den Schutz der norddeutschen Großmacht angewiesen blieb, sich im eigenen und im deutschen Interesse einen überwiegenden Einfluß und eine Vorherrschaft, insbesondere in militärischer und maritimer Beziehung, haben sichern müssen, welche die Eifersucht Österreichs und die Mißgunst vieler deutschen Bundesstaaten ihm nicht zugestehen mochte. Abgesehen hiervon, machte die hartnäckige Weigerung Dänemarks, welches sich noch immer Hoffnungen auf die englische Waffenhilfe beim Wiederausbruch der

Feindseligkeiten machte, auch diese Kombination scheitern. Endlich ließ Napoleon III. auf den Konferenzen eine Teilung Schleswigs in Anregung bringen, und man schlug englischerseits den seltsamen Ausweg vor, die Teilung Schleswigs selbst dem Schiedsspruche des Kaisers Napoleon anheimzugeben. Solche Unterwerfung unter einen salomonischen Schiedsspruch vom Richterstuhle Napoleons III. aus konnte freilich von der rechten Mutter des schleswig-holsteinschen Schmerzenskindes nicht erwartet werden. Die deutschen Mächte erklärten vielmehr, einem derartigen Urteil im voraus keine bindende Kraft zuerkennen zu wollen.

Im Hinblick auf das von dem Minister von Bismarck als „das angenehmste" bezeichnete Resultat war es nicht zu beklagen, daß die Konferenz sich nach dem Scheitern der Friedensverhandlungen auflöste (25. Juni) und die Entscheidung wieder den Waffen anheimgegeben ward.

Während der Waffenruhe war der Feldmarschall von Wrangel unter Erhebung in den Grafenstand vom Oberbefehl entbunden und der Prinz Friedrich Karl zum Oberbefehlshaber ernannt worden; der General Vogel von Falckenstein erhielt das Kommando der Truppen in Jütland, und an seiner Stelle wurde der General von Moltke zum Chef des Generalstabes der verbündeten Armeen ernannt.

Sogleich nach dem Ablauf der Waffenruhe begannen die Truppen der verbündeten Mächte auch die trennenden Meeresarme zu überschreiten und über den Alsensund nach Alsen, über den Lymfjord und Ottensund bis nach der äußersten Nordspitze des dänischen Festlandes, nach Skagens Horn, und über die friesische See nach den Inseln der schleswigschen Westküste, Sylt und Föhr, vorzudringen.

Die Einnahme der verschanzten Insel Alsen am Tage nach Ablauf des Waffenstillstandes (26. Juni) durch das 1. (preußische) Corps, jetzt unter General Herwarth von Bittenfeld, gehört neben dem Sturm von Düppel zu den glänzendsten Waffenthaten dieses Krieges.

Wir geben statt jeder ausführlichen Beschreibung nur die nachfolgende kurze poetische Schilderung:

„Bei stiller Nacht im Alsensund
Da schwimmen hundert Kähne,
Der Däne liegt auf festem Grund,
Verschanzt bis an die Zähne.

Die Kugel pfeift und streift die Flut,
Sie rudern desto stärker,
Die Woge schwillt, es wallt das Blut
Der tapfern Uckermärker.

Den letzten Weg im bunten Schwarm
Zu Fuße durch die Wellen,
So stürmen sie vom Meeresarm
Die steilen Uferschwellen.

Und neue Nachen treiben her,
Umzückt von Feuerstrahlen,
Und wieder naht ein schwimmend Heer
Breitstämmiger Westfalen.

Sie springen schwer von Schiffes Bord,
Voran die Bajonette,
Markaner hier und Märker dort,
Sie stürmen um die Wette.

Und ist der Feind im Trutze stark,
Sie sind in Treue stärker,
Es bricht den Trutz von Dänemark
Die Eisenfaust der Märker.



Übergang nach der Insel Alsen.

Ganz Alsen frei vor Morgenfrüh',
Erbeutet Stück und Wagen! —
Mach Frieden, Däne, oder flieh',
Farewell nach Kopenhagen!

Denn schirmst Du Dich durch Meer und Schanz',
Wir wissen Weg zu bahnen,
Heil König Dir im Siegerkranz,
Gott segnet Deine Fahnen!" —

Die Siegesbeute der Preußen bestand in 99 Geschützen und zahlreichem Kriegsmaterial.

Sie hatten einen Verlust von:

5	Offiziere	76	Mann	tot,
26	„	259	„	verwundet,
—	„	7	„	vermißt.
Sa. 31	Offiziere	342	Mann.	

Die Dänen verloren ca. 70 Offiziere, 4000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen.

Die Kunde von dem Verlust der Insel Alsen wirkte um so niederschlagender auf Dänemark, als um dieselbe Zeit auch die letzte Hoffnung auf englische Waffenhilfe vollständig schwand. Der englische Premierminister Earl Russel gab im Parlament vor dem Oberhause die kleinlaute Erklärung ab, Englands Ehre fordere nicht die Teilnahme am Kriege, und sein Interesse gebiete, daß es auch ferner in der Neutralität verharre. In der preußischen Armee aber regte sich jene stolze Siegeszuversicht, welche bereits wie die Vorahnung künftiger Thaten klang. Schon wurden von General von Falckenstein die Vorbereitungen zu einem Übergange nach Fünen getroffen, ja, von den pommerschen Küsten aus wurde ein entscheidender Schlag gegen die Hauptstadt des Inselkönigreichs unter Mitwirkung der österreichischen Flotte geplant. Da trat in Kopenhagen der erwartete Umschwung ein. König Christian IX. berief ein neues Ministerium, welches den Frieden mit den verbündeten Mächten Preußen und Österreich nachsuchen sollte. Die Friedenspräliminarien wurden am 1. August zu Wien unterzeichnet.

Der erste Artikel derselben lautete:

„Se. Majestät der König von Dänemark entsagt allen seinen Rechten auf die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten Ihrer Majestäten des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen, indem er sich verpflichtet, die Dispositionen anzuerkennen, welche die genannten Majestäten in betreff der Herzogtümer treffen werden." —

Das Nachspiel des deutsch-dänischen Krieges 1864—1866. In der schleswig-holsteinschen Angelegenheit hatten die beiden Mächte Preußen und Österreich, zwischen denen vor kurzem ein erbitterter Kampf auszubrechen drohte, sich noch einmal einander genähert, um mit vereinten Waffen den gemeinschaftlichen Feind Deutschlands zu bekämpfen. Nach der Besiegung Dänemarks trat

der alte Gegensatz dieser Mächte um so schroffer hervor, da zu den streitigen Punkten noch ein neuer hinzugekommen war, nämlich die Frage wegen endgültiger Regelung des Verhältnisses der Herzogtümer Schleswig-Holstein.

Durch den Wiener Frieden hatten Preußen und Österreich den gemeinschaftlichen Besitz der Elbherzogtümer angetreten. Ihre Aufgabe war es, dort eine neue staatliche Ordnung zu schaffen, durch welche nicht nur die Rechte der Bevölkerung Schleswig-Holsteins, sondern auch diejenigen der deutschen Nation dauernd gewahrt wurden. Die beiden Mächte beschlossen vorläufig, die Herzogtümer durch zwei Kommissare — für Preußen Freiherr von Zedlitz, für Österreich Freiherr von Lederer, später ersetzt durch Herrn von Halbhuber — verwalten zu lassen und mit der erforderlichen Truppenzahl besetzt zu halten.

Das Verhältnis der beiden Großmächte zu den Herzogtümern war ein sehr verschiedenes. Für Österreich würde der dauernde Besitz dieser Lande bei ihrer großen Entfernung von dem Kerne der österreichischen Macht keinen Wert gehabt haben. Das österreichische Kabinett dachte von Anfang an nur daran, sein Besitzrecht an den Mitbesitzer Preußen gegen ein günstiger gelegenes Stück deutschen Landes zu vertauschen. Zu einem solchen Preise wäre jedoch König Wilhelm, dessen Politik auf dem Grundsatze beruhte, daß kein Fußbreit deutscher Erde geopfert werden dürfe, nie zu bewegen gewesen. Wir wissen, daß der Leiter des preußischen Staatsministeriums von Bismarck die Aneignung der Herzogtümer durch Preußen als das „angenehmste Resultat, nicht aber als den obersten und notwendigen Zweck“ der preußischen Politik in der deutschen Frage betrachtete. Da Preußen aber jedenfalls eine dauernde Schutzherrschaft über die Herzogtümer zu üben hatte, so suchte die preußische Regierung schon jetzt eine feste Stellung in denselben einzunehmen. In dem Interesse Preußens und Deutschlands lag es, „daß an der Nordgrenze Deutschlands, zwischen Ost- und Nordsee, nicht ein schwächliches Herzogtum entstünde, sondern eine wahre Nordmark zu Deutschlands Schutz und Trutz, zu Lande und zur See, im engen Zusammenhange mit den deutschen und preußischen Wehreinrichtungen, zumal im Hinblick auf die notwendige Entwickelung der deutschen Seemacht.“

Noch anders dachten die deutschen Mittel- und Kleinstaaten über die künftige Gestaltung Schleswig-Holsteins. Sie wünschten nichts lebhafter, als daß hier ein neuer deutscher Kleinstaat sich erheben und daß die beiden Großmächte sich beeilen möchten, ihre durch den Wiener Frieden erworbenen Rechte auf den Erbprinzen von Augustenburg zu übertragen.

Die Exekution, welche der Deutsche Bund gegen den König-Herzog Christian IX. verfügt hatte, war nach dem Übergange des Besitzes von Schleswig-Holstein an Preußen und Österreich gegenstandslos und das längere Verweilen der sächsisch-hannöverschen Exekutionstruppen in Holstein daher überflüssig geworden. Preußen erwartete die baldige Räumung Holsteins von denselben.

Dagegen ließ der eifrigste Vertreter der deutschen Mittel- und Kleinstaaten-Politik, der Präsident des sächsischen Staatsministeriums, Freiherr **von Beust**, in dem amtlichen „Dresdener Journal“ erklären, die verbündeten Mächte hätten durch den Wiener Friedensschluß gerade soviel Recht gewonnen, als König Christian IX. auf Schleswig-Holstein besessen, nämlich — gar keins, da der Bund das Londoner Protokoll und die darauf beruhenden Rechtsansprüche Christians IX. niemals anerkannt habe; die Bundesexekution sei daher noch unerledigt, und die Bundesgewalt sowie die Besetzung durch die sächsisch-hannöverschen Exekutionstruppen in Holstein habe fortzudauern, bis dieses Land dem rechtmäßigen Besitzer, nämlich dem Erbprinzen Friedrich von Augustenburg, als Herzog übergeben werden könne.

Auf diese kecke Sprache des sächsischen Ministers antwortete die preußische Regierung mit dem Befehl an ihre sämtlichen auf dem Rückmarsche aus Jütland und Schleswig begriffenen Truppen, sofort in Holstein Halt zu machen und mit den nachrückenden Staffeln zusammen solche Stellungen einzunehmen, daß die sächsisch-hannöverschen Truppen in ihren holsteinschen Winterquartieren vollständig umstellt waren. Auch die bereits in der Gegend von Minden und an der brandenburgischen Grenze angekommenen Truppen blieben als Reserven zusammengezogen. Unmittelbar darauf richtete die preußische Regierung an die Regierungen von Sachsen und Hannover unter Berufung auf die Bundesexekutionsordnung die bestimmte Aufforderung, ihre Truppen schleunigst aus Holstein zurückzuziehen und ihre Verwaltungskommissare abzuberufen.

Aber weit entfernt, den preußischen Forderungen Folge zu geben, berief sich Herr von Beust auf den Auftrag des Bundestags und erwirkte von seinem Könige den Befehl zur Mobilmachung der ganzen sächsischen Armee. Es ist schwer zu sagen, was die sächsische Regierung mit diesen gewaltigen Rüstungen, die dem Lande viel unnützes Geld kosteten, bezweckte. Wollte sie die preußische Regierung durch kriegerische Drohungen zu Gewaltschritten herausfordern? Wollte sie der norddeutschen Großmacht die Bedeutung des deutschen Mittelstaates Sachsen vor Augen führen? oder besorgte sie von Preußen eine Wiederholung des Aktes, mit dem Friedrich der Große den Siebenjährigen Krieg eröffnete? — Die Dinge lagen doch jetzt etwas anders wie zu Zeiten Augusts III. und seines Ministers Graf Brühl, und die beiden Hauptmächte, welche sich damals befeindeten, waren jetzt noch Verbündete.

Preußen stellte in Gemeinschaft mit Österreich am Bunde den Antrag, die Exekution für beendet zu erklären, — wie der preußische Bevollmächtigte erklärte: „um der hohen Bundesversammlung Gelegenheit zur Verhütung von Verwickelungen zu geben.“

Noch einmal bewährte sich das preußisch-österreichische Bündnis, und seine Wirkung zeigte sich bei der Abstimmung des Bundestages (5. Dezember),

welche (mit neun gegen sechs Stimmen) für den Antrag der Großmächte ausfiel. Die engherzige Politik der Mittelstaaten hatte durch diese Abstimmung eine empfindliche Niederlage erlitten. Der Leiter derselben, Herr von Beust, bereitete sich indessen noch eine sonderbare Genugthuung, indem er veranlaßte, daß die braven sächsischen Truppen aus Holstein nicht auf dem geraden Wege, sondern mitten in der rauhen Winterszeit auf dem weiten und kostspieligen Umwege über Hannover, Kassel, Eisenach, Lichtenfels und Hof in die Heimat zurückkehrten, um — das preußische Gebiet zu vermeiden.

Die preußischen Truppen setzten nun ihren Rückmarsch fort, und die preußische Hauptstadt sah (7. und 17. Dezember) den festlichen Einzug der Sieger, wie sie, auf dem sandigen Platze vor dem Brandenburger Thore — dem jetzigen Königsplatze — von ihrem Könige Wilhelm empfangen und in die Stadt geführt, unter dem wehenden Gruße der Flaggen und Schleier und dem jubelnden Zuruf des Volkes die breite Straße „Unter den Linden“ hinabzogen, die in den folgenden Jahren noch so oft die Siegesstraße der heimkehrenden Heere werden sollte, bis zum Denkmal des großen Königs. Dort scholl es:

„Halt! — Der ganze Waffenblitz
Präsentiert vor König Fritz,
Alles still, kein Pferdegeschnauf,
Zehntausend blicken zu ihm auf:
Der neigt sich leise und lüpft den Hut:
Konzediere, es war gut!“

Auch im Volke brach sich allmählich das Verständnis für die Einlenkung Preußens in die alte, traditionelle Fridericianische Politik unter König Wilhelm Bahn, wie die Rede bezeugte, mit welcher der Oberburgemeister Seidel von Berlin die heimkehrenden Krieger begrüßte. „Was in vergangenen Tagen Preußen groß gemacht hat,“ hieß es darin, „der in der Brust des Königs still gereifte, aus dem eigensten Leben, Pflicht und Beruf des Staates geschöpfte Entschluß, der fest und kühn die Gunst des Augenblicks bei der Stirnlocke faßt, das auf den Ruf seines Königs in voller kriegerischer Rüstung bereitstehende Volk, die strenge Zucht des Gehorsams und der Pflicht, der freudige Todes- und Schlachtenmut dieses «Volkes in Waffen» — das ist auch die Signatur dieser jüngsten ruhmvollen Tage. Es ist ein Wort, das einst König Friedrich Wilhelm III., gesegneten und teuern Andenkens, gesprochen: «Was Preußen erworben hat, ist Deutschland gewonnen!» .... Auch jener Boden, der in diesen Tagen mit unserem Blut getränkt ist, jenes hoch nach Norden sich erstreckende, von zwei mächtig hinauslockenden Meeren umspülte Land mit dem spröden Erz seiner Bevölkerung — es wird dauernd und sicher und zu rechtem Gewinn nur dann für Deutschland erworben und sich selbst wiedergegeben sein, wenn und soweit Preußens Macht und Wehr es schirmend umfängt, Preußens

strenge Zucht und Ordnung und staatsbildende Kraft es erfaßt und durchdringt. Wir freuen uns des glorreich errungenen Friedens und sind stolz darauf." —

Unterdessen hatte das österreichisch-preußische Bündnis bereits seine ersten Trübungen erfahren. In Österreich fühlte man sich durch die überlegene Rolle, welche Preußen während des Krieges gespielt hatte, zurückgesetzt und verstimmt und schien nicht willens, das Bündnis mit Preußen auf Kosten der freundschaftlichen Beziehungen zu den Mittelstaaten auch nach dem Kriege fortzusetzen. Als Zeichen, daß Österreich wieder freie Hand zu haben wünschte, konnte es angesehen werden, daß der Minister Graf Rechberg aus dem Amte schied (27. Oktober). An seiner Stelle wurde der Feldmarschallieutenant Graf Mensdorff-Pouilly zum leitenden Minister ernannt.

Preußen hatte mit der Führung und glücklichen Beendigung des Krieges gegen Dänemark eine Bahn beschritten, auf der es nicht mehr zurückweichen konnte und durfte, sondern zu immer neuen folgenreichen Entschließungen gedrängt wurde. Schon jetzt war vorauszusehen, daß die endgültige Lösung der schleswig-holsteinschen Frage nur gemeinschaftlich mit der Entscheidung der deutschen Machtfrage erfolgen würde. Um in der Rechtsfrage, gegenüber dem Andringen der Mittelstaaten in der öffentlichen Meinung, welche noch immer den Augustenburger für den einzig berechtigten Erbfolger erklärten, eine bestimmte Stellung zu gewinnen, forderte der König (14. Dezember) das Gutachten der ersten Rechtskundigen des Königreichs, der Kronsyndici, über die Erbfolge in Schleswig-Holstein ein. Es kamen hierbei nicht allein die Erbansprüche des Augustenburgers in Betracht, sondern auch diejenigen des Großherzogs von Oldenburg, dem der Kaiser von Rußland die seinigen schon früher übertragen hatte, endlich auch die Ansprüche, welche das Haus Hohenzollern aus alten Erbverträgen auf einzelne Teile der Herzogtümer herleitete.

Das Gutachten der Kronjuristen, welches zwar erst im Spätsommer 1865 veröffentlicht, aber in seinen einzelnen Teilen der Regierung doch schon früher bekannt und von Einfluß auf ihre Entschließungen wurde, erklärte diejenigen Rechte, welche durch den Wiener Friedensschluß vom König Christian IX. an den König von Preußen und Kaiser von Österreich übergegangen waren, für vollbegründet, weil die dänische Thronfolge durch das Londoner Protokoll und das Gesetz von 1853 rechtsgültig geordnet und König Christian IX. daher vollständig befugt gewesen sei, seine Rechte an Preußen und Österreich abzutreten. Die Kronjuristen erkannten dem Bunde kein Recht der Entscheidung oder der Mitwirkung bei den Verfügungen dieser Mächte über die Herzogtümer zu, weil Preußen und Österreich für sich und auf eigene Gefahr in den Krieg gegen Dänemark eingetreten waren. Sie räumten endlich den Erbansprüchen des Prinzen von Augustenburg keinen Vorrang vor den übrigen ein, weil sein Vater (30. Dezember 1852) förmlich und feierlich Verzicht geleistet und für

die von Dänemark empfangene Abfindungssumme mit Zustimmung seiner Söhne das Rittergut Dolzig als Familiengut angekauft habe.

Daß die schleswig-holsteinsche Frage auf dem Rechtswege allein nicht zu lösen sei, erkannte die preußische Regierung und teilte dem Wiener Kabinett auf dessen wiederholtes Ansuchen die Bedingungen mit (22. Februar 1865), unter welchen sie zu sofortiger Anerkennung des Prinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein bereit war. Dieselben umfaßten eine engere Militärkonvention zwischen Preußen und den Herzogtümern, das Recht der unbeschränkten Verfügung des Königs über die schleswig-holsteinschen Truppen im Kriege und deren Stellung unter preußischen Oberbefehl im Frieden, Abtretung der Stadt Sonderburg und der Feste Friedrichsort mit entsprechendem Gebiet an Preußen sowie des Gebiets zur Anlage von Befestigungen und Häfen an den Endpunkten des neu auszuführenden Nord-Ostseekanals, Erhebung von Rendsburg zur Bundesfestung, preußische Verwaltung des schleswig-holsteinschen Post-, Eisenbahn- und Telegraphenwesens, endlich Eintritt der Herzogtümer in den Zollverein.

Hätte der „Herzog ohne Land“ — wie der Augustenburger genannt wurde — geahnt, welche Opfer an Hoheit und Land kaum anderthalb Jahre später selbst gekrönte Häupter der nationalen Sache würden bringen müssen, er würde nicht gezögert haben, die von Preußen gestellten Bedingungen rückhaltslos anzunehmen; aber der dynastische Kleinstaatsdünkel der kleinen deutschen Höfe zu jener Zeit hatte auch ihn bereits angesteckt und von der nationalen Sache abgewandt. Er lehnte die Kernpunkte der preußischen Forderungen ab, gab in betreff keiner eine bestimmte Erklärung und ließ den günstigen Augenblick vorübergehen.

Preußen hatte seine Ziele fest im Auge, seine Bedingungen, unter welchen allein es zur Übergabe der Herzogtümer an den Erbprinzen von Augustenburg bereit war, offen und klar dargelegt und konnte nun die weitere Entwickelung der Angelegenheit ruhig abwarten. Auch erhoben sich für die preußische Auffassung immer mehr Stimmen einsichtsvoller und patriotischer Männer der deutschen Nation, wie H. von Treitschke, Th. Mommsen u. a., sowie auch diejenigen angesehener Männer aus dem schleswig-holsteinschen Adel, an ihrer Spitze der Baron Karl von Scheel-Plessen, der frühere Vorsitzende der holsteinschen Ständeversammlung. Nur dem preußischen Abgeordnetenhause entging es vollständig, welcher Umschwung in der Volksstimmung zu Gunsten der auswärtigen Politik Preußens und der nun zum erstenmal im Kriege bewährten neuen Heeresorganisation sich vollzog, und während die Herzogtümer bereits zur Hälfte für Preußen erobert waren, saßen die preußischen Volksvertreter noch immer in Beratungen über die Deutung des Budgetrechts, über die „Lücke in der Verfassung“ und die nachträgliche Genehmigung oder Ablehnung der

zum Kriege verwendeten Geldmittel wie „Archimedes in seinen Zirkeln." Das Militärgesetz und das Armeebudget mit den Kosten der Reorganisation wurden 1864 abermals abgelehnt. Das gleiche Schicksal erfuhr eine Vorlage, in welcher der Kriegs- und Marineminister von Roon die Bewilligung von Geldmitteln zum Ausbau und zur Befestigung des Kieler Kriegshafens nachsuchte, wobei er hervorhob, daß Preußen entschlossen sei, im Besitze dieses Hafens zu bleiben. Das Abgeordnetenhaus erklärte, für derartige Anlagen „auf fremdem Gebiete" keine Verpflichtungen übernehmen zu können. Der Ministerpräsident von Bismarck sprach sich über die Stellung der preußischen Regierung zu dieser Frage in folgender Weise aus: „Wir besitzen in den Herzogtümern mehr als Kiel, wir besitzen die volle Souveränität in Gemeinschaft mit Österreich, und ich wüßte nicht, wer uns dieses Pfand nehmen könnte anders als durch einen unglücklichen Krieg. — Angesichts unserer Rechte, die unantastbar sind, solange nicht einem der Herren Prätendenten es gelingt, zu unserer Überzeugung ein besseres Recht als das auf uns übergegangene des Königs Christian IX. von Dänemark nachzuweisen, sehe ich nicht ein, wie uns die schließliche Erfüllung unserer Bedingungen entgehen sollte, sobald wir nicht die Geduld verlieren, sondern abwarten, ob sich jemand findet, der es unternimmt, Düppel zu belagern, wenn die Preußen darin sind." . . . . .

Die Worte waren vielleicht ebenso darauf berechnet, in Wien Eindruck zu machen als im preußischen Abgeordnetenhause; denn die Vorbereitungen Preußens zur dauernden Festsetzung in Kiel hatten auch seitens des österreichischen Mitbesitzers Gegenvorstellungen zur Folge gehabt. Die preußische Regierung zeigte sich nachgiebig in der Form, aber fest in der Sache, und seit dem Sommer 1865 war die Errichtung einer preußischen Flottenstation in Kiel vollzogene Thatsache. Die Hauptverwickelungen der beiden gemeinschaftlichen Besitzer von Schleswig-Holstein aber ergaben sich aus dem Fortbestande der Augustenburger Nebenregierung in Kiel. Obgleich der Erbprinz versprochen hatte, nur als Privatmann in Kiel leben zu wollen, fuhren doch seine Agenten fort, die Bewegung in Schleswig-Holstein für ihn zu betreiben und einen Einfluß zu üben, der den durch Preußen erworbenen Rechten und von ihm vertretenen Grundsätzen geradezu feindlich war. Österreich aber duldete nicht allein diese Agitation, sondern nahm sie sogar unter seinen Schutz. Auf diese Weise kam es dahin, daß man bei dem mit preußischem Blute vom dänischen Druck befreiten Bruderstamme jetzt das Stichwort hören konnte: „Lieber dänisch, als preußisch!"

Das war mehr, als die preußische Regierung dulden durfte, wenn sie nicht auf ihre wohlerworbenen Rechte in Schleswig-Holstein Verzicht leisten wollte. Der preußische Civilkommissar, Freiherr von Zedlitz, erhielt die Weisung, unbekümmert um die Einsprache seines österreichischen Kollegen, gegen die Augustenburgische Agitation einzuschreiten, und die preußische Regierung faßte die

Möglichkeit ins Auge, daß die Zerwürfnisse in Schleswig-Holstein zum baldigen Ausbruch eines Krieges zwischen Preußen und Österreich führen könnten.

In einem, bei der Durchreise des Königs von Karlsbad nach Gastein, in seiner Gegenwart zu Regensburg gehaltenen preußischen Ministerrat (21. Juli 1865) wurde der Beschluß gefaßt, sich nur auf solche Unterhandlungen mit Österreich einzulassen, durch welche den preußischen Hoheitsrechten und Ansprüchen in Schleswig-Holstein volle Anerkennung verschafft würde; falls ein solches Ergebnis aber nicht zu erreichen sein sollte, eigenmächtig die preußischen Besitz- und Hoheitsrechte zu wahren und sich auf den Bruch mit Österreich und den Krieg vorzubereiten.

Die Festigkeit und Entschlossenheit der preußischen Regierung verfehlte ihren Eindruck in Wien nicht. Kurze Zeit, nachdem König Wilhelm in Begleitung seines Ministers von Bismarck in Gastein eingetroffen war, fand sich daselbst auch der österreichische Gesandte am Münchener Hofe, Graf Blome, in besonderer Sendung seiner Regierung ein (28. Juli), um mit Herrn von Bismarck über die Gründung dauernder Rechtszustände, d. h. über die Einsetzung des Augustenburgers in Schleswig-Holstein, zu verhandeln. Die preußische Regierung, welche sich jetzt nicht allein auf das mittlerweile veröffentlichte Gutachten der preußischen Kronjuristen, sondern auch auf die immer lebendiger sich regende nationale Stimmung stützen konnte, war jetzt weniger als je geneigt, von den Februarforderungen herabzugehen; sie betrachtete dieselben vielmehr als das Mindeste, was gewährt werden müsse, wenn sie in die Gründung eines schleswig-holsteinschen Kleinstaates willigen sollte. Graf Blome mußte Gastein wieder verlassen, ohne eine Verständigung erreicht zu haben.

Der entscheidende Moment schien immer näher zu rücken, der Krieg zwischen Preußen und Österreich fast unvermeidlich. Indessen gab es auch noch Momente, die für die Erhaltung des Friedens sprachen. Österreich wünschte bei der Unzulänglichkeit seiner militärischen Rüstungen und seiner Finanzen sowie in seiner gegenwärtigen isolierten Stellung zum Auslande den Kriegsfall noch nicht zu stellen. In Preußen fand diejenige Partei, welche noch immer einen Bruch mit dem alten Bundesgenossen aus den Befreiungskriegen zu vermeiden wünschte, eine starke Stütze in der Friedensliebe des Königs Wilhelm.

Außer den Diplomaten arbeiteten auch noch andere Hände an dem Friedenswerke. Die Königstöchter des Wittelsbacher Hauses am Dresdener Hofe spannen die Fäden hinüber und herüber zu den Zwillingsschwestern am Hofe von Berlin und in der Wiener Hofburg und zogen die Herzen der Herrscher, des Königs Wilhelm und des Kaisers Franz Joseph, in ihr Friedensnetz. Noch einmal reiste Graf Blome mit Aufträgen von Wien nach Gastein, diesmal nicht um über eine endgültige Lösung der Frage, sondern über eine vorläufige Fortdauer der gemeinsamen preußisch-österreichischen Verwaltung in Schleswig-

Holstein zu verhandeln. Schon am 16. August konnte Graf Blome seinem Kaiser, der sich unterdessen wieder nach Ischl begeben hatte, günstigen Bericht über den Verlauf der Verhandlungen erstatten, und am 20. August fand zu Salzburg bei der Rückkehr des Königs von Gastein die Zusammenkunft der beiden Monarchen statt, welche als Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens galt.

Das Ergebnis dieser langwierigen Beratungen war die sogenannte Konvention von Gastein (14. August). Durch diese Übereinkunft wurde die Verwaltung der Herzogtümer zwischen den beiden Besitzern — unbeschadet der Fortdauer ihrer Rechte an der Gesamtheit — derart geteilt, daß dieselbe für Holstein von Österreich, für Schleswig von Preußen geführt werden sollte. Seine Rechte auf das kleine Herzogtum Lauenburg überließ der Kaiser von Österreich für eine Abfindungssumme von $2^1/_2$ Millionen dänischen Reichsthalern an den König von Preußen. Die beiden Fürsten wollten am Bunde die Herstellung einer deutschen Flotte beantragen und bestimmten den Kieler Hafen zum Bundeshafen. Preußen erhielt das Kommando und die Polizei des Hafens sowie die Berechtigung zur Anlage von Befestigungen daselbst. Rendsburg sollte zur Bundesfestung erhoben werden und bis auf weiteres eine gemischte Besatzung unter jährlich wechselndem Kommando erhalten. Andere Festsetzungen betrafen die Anlage von preußischen Militärstraßen durch Holstein, die freie Verfügung über eine Telegraphenleitung zur Verbindung mit Kiel und Rendsburg, das Recht der Beförderung preußischer Postwagen auf beiden Eisenbahnlinien, die Anlage und Beaufsichtigung des geplanten Nord-Ostseekanals, den Eintritt der Herzogtümer in den Zollverein u. s. w.

Selten ist ein diplomatisches Erzeugnis so scharf angefochten worden wie die Gasteiner Konvention. Es darf jedoch bei der Beurteilung derselben nicht übersehen werden, daß es in der Absicht der preußischen Regierung nicht lag, mittels dieser Konvention dauerbare Zustände in Schleswig-Holstein zu schaffen, sondern nur die Verwaltung für die Übergangszeit vorläufig zu ordnen. Sie war ein Versuch, die preußischen Rechte in Schleswig-Holstein dem österreichischen Mitbesitzer gegenüber auf friedlichem Wege zu ordnen; sollte auch dieser Versuch scheitern, dann blieb Preußen nichts übrig als der Appell an das Schwert.

Mit dem 15. September 1865 sollte die Konvention von Gastein in Kraft treten. Die Wahl des Generals Edwin Freiherrn von Manteuffel zum preußischen Statthalter von Schleswig war ein politischer Kunstgriff der preußischen Regierung. Manteuffel gehörte zu den ausgeprägtesten Charakteren der altkonservativen Partei, welche das Heil Preußens in dem engen Bündnis mit Österreich sah. Er war eine in der Wiener Hofburg besonders beliebte und hochgeachtete Persönlichkeit, dabei voll persönlichen Wohlwollens und wahrer

Menschenfreundlichkeit; aber er war auch als treuer Diener des Königs und als bewährter preußischer Militär von echtem Männerstolze und von dem festen Willen beseelt, in der Ehre und den gerechten Ansprüchen Preußens Österreich gegenüber nicht eine Linie breit nachzugeben. Wenn irgend einer, so war er geeignet, das gute Einvernehmen mit dem alten Waffengenossen in Holstein zu fördern. Gelang ihm dies nicht, dann mußte das Mißlingen dieses Versuches eine bedeutende Wirkung nicht allein auf die Partei, der Manteuffel angehörte, sondern auch auf den König Wilhelm selbst, dessen volles Vertrauen er genoß, üben.

Andererseits stand der von der österreichischen Regierung mit der Übernahme der Statthalterschaft in Holstein beauftragte Feldmarschalllieutenant Freiherr von Gablenz, der tapfere Führer des österreichischen Truppencorps im Kriege gegen Dänemark 1864, beim König Wilhelm in hoher Gunst. Soldat und Kavalier, voll ritterlicher, vertrauenerweckender Liebenswürdigkeit, verstand er es leicht, sich die Herzen der Holsteiner zu gewinnen, indem er den sogenannten Volkswünschen in jeder Weise entgegenkam. Er konnte dies um so leichter, da die österreichische Regierung ihren Besitz nur als einen vorübergehenden betrachtete und nur so lange zu behaupten wünschte, bis eine endgültige Entscheidung über das Schicksal der Herzogtümer getroffen und die Regierung derselben einem Prätendenten übertragen werden konnte, der ihr weniger unbequem war als Preußen.

Wenn man an die Gasteiner Konvention die Hoffnung geknüpft hatte, daß sie die österreichisch-preußischen Differenzen beseitigen würde, so erwies dieselbe sich nur zu bald als eine Täuschung. In Schleswig schritt General von Manteuffel mit militärischer Strenge gegen alle Bestrebungen ein, welche darauf hinausliefen, einer anderen Obrigkeit, als derjenigen Preußens und Österreichs, Anerkennung zu verschaffen. Schon ein Besuch des Erbprinzen von Augustenburg von Kiel aus in dem schleswigschen Hafenstädtchen Eckernförde (14. Oktober), bei welchem derselbe Abordnungen und Huldigungsadressen gleich einem rechtmäßigen Landesherrn empfing, gab Herrn von Manteuffel Veranlassung zu einem sehr deutlichen Schreiben, in welchem er ihm zu verstehen gab, daß eine Wiederholung seines Besuches auf schleswigschem Gebiete leicht zu seiner Verhaftung würde führen können. Unterdessen wurde in Holstein unter den Augen des volksfreundlichen Gablenz jene Art gemütlichen Hochverrats betrieben, die man Augustenburgische Agitation nannte. Die Rufe nach Versammlung der Stände und Einsetzung des Herzogs Friedrich VIII., welche bei Festmahlen und Zusammenkünften oft gehört wurden, sollten als eine energische Bekundung des Volkswillens bei einer Massenversammlung aller Schleswig-Holstein- und Kampfgenossenvereine, welche von den Hauptleitern der Agitation für den 23. Januar 1866 nach Altona zusammenberufen wurde, einmütig zusammenklingen. Herr von Gablenz schwankte, ob er eine derartige Kundgebung gegen die bestehende Obrigkeit erlauben dürfe oder nicht. Nach langem Zögern verbot er

die Versammlung, zog aber bald darauf infolge einer Weisung aus der Hofburg sein Verbot wieder zurück. In der von vielen Tausenden besuchten Volksversammlung ergossen nun die Führer der Agitation ihren ganzen Zorn über Preußen in feurigen Reden.

Die preußische Regierung erließ infolge dieser Vorgänge eine ernste Note an das Wiener Kabinett (26. Januar), in welcher es als unbegreiflich bezeichnet wurde, daß es nach den Tagen von Gastein und Salzburg bis zu diesem Punkte habe kommen können. „Durch den Gasteiner Vertrag“ — so hieß es in der Note — „ist jedes der beiden Herzogtümer als ein anvertrautes Pfand der Treue und Gewissenhaftigkeit des einen der beiden Mitbesitzer übergeben worden; wir hatten die Hoffnung, von da aus zu einer weiteren Verständigung zu gelangen, und wir haben das Recht, zu fordern, daß bis zum Eintritt dieser Verständigung jenes Pfand unverletzt erhalten werde. Eine Beschädigung desselben, wie sie durch diese Umtriebe bewirkt wird, können und wollen wir uns nicht gefallen lassen .... Eine verneinende und ausweichende Antwort auf unsere Bitte würde uns die Überzeugung geben, daß die kaiserliche Regierung nicht den Willen habe, auf die Dauer gemeinsame Wege mit uns zu gehen, sondern daß die Preußen abgeneigten Bestrebungen, daß ein herkömmlicher Widerstreit gegen Preußen in ihr mächtiger ist als das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der gemeinsamen Interessen .... Es ist ein unabweisbares Bedürfnis für uns, Klarheit in unsere Verhältnisse zu bringen. Wir müssen, wenn die von uns aufrichtig angestrebte innige Gesamtpolitik der beiden Mächte



von Manteuffel.

sich nicht verwirklichen läßt, für unsere ganze Politik volle Freiheit gewinnen und von derselben den Gebrauch machen, welchen wir den Interessen Preußens entsprechend halten."

Es lag in diesen Worten bereits eine Andeutung auf die Möglichkeit eines Bündnisses zwischen Preußen und dem jungen Königreich Italien, welches, solange seine Forderung nach dem Besitze von Venetien nicht erfüllt war, noch immer Österreich feindlich gegenüberstand.

Als die österreichische Antwort trotz der offenen und unzweideutigen Sprache der preußischen Note „ausweichend und verneinend" ausfiel, nahm Preußen keinen Anstand, weitere ernste Schritte zu thun und sich auf den Kriegsfall vorzubereiten. Am 28. Februar fand in Berlin ein großer Kriegsrat statt, dem auch der General von Manteuffel beiwohnte. Der Kriegsrat erkannte einstimmig an, daß ein Zurückweichen vor Österreich in der Herzogtümerfrage weder mit den Gefühlen des preußischen Volkes, noch mit der Ehre Preußens verträglich sein würde, daß man also vorwärts gehen müsse — selbst auf die Gefahr eines Krieges hin. Sofortige militärische Rüstungen erachtete man für überflüssig, weil die neue Heeresorganisation die Möglichkeit schneller Kriegsbereitschaft bot.*

Gleichzeitig fanden Unterhandlungen zwischen Preußen und Italien statt. Auf den Wunsch der preußischen Regierung sandte das Florentiner Kabinett den General Govone nach Berlin, um gemeinschaftlich mit dem italienischen Gesandten in Berlin, Grafen Barral, die Unterhandlungen mit dem preußischen Ministerpräsidenten Grafen Bismarck** zu führen. Die Unterhandlungen nahmen jedoch anfangs nur einen langsamen Fortgang. Bei aller Entschlossenheit, vor Österreich nicht ohne Schwertstreich zurückzuweichen, wünschte doch die preußische Regierung, den Anlaß zum Kriege nicht aus der schleswig-holsteinschen Frage herzuleiten, sondern, wenn der Krieg einmal unvermeidlich geworden, sogleich den Kernpunkt des langjährigen Streites zwischen Preußen und Österreich selbst anzugreifen und die deutsche Frage mit dem Schwerte im preußischen Sinne zur Lösung zu bringen. Die heißblütigen italienischen Unterhändler hatten gehofft, daß Graf Bismarck ihnen sofort ein Angriffs- und Verteidigungsbündnis zum Zwecke der Eroberung Venetiens antragen würde. Dieser wünschte jedoch nur, sich mit Italien über ein gemeinschaftliches kriegerisches Vorgehen für den Fall zu verständigen, daß die demnächst von der preußischen Regierung in der deutschen Frage beabsichtigten Schritte auf den Widerstand Österreichs stoßen sollten. Das rief Mißtrauen bei den Italienern hervor, welche noch

* Vergl. Biedermann: Dreißig Jahre deutscher Geschichte.

** Bismarck war vom Könige Wilhelm nach der Konvention von Gastein in den Grafenstand erhoben worden (15. September 1865).

immer eine Aussöhnung zwischen Preußen und Österreich, wie in Gastein, besorgten und auch die Hoffnung auf eine unblutige Erwerbung Venetiens — sei es durch freiwillige Abtretung Österreichs gegen eine Geldentschädigung, sei es durch Vermittelung ihres Beschützers an der Seine — noch nicht aufgegeben hatten, und es bedurfte der vollen staatsmännischen Überlegenheit des Grafen Bismarck, um die Italiener dennoch in die Bahnen der preußischen Politik mit fortzureißen. Andererseits hatte auch König Wilhelm Bedenken gegen ein Bündnis mit dem revolutionären Königreich, durch welches die Möglichkeit eines Ausgleichs mit Österreich fast verschwand. Das Bekanntwerden einer vertraulichen Note des Grafen Mensdorff an die deutschen Regierungen außer Preußen (16. März), in welcher dieser die Absicht aussprach, die schleswig-holsteinsche Angelegenheit der Entscheidung des Bundes anheimzugeben, und insgeheim zu Rüstungen gegen Preußen aufforderte, sowie die Überzeugung, daß es österreichischerseits auf eine Demütigung Preußens, wie vor sechzehn Jahren, abgesehen sei, ließ indessen bei dem Könige die Bedenken gegen das Bündnis mit Italien zurücktreten, welches demnächst (8. April) zum Abschluß kam. Danach verpflichtete sich Italien für den Fall, daß die nächstfolgenden Schritte der preußischen Regierung in der deutschen Sache binnen drei Monaten zum Kriege zwischen Preußen und Österreich führen sollten, gleichfalls den Krieg an Österreich zu erklären und mit allen Kräften, welche ihm zur Verfügung ständen, zu führen. Weder Italien noch Preußen sollten ohne gegenseitiges Einverständnis Frieden oder Waffenstillstand schließen; dieses sollte aber nicht verweigert werden, wenn Österreich eingewilligt, Venetien an Italien und ein dieser Provinz an Bevölkerung gleiches Gebiet an Preußen abzutreten. Der Vertrag sollte als erloschen angesehen werden, wenn Preußen nicht binnen drei Monaten den Krieg an Österreich erklärt hätte.

Bald darauf that Österreich weitere Schritte, welche den Kriegsfall unmittelbar herbeizuführen drohten. Österreich übergab die schleswig-holsteinsche Angelegenheit der Entscheidung des Bundes (1. Juni) und beauftragte seinen Statthalter in Holstein, den Freiherrn von Gablenz, mit Einberufung der holsteinschen Stände (5. Juni). Durch den ersteren Schritt sagte sich Österreich von den früheren Vereinbarungen mit Preußen los, sowohl von der Gasteiner Konvention, als einem kurz vor Ausbruch des dänischen Krieges (16. Januar 1864) geschlossenen Vertrage, durch welchen beide Höfe sich verpflichtet hatten, die künftigen Verhältnisse der Herzogtümer nur im gegenseitigen Einverständnis zu ordnen. Die Einberufung der holsteinschen Stände war ein Eingriff in die preußischen Hoheitsrechte. Preußen protestierte gegen dieses Vorgehen Österreichs, und der preußische Statthalter, General von Manteuffel, kündigte im Auftrage seiner Regierung dem österreichischen Gouverneur an, daß er durch die einseitigen Maßnahmen Österreichs die Konvention von Gastein für ge-

brochen ansehe und zur Wahrung des preußischen Mitbesitzrechts seine Truppen wieder in Holstein einrücken lassen werde.

Dem Worte folgte die That. Am 7. Juni überschritten die preußischen Truppen von Norden her die Eider und rückten wieder in Holstein ein. Feldmarschallieutenant von Gablenz zog seine Truppen über Hamburg auf das hannoversche Gebiet zurück, um sich von hier aus mittels der Eisenbahn mit der österreichischen Hauptmacht in Böhmen zu vereinigen. Der Erbprinz von Augustenburg hatte das Land schon am 7. Juni in aller Eile verlassen.

Am Bundestage zu Frankfurt a. M. beraumte der österreichische Präsidialgesandte mit Bezug auf die Vorgänge in Holstein eine außerordentliche Sitzung an und beantragte in derselben (11. Juni), weil Preußen durch das Vorgehen seines Statthalters in Holstein den Weg der Selbsthilfe betreten habe, auf Grund des Artikels 19 der Wiener Schlußakte (wonach der Bund bei ausgebrochenen Thätlichkeiten zwischen seinen Mitgliedern jeder Selbsthilfe vorzubeugen habe), die schleunige Mobilmachung des gesamten Bundesheeres, mit Ausnahme der preußischen Armeecorps, gegen Preußen. Die preußische Regierung protestierte von vornherein gegen die geschäftliche Behandlung dieses Antrags, weil er gegen die Grundgesetze der Bundesverträge verstieß, und erklärte, die Annahme dieses Antrags gleich einer Kriegserklärung ansehen zu müssen. Nichtsdestoweniger wurde die Beratung und Beschlußfassung über diesen Antrag für den 14. Juni 1866 auf die Tagesordnung der Bundesversammlung gesetzt. So stand denn die schleswig-holsteinsche Angelegenheit auf der Spitze des Schwertes; aber nicht allein diese, in welcher es sich doch nur um überwiegend preußische Ansprüche handelte, sollte ihre Lösung jetzt durch das Schwert finden, sondern König Wilhelm wollte in einem Kriege, in welchem nicht allein das preußische Volk, sondern die gesamte deutsche Nation ihre Kraft und ihr Blut einzusetzen hatte, auch das wahre nationale Ziel vorleuchten lassen in dem Vertrauen, daß Preußen, wenn Gott ihm den Sieg verliehe, auch stark genug sein würde, um „das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt und welches jetzt durch diejenigen zerrissen war, welche die Rechtsmacht des nationalen Geistes fürchteten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern.“*

* Worte des Königs Wilhelm aus seiner Proklamation an das Volk bei dem Ausbruch des Krieges 1866.

Die deutsche Frage und der deutsche Krieg 1866.

König Wilhelm wußte wohl, daß der Krieg, den Preußen zu führen hatte, nur dann mit Erfolg durchgekämpft werden könne, wenn es als mächtigen Bundesgenossen den Geist der deutschen Nation auf seiner Seite hatte. Deshalb war seine Regierung bestrebt, je mehr der Horizont durch die schleswig-holsteinsche Verwickelung sich verdunkelte, desto heller diejenigen Ziele leuchten zu lassen, welchen die deutsche Nation bereits seit langen Jahren ihr Sehnen und Hoffen, ihre edelsten Kräfte zugewandt hatte, deren Erreichung aber durch den Gegensatz der beiden Mächte Preußen und Österreich vereitelt worden war.

Als die Beziehungen zwischen Preußen und Österreich im Frühjahr 1866 infolge der verschiedenen Auffassungen und Ansprüche beider Mächte in der schleswig-holsteinschen Frage sich immer ernster gestalteten, richtete die preußische Regierung an die Regierungen der deutschen Bundesstaaten eine Note (24. März), in welcher sie auf die durch die österreichischen Rüstungen bedrohte Lage Preußens und auf die Notwendigkeit hinwies, auch ihrerseits Maßregeln zum Schutze der Grenzen zu treffen. „Aber nicht die augenblickliche Sicherung“ — hieß es weiter in der Note — „ist das Einzige, was Preußen im Auge haben muß, es muß auch Bürgschaften für die Zukunft suchen. Preußen ist durch seine Stellung, seinen deutschen Charakter und durch die deutsche Gesinnung seiner Fürsten vor allem zunächst darauf angewiesen, diese Garantieen in Deutschland selbst zu suchen. Auf dem Boden der deutschen Nationalität und in einer Kräftigung der Bande, welche uns mit den übrigen deutschen Staaten verbinden, dürfen wir hoffen und werden immer zuerst versuchen, die Sicherheit der nationalen Unabhängigkeit zu finden .... Wenn wir Deutschlands nicht sicher sind, ist unsere Stellung gerade wegen unser geographischen Lage gefährdeter als die der meisten anderen europäischen Staaten; das Schicksal Preußens aber wird das Schicksal Deutschlands nach sich ziehen, und wir zweifeln nicht, daß, wenn Preußens Kraft einmal gebrochen wäre, Deutschland an der Politik der europäischen Nationen nur noch passiv beteiligt bleiben würde.“ .... Indem die preußische Regierung weitere Schritte zur Herbeiführung einer „den realen Verhältnissen Rechnung tragenden Reform des Bundes“ ankündigte, richtete sie schließlich an die deutschen Bundesregierungen die Frage, ob und in welchem Maße Preußen gegenwärtig auf ihren guten Willen zu seiner Unterstützung gegenüber den drohenden Rüstungen Österreichs rechnen könne, da die Bundeseinrichtungen an sich keine ausreichende Gewähr böten.

Die Antworten der meisten Regierungen lauteten ausweichend und wiesen auf den Artikel der Bundesakte hin, welcher den Bundesgliedern verbietet, ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen. Daß in der drohenden Kriegsgefahr Preußen nicht seine Zuflucht unter einem Paragraphen der Bundesakte nehmen konnte, war einleuchtend. Von den deutschen Bundesgenossen im Stich gelassen, nahm die Regierung König Wilhelms keinen Anstand mehr, den Abschluß des Bündnisses mit Italien zu betreiben, welches am 8. April 1866 zu stande kam.

Gleichzeitig that die preußische Regierung einen weiteren, entscheidenden Schritt in der deutschen Frage, indem sie durch ihren Gesandten am Bundestage den Antrag auf Einberufung einer „aus allgemeinen, direkten Wahlen hervorgehenden Nationalversammlung" stellte, welcher die preußischen Vorschläge zur Reform der Bundesverfassung vorgelegt werden sollten (9. April). Um den Zusammentritt der Versammlung nicht durch langwierige Vorberatungen verzögert zu sehen, erklärte die preußische Regierung, den Bundesregierungen von ihren Reformvorschlägen erst dann volle Kenntnis geben zu wollen, wenn jener Antrag angenommen und der Tag der Eröffnung der Nationalversammlung festgesetzt sein würde. Das war mehr, als man im Volke erwartet hatte. Preußen selbst war es, das den Geist der deutschen Nation aufrief gegen jenen dynastischen Sondergeist, welcher von jeher der Hauptfeind der deutschen Einheitsbestrebungen gewesen war, den Hauptverbündeten Österreichs. Den Wunsch, welchen das deutsche Volk so lange in seinem Herzen getragen, hatte die preußische Regierung zu ihrer Forderung erhoben und schien entschlossen, mit allen ihren Machtmitteln für dieselbe einzustehen.

Trotzdem war die Aufnahme, welche der Antrag im Volke fand, eine zurückhaltende und kühle. Man mißachtete die dargebotene Gabe wegen des Gebers. Der Mann, welchen das Vertrauen des Königs Wilhelm an die Spitze der preußischen Staatsleitung berufen hatte, Graf Bismarck, vereinigte damals auf sich den Haß aller liberalen Parteien im Lande. Der starre Widerstand, welchen Bismarck während der Konfliktszeit den Forderungen des Abgeordnetenhauses entgegengesetzt, und der herbe Ton, mit welchem er die Angriffe der Liberalen zurückgewiesen, hatten eine allgemeine und tiefe Erbitterung gegen ihn hervorgerufen. Durch die heimgekehrten Abgeordneten war die Unzufriedenheit und Verstimmung über die innere Lage des Staates in immer weitere Kreise getragen worden. Der Hader über die verfassungsmäßigen Rechtsformen hatte den Sinn von den höchsten und wichtigsten Interessen der Nation abgelenkt. Ein Krieg mit dem äußeren Feinde, solange das Ministerium Bismarck am Ruder und der innere Konflikt ungelöst war, deuchte den Liberalen als ein schweres nationales Unglück. Es gab noch zwei andere Parteien im Lande, welche — sonst vielleicht weniger friedfertig gesinnt — doch einem Kriege gegen Österreich aus besonderen Gründen abgeneigt waren. Die

eine war diejenige, welche das kirchliche über das Staatsinteresse stellt und über dem Staatsoberhaupte den heiligen Vater in Rom als ihre eigentliche und wahre Obrigkeit auch in weltlichen Dingen anerkennt. Die preußischen Ultramontanen konnten zwar, wenn sie sich von ihrem Vaterlande nicht völlig losgesagt, den Sieg Österreichs über Preußen nicht wünschen, sie fürchteten aber auch den Sieg Preußens und die daraus hervorgehende Kräftigung Deutschlands durch die protestantische Vormacht und arbeiteten daher mit allen Mitteln für die Erhaltung des Friedens. Die andere Friedenspartei, mit welcher König Wilhelm seinem Herzen nach vielleicht am meisten sympathisierte, die preußischen Altkonservativen, konnte sich von der überlieferten waffenbrüderlichen Zuneigung zu dem alten Alliierten aus den Befreiungskriegen nicht lossagen und beklagte den Bruch mit Österreich gleichfalls als ein nationales Unglück.

Die lange Gewohnheit des Friedens hatte überhaupt die Entschlossenheit und Thatkraft des preußischen Volksstammes gelähmt. Aus vielen Städten der Monarchie liefen Adressen beim Könige ein, in welchen derselbe dringend um Erhaltung des Friedens gebeten wurde. Um sich zu dem Standpunkte zu erheben, daß es den Krieg als das letzte und einzige Mittel zur Verwirklichung seines nationalen Berufes anerkenne und aufnehme, bedurfte das Volk eines energischen Hebels, d. i. des lebendig und kräftig wiedererwachenden Nationalgefühls und des Hinblicks auf ein würdiges, mächtiges Oberhaupt, welches, hoch über den Parteien stehend, nur das Wohl und Heil des Vaterlandes erstrebte. König Wilhelm folgte in den großen Fragen der Politik niemals seinen persönlichen Neigungen, sondern nur seinem klaren und sichern Gefühl für das Beste des Vaterlandes, und er erkannte mit hellem Blicke, was seiner Zeit, seinem preußischen Volke und mit ihm der gesamten deutschen Nation not that und frommte. Ein Preuße ganz vom Scheitel bis zur Sohle, kannte er den Herzschlag seines treuen, tapferen Volkes; er vertraute ihm und ging, unbeirrt von der zur Zeit vorherrschenden Friedensströmung, seinen Weg. Er fühlte sich als „Vollstrecker einer harten, aber unvermeidlich gewordenen geschichtlichen Notwendigkeit"; denn der Strom der Geschichte hätte rückwärts fließen müssen, wenn Preußen, welches durch den Charakter seines Volkes und durch die deutsche Gesinnung seiner Fürsten, sowie durch seine vierhundertjährige Geschichte und seine Stellung unter den übrigen Mächten Europas dazu berufen war, die Einigung und Führung der deutschen Stämme zu übernehmen, vor dem nichtdeutschen Österreich hätte zurückweichen müssen. König Wilhelm verließ sich nächst Gott auf den nationalen Geist, auf die sittliche Kraft und Intelligenz seines Volkes, und ihm standen für die großen Entschlüsse und den großen Kampf, der zu führen war, mit unentwegter Festigkeit in Rat und That drei Männer zur Seite, die, geschaffen aus dem reinsten und edelsten Erz ihres Volkes, ihrem Vaterlande und dem neu erstehenden Deutschen Reiche

ihre besten Kräfte widmeten. Denn jede Zeit gebiert die Männer, die sie braucht, und alle sind Werkzeug in Gottes Händen zur Herbeiführung der großen Ziele, die er den Völkern gesteckt hat. Nicht Ehrgeiz und Ruhmbegier, die Triebfedern zu manchen kühnen und ruhmwürdigen Thaten, sind es, die die großen und dauernden Werke in der Geschichte schaffen; — Gottesfurcht, Königstreue, Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl, das sind die Grundlagen unseres alten preußischen, unseres neuen deutschen Heldentums.

Diese Männer, deren Namen mit der jüngsten preußischen Geschichte, mit der Geschichte der Gründung des neuen Deutschen Reiches für immer ruhmvoll verflochten sind, waren nächst dem Könige Wilhelm der Leiter der preußischen Staatskunst, Otto Graf von Bismarck, welcher durch seine echt preußische und zugleich echt nationale Politik die Wege ebnete, auf welchen Preußen mit und durch Deutschland zu neuer Macht und Größe emporstieg; ferner der preußische Kriegsminister, Albrecht von Roon, welcher unermüdlich das alte Preußenschwert scharf und blank geschliffen hatte und jetzt des Augenblicks harrte, wann Preußen dasselbe schwingen und siegreich gebrauchen und das große, viel angefochtene Werk der neuen preußischen Heeresorganisation, die er in des Königs Auftrage glücklich durchgeführt hatte, sich im Ernste bewähren würde, endlich der Chef des preußischen Generalstabs, Helmuth von Moltke, der stille Denker der Schlachten und Lenker der Heere, der schon im stillen die Siegesbahnen berechnete, welche die preußischen Heere in Böhmen und am Main bald zu durchmessen hatten. Der Geist, welcher diese Männer beseelte, teilte sich mehr und mehr dem ganzen Volke, vorzüglich dem Volke in Waffen mit, als der Augenblick der großen geschichtlichen Entscheidung herannahte.

Die heftige Erregung im deutschen Volke gegen den Mann, welcher als der wahre Urheber des Krieges und Friedensstörer angesehen wurde, gegen Bismarck, steigerte sich in einem fanatischen Kopfe bis zu dem Gedanken eines Mordplans. Als Bismarck am 8. Mai nachmittags nach dem Vortrage beim Könige vom königlichen Palais nach seinem Hotel in der Wilhelmsstraße zurückging, wurden in der Straße „Unter den Linden,“ nahe der Schadowstraße, zwei Schüsse auf ihn abgefeuert — eine Kugel hatte ihn gestreift. Mit fester Hand faßte Bismarck den Thäter, den er, sich umwendend, nahe hinter sich gewahrte, und überlieferte ihn den herbeieilenden Offizieren und Mannschaften eines gerade vorübermarschierenden Bataillons. Obgleich der Verbrecher, ein Student der Landwirtschaft, Namens Julius Cohen, ein Stiefsohn des in London lebenden politischen Flüchtlings Karl Blind, während seiner Ergreifung Gelegenheit fand, noch zwei Schüsse mit seinem Revolver abzudrücken, blieb Bismarck doch bis auf eine leichte Streifwunde an der Schulter unverletzt. Auf die Entschließungen der preußischen Regierung konnte diese That eines Verbrechers natürlich keinen Einfluß haben. Wenn Bismarck nicht

den Mut gehabt hätte, sein Leben an die von ihm vertretene Sache zu setzen, wie hätte er seinem Könige raten können, die Verantwortung für einen Krieg zu übernehmen, in welchem nicht nur das Leben von vielen Tausenden, sondern das Schicksal einer ganzen Nation auf dem Spiele stand! —

Von hoher Wichtigkeit war noch die Frage, welche Stellung die deutschen Mittel- und Kleinstaaten, sowie die auswärtigen Mächte zu dem Kriege einnehmen würden, der bereits unvermeidlich geworden war. Es ist eine traurige Wahrnehmung, daß im Frühjahr 1866 keine von den Regierungen der deutschen Mittelstaaten ihre Aufgabe im deutsch-nationalen Sinne erfaßte, sondern daß dieselben ihren Beruf allein in der Wahrung ihrer Sonderinteressen erblickten. Der bayrische Minister von der Pfordten schien eine Zeit lang zu schwanken, ob für Bayern nicht eine ehrliche Neutralität ratsamer sei als unbedingter Anschluß an Österreich. Dennoch ließ er sich nach einem mißlungenen Vermittelungsversuche mehr und mehr in das österreichische Lager hinüberziehen. Die leitenden Minister für Württemberg, von Varnbüler, und für Hessen-Darmstadt, von Dalwigk, waren von Preußenhaß erfüllt und dem österreichischen Einfluß völlig ergeben; ja, jener rief bereits in öffentlicher Kammersitzung höhnend sein «Vae victis» über Preußen. Ein unbefangener deutscher Patriot und alter Vorkämpfer der deutschen Einheit, der badische Finanzminister Karl Mathy, urteilte über seine Kollegen: „Die mittelstaatlichen Staatsmänner haben keine Spur von nationaler Empfindung, nichts als Neid gegen Preußen, nichts als das Gelüst, diesen deutschen Staat klein zu machen und nebenbei jeder für sich einen Profit auf Unkosten des Gegners oder eines Genossen in die Tasche zu stecken. Man glaubt auf der Seite der Stärkeren zu stehen, während man sich auf der schwächeren befindet“ .... In Hannover schwankte der blinde König, den sein Minister Graf Platen in voller Unkenntnis über die Sachlage ließ, hin und her zwischen Neutralität und dem Bündnis mit Österreich, zwischen dem alten dynastischen Welfenstolz, der ihm kein Opfer an Hoheitsrechten zu Gunsten eines Mächtigeren oder der gesamten Nation gestattete, und der Besorgnis, bei einer fortgesetzt feindseligen Haltung Land und Krone an den mächtigen Nachbar zu verlieren, bis er im letzten Augenblicke durch das Versprechen Österreichs, ihm Hoheitsrechte und Länderbesitz zu gewährleisten, sowie durch die Aussicht auf Kosten Preußens eine Gebietsvergrößerung zu erlangen, ganz für Österreich gewonnen ward. Keiner aber gebärdete sich preußenfeindlicher und kriegslustiger als der sächsische Staatsleiter Freiherr von Beust, welcher seinen König bewogen hatte, den anderen deutschen Fürsten mit den umfassendsten Rüstungen voranzugehen, um das volle Gewicht Sachsens gegen Preußen in die Wagschale zu werfen. Der Großherzog von Baden, welcher sowohl durch seine Verwandtschaft zum Hohenzollernschen Hause als Schwiegersohn des Königs Wilhelm, als durch seine deutsch-nationale Ge-

sinnung ganz auf preußischer Seite stand, sah sich doch durch die Volksstimmung in Süddeutschland und die geographische Lage seines Landes veranlaßt, an Stelle des nationalgesinnten Ministers von Roggenbach den zu Österreich haltenden Herrn von Edelsheim an die Spitze seines Ministeriums zu berufen, der Finanzminister Mathy schied freiwillig aus dem Amte. „Ich gehe zu den Volskern," sagte Roggenbach beim Scheiden aus seinem badischen Heimatlande zu seinem alten Freunde und Gesinnungsgenossen Karl Mathy, und dieser schrieb in sein Tagebuch: „Wir stehen auf der unrechten Seite, für das Faule, Habsburg und Welf, gegen das Frische; der Ausgang wird es lehren." Daß es auch solche Stimmen gab, mußte denen zum Troste dienen, welche das Unheil des Krieges Deutscher gegen Deutsche aufrichtig beklagten. Auf ihnen beruhte während der blutigen Kämpfe der nächsten Zeit die Hoffnung auf Wiederversöhnung und Einigung des deutschen Südens und Nordens zu einem neuen unlösbar festen Bunde.

Wie sehr es auch immer beklagt werden mag, daß dem deutschen Volke nur aus blutiger Saat die Ernte der Einheit aufgehen sollte, so erfreulich ist es, daß ihm wenigstens ein schweres Unheil, nämlich die Einmischung des Auslandes, erspart blieb. Noch war kein großer Krieg auf deutschem Boden ausgekämpft worden, in welchem nicht zuletzt fremde Mächte auf Kosten Deutschlands den Gewinn davongetragen hätten. Es gehörte zu der herkömmlichen Politik Frankreichs, daß es die inneren Verlegenheiten und Zwistigkeiten in Deutschland zu seinem Vorteile auszunützen verstand. Alle bedeutenderen Staatsmänner Frankreichs, von Mazarin und Richelieu bis auf Napoleon I., haben durch Befolgung dieser Politik eine gewisse Popularität in ihrem Lande angestrebt und erlangt. Auch der Neffe des ersten Napoleon sah mit heimlicher Freude die aufgehende Zwietracht zwischen Preußen und Österreich; er hoffte, daß der ausbrechende Krieg ihm Gelegenheit geben würde, die Rolle seines Oheims in Deutschland zu erneuern und seinen Namen, der den alten Zauber längst verloren hatte, in den Augen der französischen Nation mit neuem Glanze zu umgeben.

So sehr Napoleon diesen Zeitpunkt herbeigewünscht hatte, so traf ihn doch jetzt die kriegerische Wendung in den deutschen Angelegenheiten nicht gerüstet. Ein Teil der französischen Streitkräfte war durch das unheilvolle Unternehmen in Mexiko gebunden, welches seinem Urheber nichts weniger als Ruhm eintrug. Napoleon sah sich im Frühjahr 1866 außer stande, eine ansehnliche Truppenmacht an der französischen Grenze aufzustellen. Was er mit den Waffen nicht zu erringen vermochte, das dachte er mit List zu erschleichen.

Die öffentliche Meinung in Frankreich war damals mehr gegen Preußen als gegen Österreich eingenommen. Österreich hatte vor wenigen Jahren das Übergewicht der französischen Waffen anerkennen müssen, Preußen hatte man den Tag von Belle-Alliance noch nicht vergeben. Es war in Frankreich un-

vergessen, daß Blüchers tapferes „Vorwärts“ den verbündeten Heeren zweimal den Weg nach Paris gewiesen, und ein Krieg gegen Preußen mit dem ausgesprochenen Zwecke der Eroberung des linken Rheinufers war in Frankreich immer der Zustimmung eines großen Teils der Nation sicher. Dennoch hatte Napoleon III. Gründe, gegen Preußen nicht offen Partei zu ergreifen. Er sah es gern, daß Preußen auf Änderung der Verträge von 1815 hinarbeitete, von denen er öffentlich erklärt hatte, daß er sie verabscheue, und welche ihn an die Niederlage seines Hauses erinnerten. Auch sah er sich durch das Bündnis Preußens mit Italien gehemmt, welches ja zu einem Teile die Verwirklichung des von ihm selbst früher aufgestellten Programms: „Italien frei bis zur Adria!“ zum Ziele hatte. Er wünschte daher, zuerst nur den Krieg entbrennen zu sehen, und erwartete mit Bestimmtheit, daß Preußen ihm Anträge machen werde, um sein Bündnis zu erlangen, oder doch sich seiner wohlwollenden Neutralität zu versichern. Als die erwarteten Anträge ausblieben, ließ Napoleon selbst dem Ministerpräsidenten Grafen Bismarck bald durch Verwandte, bald durch vertrauliche Agenten Vorschläge machen, welche ein Bündnis zwischen Preußen und Frankreich zum Zwecke beiderseitiger Gebietserweiterung anbahnen sollten. Es handelte sich dabei für Frankreich „bald um Luxemburg oder um die Grenze von 1814 mit Landau und Saarlouis, bald um größere Objekte, von denen die französische Schweiz und die Frage, wo die Sprachgrenze in Piemont zu ziehen sei, nicht ausgeschlossen blieben.“ Graf Bismarck wies alle diese Anträge von der Hand. Dagegen erklärte Kaiser Franz Joseph sich in einem vertraulichen Handschreiben (4. Mai) bereit, Venetien an Napoleon abzutreten unter der Bedingung, daß Frankreich und Italien sich neutral verhielten und Österreich freie Hand ließen, sich durch Eroberung Schlesiens schadlos zu halten. Der Vorschlag kam dem Kabinett der Tuilerien hocherwünscht. Napoleon hoffte, auf diese Weise sowohl Italien befriedigen, als auf Preußen einen moralischen Druck üben und ihm seine Vermittelung aufdringen zu können. Er schlug einen Kongreß vor, und als Grundlage für den Frieden teilte er dem Florentiner Kabinett die folgenden Punkte mit: Abtretung Venetiens an Italien, Schlesiens an Österreich, der Elbherzogtümer und einiger deutschen Fürstentümer an Preußen; am Rhein wünschte er einige kleine Herzogtümer zu errichten, welche zwar zum Deutschen Bunde gehören, aber unter Frankreichs Schutz gestellt werden sollten; die depossedierten deutschen Fürsten sollten nach den Donaufürstentümern, der Moldau und Walachei, geschickt werden. Zu derselben Zeit, als Napoleon hierüber mit Italien heimlich unterhandelte, ließ er auch dem preußischen Kabinett ein Offensiv- und Defensivbündnis mit Frankreich antragen, zu welchem der französische Botschafter in Berlin, Graf Benedetti, im Auftrage seiner Regierung eigenhändig die Grundzüge entwarf. Danach sollte der König von Preußen zehn Tage nach Auflösung des Kon-

gresses die Feindseligkeiten eröffnen, bald darauf wollte der Kaiser der Franzosen den Krieg an Österreich erklären und denselben mit einer Armee von 300000 Mann führen. Der Friede sollte unter folgenden Bedingungen geschlossen werden: für Italien Venetien, für Preußen eine Vergrößerung an deutschem Gebiete mit einer Seelenzahl von sieben bis acht Millionen, ferner die Bundesreform im preußischen Sinne, endlich für Frankreich das Gebiet zwischen Mosel und Rhein ohne Koblenz und Mainz, den bayrischen Teil des linken Rheinufers, Birkenfeld, Homburg und Rheinhessen.

Graf Bismarck hielt es unter seiner Würde als deutscher Staatsmann, von diesen Vorschlägen seinem Könige auch nur eine amtliche Mitteilung zu machen. Er lehnte die französischen Anträge ab, bewahrte jedoch den Entwurf von Benedettis Hand als ein wertvolles Dokument für spätere Zeiten.

Auch die italienische Regierung nahm Anstand, Venetien als Danaergeschenk aus den Händen Napoleons anzunehmen. Zudem war die Gabe durch die Bedingung, an welche sie geknüpft war, nämlich die Eroberung Schlesiens durch österreichische Waffen — denn an eine freiwillige Abtretung von seiten Preußens konnte doch wohl nicht ernstlich gedacht werden —, eine sehr imaginäre geworden. Diese Erwägungen bestimmten Italien, der Verlockung zum Bruche des Bündnisvertrages mit Preußen zu widerstehen und das Anerbieten abzulehnen.

Napoleon sah sich von zwei Seiten abgewiesen; er tröstete sich mit der zuversichtlichen Hoffnung, zu einem späteren Zeitpunkte im Verlaufe des Krieges dennoch das entscheidende Wort zu sprechen.

Der Versuch, die schwebenden Fragen auf einem Kongresse zu ordnen, wurde später von den neutralen Mächten Frankreich, England und Rußland gemeinschaftlich noch einmal aufgenommen. Jedoch war die politische Lage bereits zu gespannt, als daß von den Verhandlungen eines Kongresses noch ein Erfolg zu erwarten gewesen wäre. Auch wurde dieser durch die von Österreich gestellte Vorbedingung, daß „auf dem Kongreß von keiner Seite ein Anspruch auf eine Gebietsvergrößerung erhoben und die bestehenden europäischen Verträge zum Ausgangspunkte der Beratungen genommen werden müßten,“ von vornherein illusorisch gemacht. Die Ereignisse nahmen ihren unabänderlichen und unaufhaltsamen Verlauf, sowie sie einmal ins Rollen gekommen waren. In Preußen machte sich bei der hervortretenden Gewißheit, daß der Krieg unvermeidlich geworden, allmählich ein Umschwung in der Volksstimmung bemerkbar.

Am 5. Mai unterzeichnete König Wilhelm den Befehl zur Mobilmachung der gesamten preußischen Armee. Da wurde das große Geheimnis offenkundig, welches der oberste Kriegsherr der preußischen Armee und sein getreuer Feldwebel, der Kriegsminister von Roon, seit einer Reihe von Jahren gesponnen; da verwandelte sich wie mit Zauberschlag die arbeitsame, friedliebende Nation in ein streitbares, kampfesfreudiges Volk in Waffen. Das Volk begann den

wahren Sinn und die Bedeutung des großen Kampfes zu fassen; es fühlte, daß ein Zurückweichen auf der betretenen Bahn mit der Ehre Preußens unverträglich war, und scharte sich mit alter Treue um die alten Fahnen. Vergessen war der innere Hader; es gab nur einen Feind: der an die Landespforten pochte, und ein gemeinsames Ziel für alle: Kampf und Sieg fürs Vaterland! —

Um dieselbe Zeit erfolgte die Auflösung des Abgeordnetenhauses und die Ausschreibung der neuen Wahlen (9. Mai). Die Regierung wünschte, daß mittels derselben „der Einmütigkeit Ausdruck gegeben würde, welche das preußische Volk beseele, sobald es die Unabhängigkeit und Ehre des Landes gelte." *

Während die Jugend des Volkes gehobenen Herzens zu den Waffen strömte, während alle Straßen und Eisenbahnen, Flüsse und Ströme von wehrhaften Männern starrten, trat der Bürger ruhig und ernst an die Wahlurne. Hier hörte man nicht mehr die Losungsworte der Parteien, „konservativ" und „fortschrittlich," sondern die erste Frage war: „Wer hat ein tapferes Herz fürs Vaterland?" —

Es soll der Stadt Breslau, der schönen Hauptstadt des bereits von den österreichischen Heeren bedrohten Schlesierlandes, unvergessen bleiben, daß sie zuerst der neu erwachten patriotischen Stimmung des preußischen Volkes in einer Adresse an den König (15. Mai) echt preußischen Ausdruck gab. Dieselbe Stadt, von welcher die große Erhebung des Jahres 1813 ihren Ausgang genommen hatte, sprach es auch jetzt dem Könige offen und freudig aus, daß sie für die Ehre Preußens, seine Stellung in Deutschland und die mit dieser Stellung in notwendigem Zusammenhang stehende Einheit des gemeinsamen Vaterlandes den Gefahren und Nöten des Krieges mit derselben Opferwilligkeit und Hingebung entgegengehen werde, wie die schlesischen Männer unter Führung von des Königs Wilhelm hochseligem Vater gethan. „Können jene höchsten Güter Preußens und Deutschlands erhalten werden im Frieden, so begrüßen wir denselben freudigen Herzens; sollten aber die Gegner Preußens und Deutschlands, wie es im Jahre 1850 geschehen, wieder eine Minderung der Machtstellung, wiederum eine Demütigung Preußens erstreben, so wird Schlesien lieber alle Lasten und Leiden des Krieges auf sich nehmen, als die Lösung der historischen Aufgabe Preußens, die Einigung Deutschlands, wieder auf Jahrzehnte hinausrücken lassen."

In diesen mannhaften Worten spiegelte sich der besonnene, klare und tapfere Geist, durch welchen Preußen die Führung Deutschlands erlangt hat. —

Am 14. Juni fand die entscheidende Sitzung des Bundestages statt, in welcher über den österreichischen Mobilmachungsantrag abgestimmt werden sollte, dessen Annahme Preußen gleich einer Kriegserklärung betrachten zu müssen er-

* Aus dem Bericht des Staatsministeriums an den König vom 9. Mai, welcher die Notwendigkeit der Auflösung des Abgeordnetenhauses begründen sollte.

klärt hatte. Die Versammlung, welche bei Fragen von untergeordneter Bedeutung oft Wochen und Monate zur Vorberatung gebrauchte, trieb zu dem folgenschwersten Beschlusse mit einer Hast, als könnte sie ihr eigenes Ende nicht erwarten. Noch einmal zeigte sich bei dieser letzten Abstimmung die volle Unfähigkeit des Bundes, in wichtigen Fragen überhaupt einen Beschluß zu fassen.* Trotz vieler formellen Bedenken, veranlaßt durch die mangelhafte Instruktion der Gesandten einzelner Staaten, verkündigte der österreichische Präsidialgesandte als Resultat der Abstimmung die Annahme des Antrags mit 9 gegen 6 Stimmen. Der preußische Gesandte aber erklärte damit den Bundesvertrag für gebrochen und seine Thätigkeit an dem Bundestage für beendigt.

Nach einem letzten vergeblichen Versuche Preußens, die Regierungen der benachbarten Staaten Hannover, Kurhessen und Sachsen unter dem Versprechen, ihnen ihre Hoheitsrechte und ihr Gebiet zu gewährleisten, binnen 24 Stunden zur Erklärung ihrer Neutralität und zum Bündnis auf Grund der preußischen Reformvorschläge (vom 10. Juni) zu veranlassen, übergaben die preußischen Gesandten in Dresden, Hannover und Kassel die Kriegserklärung (15. Juni). Schon in der folgenden Nacht wurden durch telegraphische Befehle aus Berlin die Heersäulen in Bewegung gesetzt, welche am Morgen des 16. Juni die

* Unbedingt für den österreichischen Antrag ergaben sich — außer Österreich selbst — zunächst 6 Stimmen (Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Kurhessen und Hessen-Darmstadt), unbedingt gegen denselben gleichfalls 6 Stimmen (Baden, Luxemburg, die sächsischen Herzogtümer — mit Ausnahme von Sachsen-Meiningen —, die beiden Mecklenburg, Oldenburg mit Anhalt und den beiden Schwarzburg und die freien Städte — mit Ausnahme von Frankfurt). Soweit stand also das Stimmenverhältnis gleich. Preußen enthielt sich der Abstimmung, weil es gegen jede geschäftliche Behandlung des Antrags protestiert hatte. Die Stimme von Holstein und Lauenburg ruhte. Es kamen noch in Betracht die Stimme der 13. Kurie, Braunschweig-Nassau, innerhalb welcher Nassau für, Braunschweig gegen Österreich stimmte, so daß beide Stimmen sich gegenseitig aufhoben; dennoch gab der stimmführende (nassauische) Gesandte die Stimme für Österreich ab; — endlich die 16. Kurie, in welcher Liechtenstein, Reuß ä. L. und Hessen-Homburg für, Lippe-Detmold, Waldeck und Reuß j. L. gegen Österreich stimmten, so daß auch hier die Stimmen soweit sich gegenseitig aufhoben; außerdem gehörte zu dieser Kurie als siebenter Staat noch Lippe-Schaumburg, dessen Gesandter, Viktor von Strauß, zugleich die Stimme der Kurie führte; derselbe erklärte, daß er zwar von seiner Regierung nicht instruiert sei, aber auf eigene Verantwortung die Stimme derselben und somit die Gesamtstimme der 16. Kurie für Österreich abgebe. Sobald die Abstimmung bekannt geworden, erklärte die Lippe-Schaumburgische Regierung, indem sie die Stimmabgabe ihres Gesandten widerrief, sich nachträglich gegen den österreichischen Antrag. Erwägt man, daß bei einer regelmäßigen geschäftlichen Behandlung ebenso wie Preußen, auch sein Gegner Österreich sich wohl der Abstimmung hätte enthalten sollen und daß die Stimme der 13. Kurie eigentlich außer Betracht hätte bleiben müssen, so hing die Entscheidung des wichtigsten Bundesbeschlusses allein an Lippe-Schaumburg, dessen Stimme gefälscht ward. Die letzte Abstimmung am Bundestage, mit welcher dieser sein unbejammertes Ende nahm, erscheint danach als ein unwürdiges Trug- und Possenspiel.

Grenzen der genannten drei Staaten überschritten. Drei Tage später waren die beiden Königreiche und das Kurfürstentum Hessen von den preußischen Truppen in Besitz genommen. Der blinde Welfenkönig irrte noch inmitten seiner Armee auf Hin- und Hermärschen im Göttingenschen und in den Thüringer Landen, bald auf eine diplomatische Vermittelung, bald auf die Hilfe der Süddeutschen hoffend, und schloß erst, nachdem die tapferen Hannoveraner in dem für sie ruhmvollen Treffen bei Langensalza (27. Juni) ihr Blut für eine verlorene Sache vergossen hatten, die Kapitulation, derzufolge seine Armee aufgelöst und der königlichen Familie freier Abzug nach Hietzing bei Wien gestattet wurde (29. Juni). Der Kurfürst von Hessen befahl bei dem Anmarsch der preußischen Division von Beyer gegen Kassel den Aufbruch seiner noch keineswegs kriegsfertigen Truppen nach dem Süden und begab sich nach seinem Schloß Wilhelmshöhe, wo er in unbegreiflicher Vertrauensseligkeit seine Gefangennehmung und Abführung nach Minden (später nach Stettin) erwartete. Die sächsische Armee unter dem Kronprinzen Albert von Sachsen zog sich mit dem König vor den anrückenden Preußen (Elbarmee) von Dresden auf dem linken Elbufer nach Böhmen zurück, um sich hier mit den Österreichern zu verbinden.

Nach den prahlerischen Ankündigungen der österreichischen und süddeutschen Blätter hätte man erwarten sollen, die Armeen dieser Staaten würden alsbald nach erfolgter Kriegserklärung von verschiedenen Seiten in Preußen einrücken und ihren Marsch direkt auf Berlin nehmen. Statt dessen versammelte sich die österreichische Hauptarmee, welche ca. 247000 Mann mit 810 Geschützen zählte, unter dem Generalfeldzeugmeister Benedek nur langsam im südlichen Böhmen, bei Josephstadt, Pardubitz und Königgrätz.

Die sächsische Armee, welche gegen Ende Juni gleichfalls zu dieser Armee stieß, zählte 24000 Mann mit 58 Geschützen.

Die bayrische Armee (das 7. Bundescorps), welches 52000 Mann mit 144 Geschützen unter dem Prinzen Karl von Bayern zählte, aber bei Ausbruch des Krieges noch lange nicht marschfertig war, stand noch weit zerstreut in Franken, in der Pfalz, auf dem Lechfelde, bei München und Frankfurt a. M.

Die Truppen von Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau, welche das 8. Bundescorps bildeten, ca. 42000 Mann unter dem Prinzen Alexander von Hessen, sammelten sich nur sehr langsam aus ihren Friedensgarnisonen in der Umgegend von Frankfurt a. M. Den Oberbefehl über die beiden letzteren Corps führte der Prinz Karl von Bayern.

Wir überblicken demnächst die Einteilung, Stärke und Aufstellung der preußischen Truppen bei Beginn des Krieges.

Gegen die Österreicher und Sachsen waren bestimmt:

Die Erste Armee unter dem General der Kavallerie, Prinzen Friedrich Karl von Preußen, in und um Görlitz und Bunzlau, 93000 Mann,

die Zweite Armee unter dem General der Infanterie, Kronprinzen von Preußen, zwischen Neisse, Patschkau und Brieg, 115000 Mann,
die Elbarmee unter dem General der Infanterie Herwarth von Bittenfeld, in und um Torgau, 46000 Mann,
das Reservecorps des Generallieutenants von der Mülbe (24 Landwehrbataillone und 24 Landwehreskadrons), in und bei Berlin, 24300 Mann.

Zu den Operationen gegen die Hannoveraner und Hessen waren bestimmt:

die 13. Division, Generallieutenant von Goeben, bei Minden	14300 Mann,
die Division des Generals von Beyer bei Wetzlar .	19600 „
das Corps des Generallieutenants von Manteuffel bei Altona	14100 „
Summa	48000 Mann.

Diese sämtlichen Truppen bildeten nach Ausführung ihres Auftrags gegen die Hannoveraner und Kurhessen die sogenannte Mainarmee, unter dem Generallieutenant Vogel von Falckenstein (später von Manteuffel), welche sich demnächst gegen die Bayern und sonstigen Bundestruppen zu wenden hatte.

Den Oberbefehl über die gesamten Armeen behielt sich König Wilhelm selber vor; ihm zur Seite stand als erster Ratgeber für den Feldzug der Chef des Generalstabs der preußischen Armee, Generallieutenant Helmuth von Moltke, welcher sich bereits in diesem Kriege als der erste Stratege seiner Zeit bewähren sollte.

Dieser ausgezeichnete Offizier* vereinigte schon nach seiner natürlichen Beanlagung diejenigen Eigenschaften, welche zum Wesen des Feldherrn gehören. Er besaß die Gabe, von allen beengenden und zerstreuenden Einwirkungen der Außenwelt, auch der persönlichen Verhältnisse, vollständig absehen und alle seine intellektuellen Kräfte nach einem bestimmten Ziele richten zu können, zugleich aber auch die Energie, um einen auf diese Weise, unter objektiver Wägung und Prüfung aller einschlagenden Verhältnisse „aufrichtig und vorsichtig" — candide et caute, wie der Schildspruch seines Wappens lautet — gefaßten Entschluß und entworfenen Plan trotz aller entgegenstehenden Hindernisse kühn, ohne Zögern und Zweifeln durchzuführen, daher die bewundernswürdige Klarheit und Sicherheit in allen seinen Maßnahmen, das unbedingte Vertrauen

* Helmuth von Moltke ward geboren am 26. Oktober 1800 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin, wo sein Vater als preußischer Hauptmann a. D. lebte. Er erhielt seine Erziehung im Kadettenhause zu Kopenhagen und wurde 1819 als Offizier in der dänischen Armee angestellt, trat aber 1822 in die preußische Armee und zwar in das 8. (Leib-) Infanterieregiment über. Er wurde 1832 als Premierlieutenant in den Generalstab versetzt und blieb fortan in diesem ausgezeichneten Corps, zu dessen Chef er am 18. September 1858 ernannt wurde.

in den Erfolg, die unerschütterliche Seelenruhe in allen Kämpfen: — plötzlich eintretende Ereignisse, welche andere überraschen und verwirren könnten, schienen von ihm im voraus längst in Betracht gezogen und seine Pläne nicht mehr zu stören, deren Hauptgedanken er festhielt, wenn er auch die Wege zu seinem Ziele nach den veränderten Umständen zu wechseln Veranlassung nahm. „Erst wägen, dann wagen!“ so lautete sein Wahlspruch, den er auf diese Weise ins Leben übertrug. Mit dieser Großartigkeit der Reflexion und der genialen Kühnheit seiner Entwürfe verband Moltke jene antike Einfachheit und edle Bescheidenheit, die ihn mit seiner eigenen Person hinter der Sache, die er vertrat, und hinter der Person, der er diente, vollständig zurücktreten und ihn mit objektiver Ruhe der Ausführung seiner Ideen und Pläne durch die dazu berufenen Werkzeuge — die Unterbefehlshaber und Truppen — harren ließ. Wie aber der Geist des Feldherrn, seine Sicherheit, Klarheit und Siegeszuversicht sich auf die Untergebenen und auf die Truppen übertrug, das werden wir im Fortgange dieser Darstellung noch öfter wahrzunehmen Gelegenheit haben. — Eine reiche Kriegserfahrung, die Moltke nicht allein theoretisch durch das Studium der Kriegsgeschichte, sondern auch praktisch während eines mehrjährigen Aufenthalts in der Türkei (1835 bis 1839) als „Müsteschar“ — d. i. als militärischer Ratgeber — bei dem Seraskier — d. i. dem Oberbefehlshaber der türkischen Truppen — Hafiz Pascha im Kriege gegen Ägypten am oberen Euphrat und Tigris gesammelt hatte, kam ihm für seine einflußreiche Stellung in diesem Kriege zu statten. Besonders glücklich aber war in dem königlichen Hauptquartier die Vereinigung der höchsten Stellen des Oberkommandos. Während König Wilhelm, selbst ein bewährter Feldherr


von Moltke.

und erfahrener Militär, mit weitem hellen Überblick über die militärischen und politischen Verhältnisse und über die gesamte Kriegslage, mit besonnenem, klarem Mute prüfte, was sein großer Stratege ihm vorschlug und riet, und den Maßnahmen der obersten Heeresleitung das Siegel seines königlichen Willens unterdrückte, fühlten seine tapferen Krieger sich gehoben, zu unmittelbaren Vollstreckern des königlichen Willens berufen zu sein, an dessen Ausführung diese in der Schule der Zucht und des Gehorsams erzogenen Scharen mit stolzem Mut alle ihre Kräfte, ihr Blut und ihr Leben setzten. —

Über die Einleitung des Feldzuges hat sich Moltke selbst folgendermaßen ausgesprochen:

„Erst in meinem 66. Lebensjahre ist mir das Glück geboten worden, thätigen Anteil an einem Feldzuge zu nehmen, welcher für die Zukunft Preußens und Deutschlands von entscheidendem Erfolge geworden ist. Nächst Gottes Willen und der Tapferkeit der Truppen sind für den Ausgang der Sache zwei Rücksichten entscheidend geworden: die ursprüngliche Versammlung der diesseitigen Streitkräfte auf den verschiedenen Kriegstheatern und ihre Versammlung auf dem Schlachtfelde.

„Offenbar war Österreich der mächtigste und der bereiteste Gegner; mit seiner Niederwerfung mußte das Bündnis aller übrigen Feinde auseinanderfallen, die zwar gegen Preußen einig, unter sich aber uneinig und ohnehin noch nicht versammelt waren. Es war eine kühne, aber entscheidende Maßregel, daß gleich anfangs alle neun Armeecorps nach dem Centrum der Monarchie in Bewegung gesetzt wurden, der Schutz der Rheinprovinz einem gleichsam improvisierten Heere — aus der 13. Division und den in den Bundesfestungen und in den Elbherzogtümern abkömmlich gewordenen Truppen — anvertraut blieb.

„Der Transport von 285000 Mann war in der angegebenen Frist nur durch gleichzeitige Benutzung aller Eisenbahnlinien möglich; diese enden aber bei Zeitz, Halle, Herzberg, Görlitz und Freiburg an den Landesgrenzen. Dort mußten die zuerst anlangenden Echelons notwendig das Eintreffen der letzten abwarten, um die Corps in sich zu sammeln. Mancher richtig urteilende Militär mag erschrocken gewesen sein über die Zersplitterung der Streitkräfte auf der Linie von fünfzig Meilen, wenn er für den strategischen Aufmarsch ansah, was nur die unvermeidliche Vorbereitung für denselben war. Durch Fußmärsche wurden indessen sofort die einzelnen Corps in drei große Heereskörper versammelt.

„Eine andere geographisch gebotene Notwendigkeit, welche durch keinerlei Anordnungen zu umgehen, war, daß die Österreicher in Böhmen auf der inneren Operationslinie zwischen der Mark Brandenburg und Schlesien standen, daß Berlin wie Breslau durch selbständige Armeen geschützt werden mußten. Die Vereinigung beider konnte nur nach vorwärts bewirkt werden; diese Richtung führte aber auf feindliches Gebiet, sie führte unmittelbar zum Kampf.

„Sehr achtungswerte Stimmen waren laut geworden, welche aussprachen, daß bei einem Kampfe von «Deutschen gegen Deutsche» Preußen nicht den ersten Schuß thun dürfe. Allein der König und seine Räte erkannten, daß jedes weitere Zuwarten den Staat in Gefahr brachte. Österreich hatte die Initiative der Rüstungen ergriffen, Preußen erfaßte diejenige des Handelns und schrieb dadurch für die ganze Folge dem Gegner das Gesetz vor. Hätte man das Überscheiten der sächsischen Grenze um vierzehn Tage verschoben, so würde man heute aller Wahrscheinlichkeit nach die Schlachtfelder des Krieges auf der Landkarte von Schlesien zu suchen haben.

„Wenige Märsche genügten, um die beiden Hauptarmeen auf der Linie Bautzen-Glatz an der böhmischen Grenze zu versammeln; aber die schließliche Vereinigung konnte nur durch Verdrängung des Feindes durch Gefechte erreicht werden“ . . . .

Gegen Ende des Juni stiegen die preußischen Hauptarmeen von den Pässen des schlesischen und des Lausitzer Gebirges in den böhmischen Kessel hinab, in das Land, wo jeder Hügel, jedes Dorf Erinnerungen an eine um mehr denn einhundert Jahre zurückliegende preußische Ruhmeszeit erweckten.

Kurz vorher hatte König Wilhelm eine Proklamation an sein Volk erlassen (18. Juni), in welcher es unter anderem heißt:

„Österreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten, will in dem jüngeren Preußen keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen, meint es, ist in allen Bestrebungen zu bekämpfen, weil, was Preußen frommt, Österreich schade. Alte, unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert. Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr. Gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht bloß aufgerufen, sondern selbst zum Bundesbruche verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, und deren Kampfgeschrei ist: Erniedrigung Preußens!

„Aber in Meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird einen Fußbreit Preußenbodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint sind, und an dessen Ehre Gut und Blut zu setzen, als die heiligste Aufgabe halten! Bei sorglicher Voraussicht dessen, was nun eingetreten ist, habe Ich es seit Jahren als die erste Pflicht Meines Königlichen Amtes erkennen müssen, ein starkes Preußenvolk für starke Machtentwickelung vorzubereiten . . . .

„Wir müssen fechten um unsere Existenz, müssen in den Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des Großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen, von der Stufe herabstoßen wollen, worauf seiner Fürsten Geist und

Kraft und seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es gehoben haben. Flehen wir zum Allmächtigen, daß er unsere Waffen segne! Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhält und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, welche die Rechtsmacht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern."

An demselben Tage mit dieser Proklamation erschien eine Kabinettsordre, welche einen allgemeinen Bettag für den ganzen Umfang der Monarchie auf den 27. Juni anordnete. Der König Wilhelm, ebenso festen und entschlossenen Mutes als demütigen und gottesfürchtigen Sinnes, verkündigte darin seinem Volke, daß er, nachdem er, eingedenk seiner schweren Regenten-Verantwortlichkeit, keinen Weg unversucht gelassen habe, einen ehrenvollen und für die Zukunft des gesamten deutschen Vaterlandes segensreichen Frieden zu erhalten, jetzt voller Vertrauen auf Gott und Seinen allmächtigen Beistand das Schwert zur Verteidigung der teuersten Güter seines Volkes ziehe. Sein Volk werde ohne Unterschied des Bekenntnisses jetzt zu Ihm stehen, wie es in Zeiten der Gefahr zu Seinem in Gott ruhenden Vater und zu Seinen Vorfahren, glorreichen Andenkens, treu gestanden habe. „Aber ohne des Herrn Hilfe vermögen wir nichts," so schloß der königliche Erlaß. „Vor Ihm und Seinen heiligen Gerichten wollen wir uns in Demut beugen, uns der Vergebung unserer Sünden durch Christi Verdienst neu getrösten und von Ihm Sieg und Heil erflehen. So gereinigt und gestärkt können wir getrost dem Kampfe entgegengehen. In diesem Gefühle Mich eins zu finden mit Meinem Volke, ist Mein festes Vertrauen." —

Während in der Heimat die Herzen des Volkes zu Gott schlugen, schlugen an den Landesgrenzen die preußischen Waffen bereits auf den Feind. Österreich hatte zur Verteidigung der von dem Lausitzer und schlesischen Gebirge nach Böhmen hinabführenden Pässe nur sehr ungenügende Vorbereitungen getroffen. Die Hauptmasse des österreichischen Heeres sammelte sich noch am rechten Ufer der oberen Elbe zwischen Josephstadt und Königinhof, um von hier den Vormarsch nach der Grenze anzutreten. Zur Deckung der rechten Flanke dieses Vormarsches war ein Corps mit einer Kavalleriedivision gegen die Grafschaft Glatz vorgeschoben; ein anderes österreichisches Corps (Clam-Gallas) stand auf beiden Ufern der Elbe nahe der sächsischen Grenze mit der Bestimmung, den Anmarsch der sächsischen Armee an die österreichische Hauptmacht zu decken. Dem letzteren stand am 25. Juni die Hauptmacht der preußischen Ersten Armee (Prinz Friedrich Karl) gegenüber, welche, unterstützt durch Truppen der Elbarmee, durch siegreiche Gefechte bei Hühnerwasser und Podol am 26. Juni den Einmarsch nach Böhmen von Nordwesten her erzwang. Es waren zum Teil dieselben Truppen, welche vor zwei Jahren in Schleswig als Verbündete einander zur Seite gestanden hatten, die hier als Feinde aufeinander

trafen. Die preußische Feuerwaffe (das Zündnadelgewehr) und die preußische Fechtart bewährten schon in diesen ersten Gefechten ihre Überlegenheit.

Von der Zweiten Armee (Kronprinz von Preußen), welche am 27. Juni in drei Kolonnen den Übergang über das Gebirge versuchte, vermochte die rechte Flügelkolonne (das 1. Corps, von Bonin) den Widerstand nicht zu überwinden, welchen die Österreicher seinem Vordringen bei Trautenau entgegensetzten; doch gelang es dem preußischen Gardecorps, welches der Kronprinz am 28. Juni



Eroberung der ersten Standarte im Gefecht bei Nachod.

dem geschlagenen 1. Corps zur Unterstützung sandte, in dem Gefecht bei Soor, nahe dem alten Siegesfelde Friedrichs des Großen, die erlittene Schlappe wieder auszugleichen. Weitere Erfolge erreichte die Zweite Armee in den folgenden Tagen durch die siegreichen Gefechte bei Nachod (27. Juni) und Skalitz (28. Juni), während der Prinz Friedrich Karl mit der Ersten und Elbarmee bei Münchengrätz (28. Juni) und Gitschin (29. Juni) glänzende und blutige Siege über die Österreicher und Sachsen erfocht. Auch der Kronprinz siegte abermals bei Schweinschädel und Königinhof (29. Juni).

Am 30. Juni begab sich König Wilhelm mit dem Großen Hauptquartier zur Armee nach Böhmen und erließ an demselben Tage von Reichenberg die nachfolgende Ansprache:

„Soldaten Meiner Armee! Ich begebe Mich heute zu Euch, Meinen im Felde stehenden braven Truppen, und biete Euch Meinen Königlichen Gruß. In wenigen Tagen sind durch Eure Tapferkeit und Hingebung Resultate erfochten worden, welche sich würdig anreihen an die Großthaten unserer Väter. Mit Stolz blicke Ich auf sämtliche Abteilungen Meines treuen Heeres und sehe den nächsten Kriegsereignissen mit freudiger Zuversicht entgegen. Soldaten! Zahlreiche Feinde stehen gegen uns im Kampfe. Laßt uns indessen auf Gott den Herrn, den Lenker aller Schlachten, und auf unsere gerechte Sache bauen. Er wird durch Eure Tapferkeit und Ausdauer die sieggewohnten preußischen Fahnen zu neuen Siegen führen. gez. Wilhelm."

Am 2. Juli nachmittags kam das königliche Hauptquartier in Gitschin an, und König Wilhelm übernahm den gemeinschaftlichen Oberbefehl über die drei Armeen. Die Spitzen der einzelnen Corps standen noch auf einer fünf Meilen langen Linie (von Hoch-Wesely bis über Königinhof) voneinander entfernt, und die getrennten Heerteile konnten ihre Vereinigung zu dem beabsichtigten Hauptschlage gegen die nach den letzten Nachrichten noch auf dem rechten Ufer der oberen Elbe konzentrierte Hauptarmee Benedeks erst durch eine Marschbewegung bewerkstelligen. Für die sämtlichen Truppen war nach den äußerst anstrengenden Märschen und Gefechten der letzten heißen Tage für den 3. Juli Ruhe befohlen.

In dem Städtchen Gitschin, wo den Tag über die Durchzüge der Truppen und der Gefangenentransporte, der Proviant- und Munitionskolonnen, der Lazarette und Verwundeten ohne Unterbrechung fortdauerten, ist mit dem Dunkelwerden Stille eingetreten. Der weite Markt ist fast ganz verödet, dem wilden Getümmel des Tages die tiefste Ruhe gefolgt. Von dem Fenster eines Hauses am Markte, dem Gasthofe zum „Löwen," fällt noch ein Lichtschein auf den Platz hinaus. Hier liegt das Arbeitszimmer des Königs. Wer hineinzuschauen vermöchte, der sähe den greisen Herrn noch am Schreibtische arbeiten. Auf einem Tische in der Mitte des Zimmers liegen Karten und Pläne ausgebreitet, auf welchen die Stellungen der beiden Heere und der einzelnen Corps durch eingesteckte Nadeln mit bunten Köpfen bezeichnet sind; denn bis vor kurzem waren die Generale des Hauptquartiers beim Könige zum Kriegsrat versammelt. Nun erlischt auch der Lichtschein am Fenster des Königs, und der greise Herr sucht, ermüdet von den Anstrengungen und Eindrücken des Tages, eine kurze Ruhe auf dem Feldbette. Der königliche Wagen ist für den folgenden Morgen erst um 9 Uhr bestellt, um welche Zeit der König sich nach Miletin, halbwegs nach Königinhof, dem Hauptquartier der Zweiten Armee, begeben will, um mit dem Kronprinzen zusammenzutreffen.

Um 11 Uhr nachts hört man Hufschläge auf dem Marktplatze. Ein Reiter hält vor dem Hause, wo der Chef des Generalstabs der Armee, von

Moltke, sein Quartier hat, giebt die Zügel des Pferdes der ihn begleitenden Ordonnanz und eilt in dessen Wohnung hinauf. Es ist der Generalstabschef der Ersten Armee, General von Voigts-Rhetz, welcher aus dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl zu Kamenitz kommt, um im königlichen Hauptquartier über die im Laufe des Tages bei dem Oberkommando der Zweiten Armee eingegangenen wichtigen Nachrichten Bericht zu erstatten und die auf Grund derselben voraussichtlich geänderten Dispositionen für den folgenden Tag zu erfahren. Wenige Minuten darauf sehen wir beide Generale, Moltke und Voigts-Rhetz, sich zum Vortrage beim Könige begeben. Dieser erhebt sich sogleich vom Lager und läßt auch die übrigen Generale des Hauptquartiers, von Roon, von Alvensleben, von Treskow, zu sich bescheiden.

Dies war die große Stunde, in welcher die wichtigste Entscheidung des Krieges vorbereitet ward.

Nach den bei der Ersten Armee eingegangenen zuverlässigen Meldungen stand die feindliche Hauptmacht am Nachmittage des 2. Juli nicht mehr — wie bisher angenommen — konzentriert auf dem rechten, sondern bereits mit mindestens $3^1/_2$ Armeecorps auf dem linken Ufer der oberen Elbe, westlich Königgrätz, hinter dem Abschnitte der Bistritz. Der Feind schien danach willens, mit seiner Hauptmacht die Offensive gegen die Erste Armee zu ergreifen, um durch einen Vorstoß mit überlegenen Kräften gegen dieselbe womöglich noch jetzt nachzuholen, was er bei dem Einmarsch der Preußen in Böhmen gegen die noch getrennten Heerteile zu thun versäumt hatte. Die Frage war, ob es dem Prinzen Friedrich Karl überlassen bleiben solle, sich in einer Defensivstellung allein mit seinen eigenen Kräften dieses Angriffs zu erwehren, oder ob man der beabsichtigten Offensive des Feindes durch eine noch viel kräftigere eigene Offensive zuvorkommen solle.

Um für die letztere auch die Mitwirkung der Zweiten Armee zu erlangen, war die Vereinigung mit derselben vorwärts zu suchen und konnte wahrscheinlich erst auf dem Schlachtfelde selbst erreicht werden. Dabei kam es in Frage, ob die Armee des Prinzen Friedrich Karl im stande sein würde, dem überlegenen Andrange des Feindes bis zur Ankunft des Kronprinzen mit der Zweiten Armee Widerstand zu leisten und ob der Kronprinz mit seinen durch die Märsche und Gefechte der vergangenen Tage ermüdeten Truppen den Anschluß an die Erste Armee noch rechtzeitig erreichen würde, um entscheidend in die Schlacht eingreifen zu können. Jedenfalls war es ein Wagnis, die Vereinigung der beiden Armeen, welche durch ein Aneinanderschieben der Heerteile in der Frontlinie oder durch Konzentration rückwärts in den nächsten Tagen ohne Kampf zu bewerkstelligen gewesen wäre, nun von der Entscheidung der Waffen abhängig zu machen; aber es war ein Wagnis, welches dem Geiste der Führer und der Truppen entsprach, die den Kampf herbeisehnten und an dem Siege nicht zweifelten, ein Wagnis, welches in der altpreußischen Tradition begründet war,

wonach das Kühnste auch allemal das Sicherste ist; denn das altpreußische Vorwärts hatte im preußischen Heere noch seinen vollen Metallklang, und die Leistungsfähigkeit der Truppen wuchs, je höhere Anforderungen an dieselben gestellt wurden. Das mochte auch der große Stratege im preußischen Hauptquartier erwogen haben, ehe er sich für das Wagen entschloß; denn seine Entscheidung war bereits getroffen, als er sich zum Vortrage beim Könige begab.

Was in jenem mitternächtigen Kriegsrate zu Gitschin im einzelnen vorgebracht und verhandelt wurde, ist das Geheimnis der Teilnehmer geblieben; aber aus dem, was thatsächlich folgte, läßt sich auf die Beratungen und Entscheidungen des Kriegsrats mit Sicherheit zurückschließen.

Bald nach Mitternacht sehen wir den General von Voigts-Rhetz in Gitschin wieder sein Pferd besteigen und sich auf den Rückweg nach Kamenitz begeben. Gleichzeitig sprengt ein anderer Offizier, der Flügeladjutant Oberst Graf von Finkenstein, in anderer Richtung von dannen, um dem Oberbefehlshaber der Zweiten Armee direkt über Miletin ein vom Könige sanktioniertes Schreiben des Generals von Moltke zu überbringen, dessen später bekannt gewordener Inhalt in der Hauptstelle lautete:

„Ew. Königliche Hoheit wollen sogleich die nötigen Anordnungen treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der Ersten Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorrücken zu können, und dabei so bald als möglich eingreifen. Die heute nachmittag unter anderen Verhältnissen gegebenen diesseitigen Anordnungen sind nun nicht mehr maßgebend.

gez. von Moltke.“

In diesen wenigen Worten lag also der Keim zu der wichtigsten Entscheidung des Feldzuges. Um 2 Uhr war wieder alles still im königlichen Hauptquartier.

Am 3. Juli morgens 3 Uhr brach das königliche Hauptquartier von Gitschin auf. Ein kalter Regen träufelte vom graudüsteren Himmel hernieder, über die Thalmulden und Wiesen zog ein niedriger Nebel hin. Der König fuhr mit Moltke im offenen Wagen, im nächstfolgenden Wagen saß Graf Bismarck. Angstvoll und scheu sahen die Leute in den Dörfern und am Wege dem königlichen Wagen nach; vor den Kreuzen knieten Weiber mit ausgestreckten Armen und murmelten Gebete her. Auf allen Straßen bewegten sich die Heersäulen vorwärts; sie brachen in laute Hurras aus, sobald sie durch die voraufreitende Stabswache erfuhren, daß ihr Kriegsherr in der Nähe sei, oder sie antworteten auf den königlichen Gruß: „Guten Morgen, Grenadiere!“ mit einem einstimmigen und vollkräftigen: „Guten Morgen, Ew. Majestät!“ voll Schlachtenmut und Siegeszuversicht. Bei dem Dorfe Dub, das gegen 9 Uhr erreicht wurde, verließen der König und sein Gefolge die Wagen und bestiegen die bereit gehaltenen Pferde, der König seine prächtige Rappstute, die seit diesem Tage den Namen „Sadowa“ führte. Der König ritt bis an den Rand einer Anhöhe zwischen Dub und

Sadowa. Vor ihm im Grunde floß die Bistritz, unten an der Straße nach Königgrätz lag Sadowa mit der Brücke über den Bach, dahinter ein Wald und noch weiter gegen Osten, amphitheatralisch ansteigend, ein mit österreichischen Batterieen gekrönter Höhenzug, über dem Sadowawalde die so berühmt gewordenen Höhen von Lipa und Chlum, der eigentliche Schlüssel der feindlichen Stellung.

Alsbald nach seinem Eintreffen gab der König den Befehl für die Erste Armee, zum Angriff zu schreiten und sich in den Besitz der Bistritzlinie zu setzen. An der Hartnäckigkeit der österreichischen Verteidigung und der Heftigkeit der Gegenstöße erkannten die preußischen Heerführer, daß sie es nicht — wie anfangs angenommen — mit einem beträchtlichen Teile, sondern mit der vereinigten österreichischen Nordarmee unter Benedek zu thun hatten. Von dem Kronprinzen, der den Befehl aus dem königlichen Hauptquartier erst um 4 Uhr morgens erhalten hatte, konnte man das Eingreifen mit der Zweiten Armee erst in den Nachmittagsstunden erwarten, auch wenn er seinen Marsch ohne Aufenthalt und Störung zurückzulegen vermochte.

Immer heftiger entbrannte der Kampf. Schon waren die Reihen des preußischen Fußvolks durch das überlegene österreichische Geschützfeuer stark gelichtet, schon hatte Fransecki, der „Fanatiker für Pflicht und Ehre," im Walde von Benatek (Swiepwald) sein historisches „Hier bleiben wir" den Seinigen zugerufen, schon waren die Reserven der Ersten Armee, das brandenburgische Corps mit den „Düppelstürmern," unter den Augen des Königs vorüber zur Unterstützung des stark bedrängten preußischen Centrums vorgezogen worden, und wie einst Wellington auf dem Schlachtfelde von Waterloo die Hilfe Blüchers herbeisehnte, so richteten sich von der Höhe von Sadowa die Blicke immer wieder nach der Gegend, aus der man den Anmarsch der kronprinzlichen Armee erwartete.

Es war zwischen 1 und 2 Uhr mittags. Das fühlten wohl alle in dieser entscheidungsvollen Stunde, von der eine Wendung in den Geschicken zweier großen Völker ausging, daß mit der menschlichen Kraft allein nichts gethan sei, daß die strategischen Kombinationen Moltkes, die Staatsklugheit Bismarcks, auch die Weisheit König Wilhelms und die Tapferkeit seines Heeres noch nicht ausreichten, um den Sieg zu erringen — ohne den Segen des Schlachtenlenkers droben.

Die Schlacht war auf der ganzen Linie zum Stehen gekommen; hinüber, herüber rollte der Donner von zwölfhundert Geschützen. Da gewahrte man auf der Höhe von Sadowa gegen Norden hin lange dunkle Streifen, die sich vom Erdreiche unterschieden.

„Es sind Ackerfurchen," sagten einige aus der Umgebung des Königs.

„Es sind Heersäulen," erwiderten andere; „denn sie bewegen sich vorwärts und ziehen sich näher und näher zusammen."

Einige Zeit später entwickelten sich die Linien der kronprinzlichen Armee

in breiter Schlachtordnung und rückten unter dem Donner der Kanonen gegen die rechte Flanke der österreichischen Stellung vor.

„Jetzt ist Ew. Majestät der Sieg nicht mehr zu nehmen," sagte Moltke zum Könige mit leuchtendem Antlitz, und gleichsam zur Bestätigung seiner Worte traf die Meldung ein von der Erstürmung der Höhen von Lipa und Chlum, im Rücken des österreichischen Centrums, durch die preußischen Garden. Da verließ der König seinen bisherigen Platz und sprengte mit seinem Gefolge nach den eroberten Höhen, empfangen und umwogt von dem Siegesjubel der Krieger, die seine Hände mit Küssen bedeckten. Der König befahl das Vorrücken auf der ganzen Linie. Der Nebel, der bis dahin auf dem Schlachtfelde gelagert hatte, zerriß, die Sonne warf einen goldenen Schein über das Feld, und fast plötzlich sah man in weitem Bogen die ganze preußische Armee, Brigade neben Brigade, Bataillon neben Bataillon, unter klingendem Spiel in stetigem Vormarsch. Unaufhaltsam wich der Feind vor den gewaltsam andringenden Heersäulen.

Auf den Höhen von Lipa erteilte der König den Befehl: „Kavallerie vor!" Über das Feld hin schmetterten die Fanfaren; eine gewaltige, glänzende Reiterlinie brach durch die Intervallen des Fußvolks vor; unter den Hufen der Rosse dröhnte das Erdreich. An die Spitze der allgemeinen Vorwärtsbewegung setzte sich der greise König selber. Siegesfreudig sprengte er bis in die vorderste Schlachtlinie vor, in das Feuer der österreichischen Granaten hinein. Ein Knäuel von preußischen und österreichischen Kürassieren stob an ihm vorüber, so daß der König fast in das Gewühl mit fortgerissen wurde und die Stabswache sich bereit zum Gefecht machte. In unmittelbarer Nähe des Königs schlugen die Granaten ein. Mit Besorgnis sahen die Offiziere des Gefolges die Person des Königs den Wechselfällen des Kampfes ausgesetzt; aber sie zögerten, ihn auf eine Gefahr aufmerksam zu machen, die der König selbst nicht beachtete. Endlich wagte Graf Bismarck, der in seiner Uniform als Landwehrmajor den König begleitete, eine Vorstellung, indem er unmittelbar an den König heranritt und mit bewegter Stimme sagte: „Als Major habe ich Ew. Majestät auf dem Schlachtfelde keinen Rat zu erteilen, als Ministerpräsident bin ich aber verpflichtet, Ew. Majestät zu bitten, Sich nicht auf diese Weise der Gefahr auszusetzen."

Lächelnd erwiderte der König: „Wo soll ich denn aber als Kriegsherr hinreiten, wenn meine Armee im Feuer steht!" — Dabei blickte er in das besorgte Antlitz seines treuen Dieners, wandte das Pferd und ritt nach anderen Punkten des Schlachtfeldes.

Vor allem zog es ihn, den Kronprinzen aufzusuchen, welcher durch sein rechtzeitiges Eintreffen mit der Zweiten Armee die Entscheidung herbeigeführt hatte. Spät um 8 Uhr traf ihn der König. Gerührt umarmte der königliche Vater den Heldenprinzen und schmückte ihn auf dem Schlachtfelde, wo er einen so glänzenden Erfolg errungen, mit dem höchsten militärischen Verdienstorden (pour le mérite).



Überreichung des Ordens pour le mérite an den Kronprinzen bei Königgrätz.

Die Trophäen des Sieges von Königgrätz ließen sich erst in den nächsten Tagen übersehen, sie waren sehr zahlreich: 160 österreichische und 1 sächsisches Geschütz, 5 Fahnen und eine große Beute an Kriegsmaterial aller Art. Die preußischen Verluste betrugen: 99 Offiziere 1830 Mann tot, 266 Offiziere 6688 Mann verwundet, 276 Mann vermißt, in Summa 365 Offiziere, 8794 Mann. Unter den Gefallenen und bald darauf an ihren Wunden Verstorbenen befanden sich der Generallieutenant Hiller von Gärtringen, Kommandeur der 1. Garde-Division, und acht Stabsoffiziere, sowie der jugendliche Prinz Anton zu Hohenzollern-Sigmaringen vom 1. Garderegiment zu Fuß.



Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Die Österreicher und Sachsen verloren: 4861 Mann tot, 13920 verwundet, 25490 vermißt (größtenteils gefangen); in Summa 44271 Mann.

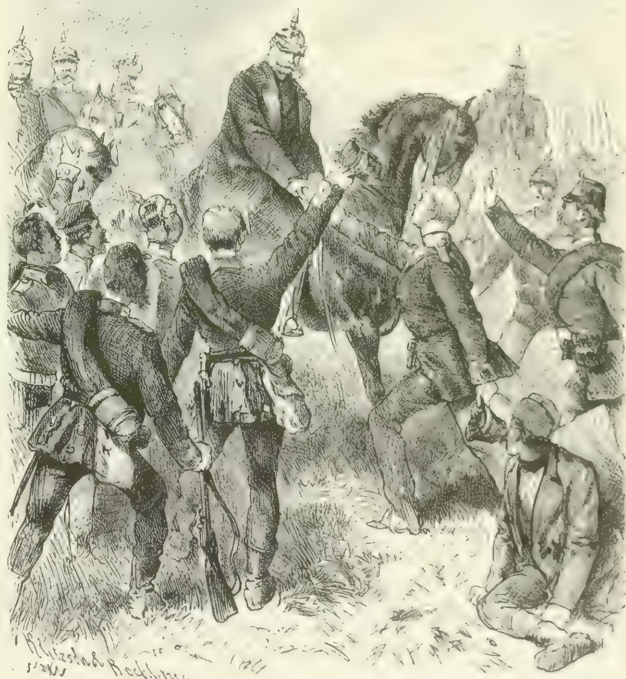
Vor dem ungeheueren Strom der fliehenden Scharen ließ der Kommandant von Königgrätz die Thore der Festung schließen und nur eine Straße offen, auf welcher er sich fortwälzen konnte. Eine unmittelbare Verfolgung des geschlagenen Heeres fand nicht statt, der König befahl sogar persönlich aus edler Menschlichkeit einigen Batterieen, die in den Knäuel der fliehenden Haufen

schossen, das Feuer einzustellen. Der größere Teil des geschlagenen Heeres mit dem Oberkommando zog sich nach dem befestigten Lager von Olmütz, der kleinere in der Richtung nach Brünn und Wien zurück. Nur die preußische Erste Armee folgte dem Feinde in der Richtung nach Olmütz, die beiden anderen Armeen setzten sich sogleich gegen Wien in Marsch. Von der Elbarmee wurde die Gardelandwehrdivision zur Besetzung von Prag (8. Juli) detachiert.

Die österreichische Armee befand sich in einem bedenklichen Zustande der Auflösung, nur das sächsische Corps bewahrte noch festen Zusammenhalt und gute Mannszucht. Schon am Tage nach der Schlacht meldete sich der General von Gablenz als Parlamentär im preußischen Hauptquartier und suchte einen Waffenstillstand für die österreichische Armee nach, welcher indessen preußischerseits natürlich abgelehnt wurde, da derselbe allein Österreich zu gute gekommen wäre. Gleichzeitig rief der Kaiser Franz Joseph die Vermittelung des Kaisers Napoleon zur Herstellung des Friedens an, indem er durch die freiwillige Abtretung von Venetien an Frankreich seiner Eitelkeit schmeichelte. Österreich hatte seine schönste Provinz, das Land, in dem die Siegesfelder Radetzkys liegen und an deren Grenzstrome die Adler des dritten Napoleon auf ihrem der Adria zugewandten Fluge hatten innehalten müssen, das Land, für das soeben im siegreichen Kampfe bei Custozza (24. Juni) das Blut der österreichischen Krieger geflossen war, jetzt infolge des preußischen Sieges bei Königgrätz verschenkt nicht an Italien, das in manchem Waffengange um seinen Besitz gerungen, sondern an Napoleon III., um seiner Eigenliebe und der Eitelkeit der französischen Nation zu schmeicheln und dadurch Frankreichs Beistand gegen Preußen zu erlangen. Graf Mensdorff versprach sich viel von diesem Meisterzuge altösterreichischer Kabinettspolitik, hatte doch Napoleon III. selbst vor kurzem noch die „Erhaltung der großen Stellung Österreichs in Deutschland" als einen der Hauptpunkte seines Vermittelungsprogramms verkündigt und war doch die Eifersucht der französischen Nation seitdem durch die preußischen Waffenerfolge lebhaft erregt. In Frankreich feierte man die Abtretung Venetiens als einen Triumph der Napoleonischen Politik, durch welchen selbst „Sadowa" in Schatten gestellt würde. Paris flaggte und illuminierte, ganz Frankreich jubelte, und Napoleon III. empfand die stolze Genugthuung, als Friedensvermittler zwischen zwei Großmächten die Aufmerksamkeit Europas auf sich zu lenken. Glücklicherweise lag aber die Entscheidung des Krieges nicht im Kabinett der Tuilerien, sondern im Hauptquartier des Königs Wilhelm, und hier war niemand — am wenigsten der König Wilhelm selbst — zweifelhaft darüber, daß der bis dahin siegreich geführte Kampf bis zu seinen letzten Folgen durchgekämpft werden müsse und nur durch einen solchen Frieden beendigt werden dürfe, welcher den Waffenerfolgen Preußens entsprechend sei und seinen Forderungen in der deutschen Frage volles Genüge leiste.

Schon am 5. Juli erfolgte auf das Telegramm Napoleons die Antwort des Königs Wilhelm, in welcher er erklärte, daß er die Vermittelung Napoleons zwar annehme, „daß jedoch vor Abschluß des Waffenstillstandes das Einverständnis des verbündeten Italien einzuholen und die Grundlage für die Friedensbedingungen festzustellen sei.“ Der preußische Botschafter in Paris war angewiesen, diese Grundlagen dem Kaiser näher zu bezeichnen und darunter den Ausschluß Österreichs aus dem unter Preußens Führung neu zu gestaltenden Deutschland voranzustellen.

Die Staats- und Kriegskunst gingen Hand in Hand. — Während der preußische Ministerpräsident Graf Bismarck durch sein gemäßigtes und festes Auftreten alle Ränke des französischen Botschafters Grafen Benedetti vereitelte, der dem Könige aus einem Hauptquartier in das andere nachschlich und durch sein Drängen auf Abschluß des Waffenstillstands den Siegeszug der preußischen Heere aufzuhalten suchte, rückten diese aus dem Innern Böhmens sowie aus Thüringen am Mainstrom herab ihren Zielen mit sicheren Schritten täglich näher.



König Wilhelm auf der Höhe von Lipa.

Der beschränkte Raum und der Zweck dieses Werkes verbieten uns, auf den Mainfeldzug, so interessant derselbe für den Kriegshistoriker ist, anders als in kurzen Andeutungen einzugehen. General Vogel von Falckenstein hatte, nachdem

er seine Mainarmee bei Eisenach gesammelt, die doppelte Aufgabe, einerseits die Truppen des 8. Bundescorps unter dem Prinzen Alexander von Hessen, welches sich von Frankfurt aus gegen Fulda in Bewegung gesetzt hatte, zurückzuwerfen, andererseits, die Vereinigung desselben mit den Bayern zu verhindern, welche aus der Gegend von Meiningen her im Anmarsch waren. Wir sehen ihn deshalb bald gegen den einen, bald gegen den anderen Feind sich wenden, je nachdem der eine oder der andere ihm für den Augenblick der lästigere war, in einer Reihe von Gefechten — an der fränkischen Saale, bei Kissingen (10. Juli) die Bayern, bei Laufach (13. Juli), Aschaffenburg (14. Juli) die Bundestruppen — zurückwerfen und nach einem zehntägigen Feld- und Siegeszuge mit seiner Armee am 15. Juli vor den Thoren der alten Reichsstadt am Main stehen. Die Diplomaten des Rumpfbundestages in Frankfurt packten eiligst ihre Akten und flüchteten unter den Schutz der „drei Mohren" nach Augsburg, und die Frankfurter Mütter sangen:

„Schlaf', Bübchen, schlaf',
Bleib' immer fromm und brav,
Sonst kommt der Vogel von Falckenstein
Und steckt dich in den Sack hinein;
Der Bismarck kommt dahinter
Und frißt die großen Kinder."

Am 16. Juli hielt Falckenstein seinen Einzug in Frankfurt, löste den Senat der bisherigen freien Reichsstadt auf und übernahm im Namen des Königs von Preußen die Regierung. Zugleich legte er der reichen Stadt zur Strafe für ihre feindselige Haltung gegen Preußen eine Kriegskontribution von sechs Millionen Gulden auf.

Auf dem österreichischen Kriegsschauplatz rückten die preußischen Armeen binnen fünfzehn Tagen von dem Schlachtfelde bei Königgrätz unter siegreichen Gefechten — bei Tobitschau und Rokeinitz (16. Juli) — bis vor die Thore der Kaiserstadt und standen am 20. Juli längs dem Thalrande des vielberühmten Marchfeldes aufmarschiert, wo König Rudolf durch seinen Sieg über den Böhmenkönig Ottokar einst den Grund zu der habsburgisch-österreichischen Hausmacht legte und wo noch in den Kriegen des ersten Napoleon so viel tapferes österreichisches Blut vergossen ward.

Am 16. Juli besetzte die Avantgarde der Ersten Armee Lundenburg, wo die Eisenbahn von Olmütz in die von Brünn nach Wien mündet. Benedek war dadurch gezwungen, mit der Hauptarmee auf das linke Ufer der March auszuweichen und seinen Rückzug durch die Kleinen Karpathen zu nehmen, um über Preßburg nach Wien zu gelangen. Prinz Friedrich Karl verstärkte (21. Juli) die jenseit der March stehenden Truppen durch ein detachiertes Corps unter General von Fransecki, um Preßburg zu nehmen und die österreichische Hauptarmee von Wien abzuschneiden. So kam es in der Nähe von

Preßburg, bei *Blumenau*, am 22. Juli zu einem heftigen Gefecht. General von Fransecki suchte den Gegner in seiner außerordentlich starken Stellung in der Front nur festzuhalten und sandte eine Brigade unter dem General von Bose über den unwegsamen Höhenzug der Karpathen zu einer Umgehung in den Rücken des Feindes vor. Diese Bewegung wäre entscheidend für den Sieg geworden, wenn nicht General von Fransecki die Mitteilung erhalten hätte von einer am Abend vorher in Nikolsburg abgeschlossenen Waffenruhe, welche mit der Mittagsstunde des 22. Juli beginnen sollte. Der Kampf hatte hier sein Ende erreicht. Sowohl Österreich als Frankreich hatten Gründe, den Abschluß der Waffenruhe zu beschleunigen; denn schon in den nächsten Tagen konnten unter den Mauern von Wien die Würfel fallen und die Kaiserstadt genötigt sein, ihre Thore dem Sieger zu öffnen. Das aber wollte der habsburgische Stolz um jeden Preis verhüten, daß die Fahnen des Hohenzollernkönigs bis vor die Hofburg getragen würden. Der Eintritt der Waffenruhe unterbrach zur glücklichen Stunde für Österreich die eingeleiteten preußischen Operationen, die den Fall der Hauptstadt unfehlbar zur Folge gehabt haben würden.



Vogel von Falckenstein.

Binnen fünf Tagen sollten die Friedenspräliminarien zu stande kommen. Die preußische Regierung begnügte sich, nur solche Bedingungen zu stellen, durch deren Erfüllung die nationale Entwickelung Deutschlands unter Preußens Führung für die Zukunft gesichert ward. Sie wünschte nicht, den besiegten Gegner zu demütigen, sondern einen *dauernden* Frieden zu schaffen und durch den schnellen Abschluß desselben die Einmischung des Auslandes fernzuhalten. Die Hauptpunkte der Friedenspräliminarien, wie sie (am 25. Juli) beiderseits angenommen wurden, umfaßten: die Erhaltung des österreichischen Kaiserstaates in seinem alten Umfange (mit Ausschluß von Venetien), jedoch unter Ausscheiden desselben aus Deutschland, die Bildung eines engeren Norddeutschen Bundes für alle Staaten nördlich des Main unter Preußens Führung,

Berechtigung der süddeutschen Staaten zur Bildung eines völkerrechtlich unabhängigen Bundes unter sich, Vereinigung der Elbherzogtümer mit Preußen und Anerkennung der preußischerseits beabsichtigten Annektierungen in Norddeutschland (Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M.) durch Österreich, endlich Heranziehung Österreichs zu den Kriegskosten.

Noch ehe auf Grund dieser Präliminarien der definitive Friede mit Österreich zu Prag geschlossen wurde (23. August), hatten auch die süddeutschen Staaten Friedensverhandlungen mit Preußen angeknüpft, welche mit Württemberg (13. August), mit Baden (17. August), mit Bayern (22. August) zum Abschluß kamen. Auch bei diesen Friedensverhandlungen beobachtete die preußische Regierung das Verfahren, die besiegten Gegner schonend und nachsichtig zu behandeln und ihnen keine demütigenden Bedingungen aufzuerlegen, welche die Versöhnung für die Zukunft erschwert hätten. Während die Friedensverhandlungen mit Bayern noch schwebten, deutete Graf Bismarck den süddeutschen Bevollmächtigten an, daß die Verständigung leichter zu erzielen und die Erhaltung der Hoheitsrechte der Regierungen sowie ihrer Ländergebiete mehr gesichert sein würde, wenn diese Staaten in Zukunft eine nationale deutsche Politik im Anschluß an Preußen treiben, als wenn sie Krone und Land unter den Schutz fremder Mächte stellen wollten. Diese Andeutungen gaben die Anregungen zu den Schutz- und Trutzbündnissen, welche bald darauf zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten geschlossen wurden. Wenn Napoleon III. bei seiner Friedensvermittelung durch den Nachdruck, welchen er auf die Mainlinie legte, immer noch die Teilung Deutschlands in ein preußisches und ein nichtpreußisches Deutschland angestrebt und in dem letzteren den französischen Einfluß vorherrschend zu machen gehofft hatte, so war durch die Schutz- und Trutzbündnisse bereits das erste Joch zur Überbrückung der Mainlinie geschlagen, der erste Schritt zur Einigung des gesamten Deutschland unter Preußens Führung gethan.

Der Friede mit Hessen-Darmstadt erfolgte (3. September) nach Abtretung der Landgrafschaft Hessen-Homburg, die der Großherzog kurz vor dem Kriege von seinem Vetter geerbt hatte, unter der Bedingung der Aufnahme der Provinz Oberhessen in den neu zu gründenden Norddeutschen Bund. Die Friedensverhandlungen mit Sachsen zogen sich noch länger hin, weil Napoleon bei denselben noch einen neuen Versuch zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten machte, und kamen erst am 21. Oktober zum Abschluß. Preußen verzichtete auf die anfangs beabsichtigte Annexion Sachsens unter der Bedingung des Eintritts Sachsens in den Norddeutschen Bund sowie einigen Zugeständnissen, wie der Übertragung seiner diplomatischen Vertretung im Auslande an Preußen, ebenso der Leitung des sächsischen Post- und Telegraphenwesens.

Mit Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M. wurde kein Friede geschlossen, sondern diese Gebiete wurden auf Grund des Kriegs- und

Eroberungsrechts durch königliche Botschaft (17. August), um „die ererbten Staaten vor wiederkehrenden Gefahren zu schützen und der nationalen Neugestaltung Deutschlands eine breitere und festere Grundlage zu geben," — ebenso wie Schleswig-Holstein, Hessen-Homburg und die von Hessen-Darmstadt und Bayern zur Grenzabrundung an Preußen abgetretenen kleinen Gebietsteile — für immer mit der preußischen Monarchie vereinigt.

Bald nach Ratifikation der Friedenspräliminarien mit Österreich hatte König Wilhelm seine Rückreise nach Berlin angetreten, wo der königliche Zug mit zwei bekränzten Lokomotiven unter dem unsäglichen Jubel der Bevölkerung am 4. August gegen 11 Uhr vormittags auf dem festlich geschmückten Bahnhofe anlangte.

Der Einzug des siegreich heimkehrenden Heeres in die Hauptstadt (20. und 21. September) ward zu einem Friedensfeste für das ganze Volk. Der König selbst begrüßte die Truppen auf dem Platze vor dem Brandenburger Thore (jetzt „Königsplatz" genannt) und stellte sich dann an die Spitze des Zuges. Ihm vorauf ritten Graf Bismarck, von Roon und von Moltke sowie die Generalstabschefs der Ersten und Zweiten Armee, von Voigts-Rhetz und von Blumenthal. Vor ihnen öffnete sich die Siegesgasse zwischen den beiden Reihen der auf dem Schlachtfelde eroberten 208 Kanonen vom Anfang der Linden bis zum Denkmal Friedrichs des Großen. Unter dem Brandenburger Thore, auf dessen Kapital die Viktoria seit länger als einem halben Jahrhundert „den Dienst hat," begrüßten den König der Oberbürgermeister Seidel sowie die Jungfrauen, welche seinen Weg mit Blumen bestreuten und von denen die Sprecherin den König anredete mit den Worten:

„Willkommen, König! Deine Metropole
Grüßt jubelnd Dich und Deine Heldenschar,
Durchflog Borussia doch beschwingter Sohle
In sieben Tagen Friedrichs «sieben Jahr'»,
Nun reicht herab von ihrem Kapitole
Viktoria den vollen Kranz Dir dar,
Gott war mit Dir, und Gott wird mit Dir gehen,
Bis über Lorbeerhainen Palmen wehen."

Nach dem Kampfe; der Norddeutsche Bund; neues Wetterleuchten, 1866—1870. Preußens Kräfte waren durch den großen Krieg von 1866 nicht erschöpft; vielmehr hatte Preußen seine Kräfte gefunden und gesammelt, um ungesäumt an die Lösung seiner Friedensaufgaben in Deutschland gehen zu können. Der schönste Friedensschluß, welchen die preußische Regierung nach den Friedensschlüssen mit Österreich und den süddeutschen Staaten noch zu vollziehen hatte, war derjenige mit der Vertretung des eigenen Volkes. Mit Dank und Freude vernahm das preußische Volk bei der Eröffnung des Landtags (5. August 1866) die friedenverheißenden Worte des Königs:

„Viel teueres Blut ist vergossen, viele Tapfere betrauert das Vaterland, die siegesfroh den Heldentod starben, bis unsere Fahnen sich in einer Linie von den Karpathen bis zum Rhein entfalteten. Im einträchtigen Zusammengehen werden Regierung und Volksvertretung die Früchte zur Reife zu bringen haben, die aus der blutigen Saat, soll sie nicht umsonst gestreut sein, erwachsen müssen . . . . Ich hege das Vertrauen, daß die jüngsten Ereignisse dazu beitragen werden, die unerläßliche Verständigung so weit zu erzielen, daß Meiner Regierung in Bezug auf die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung die Indemnität, um welche die Landesvertretung angegangen werden soll, erteilt werde."

Indemnität (Nachsichtserteilung) — das war also die Friedensbotschaft, mit welcher der siegreiche König nach einem Kriege ohnegleichen vor sein Volk hintrat, — ein Akt großartiger königlicher Selbstverleugnung. Wohl gab es auch jetzt unter den Abgeordneten noch solche, die so sehr in die Theorieen des Verfassungsstreites verstrickt waren, daß sie die hohe praktische Bedeutung des königlichen Schrittes und die wahre Stimmung des Volkes verkannten. Im Lande war man des Konfliktes längst müde, und die Überzeugung, daß die Regierung, auch wenn sie nicht streng nach dem Buchstaben der Verfassung gehandelt, doch mit der Armeereform eine heilsame Einrichtung ins Leben gerufen habe, hatte durch den glücklichen Krieg eine glänzende Bestätigung erhalten und ihr Verfahren in den Augen des Volkes nachträglich gerechtfertigt.

Dankbar ergriff das Volk die an den frischen Gräbern der gefallenen Vaterlandshelden dargebotene königliche Friedenshand. Die von der Regierung nachgesuchte Indemnität wurde von dem Abgeordnetenhause mit großer Mehrheit (230 gegen 75 Stimmen) bewilligt (3. September) und damit der langjährige innere Konflikt zum Abschluß gebracht.

Die preußische Regierung trat nun ihre andere Friedensaufgabe an: die Erfüllung ihrer vor dem Kriege dem deutschen Volke gegebenen Verheißung. Auch bei dieser Aufgabe, in welcher es galt, die Kräfte der deutschen Nation in neuen einheitlichen Staatsformen zusammenzufassen, durch welche ihre gemeinsame wirtschaftliche und Kulturarbeit unter den Schutz der Vormacht Preußen gestellt wurde, gab es eine Reihe von Schwierigkeiten zu überwinden, an welchen die Einheitsbestrebungen in früherer Zeit gescheitert waren. In der Überwindung dieser Schwierigkeiten bewährte sich insbesondere das staatsmännische Genie und die bewundernswürdige Energie des preußischen Ministerpräsidenten und ersten Rates der Krone, Grafen Bismarck, so daß diese Zeit, die Zeit der Schöpfung des Norddeutschen Bundes, als des Kernes für die künftige Aufrichtung des einigen Deutschen Reichs, als „Bismarcks große Tage" angesehen werden kann.

Mit den Annexionen von 1866 hatte Preußen eine Anzahl neuer, widerstrebender Elemente in sich aufgenommen, wie die Hannoveraner mit ihrer Anhänglichkeit an die alte Welfendynastie, die Schleswig-Holsteiner mit ihren

Augustenburgischen Liebhabereien, die Frankfurter mit ihren freireichsbürgerlichen Überlieferungen, — alles Elemente, die nur in einem entschiedenen Vorgehen der preußischen Regierung auf dem nationalen Wege zu einer Verschmelzung mit dem preußischen Staatswesen und zur nationalen Einigung geführt werden konnten. Außer auf sich selbst war die preußische Regierung mit ihren Einheitsbestrebungen auf die Regierungen der 21 Kleinstaaten angewiesen, die Preußen in dem letzten Kriege teils mit den Waffen gegenübergestanden hatten, teils als Verbündete ins Feld gefolgt waren. War es schon schwer, aus besiegten Gegnern willige Bundesgenossen zu machen, so war es noch schwerer, den bisherigen treuen Verbündeten Opfer aufzuerlegen, wie sie durch das nationale Interesse geboten waren. Manche von diesen Übelständen wären nicht in Betracht gekommen, wenn es sich darum gehandelt hätte, einen deutschen Einheitsstaat zu errichten; aber auch die kleinen Staaten hatten ihre Rechte und ihre Geschichte, über welche die Großmacht Preußen nicht ohne weiteres hinweggehen durfte. Recht und geschichtliche Entwickelung wiesen Preußen nicht auf den Weg der Vergewaltigung, sondern auf den der Verträge. Weder ein neuer lockerer Staatenbund, noch ein Einheitsstaat sollte durch Preußen geschaffen werden, sondern ein ehrlicher deutscher Bundesstaat.

Der Austritt Österreichs aus Deutschland konnte von den einsichtsvolleren Deutschen — auch in Österreich selbst — nicht mit Recht beklagt werden; aber eine andere Bestimmung des Prager Friedensvertrages berührte den Vaterlandsfreund um so schmerzlicher, weil dieselbe als ein Zugeständnis an den Fremden in der deutschen Sache angesehen wurde, die Bestimmung, daß die von Preußen neu zu gründende staatliche Ordnung sich nur über die Länder nördlich des Main erstrecken, daß es dagegen den südlich dieser Flußlinie gelegenen deutschen Staaten überlassen bleiben solle, in einem Vereine unter sich zusammenzutreten, dessen „nationale Verbindung mit Norddeutschland der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleiben, und der eine international unabhängige Existenz" führen würde. So sehr diese Bedingung die Hoffnung auf eine Einigung Gesamt-Deutschlands herabzudrücken schien, so durfte doch Preußen sich dadurch nicht zurückschrecken lassen, dem gemeinsamen nationalen Ziele nachzustreben. War es erst gelungen, in Norddeutschland auf sicherer Grundlage ein dauerhaftes, Schutz gewährendes Staatsgebäude zu errichten, waren erst im Süden die Wunden des Krieges verharscht und hatte das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit den Sieg über die Sonderinteressen der Bayern, Württemberger, Badenser und Hessen davongetragen, dann konnte auch die Einigung Gesamt-Deutschlands nicht länger aufgehalten werden. Mußte daher bei der Errichtung des neuen Staatsgebäudes auch die Mainlinie respektiert werden, so galt es doch, das Material zum Brückenbau bereit zu halten, um im rechten Augenblick die Brücke schlagen und den wackern Männern

Süddeutschlands die Bruderhand reichen zu können. Dieser Umstand erleichterte aber nicht, sondern erschwerte vielmehr den Baumeistern ihre Arbeit. Sie hatten ihre Blicke über die Bedürfnisse der Zeit hinaus in die Zukunft zu richten, um ein Gebäude zu gründen, welches nicht allein den Bewohnern Schutz gewähren, sondern auch den Außenbürgern zur rechten Stunde die weite Pforte aufthun konnte.

Noch ehe der definitive Friede mit Österreich und die Friedensschlüsse mit den süddeutschen Staaten vollzogen waren, hatten sich zu Berlin zwölf deutsche Fürsten — Koburg-Gotha, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Reuß j. L., Schaumburg-Lippe und Lippe-Detmold — und die drei Hansestädte mit Preußen zu einem Schutz- und Trutzbündnis geeinigt, dessen Zwecke durch eine gemeinsame Bundesverfassung unter Mitwirkung einer Volksvertretung sichergestellt werden sollten (18. August). Diesem Bündnis traten bald darauf auch die beiden Mecklenburg (21. August) und nach den erfolgten Friedensschlüssen Hessen für seine nördlich des Main gelegenen Gebietsteile (3. September), Reuß ä. L. (26. September), Sachsen-Meiningen (8. Oktober), endlich das Königreich Sachsen (21. Oktober) bei. An die verbündeten Regierungen richtete Preußen die Aufforderung (20. November), Bevollmächtigte nach Berlin zu senden, um in vertraulichen Beratungen über das dem Reichstage vorzulegende Staatsgrundgesetz des Norddeutschen Bundes Beschluß zu fassen.

Diese Beratungen der 22 Regierungsbevollmächtigten wurden am 15. Dezember durch den Grafen Bismarck eröffnet, welcher denselben den bereits vollständig ausgearbeiteten Verfassungsentwurf zur Prüfung vorlegte. Nach eingehenden Unterhandlungen des preußischen Ministerpräsidenten mit den Bevollmächtigten der einzelnen Bundesglieder wurde der Verfassungsentwurf am 7. Februar 1867 einstimmig angenommen. Es fehlte nur noch die Zustimmung des deutschen Volkes durch den Mund einer aus freien, direkten Wahlen hervorgegangenen Vertretung. Die Wahlen wurden ausgeschrieben und der konstituierende Reichstag (für den 24. Februar 1867) nach Berlin berufen.

Mit denkwürdigen Worten begrüßte König Wilhelm die Versammlung im Weißen Saale des königlichen Schlosses: „Es ist ein erhebender Augenblick, in welchem Ich in Ihre Mitte trete: mächtige Ereignisse haben ihn herbeigeführt, große Hoffnungen knüpfen sich an denselben. Daß es Mir vergönnt ist, in Gemeinschaft mit einer Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen deutschen Fürsten umgeben hat, diesen Hoffnungen Ausdruck zu geben, dafür danke Ich der göttlichen Vorsehung, welche Deutschland dem von seinem Volke ersehnten Ziele auf Wegen zuführt, die wir nicht wählen und voraussehen. Im Vertrauen auf jene Führung werden wir dieses Ziel um so früher erreichen, je klarer wir die Ursachen, welche uns und unsere Vorfahren von demselben entfernt haben, im Rückblick auf die Geschichte Deutschlands erkennen. Einst

mächtig, groß und geehrt, weil einig und von starken Händen geleitet, sank das Deutsche Reich, nicht ohne Mitschuld von Haupt und Gliedern, in Zerrissenheit und Ohnmacht. Des Gewichts im Rate von Europa, des Einflusses auf die eigenen Geschicke beraubt, ward Deutschland zur Walstatt der Kämpfe fremder Mächte, für welche es das Blut seiner Kinder, die Schlachtfelder und die Kampfpreise hergab. Niemals aber hat die Sehnsucht des deutschen Volkes nach seinen verlorenen Gütern aufgehört, und die Geschichte unserer Zeit ist erfüllt von den Bestrebungen, Deutschland und dem deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit wiederzuerringen. Wenn diese Bestrebungen bisher nicht zum Ziele geführt, wenn sie diese Zerrissenheit, anstatt sie zu heilen, nur gesteigert haben, weil man sich durch Hoffnungen oder Erinnerungen über den Wert der Gegenwart, durch Ideale über die Bedeutung der Thatsachen täuschen ließ, so erkennen wir daraus die Notwendigkeit, die Einigung des deutschen Volkes an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerten zu opfern . . . . Die Ordnung der nationalen Beziehungen des Norddeutschen Bundes zu unsern Landsleuten im Süden des Main ist durch die Friedensschlüsse des vergangenen Jahres dem freien Übereinkommen beider Teile anheimgestellt. Zur Herbeiführung dieses Einverständnisses wird unsere Hand den süddeutschen Brüdern offen und entgegenkommend dargereicht werden, sobald der Norddeutsche Bund in Feststellung seiner Verfassung weit genug vorgeschritten sein wird, um zur Abschließung von Verträgen befähigt zu sein." Der König schloß mit den Worten: „Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter der Erfüllung entgegengeführt werden. Der Segen Gottes aber, an welchem alles gelegen ist, begleite und fördere das vaterländische Werk!" —

In den Tagen vom 9. bis 13. März 1867 wurde im Reichstage die Generaldebatte über den Verfassungsentwurf geführt. Da fehlte es freilich nicht an Bedenken und Einwänden von verschiedenen Seiten her. Man tadelte das Rauhe und Eckige an dem Baue, welcher weder den Anforderungen an einen konstitutionellen Einheitsstaat noch an einen Bundesstaat genüge und die Rechte des Volkes nicht in vollem Maße gewährleiste. Da trat Graf Bismarck mit der ihm eigenen Energie für sein Werk, den Entwurf der Verfassung des Norddeutschen Bundes, ein. Er entgegnete den „Unitariern" (Anhängern des Einheitsstaates) auf den Vorwurf, daß Preußen seine Macht nicht benutzt habe, um von den Einzelstaaten noch größere Opfer zu fordern, oder zu erzwingen, „die Basis des neuen Bundesverhältnisses solle nicht die Gewalt sein, — weder den Fürsten noch dem Volke gegenüber, sondern das Vertrauen zu der Vertragstreue Preußens, und dieses Vertrauen dürfe nicht erschüttert werden, solange Preußen von seinen Bundesgenossen die Treue gehalten würde." Den Partikularisten aber, welche darauf hindeuteten, daß das ganze Einigungswerk

an dem Widerspruche der Landesvertretungen der einzelnen Staaten, denen die vereinbarte Bundesverfassung vor ihrer Einführung und staatsrechtlichen Gültigkeit zur Genehmigung vorgelegt werden mußte, scheitern könnte, hielt Bismarck die Frage vor: „Glauben Sie wirklich, daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meerenge Siziliens, vom Rhein bis an den Pruth und Dnjestr zum Kampf führte, zu dem eisernen Würfelspiel, in dem um Königs- und Kaiserkronen gespielt wurde, daß die Million deutscher Krieger, die gegeneinander gekämpft und geblutet haben auf den Schlachtfeldern vom Rhein bis zu den Karpathen, daß die Tausende und aber Tausende von Gebliebenen und der Seuche Erlegenen, die durch ihren Tod diese nationale Entscheidung besiegelt haben, mit einer Landtagsresolution ad acta geschrieben werden können? — meine Herren, dann stehen Sie wirklich nicht auf der Höhe der Situation." Er wendete sich dann gegen die Einwürfe anderer Redner und schloß mit den „geflügelt" gewordenen Worten: „Meine Herren, arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können!"

Der Verfassungsentwurf erfuhr durch die Beratungen und Beschlußfassungen des Reichstags mehrere wichtige Änderungen, teils im Interesse der Einheitlichkeit, teils zur besseren Wahrung des konstitutionellen Princips, ward aber endlich (16. April) mit 230 gegen 53 Stimmen angenommen. Mit Genugthuung konnte König Wilhelm, als er beim Schlusse des konstituierenden Reichstags den Abgeordneten den Dank des Vaterlandes für ihre harte Arbeit aussprach, vor der Welt verkündigen: „Die Zeit ist herbeigekommen, wo unser deutsches Vaterland durch seine Gesamtkraft seinen Frieden, sein Recht und seine Würde zu vertreten im stande ist!"

Freilich bedurfte das Verfassungswerk noch in mancher Beziehung der bessernden Hand, und es paßte wohl darauf der „Zimmerspruch" Uhlands:

„Das neue Haus ist eingericht't,
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall hinein;
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses off'ne Haus!" —

In der deutsch-nationalen Entwickelung war indessen mit der Errichtung des Norddeutschen Bundes ein bedeutungsvoller Schritt vorwärts gethan, und es stand zu erwarten, daß das einmal gegründete Werk in der nächsten Zeit durch das vereinte friedliche Zusammenwirken der Hauptträger der Regierungsgewalt noch an innerer Kraft und Festigkeit zunehmen würde.

Scheelsüchtig und mißgünstig blickte allein das westliche Nachbarvolk auf das

Friedenswerk der Deutschen. Die „große Nation" glaubte nicht zugeben zu dürfen, daß Deutschland sich durch eigene Kraft die Einheit wiedererringe, und Napoleon III. glaubte für seine guten Dienste (?) bei Vermittelung des Friedens gewisse Ansprüche auf „Kompensationen" bei der preußischen Regierung erheben zu dürfen.

Während noch die Verhandlungen über den definitiven Frieden zwischen Preußen und Österreich schwebten, überreichte der französische Botschafter in Berlin, Graf Benedetti, dem Grafen Bismarck den Entwurf zu einer geheimen Übereinkunft zwischen Frankreich und Preußen (5. August), in welcher die französische Regierung nichts weniger forderte als die Wiederherstellung der Grenzen von 1814 (mit Saarlouis und Saarbrücken), Luxemburg, die bayrische Pfalz und das linksrheinische Hessen (mit Einschluß von Mainz). Benedetti hatte es vorgezogen, diesen Entwurf nicht persönlich zu übergeben, — vielleicht, weil er den Zornausbruch des deutschen Staatsmannes über dieses Ansinnen fürchtete. Erst am folgenden Tage begab er sich in das Hotel des auswärtigen Ministeriums in Berlin und stellte im Auftrage seiner Regierung unumwunden das Ultimatum: „Mainz oder den Krieg!"

Die Lage war bedenklich. Noch war der definitive Friede mit Österreich nicht geschlossen, die Friedensverhandlungen mit den süddeutschen Staaten kaum eingeleitet, und schon stand Preußen an der Schwelle eines neuen großen Krieges. Die preußische Armee stand teils in Böhmen, teils in Süddeutschland; die Rheinprovinz war fast ganz von Truppen entblößt und dem französischen Einfall preisgegeben. Dennoch entschied sich die Regierung des Königs Wilhelm, als ihr die Wahl gestellt wurde zwischen der Abtretung eines Stückes deutschen Landes und dem Kriege, getrost für den Krieg, und sie konnte dies thun im Vertrauen auf die Hingebung und neubewährte Tapferkeit des preußischen Heeres und auf das neuerwachte Nationalgefühl in Deutschland. Ja, hätte auch eine der süddeutschen Regierungen so vaterlandsvergessen handeln können, sich auf die Seite Napoleons zu stellen, so würde der Durchmarsch einer preußischen Armee aus Böhmen durch Süddeutschland genügt haben, um nicht allein den letzten Kriegsfunken dort zu ersticken, sondern auch um das Volk, sei es selbst gegen den Willen der Regierungen, zur Erhebung gegen den gemeinsamen Feind Deutschlands fortzureißen. Schon berechnete Moltke, daß bei der Vortrefflichkeit der preußischen Heereseinrichtungen eine Zeit von zehn Tagen genügen würde, um die preußische Hauptarmee aus Böhmen mittels der Eisenbahnen an die Westgrenze des Landes zu versetzen, während gleichzeitig neue Armeen aus dem Innern des Landes nachrücken konnten. Als die Forderungen Napoleons allmählich in weiteren Kreisen verlauteten, da widerhallte in jeder deutschen Brust das stolze Königswort: „Nicht einen Zollbreit deutscher Erde!"

Napoleon aber kam zu der Einsicht, wie sehr er sich in seiner Hoffnung auf unblutige Gebietserwerbungen in Deutschland und in seiner Schätzung des

deutschen Nationalgefühls verrechnet hatte. Außer stande, seine ungerechten Forderungen mit einer kriegstüchtigen Armee zu unterstützen und mit der Streitmacht des ganzen Landes in den Kampf einzutreten, entschloß er sich zum Rückzuge, indem er die Kompensationsforderungen für Einfälle seines Ministers Drouin de l'Huys ausgab und diesen seiner Eigenliebe opferte. Drouin de l'Huys erhielt die „erbetene" Entlassung. Von Kompensationen auf dem linken Rheinufer war seitdem nicht mehr die Rede, die französische Begehrlichkeit wandte sich vielmehr anderen Zielen zu. Von der französischen Nation wurde die Abweisung der Kompensationsansprüche als das „Sadowa" der Napoleonischen Politik angesehen. Napoleon III. glaubte zur Beschwichtigung der durch die Reden im gesetzgebenden Körper noch mehr erregten öffentlichen Meinung notwendig etwas thun zu müssen und faßte den Plan, das zum ehemaligen Deutschen Bunde gehörige Großherzogtum Luxemburg für Frankreich zu gewinnen.

Dieses Ländchen mit seiner gemischten Bevölkerung, welches bekanntlich in Personalunion mit dem Königreich Holland stand, hatte mit der Auflösung des Bundes seine volle Selbständigkeit erlangt. Preußen hatte mit Rücksicht auf die besonderen politischen und geographischen Verhältnisse des Landes sowie auf die unter seiner Bevölkerung herrschende Stimmung an die Regierung des König-Großherzogs 1866 weder eine Aufforderung zur Beteiligung am Kriege, noch zum Eintritt in den Norddeutschen Bund gerichtet, es hatte jedoch die Besatzung, welche es in der ehemaligen Bundesfestung Luxemburg vertragsmäßig (seit 19. April 1839) unterhielt, bis auf weiteres daselbst belassen. Eine Depesche der luxemburgischen Regierung, in welcher dieselbe nachzuweisen suchte, daß mit der Auflösung des Deutschen Bundes das preußische Besatzungsrecht erloschen sei (Oktober 1866), war unberücksichtigt geblieben. Der König-Großherzog glaubte, die Selbständigkeit des kleinen Landes zwischen den beiden mächtigen Nachbarstaaten auf die Dauer nicht aufrecht erhalten zu können, und da er selbst in Geldverlegenheit war, so fand der Vorschlag des Kaisers Napoleon, das Großherzogtum gegen eine Geldentschädigung an Frankreich abzutreten, bei ihm geneigtes Ohr. Der saubere Handel war beinahe zum Abschluß reif; indessen mochte der König von Holland sich doch nicht ganz sicher dabei fühlen und vertraute dem preußischen Gesandten im Haag, Grafen Perponcher, das Geheimnis an. Dieser berichtete sogleich an seine Regierung und machte kein Hehl daraus, daß Preußen einem derartigen Handelsgeschäft keineswegs gleichgültig zuschauen werde.

Es war für Napoleon eine unangenehme Überraschung, als er das, was er im geheimen gesponnen, plötzlich zum Gegenstande der Besprechung in den Kabinetten und öffentlichen Blättern gemacht sah. Luxemburg sollte für ihn nur eine Etappe nach Deutschland hinein oder nach Belgien sein. Er hatte gehofft, daß Preußen durch die Errichtung des Norddeutschen Bundes in An-

spruch genommen und durch die — wie es schien — noch nicht geregelten Beziehungen zu den süddeutschen Regierungen verhindert sein würde, eine ernste Einsprache gegen den Handel zu erheben, besonders wenn es durch eine vollendete Thatsache überrascht wurde. Nun sollte er zu seiner Verwunderung das Gegenteil erfahren; denn gerade um diese Zeit veröffentlichte der preußische Staatsanzeiger den Text der bis dahin geheim gehaltenen Schutz- und Trutzbündnisverträge zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten. Im Reichstage des Norddeutschen Bundes aber wurde eine Resolution der Nationalliberalen angenommen, in welcher der preußischen Regierung die Unterstützung aller Parteien zugesichert ward, um den Verkauf des ehemaligen deutschen Reichslandes an Frankreich zu verhindern.

Napoleon, dessen Chassepotgewehre damals noch nicht fertig waren, schrak vor dieser Kundgebung des nationalen Willens zurück und erbot sich, von dem Kaufe Abstand zu nehmen, wenn Preußen seine Besatzung aus Luxemburg zurückziehen wolle. Auch die preußische Regierung wünschte, den Krieg womöglich zu vermeiden und zugleich einen Beweis ihrer Mäßigung und Friedensliebe zu geben. Sie erklärte sich bereit, die Angelegenheit auf freien Konferenzen zu ordnen, welche bald darauf unter Beteiligung der Gesandten von Preußen, Frankreich, Holland-Luxemburg, England, Rußland, Österreich, Italien und Belgien zu London eröffnet wurden und zu einem schnellen Ergebnis führten (7. bis 11. Mai 1867). Das Großherzogtum sollte danach im Besitze des Hauses Oranien bleiben, für einen neutralen Staat erklärt und seine Neutralität unter die gemeinschaftliche Bürgschaft der europäischen Mächte gestellt werden. Die Festung Luxemburg wurde von den preußischen Truppen geräumt und auf Befehl des König-Großherzogs geschleift. — Napoleons Absichten waren abermals vereitelt worden; für das hinfällig gewordene Besatzungsrecht fand Preußen in der von den Mächten übernommenen Gewährleistung der Neutralität Luxemburgs hinreichende Entschädigung.

Nachdem der Friede nunmehr für die nächste Zeit gesichert schien, begab sich König Wilhelm auf eine Einladung des Kaisers Napoleon zum Besuche der Weltausstellung nach Paris (im Juni 1867). Noch einmal durfte sich die Hauptstadt Frankreichs des Vorzugs freuen, fast sämtliche Fürsten Europas in ihren Mauern zu beherbergen. Wohl keinem aber wandte sich die Aufmerksamkeit der Pariser Bevölkerung in solchem Grade zu wie den deutschen Gästen. Die leicht empfängliche Menge war betroffen von dem ritterlichen Vertrauen, mit welchem sich dieselben nach einer Stadt begaben, wo die aufregenden Reden eines Thiers, Cassagnac, Latour, Jules Favre u. a. gegen Preußen im gesetzgebenden Körper kaum verhallt waren und wo die chauvinistische Presse bereits die Losung „Revanche für Sadowa!“ ausgegeben hatte.

Kaiser Napoleon holte seinen königlichen Gast vom Bahnhofe ab und geleitete ihn nach dem Wagen, während die aufgestellte Musik die preußische

Nationalhymne spielte. König Wilhelm fuhr mit dem Kaiser in offenem Wagen, dessen Rücksitz der Kronprinz von Preußen und der Prinz Joachim Murat einnahmen, durch den Boulevard Magenta, wo die französischen Regimenter — zum Teil solche, die soeben aus Mexiko zurückgekehrt waren — Spalier bildeten, nach den Tuilerien. Im zweiten Wagen folgten der nunmehrige Kanzler des Norddeutschen Bundes, Graf Bismarck, und General von Moltke mit zwei französischen Offizieren. Neugierig und verwundert musterte das zahlreich versammelte Pariser Volk, welches an den Anblick eines kränkelnden, ermatteten Kaisers und eines bigotten, schönen Weibes auf dem Throne gewöhnt war, die markigen deutschen Heldengestalten des königlichen Greises, dieses echten deutschen Kaiserbildes, des eisernen Grafen in der weißen Kürassieruniform, mit den trutzigen Brauen, dem festen, sicheren Blicke, und des sinnenden Feldherrn mit den geschlossenen Lippen und den fein geschnittenen Gesichtszügen. Noch ahnte man nicht, wie entscheidend diese Männer bald in die Geschicke Frankreichs eingreifen würden.

Am anderen Morgen besuchte der König die Ausstellung und fuhr dann an demselben Tage mit der Kaiserin Eugenie nach dem Bois de Boulogne, um der dort stattfindenden Heerschau beizuwohnen. Trotz der rauschenden Festlichkeiten jener Tage fehlte es nicht an Vorgängen, die dazu angethan waren, den fürstlichen Gästen den Aufenthalt in der prächtigen Hauptstadt zu verleiden. Dahin gehörte der Mordanfall jenes fanatischen Polen auf den von der Heerschau in einem Wagen mit dem Kaiser Napoleon durch das Bois de Boulogne zurückkehrenden Kaiser Alexander von Rußland. Aller Glanz und alle Pracht, welche das französische Kaisertum entfaltete, vermochten endlich nicht, die Blicke der Welt von jenem düstern Trauerspiele jenseits des Oceans abzulenken, als dessen Urheber sie den dritten Napoleon vor dem Richterstuhle der Weltgeschichte anklagte; denn zu derselben Zeit, als Napoleon die Anwesenheit seiner gekrönten und hohen Gäste mit glänzenden Lustbarkeiten feierte, fiel in Mexiko der hochherzige österreichische Fürst als Opfer derselben treulosen Staatskunst, die ihn wenige Jahre vorher mit schnöden Verheißungen dorthin gelockt hatte, den Thron Montezumas zu besteigen.

Am 14. Juni verließen König Wilhelm und seine Begleiter die Stadt, welche sie drei Jahre später an der Spitze einer Heeresmacht wiedersehen sollten. König Wilhelm begab sich zunächst nach Koblenz, wo er noch denselben Sommer einen merkwürdigen Besuch — den türkischen Sultan Abdul Aziz, empfing, der bei einer Reise an den Höfen von Paris, London und Koblenz neue, günstige Beziehungen mit den abendländischen Großmächten anzubahnen suchte.

Kaiser Napoleon empfand seine erlittenen politischen Niederlagen um so schmerzlicher, je mehr er sah, wie die durch Preußen nach dem Kriege von 1866 ins Leben gerufenen Schöpfungen an Festigkeit und Dauer gewannen

und wie die nationale Bewegung in Deutschland unter Preußens Leitung unaufhaltsam dem Ziele zustrebte, welches er um jeden Preis fernhalten zu müssen glaubte. Er traf darin zusammen mit den Bestrebungen des in seiner Eitelkeit tief gekränkten Grafen Beust, der jetzt in der Stellung als österreichischer Reichskanzler dasselbe Ränkespiel gegen Preußen zu erneuern suchte, an dem er als sächsischer Minister gescheitert war.

Im August 1867 fand zu Salzburg eine Zusammenkunft Napoleons mit dem Kaiser von Österreich statt, den sein Kanzler Graf Beust begleitete. Obgleich noch der blutige Schatten des Opfers von Queretaro zwischen den beiden Fürsten stand, bekundeten sie doch die wohlwollendsten und freundschaftlichsten Gesinnungen füreinander. Auch Graf Beust hatte längere Unterredungen mit Napoleon. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Auslegung gewisser Bestimmungen des Prager Friedens einen Hauptgegenstand derselben bildete und daß dabei vielfach die Frage erörtert wurde, wie man der Machterweiterung Preußens, insbesondere einer etwaigen Ausdehnung des Norddeutschen Bundes über den Main hinaus, am wirksamsten entgegentreten könne. Der geschmeidige Graf Beust hätte sich vielleicht in weit aussehende Pläne mit dem französischen Machthaber eingelassen, wenn nicht die Friedensliebe seines ungarischen Kollegen, des gleichfalls in Salzburg anwesenden Grafen Andrassy, seinen Kriegseifer einigermaßen gedämpft und namentlich vor allen Abmachungen gewarnt hätte, in welchen auch auf die Teilnahme Ungarns an einem Kriege gegen den Norddeutschen Bund gerechnet würde.

Die Gerüchte, welche über die Salzburger Zusammenkunft in der Presse Verbreitung fanden, wurden indessen für die Teilnehmer derselben unbequem und veranlaßten den Kaiser Napoleon, am Berliner Hofe beruhigende Erklärungen abzugeben, in welchen er seinen Besuch in Salzburg nur als einen Akt der Artigkeit gegen den durch die Vorgänge in Mexiko tief gekränkten Kaiser von Österreich darstellte. Die preußische Regierung nahm die Miene an, diesen Erklärungen vollen Glauben beizumessen, und betonte in einem Rundschreiben an die Regierungen (9. September), daß sie die Nichteinmischung des Auslandes in die inneren Angelegenheiten Deutschlands für selbstverständlich hielt und daß die Friedensversicherungen des Kaisers Napoleon um so erfreulicher seien, „da die Aufnahme, welche jene Nachrichten und Voraussetzungen in ganz Deutschland gefunden, von neuem gezeigt hätte, wie wenig das deutsche Nationalgefühl den Gedanken vertrage, die Entwickelung der Angelegenheiten der deutschen Nation unter die Vormundschaft fremder Einmischung gestellt oder nach anderen Rücksichten geleitet zu sehen, als nach den durch die nationalen Interessen Deutschlands gebotenen."

Während Preußen bestrebt blieb, der deutsch-nationalen Entwickelung ihre volle Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren und gleichzeitig die Würde der deutschen Nation nach außen zu behaupten, wurde der Norddeutsche Bund durch

freisinnige Einrichtungen im Innern immer weiter ausgebaut. Es ist nicht unsere Aufgabe, die große Anzahl gesetzgeberischer Arbeiten näher zu besprechen, welche der verfassungsmäßige Reichstag während seiner dreijährigen Sitzungsperiode von 1867 bis 1870 erledigte, zumal da dieselben schon bald durch die Gesetzgebung des Deutschen Reichs überholt wurden. Es gehören hierher die Gesetze über das Postwesen, die Organisation der Bundeskonsulate, über die Nationalität der Kauffahrteischiffe und ihre Berechtigung zur Führung der Bundesflagge, über die Freizügigkeit, das Paßwesen, die Herstellung einer einheitlichen Militärgesetzgebung, ruhend auf der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im ganzen Gebiete des Norddeutschen Bundes, und die Beschaffung der außerordentlichen Geldmittel für die Erweiterung der Bundesmarine. Zwischen dem Norddeutschen Bunde und den außerhalb desselben stehenden, aber im Zollverein mit ihm gebliebenen deutschen Staaten kam ein neuer Zollvertrag zu stande (8. Juli 1867), der die Dauer des Zollvereins um weitere zehn Jahre ausdehnte und die Einrichtungen des Zollvereins wesentlich verbesserte. An Stelle der bisherigen Zollkonferenzen trat ein „Zoll-Bundesrat,“ bestehend aus dem Bundesrat des Norddeutschen Bundes, verstärkt durch Bevollmächtigte der nicht zum Bunde gehörigen Zollvereinsstaaten, und einem „Zollparlament.“ Waren es auch zunächst nur die gemeinsamen materiellen Interessen der deutschen Staaten, welche auf diese Weise eine einheitliche Vertretung fanden, so war doch immerhin die Grundlage für ein gedeihliches Zusammengehen der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde gelegt und die Entwickelung in eine Bahn geleitet, auf welcher der Sieg der deutsch-nationalen Sache über die Sonderbestrebungen auch in Süddeutschland mit Bestimmtheit vorauszusehen war. Es waren daher nicht leere Worte, welche der bayrische Abgeordnete Dr. Völk am Schlusse einer mit rauschendem Beifall aufgenommenen Rede sprach: „Es ist Frühling geworden in Deutschland, und wenn auch noch einzelne sich mit Schneeballen werfen, das wird nicht lange mehr dauern, und der fortschreitende Frühling wird dafür sorgen, daß zum Schneeballen bald das Material ausgeht!“ —

Noch waren nicht vier Friedensjahre vergangen, seitdem das deutsche Volk unter Preußens Leitung von neuem seiner Einigung zustrebte, noch war erst ein Teil der deutschen Stämme in engeren Staatsformen geeinigt; aber überall regte sich kraftvoll der nationale Geist, der sich nicht mehr von fremder Hand die Wege seines Fortschritts vorzeichnen lassen wollte. Überall im Volke sah man Freiheit und Fortschritt, Wachstum und Kraft.



Der deutsch-französische Krieg.

1870/71.



Einleitung und Vorspiel. Soweit die deutsche Geschichte zurückreicht, so alt ist das Streben des französischen Nachbarreiches, die Macht Deutschlands zu schwächen und sich selbst auf Kosten derselben zu erheben. Die Dynastieen und Regierungsformen haben in Frankreich oft gewechselt; aber zu allen Zeiten hat das letztere Deutschland gegenüber die gleiche habsüchtige und ränkevolle Politik befolgt. Immer streckten seine Machthaber begierig die Hände nach den gesegneten Uferländern des Rheins aus, von denen man im Mittelalter mit Recht behauptete, daß in ihnen vorzugsweise die „Kraft des Reiches" liege.

Schon neunhundert Jahre früher, als unsere Heerscharen das letzte Mal vor der französischen Hauptstadt erschienen, hatte Kaiser Otto II. deutsche Krieger desselben Weges geführt, um den König von Frankreich für seinen arglistigen Einfall in Lothringen zu strafen. Das Halleluja, welches er seine Geistlichen und Kriegsleute auf dem Montmartre anstimmen ließ, versetzte die Bewohner von Paris in Angst und Schrecken (978).

Während des hundertjährigen Krieges zwischen Frankreich und England kamen zu verschiedenen Malen — einmal sogar (1444) unter des Dauphin Ludwig Leitung — die zuchtlosen und räuberischen Haufen der Armagnacs oder „armen Gecken," wie sie der Volksmund taufte, wie eine Heuschreckenplage über das Elsaß und den Sundgau und verbreiteten die seitdem so oft wiederholte Lügenphrase, daß „der Rhein die natürliche Grenze Frankreichs" sei.

Die Reformationskriege boten den französischen Königen mehrmals günstige Gelegenheit zur Einmischung in die inneren Streitigkeiten Deutschlands. König Franz I. verband sich bald mit den protestantischen deutschen Fürsten, bald mit dem Papst und Sultan zugleich, um die Macht Kaiser Karls V. zu brechen. Seinem Sohne Heinrich II. gelang es durch dieselbe treulose Politik und die Unterstützung des abtrünnigen Moritz von Sachsen, die deutschen Bistümer Metz, Tull und Wirten an sich zu reißen (1553).

Die beiden bedeutendsten Staatsmänner Frankreichs, der gewaltthätige Richelieu und der verschlagene Mazarin, haben ihre Popularität in Frankreich vorzugsweise ihrer Deutschland gegenüber beobachteten Politik zu danken. Jener verstand es, während des unseligen Dreißigjährigen Krieges — wie der englische Geschichtschreiber Carlyle sagt — „den letzten Aschenhaufen so fleißig und so lange aufzustören, bis Deutschland zur Ruine eingeäschert war"; Mazarin aber benutzte das schwere Unglück Deutschlands, um beim Westfälischen Friedensschlusse den größten Teil des Elsaß als Beute an Frankreich zu bringen (1648).

Der vierzehnte Ludwig vervollständigte die Wegnahme des Elsaß durch die schmählichen Reunionen und den Raub der alten Reichsstadt Straßburg (1681) und schändete sein Andenken durch die Billigung der Kriegsgreuel, die seine Heere unter Louvois, Melac und anderen während seines dritten Raubkrieges in den blühenden deutschen Grenzlanden am Rhein vollführten (1689).

Auch in den Kriegen Friedrichs des Großen gegen Österreich suchte Frankreich aus seiner Einmischung Vorteil für sich zu ziehen; aber die Siege Friedrichs vereitelten alle französischen Eroberungspläne, so daß Frankreich beim Hubertsburger Frieden leer ausging (1763).

Nach den Kriegen, welche die französische Revolution hervorrief, verschaffte die Eifersucht der beiden verbündeten Mächte Preußen und Österreich den Franzosen in den Friedensschlüssen zu Basel und Campoformio die Befriedigung ihrer Rheingelüste (1795 und 1797), und wir haben gesehen, wie die preußischen und österreichischen Staatsmänner selbst nach dem glorreichen Ausgange der Befreiungskriege zu zaghaft waren, um in den Friedensschlüssen zu Paris (1814 und 1815) die Rückgabe der von Frankreich geraubten Lande zu fordern.*

Im zweiten Jahrzehnt der Regierung Kaiser Napoleons III. schien Frankreich auf einer Höhe der Macht und des Ansehens zu stehen, die es seit einem halben Jahrhundert nicht eingenommen hatte. Das Land war gut verwaltet und in fortschreitendem Wohlstande. Die unter Napoleons eigenem Antriebe glänzend neu gebaute Hauptstadt war nicht nur der Mittelpunkt der Bildung Frankreichs, sondern sie gab in Beziehung auf Wohlleben, Luxus und Mode den Ton für die vornehme Welt an. Zweimal sah man in Frankreich die Vertreter des gewerblichen Lebens und die industriellen Erzeugnisse der Welt vereinigt (1855 und 1867). Die Tuilerien beherbergten die Monarchen Europas als ihre Gäste. Die Armee schwelgte in dem Ruhme zweier glücklich beendigten Kriege. Auf die Neujahrsreden Napoleons lauschte die Diplomatie Europas, und die Toiletten und gesellschaftlichen Gewohnheiten der Kaiserin Eugenie wurden in allen Salons der vornehmen Welt nachgeahmt. In den Vorzimmern des Kaisers begegneten sich die Staatsmänner Europas, bemüht,

* Siehe Bd. III. S. 592 u. f. u. Bd. IV. S. 4.

seine politischen Pläne zu erfahren. Insbesondere bewarben sich die Minister der deutschen Mittelstaaten um seine Gunst und bestärkten ihn dadurch in dem Glauben, daß er eine Mission in Deutschland zu erfüllen habe.

Bei alledem hatte Napoleon III. nicht eine Ader von dem staatsmännischen und militärischen Genie seines Oheims, und sein Kaisertum war nur ein schwacher Abglanz von demjenigen, welches Napoleon I. aufgerichtet hatte. Um so eifriger war Napoleon III. bestrebt, dafür zu sorgen, daß Frankreich wenigstens äußerlich das «prestige» unter den Mächten Europas behaupte. Daß Frankreich stets an der Spitze der Civilisation in Europa schreite und daß der französische Soldat der beste der Welt sei, dies waren nach französischer Auffassung zwei Sätze von so unzweifelhafter Richtigkeit, daß kein Franzose es der Mühe wert gehalten hätte, darüber noch zu streiten. Aber an den glänzenden Säulen des Kaisertums nagte der Wurm; bei aller Kultur herrschte doch sittliche Fäulnis, bei aller «gloire» Überhebung und Selbstverblendung, bei aller Bigotterie Mangel an lebendigem Glauben. Hierzu kamen die inneren Widersprüche des Napoleonischen Regierungssystems. Auf dem Grundsatze der Volkssouveränität beruhend und in seiner Verfassung alle Volksrechte und Freiheit gröblich mißachtend, nach seinem Ursprunge demokratisch und in seinem Wesen der schroffste Absolutismus, mit der Devise vor der Stirn: „Das Kaisertum der Friede!" und getränkt mit dem Blute zweier theatralischen Kriege für «gloire» und «prestige», konnte dieses Kaisertum seine inneren Gebrechen um so weniger verbergen, je mehr es ihm in seiner äußeren Politik an glänzenden Erfolgen zu fehlen begann.

Schon in Italien hatte Napoleon sein Programm „Frei bis zur Adria" nur halb zu erfüllen vermocht. Die Bedingungen des Züricher Friedens blieben unausgeführt, und Napoleon mußte es geschehen lassen, daß Garibaldi und Cavour die italienischen Fürstenthrone stürzten und für den König Viktor Emanuel den Einheitsstaat schufen. Die Annexion von Savoyen und Nizza sollte vor den Augen der französischen Nation die klägliche Rolle verdecken, welche der Kaiser in der italienischen Angelegenheit spielte. Als Garibaldi später durch seinen kühnen Freibeuterzug dem neuen Königreiche die Hauptstadt Rom erkämpfen wollte, da mußten schon die „Wunder der Chassepotgewehre" bei Mentana helfen, um den heiligen Vater in seinem weltlichen Besitze zu schützen.

Die Intervention zu Gunsten Polens, die Kongreßidee scheiterten. Das verfehlte Unternehmen in Mexiko erschütterte den Glauben an das Glück des Imperators. Auf das Gebot von Washington mußte der Kaiser seine Armee über den Atlantischen Ocean zurückziehen; das tragische Ende des von ihm seinen Gegnern überlassenen Maximilian von Österreich warf einen finsteren Schatten auf das Napoleonische Kaisertum.

Der Ausbruch des deutschen Krieges kam Napoleon zu früh, ja fast über-

raschend, und die schnellen Waffenerfolge Preußens lagen völlig außer seiner Berechnung. Vergeblich suchte Napoleon zum Lohn für seine wohlwollende Neutralität ein neues „Savoyen,“ eine Grenzberichtigung an der Saar von Preußen zu erlangen: seine ungeschickten Kompensationsforderungen wurden abgewiesen. In der von ihm ins Leben gerufenen Luxemburger Frage vermochte er gleichfalls kaum den Schein einer diplomatischen Niederlage von sich abzuwenden. Immer drohender erhob die Opposition im Innern ihr Haupt.

Napoleon empfand die Notwendigkeit etwas zu thun, um sein Ansehen vor der Nation zu heben und seine Dynastie zu befestigen. Er erkannte, daß das beste Mittel zu diesem Zweck in der Erfüllung des alten Lieblingswunsches der Franzosen, der Erwerbung der Rheingrenze für Frankreich, bestünde, und er hatte keine *sittlichen* Bedenken, die Nation für diesen Zweck in den Krieg zu stürzen; aber er wußte, daß der Krieg gegen Deutschland, dessen glückliche Durchführung die Krönung seiner auswärtigen Politik bilden sollte, im unglücklichen Falle ihm den Thron kosten könne. Deshalb verschob er in böser Vorahnung den verhängnisvollen Entschluß von Jahr zu Jahr und versuchte immer noch auf andere Weise, den leitenden Minister Preußens in seine Pläne hineinzuziehen. Hätte er sich mit diesem zähen Kanzler auch nur über die Abtretung eines Dorfes, eines schmalen Landstreifens verständigen können, um die öffentliche Meinung zu befriedigen, wäre es ihm auch nur möglich gewesen, den moralischen Beistand Preußens zur Besitzergreifung Belgiens zu erlangen, — er würde vom Kriege Abstand genommen und Preußen lieber als Verbündeten, denn als Gegner gesehen haben. Daher das Zögern und Schwanken in seiner Politik und der wachsende Einfluß der Kaiserin Eugenie.

In den Kreisen dieser bigotten Frau wurde ein romantischer Plan genährt, welcher darauf hinauslief, das wankende Kaisertum durch den Beistand der Kirche zu stützen und mit ultramontaner Weihe zu umgeben. Bereits wurden in Rom die geheimnisvollen Vorbereitungen zu dem Konzil getroffen, welches die neuen Lehrsätze der katholischen Kirche verkündigen sollte. Mit dem Triumphe der alleinherrschenden Kirche und des für unfehlbar erklärten Papstes sollte der Sieg der großen Nation und ihres Oberhauptes über das protestantische Preußen Hand in Hand gehen; Rom und Paris sollten die Metropolen der Welt werden, um welche die Menschheit, wie die Erde um ihre Achse, sich zu drehen hatte.

Durch jesuitische Agenten wurde dieser Plan an allen Höfen auf das eifrigste betrieben und unter der Bevölkerung Süddeutschlands der Haß gegen Preußen geflissentlich geschürt.

Die Agitationen der Welfen und ihres Anhanges fanden durch Frankreich die kräftigste Unterstützung und Förderung; auf französischem Boden sammelte sich die welfische Legion, eine Avantgarde gegen Preußen. Die Presse

stimmte das Kriegsgeschrei: „Revanche für Sadowa!" an, und der schwache Kaiser that nichts, um dasselbe zu dämpfen.

Der Plan der Ultramontanen erlitt indessen eine Störung durch den Ausbruch der Revolution in Spanien und die Vertreibung der Königin Isabella (September 1868), mit welcher die Kaiserin Eugenie in lebhafter Verbindung gestanden hatte. Auch in betreff der Beteiligung Österreichs an der Ausführung dieses Planes mochte man in Frankreich billige Zweifel hegen, solange dem kriegs- und revanchelustigen Grafen Beust der friedliebende ungarische Minister Graf Andrassy das Gleichgewicht hielt. Die Kriegspartei in Frankreich verlor für einige Zeit an Boden; nur in der Presse dauerte das Aufhetzen gegen Preußen fort.

Gegen Ende des Jahres 1869 machte Napoleon noch einen Versuch, seine Dynastie zu stützen, indem er ein Ministerium aus den Reihen der Opposition wählte und eine neue, liberale Ära des Kaisertums einzuleiten suchte. Dem eiteln, schlangenglatten Ollivier wurde der rücksichtslose, prahlerische Herzog von Gramont beigesellt, um die Geschicke Frankreichs zu leiten. Die Nation wurde aufgefordert, die neuen Regierungsformen des Kaiserreichs durch ein Volksvotum gutzuheißen. Die alte Maschinerie der Volksabstimmung, durch die Präfekten noch einmal in Bewegung gesetzt, that ihre Schuldigkeit; aber die anderthalb Millionen Nein fielen ebenso schwer in die Wage als die sieben Millionen Ja.

Während die französische Nation, unzufrieden mit ihrem erwählten Oberhaupte, unzufrieden mit sich selbst, weil sie sich die Herrschaft desselben und seine Präfektenwirtschaft so lange hatte gefallen lassen, voll Unklarheit über ihre politischen Aufgaben und Ziele, in einem auswärtigen Kriege allein noch eine Ablenkung von den kläglichen inneren Zuständen erblickte, war das deutsche Volk in stiller, friedlicher Entwickelung begriffen. Genügsam und friedfertig, froh der erprobten Wehrkraft und des redlich erworbenen Wohlstandes, hatte das Volk Norddeutschlands in Übereinstimmung mit den Leitern der Regierung seit vier Jahren mit klarem Verständnis seine neue politische Arbeit aufgenommen und das erhebende Bewußtsein gewonnen, daß es mit derselben auf dem rechten Wege sei. Schon boten die freisinnigen Männer Süddeutschlands die offene Hand zum Bruderbunde, und selbst diejenigen, welche die Einigung Deutschlands bisher auf einem anderen Wege angestrebt hatten, konnten sich der Überzeugung nicht verschließen, daß es jetzt „Frühling geworden in Deutschland."

Als das oberste Haupt in deutschen Landen, an der Spitze des mächtigsten deutschen Staates stand ein Fürst, geliebt und verehrt von allen, die ihn kannten. Gerecht und milde, gemäßigt und bescheiden, voll markiger Kraft und angeborener Hoheit, führte König Wilhelm die Regierung, allein beherrscht von dem Gedanken seiner königlichen Pflichten gegen sein Volk und gegen sein

Vaterland und von dem Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott. Nur widerstrebend hatte er zu zwei Malen, als ihm kein anderes Mittel mehr blieb, das Schwert für des Landes Recht und Ehre gezogen. Sein Sinn stand nicht nach Vergrößerung seines Landes, noch nach Erhöhung seines Hauses, er hatte „an alten Ehren und neuen Siegen genug." Und auf allem, was er unternahm, lag der Segen Gottes. —

Es war im Sommer 1870. Tiefster Friede herrschte allenthalben in der Welt. In Berlin waren Land- und Reichstag geschlossen. Roon und Moltke weilten auf ihren Landsitzen, Graf Bismarck in Varzin trank Karlsbader und freute sich der Stille seiner Wälder. König Wilhelm befand sich zum Besuch der Heilquellen in Ems.

Am 30. Juni gab der Minister Ollivier im gesetzgebenden Körper zu Paris die Erklärung ab: „Wohin man blickt, kann man nirgends eine Frage entdecken, die Gefahr in sich bergen könnte; überall haben die Kabinette begriffen, daß die Achtung vor den Verträgen sich jedermann aufdrängt, namentlich aber vor den beiden Verträgen, auf welchen der Friede Europas ruht, vor dem Pariser Vertrage von 1856, welcher für den Orient, und vor dem Prager Vertrage von 1866, welcher für Deutschland den Frieden sichert."

Drei Tage darauf zeigte sich an diesem heiteren Sommerhimmel ein Wölkchen, kaum groß genug, um einen Schatten zu werfen, und schon einige Tage später hatte dasselbe die Ausdehnung einer gewaltig drohenden Kriegswetterwolke angenommen.

Es zeigte sich bald, daß die liberalen Minister in Frankreich die Schwächen des von der Revolution bedrohten Kaisertums noch weniger zu decken vermochten als ihre Vorgänger. Der Kaiser griff nach dem letzten Mittel, durch welches er seine Dynastie zu retten hoffte, — nach dem Kriege. Die ganze Art, wie die französische Regierung sich in den Krieg hineinstürzte, zeugte von der Kopflosigkeit des Kaisers und der Gewissenlosigkeit seiner Räte.

Es war bekannt geworden, oder vielmehr es war das Längstbekannte in offiziellen französischen Blättern veröffentlicht worden, daß der spanische Ministerpräsident Marschall Prim im Auftrage der provisorischen Regierung Spaniens an den Prinzen Leopold von Hohenzollern die Anfrage gerichtet, ob dieser geneigt sei, die spanische Königskrone anzunehmen, wenn dieselbe ihm durch die gesetzliche Vertretung der Nation, die Cortes, angetragen würde, und daß der Prinz zugesagt hatte. Ein „preußischer Prinz" als Bewerber um die spanische Königskrone — das war ein neuer Beweis von dem unersättlichen Ehrgeiz dieser Macht; es war eine Beleidigung für Frankreich, welches unter dem ersten Napoleon allein über die Throne Europas verfügt hatte. Ein Krieg, zu dem Zwecke unternommen, um die ehrgeizigen dynastischen Ansprüche Preußens zu bekämpfen, welcher außerdem Frankreich die Aussicht

auf Gewinnung der Rheingrenze und auf Wiedererlangung des Prestige eröffnete, ein solcher Krieg mußte die Stimme der Nation für sich haben und den Thron des Napoleoniden mit neuem Glanze umgeben. Es galt schnell zu handeln, um die günstige Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen.

Der Telegraph trug die Instruktionen der kaiserlichen Regierung an die französischen Geschäftsträger in Berlin und an den deutschen Höfen. Die Minister Herzog von Gramont und Ollivier ersuchten den preußischen Botschafter, Freiherrn von Werther, der sich soeben auf Urlaub nach Ems begeben wollte, seinem Könige Kunde von der Aufregung zu geben, welche die Nachricht in Frankreich hervorgerufen habe. Im gesetzgebenden Körper wurde eine Interpellation über denselben Gegenstand angekündigt. Alle beeinflußten Organe der Pariser Presse schilderten die Hohenzollernsche Thronkandidatur als eine Bedrohung für den Frieden und die Sicherheit Frankreichs durch Preußen.

In der That stand die preußische Regierung der Hohenzollernschen Kandidatur nicht näher als irgend eine andere. Sie konnte den Prinzen weder zur Annahme der spanischen Krone ermächtigen, noch ihm dieselbe verbieten. Die Frage schwebte allein zwischen der spanischen Nation und dem Prinzen von Hohenzollern. War dem letzteren die Krone durch die spanische Nationalvertretung angetragen und von ihm angenommen, dann würde ihm die Aufgabe erwachsen sein, sich die Anerkennung der Mächte selbst zu verschaffen.

Der Prinz war dem preußischen Königshause verwandt — allerdings weitläufig; denn die *schwäbische* Linie, aus welcher er stammte, und die *fränkische oder brandenburgisch-preußische* Linie der Hohenzollern gingen bereits seit dem Jahre 1227 auseinander* —, es war daher natürlich, daß er in einer so wichtigen Angelegenheit den Rat des mächtigen *Oberhauptes der Familie*, des Königs Wilhelm von Preußen, hörte; von der preußischen *Regierung* hatte er jedoch keine Vorschriften für sein Verhalten zu gewärtigen, noch entgegenzunehmen; denn für Preußen existierte keine spanische Frage.

In diesem Sinne konnte der Staatssekretär von *Thile*, als Stellvertreter des Grafen Bismarck im Auswärtigen Amte, dem französischen Geschäftsträger *Le Sourd* auf seine Vorstellungen auch nur antworten (5. Juli), indessen in Frankreich hatte man für ruhige Erwägungen kein Gehör mehr. Zuerst hatte man von „peinlichen Empfindungen" gesprochen, von denen die französische Regierung durch die Hohenzollernsche Thronkandidatur berührt worden sei; dann sprach man von der „gewaltigen Aufregung," welche die Nation ergriffen habe; bald widerhallte die ganze Presse von rohem Kriegsgeschrei.

Im gesetzgebenden Körper erwiderte der Herzog von Gramont auf die Interpellation des Abgeordneten *Cochery*, die französische Regierung werde sich

---

* Vergl. Bd. I. S. 1.

zwar nicht in die inneren Angelegenheiten Spaniens mischen, sie werde aber auch nicht dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze und dadurch das Gleichgewicht Europas zu ihren Gunsten störe (6. Juli). Der französische Botschafter, Graf Benedetti, dessen Name in der diplomatischen Vorgeschichte dieses Krieges mit den Attributen der Unverschämtheit und Lächerlichkeit für allezeit eingeschrieben steht, wurde nach Ems gesandt, um daselbst im Auftrage seiner Regierung an den König von Preußen direkt die Forderung zu stellen, er möge die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern mißbilligen und ihm befehlen, von derselben zurückzutreten (7. Juli). «Brusquez le roi!» soll die Instruktion gelautet haben, welche der Kaiser selbst seinem Gesandten mit auf den Weg nach Ems gab.

König Wilhelm antwortete freimütig, daß er keinen Befehl zur Annahme gegeben habe und ebensowenig die Ablehnung befehlen könne, daß er die Entschließung hierüber vielmehr allein dem freien Willen des großjährigen Prinzen anheimstellen müsse. Übrigens wahrte der König der ganzen Besprechung mit dem Botschafter den Charakter einer Privatunterhaltung, wie dies hier am Badeorte ohne die Gegenwart seiner Minister in der Natur der Sache lag. Der König dachte zu ritterlich, um glauben zu können, daß es eben nur darauf angelegt sei, ihn herauszufordern, und behandelte den französischen Botschafter mit unverändertem Wohlwollen.

Während Graf Benedetti noch in Ems weilte und die Gastfreundschaft des Königs genoß, überströmte die französische Presse von den rohesten Ausfällen gegen Preußen. Das eine Blatt forderte den Rhein für Frankreich, das andere wollte die Preußen durch das kaudinische Joch schicken: „Sie werden sich darunter beugen," — schrieb das „Pays" — „und zwar ohne Kampf besiegt und entwaffnet, wenn sie es nicht wagen, einen Kampf aufzunehmen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft ist. Unser Kriegsgeschrei ist bis jetzt ohne Antwort geblieben. Die Echos des deutschen Rhein sind noch stumm. Hätte zu uns Preußen die Sprache gesprochen, die Frankreich spricht, wir wären schon längst unterwegs."

Vergebens ließ die spanische Regierung in einem Rundschreiben (7. Juli) erklären, daß sie in dieser Sache nur ihren eigenen Neigungen gefolgt sei, daß sie nur von dem Interesse der Nation sich habe leiten lassen, indem sie zur Bewerbung um den Thron Spaniens einen großjährigen Prinzen aufforderte, der „freier Herr seines Handelns, durch verwandtschaftliche Beziehungen zu den meisten regierenden Häusern in dieser Stellung den Gedanken einer Feindseligkeit gegen irgend eine Macht ausschloß." Vergebens veröffentlichte einer der hervorragendsten Patrioten Spaniens, der bei den Verhandlungen mit dem Prinzen Leopold unmittelbar beteiligt gewesen, eine unbefangene und wahrheitstreue Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur (8. Juli). Vergebens bestätigte der spanische Gesandte in Paris (8. Juli), daß die Verhand-

lungen ausschließlich mit dem Prinzen Leopold geführt seien, ohne jede Einwirkung einer fremden Macht, und daß keinerlei Verabredungen zwischen dem Marschall Prim und Grafen Bismarck — wie man in Frankreich argwöhnte — vorausgegangen seien. Alle diese Kundgebungen wurden dem gesetzgebenden Körper von der französischen Regierung vorenthalten, um nicht den Kriegsmut der Nation zu dämpfen.



König Wilhelm.

Am 11. Juli erneuerte Graf Benedetti in einer Audienz bei dem Könige das Ansinnen seiner Regierung und wurde auf die früher erteilte Antwort verwiesen. In Frankreich gingen lärmende Kriegsrüstungen und Truppenbewegungen nach der Ostgrenze vor sich. In Berlin fand ein Kriegsrat unter dem Vorsitz des zurückgekehrten Kriegsministers statt. Da trafen Depeschen ein, welche der ganzen Sachlage plötzlich eine friedliche Wendung zu geben schienen. — Prinz Leopold hatte aus freien Stücken beschlossen, seine Kandidatur nicht aufrecht zu erhalten, um „die Angelegenheit nicht zu einem Kriegsvorwande reifen zu lassen," und diesen Entschluß dem Marschall Prim direkt mitgeteilt (11. Juli). Der spanische Gesandte in Paris setzte hiervon die französische Regierung in Kenntnis (12. Juli).

Damit schienen alle Verwickelungen beseitigt, die dunkeln Kriegswolken geteilt. Vielleicht wurde es von manchem Preußen schmerzlich empfunden, daß ein Hohenzollernscher Prinz infolge der Kriegsdrohungen des Napoleoniden gegen Preußen zurückgetreten war. Immerhin mußte man die hochherzigen Beweggründe des Prinzen zu diesem Schritte anerkennen, und im Grunde herrschte Freude darüber vor, daß nun wieder klarer Himmel sei, und daß der Friede erhalten bleibe.

Friede? — Wer wagt's, von Frieden zu träumen, wenn Frankreich den Krieg will! Auf eine Demütigung Preußens war es ja abgesehen, die Kaiserin Eugenie mußte ja „ihren Krieg" haben, um ihren Sohn einst auf dem Throne Napoleons erblicken zu können, und nun sollte der ganze Plan, um Preußen die Schuld am Kriege aufzubürden, auf einmal in nichts zerrinnen? — Die Staatsweisen in Frankreich gerieten für einige Augenblicke ins Schwanken und Zögern. Im Foyer des gesetzgebenden Körpers zeigte Ollivier den Ölzweig des Friedens, und in der öffentlichen Sitzung machte Gramont geheimnisvolle Andeutungen, daß die Verhandlungen mit Preußen noch nicht beendet wären; in St. Cloud aber waren unterdessen die neuen Instruktionen für den Botschafter Grafen Benedetti entworfen und nach Ems telegraphiert worden.

König Wilhelm hatte bei der Nachricht von dem Verzicht des Prinzen die Genugthuung empfunden, daß die Ehre seines Hauses und seines Landes in Frieden gewahrt sei, und dachte nun seine Kur in Ems ungestört fortsetzen zu können. Als er bei seinem Morgenspaziergange (13. Juli) dem französischen Botschafter begegnete, erwiderte er freundlich dessen Gruß und wies ihm ein Extrablatt der Kölnischen Zeitung, welches das betreffende Telegramm enthielt. Graf Benedetti hatte aber bereits seine neuen Aufträge in der Tasche und rückte nun mit der Forderung heraus, der König möge die bestimmte Versicherung aussprechen, daß er niemals seine Einwilligung geben werde, wenn die Frage von der spanischen Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern nochmals aufleben sollte.

Der König hatte bereits dem Botschafter wiederholentlich erklärt, daß er dem Prinzen in dieser Angelegenheit nichts erlauben oder verbieten könne und wolle. Ungern vernahm er das neue Ansinnen; er brach die Unterhaltung ab und begab sich in sein Hotel zurück. Als Graf Benedetti einige Stunden später abermals eine Audienz über denselben Gegenstand nachsuchte, wurde er abschlägig beschieden und auf den geschäftsmäßigen Gang durch das Auswärtige Ministerium verwiesen. Am folgenden Tage (14. Juli) reiste er nach Paris zurück, nachdem ihm vorher bei einer Reise des Königs nach Koblenz noch Gelegenheit gegeben worden, sich auf dem Bahnhofe vom Könige zu verabschieden.

Bei dieser Sachlage hatten die Herren Ollivier und Herzog von Gramont es nicht leicht, den Kriegsvorwand zurechtzulegen und ihren Kriegseifer vor der

eigenen Nation und dem gesetzgebenden Körper zu rechtfertigen. Die Weigerung des Königs, den französischen Botschafter in derselben Angelegenheit noch einmal zu bescheiden, die Beurlaubung des Norddeutschen Botschafters, welche als eine Abberufung dargestellt wurde, die aus der Luft gegriffene Behauptung, daß Preußen Kriegsrüstungen treffe, endlich ein Zeitungstelegramm des Bundeskanzlers, welches den Vertretern des Norddeutschen Bundes an den auswärtigen Höfen zur Orientierung über die Vorgänge in Ems dienen sollte, aber für eine beleidigende Note ausgegeben ward —, dies waren die Punkte, aus welchen Ollivier in einer ausführlichen Darlegung vor dem gesetzgebenden Körper die Veranlassung zum Kriege gegen Preußen herleitete und auf Grund deren er einen Kredit von vielen Millionen für Heer und Flotte zur Kriegführung forderte (15. Juli).

So irregeleitet auch die öffentliche Meinung in Frankreich bereits war, so erhoben sich doch im gesetzgebenden Körper vereinzelte Stimmen, welche den Krieg einen ungerechten nannten und davon abrieten. Der greise Thiers, der niemals Sympathie für Preußen gezeigt hatte, rief: „Ich halte diesen Krieg für unklug; die Ereignisse von 1866 gingen mir mehr nahe als irgendwem; aber die Gelegenheit, das Übel von damals wieder gut zu machen, ist kläglich gewählt, und dies wird sich rächen . . . . . Mit dem Rücktritt des Prinzen von Hohenzollern waren Ihre Forderungen erfüllt. Alles, was Sie nach diesem Ereignis auf die Gefahr hin, daß ein Krieg daraus hervorgeht, unternehmen, wird der Weltgeschichte zum Beweise dienen, daß Ihnen die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern nur ein Vorwand zum Zerwürfnis mit Preußen war . . . ." Tobende Stimmen unterbrachen ihn: „Verräter des Vaterlandes! Gehen Sie nach Koblenz zu den Preußen!"

„Sie können mich beschimpfen," fuhr Thiers fort, „das muß ich ertragen, und ich ertrage es gern, weil ich mir bewußt bin, wegen einer Pflichterfüllung beleidigt zu werden . . . . Mein Andenken in der Geschichte ist mir zu heilig, als daß ich die Verantwortlichkeit Ihres Beschlusses auf mich nehmen möchte. Angesichts des Landes verlange ich die Mitteilung der Depesche, infolge deren die Kriegserklärung notwendig ist. Möge dann die Kammer beschließen, was ihr gut scheint!"

Auch Jules Favre, Gambetta, Arago und andere forderten die Vorlegung der Berliner Depesche, welche die Minister als eine Beleidigung der Ehre Frankreichs bezeichnet und wesentlich als Kriegsgrund hervorgehoben hatten; aber die Minister konnten diese Forderung nicht erfüllen, weil eben eine derartige Depesche nicht existierte und das bekannte Zeitungstelegramm unmöglich als eine beleidigende Note angesehen werden konnte. Sie mochten sich weigern und winden soviel sie wollten und eine Unwahrheit durch die andere zu decken suchen, sie konnten das Brandmal der Lüge nicht von ihrer Stirn waschen.

Trotz alledem wurden die Vorlagen der Regierung im gesetzgebenden Körper mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit angenommen. Die ganze Nation beteiligte sich durch dieses Votum ihrer Vertreter an dem Verbrechen ihrer Regierung, indem sie die Mittel zur Kriegführung bewilligte. Die Stimmen der Besonnenen verhallten jetzt in dem Pöbelgeschrei auf den Straßen: „Nach Berlin, nach Berlin! Nieder mit Bismarck! Nieder mit Preußen!“

Auf Lüge und Treubruch hatte Napoleon III. sein Kaisertum gegründet. Alle Kriege, die er bisher unter der Maske der Civilisation, in Wahrheit aber zur Befestigung seiner Dynastie und zur Erlangung des Prestige für Frankreich geführt hatte, waren Lügenwerke. Bei dem Kriege, in den er jetzt — selbst fast willenlos — hineintrieb, war die Lüge des Vorwandes so durchleuchtend, daß die glatten Phrasen der Minister sie nicht zu verhüllen vermochten. So mußte denn auch alle Blutschuld des freventlich heraufbeschworenen Krieges auf die Urheber zurückfallen.

Mit stillem Unwillen hatte das Volk Norddeutschlands von den neuen Anmaßungen des Nachbarvolkes gehört; es schwieg, weil es das zuversichtliche Vertrauen hegte, daß König Wilhelm und seine Regierung dieselben nach Gebühr zurückweisen, aber auch, solange es mit der Ehre verträglich, den Frieden zu erhalten wissen würden. Als es nun offenkundig ward, daß es nur auf eine Demütigung Preußens, ja ganz Deutschlands in seinem würdigsten, obersten Haupte abgesehen war, da erhob sich das Volk in heiligem, gerechtem Zorne und in siegesfreudiger Begeisterung, um gegen die Anmaßung und Herrschsucht des fremden Volkes die eigene Unabhängigkeit und Freiheit zu verteidigen.

An demselben Tage, als in Paris im gesetzgebenden Körper der Krieg als eine beschlossene Thatsache verkündet ward (15. Juli), verließ König Wilhelm den Kurort Ems, um sich nach der Hauptstadt des Landes zu begeben. Schon auf der Reise war er Zeuge der gehobenen Stimmung, welche das Volk erfüllte. Überall an den Bahnhöfen waren die Männer zusammengeströmt, Bürger und Bauern, Offiziere und Beamte, Behörden und Geistliche, und empfingen den durchreisenden Landesherrn mit ehrfurchtsvoller Begrüßung, mit begeisterter Teilnahme. Alle fühlten gleich; in der Hauptstadt der jüngst erworbenen Provinz, des ehemaligen Kurhessen, wie in den kleinen Städten der Altmark, die sich seit Jahrhunderten der Segnungen der Hohenzollernschen Regierung freuen, überall derselbe treuherzig warme Empfang.

Bis Brandenburg waren dem Könige der Kronprinz, der Bundeskanzler Graf Bismarck, die Generale von Moltke und von Roon entgegengefahren. Auf der Strecke zwischen Brandenburg und Berlin wurden im königlichen Wagen die Unterredungen gepflogen, welche die großen Entscheidungen der nächsten Tage vorbereiteten. Auf dem Bahnhofe in Berlin erhielt der König die Nachricht von der erfolgten Ankündigung des Krieges im gesetzgebenden Körper zu

Paris. Ernste, schwere Gedanken zogen durch seine Seele, tiefer Ernst und innere Bewegung waren in den Zügen des greisen königlichen Herrn zu lesen.

An beiden Seiten der Straße, welche der König vom Bahnhofe nach seinem Palais durchfuhr, stand entblößten Hauptes die harrende Menge, Kopf an Kopf. Von allen Fenstern und Balkonen wehten Tücher und Schleier. In wachsender, schwellender Menge zog das Volk unter dem Gesange alter Vaterlandslieder dem königlichen Wagen nach. Unter solchem Geleit erreichte der König sein Palais.

Lange noch währten Gesang und Gewoge unter den Fenstern des Königs und bei dem Standbilde Friedrichs des Großen. Freudiger Zuruf schallte den



Das königliche Palais zu Berlin.

Ministern und Generalen entgegen, die sich hin und wieder in das Palais begaben. Da erschien ein Adjutant auf der Rampe und sprach im Auftrage des Königs den Wunsch nach Ruhe aus. Im Augenblick ward es still; lautlos ging die Menge auseinander. Eintönig hallte durch die Nacht der Tritt der Posten vor des Königs Thür. Aus dem Arbeitszimmer des Königs leuchtete der Schein der Lichter, bei denen der erste Kriegsrat gehalten wurde.

In derselben Nacht trug der Telegraph den Befehl zur Mobilmachung der gesamten Armee des Norddeutschen Bundes an alle Garnisonorte.

Die Tage, welche nun folgten, sind solche, wie sie im Leben der Völker selten oder niemals wiederkehren, Tage voll leuchtender Begeisterung, voll aufopfernder Hingebung, voll gottvertrauender Zuversicht, vergleichbar vielleicht jenen großen weihevollen Tagen, die den Befreiungskriegen 1813 vorangingen,

und doch wieder anders; denn das deutsche Volk war seitdem reifer geworden, in sich geeinigter und klarer.

Wieder leerten sich Schulbänke und Lehrstühle, verlassen stand Pflugschar und Kaufladen, von hoher Ahnen Rittersitz und aus niederer Hütte eilte alles zu den Fahnen. Der Sohn des Ministers und der ärmste Tagelöhner, der mutige Kadett, welchen die Begeisterung plötzlich zum Jünglinge gereift, und der greise Veteran, der den Ruhestand verließ, um seine letzte Kraft dem Dienste des Königs und Vaterlandes darzubieten, — sie alle, alle kamen, um in demselben Heere für dasselbe Ziel zu kämpfen.

Auf allen Plätzen und Straßen hörte man Waffengetümmel und kriegerische Klänge, in stiller Kammer hoben sich gefaltete Hände zum Gebet, und aus der Tiefe des deutschen Herzens hervor strömten Lieder über Lieder.

Da „braust ein Ruf wie Donnerhall" vom Fels zum Meer, und überall, soweit er schallt im deutschen Land, stimmen deutsche Männer ein:

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein! —
Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind,
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein, —
Wir alle wollen Hüter sein!"

Ja, alle wollten Hüter sein. Auch der Bevölkerung Süddeutschlands hatte sich eine ähnliche Begeisterung bemächtigt. Angesichts der von dem gemeinsamen Feinde drohenden Gefahr für die Unabhängigkeit Deutschlands gab es kein Deuteln an den geschlossenen Verträgen zu Schutz und Trutz, kein Schwanken und Zweifeln bei den Regierungen oder in den deutschen Volksvertretungen, keine Eifersucht zwischen Nord und Süd. Die Schwaben, Bayern und Franken Süddeutschlands, die noch vor wenigen Jahren den Preußen bewaffnet im Kampfe gegenübergestanden, sie reichten jetzt freudig den norddeutschen Brüdern die Hand und ordneten sich willig der Leitung des würdigsten deutschen Hauptes unter. Wo in der bayrischen Kammer sich noch einzelne Stimmen aus dem Lager der Ultramontanen und Partikularisten dafür aussprachen, der Regierung die geforderten Geldmittel nicht zum Kriege, sondern nur zur „Aufrechthaltung einer bewaffneten Neutralität" zu bewilligen, da vermochten sie bei der deutschnationalen Gesinnung, die sich im bayrischen Volke kundgab, und bei der hochherzigen Haltung des Königs Ludwig II. von Bayern nicht durchzudringen. Bereitwillig wurden von den süddeutschen Landtagen die Forderungen der Regierungen genehmigt. Die süddeutschen Fürsten telegraphierten dem Könige von Preußen, daß sie, treu den geschlossenen Verträgen, für den bevorstehenden Krieg ihre Truppen unter seinen Oberbefehl stellten, und der König dankte ihnen, indem er sie benachrichtigte, daß er seinen Sohn, den Kronprinzen, zum Oberbefehlshaber der Dritten Armee ernannt habe, in welcher die bayrischen,

württembergischen und badischen Truppen an der Seite ihrer preußischen Waffenbrüder den Kampf für deutsches Recht und deutsche Ehre aufnehmen sollten.

Am 19. Juli 1870 fand die Eröffnung des außerordentlichen Reichstags zu Berlin statt. Vorher vereinigte ein gemeinsamer Gottesdienst in der Domkirche den königlichen Hof, die Mitglieder des Bundesrats und des Reichstags, des Bundeskanzleramts, des Auswärtigen Amts und der preußischen Ministerien. Das Textwort der Predigt lautete: „Mit Gott wollen wir Thaten thun!" — In den Mienen des Königs las man die tiefe Bewegung, mit welcher er der ergreifenden Predigt des Geistlichen, Oberhofpredigers Dr. Hoff-



Auszug zum Kampfe (Relief vom Niederwalddenkmal).

mann, folgte. Unter den Abgeordneten auf der letzten Bank saß Moltke, der stille, bescheidene Feldherr, in dessen Seele die Thaten schon Gestalt gewannen, die er mit Gott zu thun willens war. Der Bundeskanzler Graf Bismarck blickte, unter den Mitgliedern des Bundesrats auf der Emporkirche um Hauptes-länge hervorragend, mit der ganzen Milde und Ruhe, deren seine ehernen Züge fähig waren, vor sich nieder.

Von der Kirche begaben sich die Abgeordneten nach dem Weißen Saale des königlichen Schlosses. Mit freudiger Genugthuung vernahmen die Vertreter des Volkes aus dem Munde des Königs Wilhelm die Worte der Thronrede:

— — „Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet:

heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat.

„Es ist keine Überhebung, welche Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich selbst, wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen Den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt.

„Das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampfe berufen als zu dem blutigen der Waffen. Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten.

„Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volks mit dem Aufrufe zur Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit.

„Wir werden nach dem Beispiel unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war."

Unmittelbar nach der Eröffnung (um 2 Uhr) folgte die erste Sitzung des Reichstags. Aber in den wenigen Minuten bis dahin, hatte sich ein wichtiges Ereignis vollzogen. Um $1^1/_2$ Uhr hatte der französische Geschäftsträger Le Sourd dem Bundeskanzler die amtliche Kriegserklärung übergeben. Jede Brücke zum Frieden war abgebrochen.

Mit leuchtenden Blicken erschien der Kanzler im Sitzungssaale des Reichstags, allen auffallend durch seine entschlossene, zuversichtliche Haltung, durch die fast jugendliche Raschheit und Kraft seiner Bewegungen. Unter lautloser Stille ergriff er das Wort. Kaum aber hatte die Versammlung verstanden, daß es die Mitteilung von der erfolgten Kriegserklärung war, die er dem Hause zu machen hatte, so erhob sich von allen Seiten des Saales, von der Zuhörertribüne, den Logen der Presse, den Sitzen des Bundesrats, selbst der Diplomaten ein ungeheurer Beifallssturm; es war der Ausdruck desselben freudigen Schlachtenmuts, der bald in dem Hurrarufe der deutschen Krieger von Wörth

bis Paris und Orleans, von den Festungen im französischen Flandern bis Belfort und bis zur Lisaine klang. — In derselben Stunde betete König Wilhelm am Grabe seiner königlichen Eltern in Charlottenburg.

Der 19. Juli ist ein weihevoller Gedenktag in der Geschichte der Hohenzollern.

Am 19. Juli 1810 knieten im Schlosse Hohenzieritz in Mecklenburg-Strelitz zwei Prinzen an der Seite des Vaters vor dem Sterbebette ihrer königlichen Mutter, der unvergeßlichen Königin Luise, deren Herz im Gram über die tiefe Erniedrigung des Vaterlandes unter dem ersten Napoleon gebrochen war.* Einige Zeit vor ihrem Heimgange hatte die hohe Frau ihren beiden Söhnen, dem Kronprinzen und dem damals dreizehnjährigen Prinzen Wilhelm ihre heiligen Pflichten für das Vaterland ans Herz gelegt. „Wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr ist,“ so sprach sie, „dann weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt Euch nicht damit allein; handelt, entwickelt Eure Kräfte; vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder!“ —



König Ludwig II. von Bayern.

„Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder!“ — diese Worte der heimgegangenen Mutter mochten in dieser stillen Stunde in dem Herzen des königlichen Greises wiederklingen, als er, heimkehrend von ihrer Ruhestätte, den Orden, welchen sein königlicher Vater dereinst an ihrem Geburtstage (10. März 1813) gestiftet hatte, heute an ihrem Todestage erneuerte. Das Zeichen, welches der Knabe auf des Vaters Brust erblickt hatte, mit dem sich die Erinnerung an eine der größten und glorreichsten Epochen der vaterländischen Geschichte, die Erinnerung an eine Königin, die der Preuße wie den Schutzgeist des Vaterlandes verehrt, verbindet, dieses selbe Zeichen war auch jetzt für den Sohn zu erreichen, der in dem bevorstehenden Kampfe durch treue

* Vergl. Bd. III. S. 333.

Pflichterfüllung sich auszeichnete. Mit diesem Zeichen trat der ganze Ernst der eisernen Zeit vor die Seele des Mannes.

Die Arbeiten des Reichstages waren kurz und von der gehobenen Stimmung der Zeit getragen. Die Antwort des Hauses auf die Thronrede bekundete die Einhelligkeit des Gedankens und Willens, welcher in diesem Augenblick die deutschen Herzen bewegte, und den unerschütterlichen Entschluß des einigen Volkes, „alle Güter daranzusetzen, um nicht zu dulden, daß der fremde Eroberer den Fuß auf des deutschen Mannes Nacken setze," sie enthielt den Ausdruck des Vertrauens in die Vaterlandsliebe und Tapferkeit der bewaffneten Brüder, in die „erfahrene Führung des greisen Heldenkönigs und deutschen Feldherrn, dem die Vorsehung beschieden, den großen Kampf, welchen der Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert kämpfte, am Abend seines Lebens zum entscheidenden Ende zu führen," endlich des Vertrauens in „Gott, dessen Gericht den Frevel straft." Nachdem alle Mittel zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes zu Lande und zu Wasser ohne Debatte bewilligt und alle übrigen auf den Krieg bezüglichen Vorlagen schnell erledigt waren, wurde die Arbeit der Volksvertreter für geschlossen erklärt (21. Juli).

Der größte Krieg unseres Jahrhunderts kam zum Ausbruch, ohne daß von seiten der Mächte erhebliche Anstrengungen zur Verhütung desselben gemacht wurden. Wie wenig einleuchtend der von Frankreich herbeigezogene Kriegsvorwand auch den nichtbeteiligten Regierungen scheinen mußte, so wurden doch von keiner eindringliche Vorstellungen gegen die Unberechtigtheit der französischen Forderungen erhoben. Vielleicht hätte ein gemeinsamer Protest der Hauptmächte noch das Unglück des Krieges verhüten können, aber dazu kam es nicht. Die Gründe zu dieser Zurückhaltung lagen einerseits in der Eifersucht auf die so schnell emporgekommene Macht Preußens und in der Besorgnis vor preußischen Vergrößerungsplänen, andererseits — und zwar dies insbesondere bei mehreren Staaten zweiten Ranges — in den nachwirkenden Machteinflüssen Frankreichs, welches die Welt so lange mit seinem angemaßten «prestige» geblendet hatte.

Jetzt, da die letzte Friedensaussicht geschwunden war, das Werk der Waffen unvermeidlich seinen Lauf nehmen mußte, brach auch der norddeutsche Bundeskanzler das Schweigen, welches er bezüglich gewisser diplomatischen Vorgänge der französischen Regierung gegenüber beobachtet hatte, und überraschte die Welt durch Enthüllung der habsüchtigen und ländergierigen Pläne, mit welchen die kaiserliche Regierung bereits seit einer Reihe von Jahren die preußische Staatskunst zu umstricken gesucht hatte, um Preußens Zustimmung zur Vergrößerung Frankreichs durch Erwerbungen von deutschem Gebiet — etwa von Mainz und der bayrischen Pfalz — oder zur Annexion von Belgien, mindestens von Luxemburg zu erlangen. So sehr verrechnet hatte sich Kaiser Napoleon III.

in der Beurteilung des deutschen Staatsmannes und des deutschen Volkscharakters. Weil er selbst in seiner Staatskunst die Treue nicht kannte, so übersah er es, daß in Deutschland noch die alte mannhafte Treue die Grundlage



Abreise König Wilhelms zur Armee 1870.

für alle Verträge und Staatsordnungen sowie für das Verhältnis zwischen Fürsten und Volk bildet. Er hatte noch gehofft auf die alte Eifersucht zwischen Süden und Norden und auf den Vertragsbruch der süddeutschen Fürsten, und nun stand ihm das ganze Volk wie ein zorniger Mann gegenüber zur Abwehr

des frevelhaften Angriffs auf seine Unabhängigkeit und seine Ehre, ein einiges deutsches Volk in Waffen.

Während Napoleon in St. Cloud die von gleisnerischen Lobeserhebungen und Versicherungen der Unterwürfigkeit triefenden Reden der Präsidenten des Senats und des gesetzgebenden Körpers entgegennahm, gingen dem König Wilhelm aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes, aus allen Kreisen des Volks Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinsame Vaterland zu, und König Wilhelm dankte mit den schlichten, ewig schönen Worten, daß er „dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringen und unwandelbar halten" werde (25. Juli).

Während die französischen Rüstungen und Truppentransporte nach der Grenze schon von der Mitte des Juli an mit überstürzender Hast betrieben wurden, vollzog sich der strategische Aufmarsch des deutschen Heeres mit planmäßiger Ruhe und Sicherheit, so daß vierzehn Tage nach der französischen Kriegserklärung drei deutsche Armeen auf der Linie von Trier bis Landau in der Rheinprovinz und Pfalz zur Verteidigung des vaterländischen Bodens bereit standen, nämlich:

Auf dem rechten Flügel die Erste Armee unter dem General der Infanterie von Steinmetz mit dem General von Sperling als Chef des Generalstabs, bestehend aus den Truppen des 7. (westfälischen) und 8. (rheinischen) Armeecorps, in der Gegend von Trier bis Saarlouis. Später traf auch das 1. Corps (Provinz Preußen) bei dieser Armee ein.

Im Centrum die Zweite Armee unter dem General der Kavallerie Prinzen Friedrich Karl von Preußen mit dem Obersten von Stiehle als Chef des Generalstabs, bestehend aus den Truppen des 3. (brandenburgischen), 4. (magdeburgischen), 10. (hannoverschen) und des Gardecorps, in der Pfalz bei Kaiserslautern. Zu dieser Armee stießen demnächst noch das 9. (schleswig-holsteinische) Corps, welchem an Stelle seiner zur Küstenbesatzung zurückbleibenden 17. Division die großherzoglich hessische Division beigegeben wurde, das 12. (königlich sächsische) und das 2. (pommersche) Corps.

Auf dem linken Flügel die Dritte Armee unter dem Kronprinzen von Preußen, General der Infanterie, mit dem Generallieutenant von Blumenthal als Chef des Generalstabs, bestehend aus den Truppen der Bayern (zwei Armeecorps), der Württemberger (eine Division), sowie des 5. (posenschen) und des 11. (hessen-nassauischen) Corps. Später trat auch das 6. (schlesische) Corps in den Verband dieser Armee.

Die französische Armee hatte dagegen zu Anfang des August folgende Aufstellung: Auf dem äußersten rechten Flügel stand das aus vier Infanteriedivisionen und einer Kavalleriedivision bestehende 1. Corps des Marschalls Mac Mahon, Baden und Süddeutschland bedrohend zwischen Straßburg und Wörth. Im Centrum bei Forbach und Saarbrücken stand das 2. Corps

(Frossard). Das 6. und 4. Corps (Bazaine und de l'Admirault) bei Thionville und Sierk bildeten den an das neutrale Luxemburg gelehnten linken Flügel. Als Verbindung zwischen dem Centrum und dem rechten Flügel war das 5. Corps (de Failly) bei Bitsch aufgestellt. Als Reserve stand das Gardecorps (Bourbaki) bei Nancy und zum Teil in Metz; das 6. Corps (Canrobert) ward von Chalons ebenfalls nach der mittleren Mosel vorgezogen.

Die Gründe, weshalb der Kaiser Napoleon nicht seinen Vorsprung zu einem energischen Angriff benutzte, mochten verschiedener Natur sein. Wie Napoleon selbst niemals Treue gehalten hatte, so mag er sich auch in der deutschen Treue verrechnet haben. Vielleicht wähnte er, daß die süddeutschen Staaten den französischen Lockungen und Aufreizungen gegen Preußen trotz der abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse sich nicht verschließen würden. Dann hätte er es mit Preußen allein zu thun gehabt. Dieser politische Rechenfehler machte zum mindesten eine zeitraubende Änderung in den Dispositionen erforderlich, welche durch den weiteren Irrtum nicht gefördert wurde, daß man die Leistungskraft der Eisenbahnen zum Zwecke der Ansammlung der Truppen und des Kriegsmaterials (an Wagen und Pferden, Train- nnd Proviantkolonnen, Pontons- und Artillerieparks u. s. w.) bedeutend überschätzte.* Sehr fühlbar machte sich hierbei auch der Nachteil einer allzu straffen Centralisation, nach welcher jede Behörde zum Handeln selbst in den geringsten Dingen erst eines ausdrücklichen Befehls aus Paris bedurfte. Ebenso unheilvoll wirkte die Uneinigkeit zwischen den beiden angesehensten französischen Marschällen, Mac Mahon und Le Boeuf, wodurch sich die Aufstellung eines einheitlichen Feldzugsplans noch mehr verzögerte. Als man endlich nach vielem Hin- und Herreisen und Raten von Worten zur Handlung überging, beschränkte sich diese auf das Vorrücken von drei Divisionen gegen die nur von einem Vorpostendetachement besetzte Grenzstadt Saarbrücken und auf die Einnahme dieses Ortes (2. August), ein Stück, das mehr auf die Wirkung bei dem ungeduldigen Pariser Publikum durch pomphafte Armeebulletins berechnet, als die Einleitung zu einem ernsten Kriegsunternehmen zu sein schien.

Ganz anders verhielt es sich im deutschen Lager. Von dem Augenblick

---

* Wir erhalten einen Begriff von der Konfusion und Verwirrung, welche schon in der Einleitung des Krieges auf französischer Seite um sich gegriffen hatte, wenn wir die Depeschen einzelner Befehlshaber aus dieser Zeit lesen, z. B.:

„General N. an den Kriegsminister. Belfort, den 21. Juli. In Belfort angekommen. Meine Brigade nicht gefunden. Was soll ich thun? Weiß nicht, wo meine Regimenter sind.“ — Oder:

„Der Kommandant der Territorialdivision zu Marseille an den Kriegsminister Le Boeuf. 9000 Mann Reserven hier; ich weiß nicht, wohin mit ihnen. Um mir Luft zu schaffen, werde ich sie alle mit den im Hafen befindlichen Transportschiffen nach Algier schicken“ u. s. w. u. s. w.

an, als General von Moltke in der Nacht vom 15. zum 16. Juli mit der Mappe unter dem Arme die Rampe vom Königspalais herabschritt, war in der deutschen Kriegführung Sicherheit, Klarheit, Übereinstimmung in allen Bewegungen der auf verschiedenen Kriegstheatern auftretenden Armeen, vollzog sich der strategische Aufmarsch des Heeres an der Grenze mit der größten Ruhe und Planmäßigkeit.

Am Sonntag den 31. Juli verließ König Wilhelm seine Hauptstadt, um sich zur Armee zu begeben, nachdem er in seinen Abschiedsworten an das Volk eine Amnestie für alle politischen Vergehen verkündigt hatte. Ihn begleiteten der Chef des Generalstabs der gesamten Armee, Graf von Moltke, und der Bundeskanzler Graf Bismarck. Am 2. August traf König Wilhelm zu Mainz ein und verkündigte in einer Ansprache, daß er das Kommando der gesamten Armee „zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre und des eigenen Herdes“ übernommen habe. —

Von Mainz bis Metz; Weißenburg, Wörth und Saarbrücken-Spichern. Schon in der Zeit, als der Krieg mit Frankreich drohte, aber noch nicht unmittelbar bevorstand und die französischen sogenannten „Kompensationsansprüche“ von dem Kanzler des Norddeutschen Bundes noch „dilatorisch“ behandelt wurden, im Winter von 1868/69, hatte General von Moltke dem Könige eine Denkschrift überreicht, in welcher er die Hauptgesichtspunkte der preußischen Heeresleitung für den Fall eines Krieges mit Frankreich darlegte. Als nächstes Operationsziel wird in derselben bezeichnet: „die Hauptmacht des Feindes aufzusuchen und, wo man sie findet, anzugreifen.“ Bei diesem einfachen Plane wird auf die Schwierigkeit hingewiesen, welche aus der Handhabung der in der modernen Kriegführung erforderlichen „sehr großen Massen“ erwächst, und als leitender Gedanke schon von den ersten Bewegungen an läßt sich unschwer das Bestreben erkennen, die feindliche Hauptmacht in nördlicher Richtung von ihren Verbindungen mit Paris abzudrängen. Wir werden sehen, wie dieser Gedanke von der deutschen Heerführung unter allen Wandlungen des Krieges festgehalten und durchgeführt wurde.

Es lag im Plane der deutschen Heerführung, die auf einer Strecke von zwanzig Meilen getrennt stehenden französischen Corps einzeln zu schlagen, ehe sie Zeit zu ihrer Vereinigung hatten, und den ersten Stoß gegen den rechten Flügel der französischen Heeresmacht auszuführen, um diesen von der Hauptmacht zu trennen, dann aber mit vereinten Kräften gegen die letztere vorzurücken und ihr eine entscheidende Schlacht zu liefern, welche sie voraussichtlich an der Mosellinie, gestützt auf die starken Befestigungen von Metz, annehmen würde. Die erste Offensive fiel daher der Dritten Armee (Kronprinz von Preußen) zu.

Als die französischen Kriegsunternehmungen im großen Maßstabe beginnen sollten, erhielt Marschall Mac Mahon den Befehl, sich der Hauptarmee zu nähern und in die Gegend von Bitsch zu marschieren. Zur Deckung dieses


DER SCHAUPLATZ
DES
DEUTSCH-FRANZÖSISCHEN
KRIEGES
1870 – 1871.
VERHÄLTNIS = 1:2500000.
Kilometer.
geograph. Meilen
Eisenbahn.
Chaussee.
Westl. L. v. Paris
0°
östl. L. v. Paris
18° östl. Länge v. Ferro
NORD-
SEE
PAS DE CALAIS
SOMME
SEINE INFER.
ROUEN
LE HAVRE
CALVADOS
EURE
ORNE
OISE
AISNE
PARIS
SEINE ET OISE
SEINE ET MARNE
EURE ET LOIR
SARTHE
LOIR ET CHER
LOIRET
ORLÉANS
YONNE
NIÈVRE
CHER
ALLIER
INDRE ET LOIRE
TOURS
LE MANS
BELGIEN
LUXEMB.
ARDENNES
MEUSE
MOSELLE
METZ
MEURTHE
Nancy
VOSGES
HAUTE-MARNE
HAUTE-SAÔNE
CÔTE D'OR
DIJON
DOUBS
JURA
PREUSSEN
MAINZ
HESSEN
BAYERISCHE PFALZ
BAS-RHIN
STRASSBURG
HAUT-RHIN
MÜLHAUSEN
BADEN
BASEL
SCHWEIZ
BERN
Belfort
Sedan
Verdun
Lausanne

Flankenmarsches schob derselbe die Division des Generals Abel Douay gegen die Lauter, den kleinen Grenzfluß zwischen dem Elsaß und der Pfalz, vor und ließ das Städtchen Weißenburg nebst den südlichen Anhöhen, unter denen der Geisberg die bedeutendste, von derselben besetzen.

Mit der Einnahme von Weißenburg und der Erstürmung des Geisberges (4. August) durch einen Teil der Dritten Armee eröffnete der Kronprinz siegreich den Krieg, schwenkte dann rechts gegen Wörth und schlug hier am 6. August die durch Teile der Corps Failly und Canrobert verstärkte Armee Mac Mahons in glänzender, aber blutiger Schlacht.



Das Königsgrenadier-Regiment bei Weißenburg.

Die Kavallerie folgte dem Feinde auf den Fersen. Lange Züge von Gefangenen sahen die Truppen am Abend der Schlacht auf ihren Lagerplätzen vorüberführen, besonders Turkos und Zuaven, jene mit wildem, tierischem Ausdruck in dem dunkeln Gesichte, diese großenteils mit der Physiognomie ausgelernter Pariser Galgenvögel, die sich aber lieber totschießen, als aufhängen lassen, — das waren die Apostel der modernen Civilisation, an deren Spitze Frankreich zu schreiten vorgab.

Groß war die Zahl der Opfer an den beiden ruhmvollen Tagen von Weißenburg und Wörth. Auf Seite der Deutschen waren an beiden Tagen zusammen 46 Offiziere tot, 168 verwundet; die Verluste der Mannschaften lassen sich auf ca. 6000 Tote und Verwundete schätzen. Ungleich größer waren

die Verluste der Franzosen. Man schätzte sie bei Weißenburg auf 2000, bei Wörth auf ca. 10—12000 Tote, Verwundete und Gefangene an Offizieren und Mannschaften. Die Zahl der Gefangenen wuchs auf der Verfolgung.

Die württembergische Kavallerie erbeutete auf der Verfolgung in Reichshofen den Stabswagen der 4. französischen Division mit der Kriegskasse, darin 22000 Francs in Gold, ferner ein wohlausgestattetes Zeltlager, dabei das Zelt Mac Mahons. Eine Nachlese hielt am folgenden Morgen der Vortrab der hessischen Husaren (Nr. 14). Sie erbeuteten nicht nur das ganze Gepäck des Marschalls, sondern auch dasjenige seiner Damen, welche die Honneurs im Hauptquartier machten (der Gräfin Clermont-Tonnerre und Madame Latour-Dupin). Im Nu ward eine Maskerade improvisiert. Die flinken Husaren rauschten in seidenen Damenroben, mit Krinoline und Tournure daher, mit Chignons und Schmachtlocken und ahmten die Manieren der Pariser beau monde in einer für diese gerade nicht sehr schmeichelhaften Weise nach. Ja, einige vergaßen sogar, sich der Pariser Modeartikel zu entledigen, als plötzlich der Kommandoruf: „An die Pferde!" und „Aufgesessen!" erscholl, und schwangen sich mit Krinoline, Tournure und Chignon zu Roß.

Die Armee Mac Mahons, auf welche die große Nation ihre stolzesten Siegeshoffnungen gebaut hatte, floh in Auflösung teils in der Richtung auf Zabern und Straßburg, teils nach Chalons, um unter dem Schutze des verschanzten Lagers daselbst sich wieder in kampffähigen Zustand zu versetzen. Die Einwohner von ganzen Ortschaften wanderten schon auf die Nachricht von ihrer Niederlage vor ihr aus oder schlossen sich zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde ihrer Flucht an, ihre Habe mit sich schleppend und ihre Ochsen und Kühe vor sich her treibend. Die Armee verschwindet für die nächste Zeit aus unserm Gesichtskreise.

Wie man einst nach der Schlacht bei Roßbach die Spottlieder auf den Prinzen Soubise und die Marquise von Pompadour sang, so klang es jetzt im deutschen Heere: „Mac Mahon, Mac Mahon, Fritze kommt und hat ihm schon!"

Die Armee des Kronprinzen hielt einen Ruhetag in ihren Biwaks. Nur die Kavallerie setzte rastlos die Verfolgung fort und trug Schrecken und Verwirrung in das Innere Frankreichs hinein. Bereits am 12. August sprengten preußische Ulanen in die Thore von Nancy und nahmen Besitz von dieser schönen, uralten Hauptstadt der lothringischen Herzöge.

Derselbe Tag, an welchem die Armee des Kronprinzen die Lorbeeren bei Wörth erfocht, sollte auch für die beiden anderen Armeen, welche ihren Aufmarsch hinter der Saar bewerkstelligten, ruhmvoll und denkwürdig werden.

An diesem Tage traf von der Ersten Armee die 14. Division (von Kameke) den Feind, und zwar das Corps Frossard, in starker Stellung bei Saarbrücken und auf dem Spichernberge südwestlich der Stadt und eröffnete alsbald ein Gefecht, welches an Heftigkeit zunahm und in welches nach und

nach Teile des 8. Corps und von der Zweiten Armee die 5. Division (von Stülpnagel) eingriffen.

Die Schlacht bei Saarbrücken-Spichern lag, streng genommen, nicht im Plane der deutschen Heeresleitung; aber die alte Soldatenregel: „Am Tage der Schlacht marschiert alles nach dem Kanonendonner“ ist so sehr in das preußische Blut übergegangen, daß bei dem ersten Angriff der Division von Kameke auf die Stellung bei Spichern, beim Schall des Kanonendonners die preußischen Truppen überall, wo sie in Kantonnements lagen, oder wo sie auf dem Marsche gerade angekommen waren, alsbald die Richtung nach dem Schlacht-



Kürassier und Dragoner.

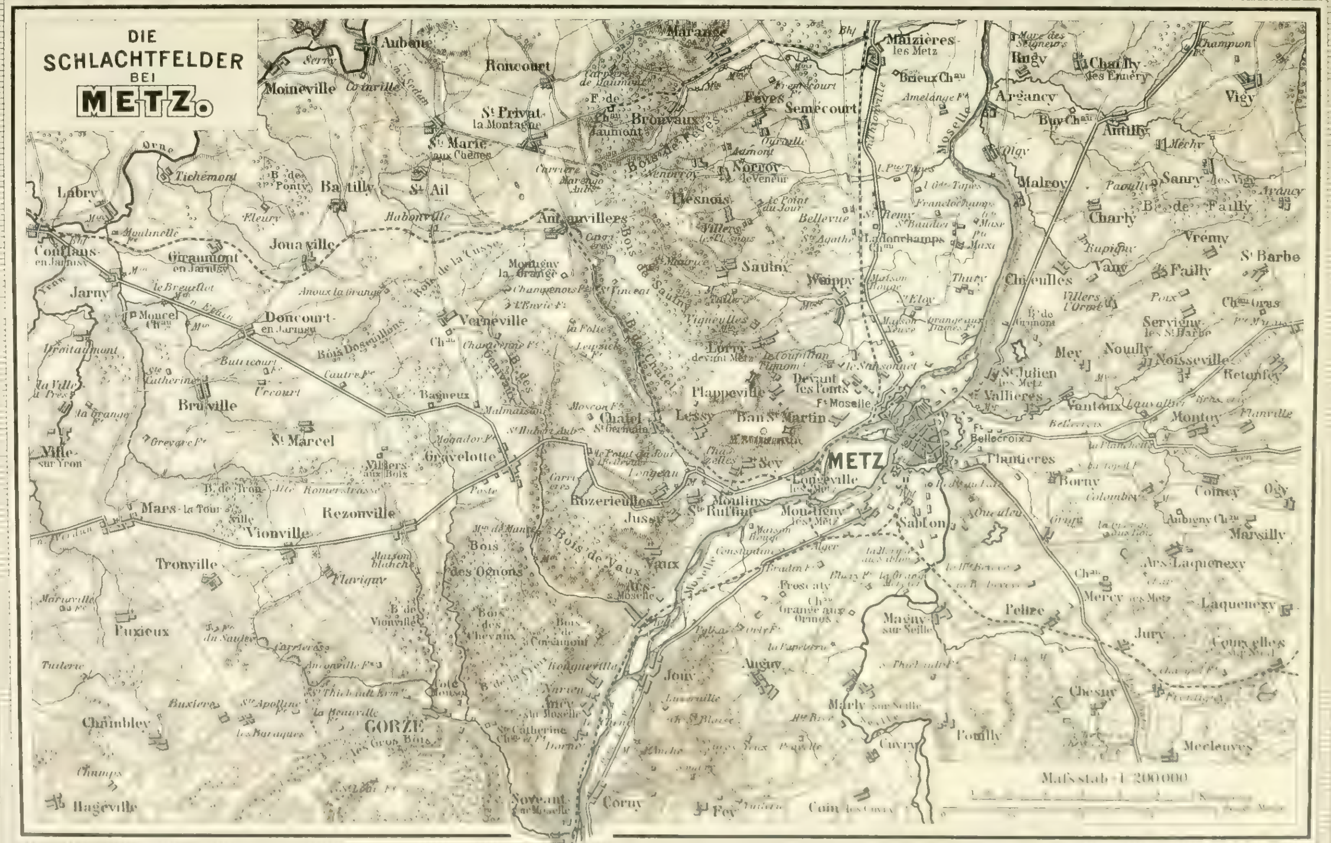
felde einschlugen. So sehen wir in den Mittagstunden des 6. August auf allen Straßen die blauen Heersäulen radienförmig sich zusammenziehen nach dem Schlachtfelde von Saarbrücken-Spichern, die Infanterie im schnellsten Marschtempo oder auf Dampfes Flügeln, die Kavallerie wechselnd im Trab und Galopp, die Artillerie in der Eilmarschformation, d. i. mit aufgesessenen Mannschaften, alles gelockt und magnetisch angezogen von dem Kanonendonner bei Spichern, welcher wie der Takt zu den vaterländischen Weisen der Krieger: „Fort braust ein Ruf wie Donnerhall,“ oder „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ immer lauter tönt, je näher sie dem Schlachtfelde kommen.

Um 3 Uhr nachmittags befanden sich im ganzen 27 preußische Bataillone auf dem Schlachtfelde gegenüber einer furchtbaren Position, die der Feind mit 52 Bataillonen sowie mit zahlreichem Geschütz und Mitrailleusen besetzt hielt.

Wie eine natürliche Festung erhebt sich der Spichernberg südwestlich der Stadt Saarbrücken mit steilen Abhängen und bastionsartigen Vorsprüngen, schroffer und steiler als die Höhen von Balaklawa und Solferino, von welchen sich die jüngste Gloire der französischen Armee herschrieb. Entlang dem Rande des Plateaus hatten die feindlichen Linien sich in Schützengräben einlogiert, welche, anderthalb Meter tief in das Erdreich eingeschnitten, sich in Schlangenlinien um den Berg zogen. Der Kamm der Höhe war mit Kanonen und Mitrailleusen gespickt. Die französischen Offiziere hielten diese Position für so uneinnehmbar, daß sie in Gelächter ausbrachen, als die Nachricht sich verbreitete, die Preußen bereiteten sich zum Angriff gegen den Berg vor.

Um 3½ Uhr traf General von Goeben, der kommandierende General des 8. Corps, ein und übernahm den Oberbefehl.

Die 14. Division (von Kameke) setzte den Angriff in der Front mit erneuter Energie unter blutigen Opfern fort und warf den Feind über den Schanzenberg und über die brennende Fabrik von Stiring zurück; das Leibgrenadierregiment Nr. 8 und das brandenburgische Nr. 48 erstiegen den waldbedeckten Abhang in der rechten Flanke des Feindes; der Oberst von Reuter führte sein brandenburgisches Grenadierregiment Nr. 12, das soeben mit der Eisenbahn in St. Johann angekommen war und die Strecke vom Bahnhofe nach dem Schlachtfelde fast ganz im Laufschritt zurückgelegt hatte, um rechtzeitig an den Feind zu kommen, gegen den kahlen und äußerst steilen Abhang des Roten Berges. Er fiel als eines der ersten Opfer des Regiments in dem mörderischen Kugelhagel, der den Abhang bestrich. Aber unbekümmert um das Kugelgezisch und ohne auf die Kameraden zu achten, die rechts und links fielen, erklommen die tapferen Grenadiere, auf die Gewehrkolben sich stützend und an jeden Busch und Strauch sich anklammernd, Fuß für Fuß mit glühendem Antlitz den steilen Hang. Ein vieltausendstimmiges Hurra erscholl von dem erstürmten Kamme; denn gleichzeitig war es auch den Achtern und Achtundvierzigern gelungen, den bewaldeten Bergabhang in der rechten Flanke des Feindes zu ersteigen. Die hohenzollernschen Füsiliere Nr. 40 aber, die Kameraden jenes Kutschke, welcher schon bei den ersten Vorpostengefechten „Napolium in diesem Busche herumkrauchen sah,“ füllten den Raum zwischen den Brandenburgern und Rheinländern der 5. und 14. Division. Dieser umfassende Angriff einer Stellung, die der Feind für völlig unangreifbar gehalten hatte, erregte Stutzen und Bestürzung bei ihm. Aber schnell gefaßt, ordnete General Frossard seine Bataillone und führte dieselben unter dem furchtbaren Feuer seiner Chassepots, das die Schützen schon auf Entfernungen von 1500 Schritt an eröffneten, gegen die soeben auf dem Plateau angelangten Truppen vor, um diese wieder den Bergabhang hinabzuwerfen.



Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau

Der Kampf erreichte seinen Höhepunkt. An vielen Stellen gerieten Mann gegen Mann mit Kolbe und Bajonett gegeneinander. Die dunkeln Linien der kämpfenden Heerhaufen hoben sich von dem Grau des Berges ab, und die Schützengräben füllten sich mit mehr Toten als Lebendigen.

Während der Kampf noch hin und wieder wogte, sah man Bürger und Bürgersfrauen aus Saarbrücken unermüdlich bemüht, den Ermatteten Stärkung, den Verwundeten Linderung zu bringen. Mutige Mädchen, die Genfer Binde am Oberarme, kletterten auf die nach dem Schlachtfelde zurückkehrenden Sanitätswagen, suchten die Verwundeten auf, unbekümmert um die in ihrer Nähe einschlagenden Kugeln, und boten den Leichtverwundeten willig Arm und Schultern, um sie aus dem Kampfe zu führen und zu tragen und nach den Lazaretten zu schaffen. Reich und arm, hoch und niedrig wetteiferten, den tapferen Kriegern ihre Teilnahme zu bezeugen.

Kaum war der erste Offensivstoß zurückgeschlagen, so bereitete der Feind, der inzwischen auch durch Abteilungen des 3. Corps Bazaine Verstärkung erhalten hatte, mit lebhaftem Granatfeuer einen neuen vor. Der preußische Führer aber überzeugte sich, daß ohne Artillerie das Plateau nicht zu halten sein würde. Dem Major von Lynker gelang es, einen schmalen Bergpfad zu erspähen, der — in der Breite von kaum einem Gleise — in steiler Böschung an dem Berge aufstieg, und, was bei jedem Friedensmanöver als unausführbar aufgegeben worden wäre — das Erklimmen der Höhe durch Artillerie —, das ward hier im Augenblicke der Gefahr unter unsäglichen Anstrengungen von Mann und Roß vollbracht. Nach wenigen Minuten standen zwei brandenburgische Batterieen abgeprotzt auf den Höhen des Spichernberges, das Wölkchen stieg auf — Blitz und Schall! Schuß auf Schuß! Die feindliche Artillerie hat ihren Meister gefunden, und die zum Angriff vordringenden Bataillone geraten in das preußische Granatfeuer.

Schon beginnt es zu dunkeln. Immer schärfer zeichnen sich am Abendhimmel die Linien der auf der Hochfläche kämpfenden Heerscharen ab, und noch hat die Schlacht nirgends an Heftigkeit abgenommen. Vom Roten Berge bis zum Wald von Stiring, wo die hannöverschen Regimenter seit Mittag fochten und der heldenmütige General von François an der Spitze seiner Brigade gefallen war, dauerte der Kampf mit Erbitterung fort.

Die im Laufe des Gefechts von der 5. Division neu angekommenen Truppen hatten indessen in des Feindes linker Flanke eine Umgehung ausgeführt, welche die Niederlage desselben vollenden sollte.

Als General Frossard die Spitzen dieser Kolonnen bei Forbach ankommen sah, beschloß er eiligst, den Rückzug anzutreten, den er durch eine furchtbare Kanonade zu decken suchte. Die anbrechende Dunkelheit kam ihm dabei zu statten. Die Gesamtzahl der Verluste in diesem Treffen mag auf beiden Seiten

11—12000 Mann an Toten und Verwundeten betragen haben, davon kamen auf preußische Seite mehr denn 5000.

Einige tausend Gefangene, zwei Zeltlager, 40 Pontons, mehrere Munitionswagen und zahlreiche Vorräte fielen den Siegern in die Hände. Am reichsten war die Beute auf dem Bahnhof zu Forbach, wo viele tausend Säcke Hafer, große Lager Brot und Mehl, auch ein ganzer Schuppen mit Champagner und anderen Weinen erbeutet wurden, auf welche letzteren auch bald das Goethesche Wort Anwendung fand: „Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch seine Weine trinkt er gern.“ Eine Menge anderer Luxusartikel, die in den Lagern gefunden wurden, wie Feldbetten, gepolsterte Armsessel, Kisten mit den feinsten Damengarderoben, Schlafmützen, Pomaden, Puderbüchsen und anderer Plunder, zeigten, welcher Art von Civilisation die Franzosen selbst im Feldlager huldigten.

Mit diesem doppelten Siege war die drohende Gefahr von den deutschen Grenzen abgewendet, die französische Armee auf der ganzen Linie zum Rückzuge in das Innere veranlaßt und der Krieg auf das feindliche Gebiet hinübergespielt.

Die Trümmer der Armee Mac Mahons retteten sich über Nancy in das befestigte Lager von Chalons. Das bei Saarbrücken geschlagene Corps Frossard zog sich mit der Hauptmacht auf den starken Waffenplatz Metz an der Mosel zurück.

Stetig und sicher setzten unterdessen die deutschen Armeen ihren Vormarsch fort. Mit Wörth und dem Spichernberge waren die Thore Frankreichs erbrochen. Singend und jubelnd zogen die Armeen an den französischen Grenzadlern vorüber. Von allen drei Armeen folgte Kavallerie dem Feinde auf den Fersen, und ihre Fanfaren klangen wie der Weckruf des neuen Deutschen Reichs. —

Die Schlachttage bei Metz. Die Bestürzung, welche die beiden Niederlagen des französischen Heeres bei Wörth und Saarbrücken in Paris hervorriefen, war unbeschreiblich. Zwei Schlachten waren an der Ostgrenze Frankreichs geschlagen, und schon schüttelte sich die erregte Hauptstadt wie im Fieber. Einen Tritt erst hatte ein deutscher König an der Spitze deutscher Heere auf den französischen Boden gethan, und schon bebte der Thron des Napoleoniden. Der eitle Gramont, der geschmeidige Ollivier verschwanden von der Bühne, andere Kreaturen traten an ihre Stelle. Man fragte nicht mehr nach ihrem Charakter, nicht nach ihrer sittlichen Unbescholtenheit, wenn sie nur einen leidenschaftlichen Deutschenhaß zur Schau trugen und die nötige Rücksichtslosigkeit besaßen, um mit allen erdenklichen Mitteln, seien sie selbst von der verwerflichsten Art, aus der Misère der französischen Zustände den Götzen der Gloire zu retten.

In wenigen Minuten hatte Cousin von Montauban, Graf von Palikao, der mit einem hochtönenden Namen die Erinnerung an die be-

rüchtigte Plünderung des Sommerpalastes zu Peking (im Jahre 1860) verband, im Auftrage der Kaiserin-Regentin Eugenie ein neues Ministerium zusammengebracht. Der Kaiser Napoleon befand sich zwar noch bei der Armee; aber der Kommandostab war seiner ohnmächtigen Hand entwunden. In François Achille Bazaine, der aus dem Trauerspiel von Mexiko eine wenig beneidenswerte Berühmtheit mit über den Ocean gebracht hatte, glaubte man den Mann gefunden zu haben, der die verlorene Gloire wiederherstellen würde.

Nach dem Verluste der beiden Schlachten von Wörth und Saarbrücken-Spichern schien es für die französische Heeresleitung das natürlich Gebotene, mit der Hauptmacht in einer festen Stellung zwischen der französischen Ostgrenze und der Hauptstadt dem Vordringen der deutschen Armeen ein Ziel zu setzen. Ob diese Stellung näher an der Grenze — etwa auf dem rechten Ufer der Mosel mit Anlehnung an den festen Waffenplatz Metz — oder näher an Paris — etwa auf der Ebene von Chalons, wo das bekannte befestigte Übungslager des französischen Heeres sich befand, — zu wählen sei, darüber mochte das Oberkommando nach den Vorteilen, welche diese oder jene Stellung bot, nach dem Grade der Schlachtbereitschaft der Truppen und nach der Möglichkeit, Reserven und Verstärkungen aus dem Inneren des Landes heranzuziehen, entscheiden. Der Kaiser Napoleon schien anfangs geneigt, mit der ganzen sogenannten „Rheinarmee" bis nach Chalons zurückzugehen, wohin auch der Marschall Mac Mahon nach der Niederlage bei Wörth mit den Trümmern seiner Armee den Rückzug angetreten hatte und wo die französischen Reserven sich sammelten. Die Erwägung jedoch, daß es einen übeln Eindruck in Paris machen müsse, wenn ein so großer Teil französischen Gebiets ohne Schwertstreich der deutschen „Invasion" preisgegeben würde, mochte ihn später bestimmen, diesen Entschluß zu ändern und bereits östlich von Metz zwischen der Mosel und Nied mit der Hauptmacht Stellung zu nehmen. Nachdem der Kaiser Napoleon den Oberbefehl der Armee niedergelegt und den Marschall Bazaine zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee ernannt hatte (12. August), kam dieser wieder auf den früheren Plan Napoleons zurück, die Rheinarmee bis nach Chalons zur Vereinigung mit den Truppen Mac Mahons zurückzuführen.

Das Schwanken und Zögern französischerseits wurde von der deutschen Heeresleitung benutzt, um die Moselübergänge oberhalb Metz bei Pont-à-Mousson, Dieulouard, Marbache, sowie den Bahnhof von Courcelles in ihre Gewalt zu bringen, die Dritte Armee (Kronprinz von Preußen) die Mosel überschreiten zu lassen und in Marsch auf Nancy-Luneville zu setzen. Dieses stetige Vorrücken der Dritten Armee entsprach dem Hauptgedanken des Moltkeschen Kriegsplans, die französische Hauptarmee in nördlicher Richtung von ihren Verbindungen mit Paris abzudrängen. Durch dasselbe wurde die bei Metz stehende sogenannte „Rheinarmee" bereits in ihrer rechten Flanke umgangen.

Die Erste Armee (von Steinmetz) rückte über St. Avold gegen Metz, die Zweite (Prinz Friedrich Karl) auf Pont-à-Mousson vor. Die badische Division (von Beyer) marschierte sogleich nach der Schlacht bei Wörth gegen Straßburg ab, das vom 15. August an cerniert wurde. Die kleinen Festungen Lichtenberg und Lützelstein (La petite pierre) in den Vogesen kapitulierten nach den ersten Kanonenschüssen bei dem Vormarsch der Dritten Armee; die Festung Marsal mit 60 Geschützen und 500 Mann ergab sich (am 15. August) einem bayrischen Detachement. Das Königliche Hauptquartier kam am 13. August nach Herny an der Straße nach Metz.

Als infolge des Entschlusses der französischen Heeresleitung zum weiteren Rückzuge von Metz auf Chalons am 14. August nachmittags die französischen Corps aus ihren Stellungen östlich Metz abziehen und auf das linke Moselufer übergehen wollten, wurde dies von den Vorposten der Ersten Armee rechtzeitig erkannt. General von der Goltz ging mit der Avantgarde des 7. Corps sogleich gegen die bisherige feindliche Stellung vor und zwang durch seinen energischen Angriff die bereits im Abzuge auf das linke Moselufer begriffenen feindlichen Corps de l'Admirault und Frossard, wieder Front zu machen und standzuhalten. Auf diese Weise entwickelte sich die Schlacht bei Colombey-Nouilly, an welcher außer dem 7. auch das 1. Corps teilnahm, und welche abends 9 Uhr mit der Zurückwerfung der Franzosen bis hinter die Mauern der Außenforts von Metz endete. Die anbrechende Nacht und die unmittelbare Nähe der Festung machten eine weitere Ausnutzung der errungenen taktischen Vorteile unmöglich. Die eigentliche Bedeutung dieses auf dem rechten Moselufer errungenen Erfolges mußte nun aber auf dem linken hervortreten. Um sich dieses Erfolges zu sichern, wurden am Morgen des 15. August aus dem Großen Hauptquartier zu Herny Direktiven für die Zweite Armee gegeben, in welchen es heißt: „Die Verhältnisse, unter welchen das 1. und 7. Corps sowie Teile der 18. Infanteriedivision gestern abend einen Sieg erfochten, schlossen jede Verfolgung aus. Die Früchte des Sieges sind nur durch eine kräftige Offensive der Zweiten Armee gegen die Straße von Metz nach Verdun zu ernten!"

Die nächste Folge der Schlacht von Colombey-Nouilly war, daß der Abmarsch des Feindes in der Richtung auf Verdun für den 14. August unmöglich gemacht worden war: er ging auch am 15. nur sehr langsam vor sich; denn die geschlagenen Corps der französischen Armee bedurften noch einiger Zeit, um die durch die Schlacht zum Teil gelöste Ordnung in den Truppenverbänden wiederherzustellen und ihre Munition zu ergänzen, und konnten ihre Marschziele nicht erreichen.

Dieser Aufenthalt sollte für die Rheinarmee verhängnisvoll werden; denn der Oberbefehlshaber der Zweiten Armee, Prinz Friedrich Karl, benutzte diese Zeit, um einen Teil seiner Armee (das 3. Corps, einen Teil des 10. Corps

und beinahe die gesamte Kavallerie) bei Pont-à-Mousson und auf den inzwischen geschlagenen Brücken über die Mosel zu führen, den übrigen Teil der Armee in sich aufschließen zu lassen und bis nahe an die Mosel heranzuziehen. Als nun Bazaine am 16. August seinen weiteren Rückmarsch auf Verdun bewerkstelligen wollte, fiel der Zweiten Armee die Aufgabe zu, diese Bewegung durch eine kräftige Offensive gegen die im Abmarsch befindlichen Corps zum Stillstand zu bringen — bei der verhältnismäßig noch geringen Zahl von Streitkräften, welche am 16. August auf dem linken Moselufer für diesen Zweck verfügbar waren, allerdings eine überaus schwierige Aufgabe, welche die großartigsten Anstrengungen und die hingebendste Tapferkeit der Truppen erforderte. —

Die Schlacht bei Mars-la-Tour — Vionville, 16. August, in welcher das 3. (brandenburgische) Armeecorps in fünfstündigem Kampfe fast allein einem um mehr als das Doppelte überlegenen Gegner die Spitze bot, bis durch das Eintreffen des 10. Corps sowie von Abteilungen des 9. und 8. Corps am Abend das Gleichgewicht annähernd hergestellt wurde, erscheint uns daher taktisch als die größte Leistung der Truppen während dieses Krieges. Um sich eines großen strategischen Erfolges für die Zukunft zu sichern, mußten hier Anforderungen an die Truppen gestellt werden, welche weit über das Maß des Gewöhnlichen hinausgingen; aber in der Erfüllung dieser Anforderungen zeigte sich die außerordentliche Tüchtigkeit und der Wert dieser Truppen. Ehrgeiz und Ruhmbegier sind die Triebfedern zu manchen großartigen und bewundernswürdigen Thaten; höher aber stellen wir das schlichte Pflichtgefühl des Mannes, mit welchem er auf dem angewiesenen Platze treu und tapfer ausharrt unter allen Drangsalen und Gefahren, ohne die Aussicht auf irgendwelchen Gewinn oder Vorteil, weil er gelernt hat, seinen Willen einem höheren unterzuordnen. Von diesem Pflichtgefühl, welches die Grundlage der preußischen Disciplin bildet, legten die deutschen Truppen — insbesondere die Brandenburger — am Tage von Mars-la-Tour ein leuchtendes Zeugnis ab.

Wir können es uns nicht versagen, hier wenigstens auf die Hauptmomente dieser Schlacht etwas näher einzugehen.

Für den Rückzug von Metz auf Verdun konnte der französische Oberbefehlshaber drei Straßen einschlagen. Von diesen beschreibt die eine über Briey und Etain einen Bogen nach Norden und bietet daher den weitesten Weg. Die beiden anderen Straßen trennen sich erst bei Gravelotte, anderthalb Meilen westlich von Metz. Von hier geht die mittlere über Doncourt und Conflans auf Etain, wo sie sich mit der erstgenannten vereinigt. Die dritte (südlichste) Straße geht in fast gerader, westlicher Richtung von Gravelotte über Rezonville, Vionville, Mars-la-Tour und Maizeray auf Verdun. Die letztere überschreitet eine große Zahl von Einsenkungen und Schluchten, welche durch die

vielen der Orne und Mosel zufließenden Bäche gebildet werden und sich hauptsächlich in der Nähe der genannten Dörfer befinden.

Um Bazaine den Rückzug nach Verdun ganz abzuschneiden, war es nötig, ihm diese drei Straßen sämtlich zu verlegen; die Operationen der deutschen Armeen von Süden her richteten sich naturgemäß zuerst gegen die letztgenannte Straße, welche zugleich der kürzeste Rückzugsweg für die Armee Bazaines war. Gelang es der Zweiten Armee, mit dem verfügbaren Teile ihrer Kräfte diese Straße zu erreichen und sich auf derselben dem Feinde vorzulegen, so konnte in den folgenden Tagen die Umgehung in nördlicher Richtung fortgesetzt, der Feind von Westen her gegen die Festung zurückgeworfen und die Verbindung über Verdun mit Paris ihm völlig abgeschnitten werden.

Demgemäß war der Vormarsch der Zweiten Armee für den 16. August befohlen. Das 3. Corps (von Alvensleben II.) sollte die Straße von Metz nach Verdun bei Vionville und Mars-la-Tour zu erreichen suchen, das 9. Corps (von Manstein) und das 10. Corps (von Voigts-Rhetz) sollten nach vollendetem Übergang über die Mosel in der Richtung über Gorze ihm folgen. Die anderen Corps der Zweiten Armee kamen an diesem Tage teils erst auf dem rechten Ufer der Mosel an, teils überschritten sie dieselbe auf den vorhandenen und geschlagenen Brücken.

Es war ein heißer und beschwerlicher Marsch durch das bergige Uferland der Mosel. Hatte man hier den Kamm eines Berges glücklich erstiegen, so sah man in der Tiefe schon wieder eine Schlucht und drüben einen neuen Berghang. Wer in leichter Bluse, das Antlitz vom breitkrempigen Sommerhut beschattet, die Skizzen- oder Liedermappe unter dem Arme, das lothringische Bergland am Wanderstabe durchschreitet, hin und wieder im Schatten einer alten Buche sich lagert oder in weinumrankter Laube sich niedersetzt und die Blicke über die Gegend schweifen läßt: den mag dieser Wechsel von Berg und Thal wohl entzücken; anders aber ist es für die Männer in Pickelhaube und Waffen, deren lange Heerzüge auf der staubigen Straße bergauf und bergab sich winden und deren eigentliche Arbeit erst beginnt, wenn sie an dem Ziele ihres Marsches auf dem Kampfplatze angekommen sind. Von den flimmernden blauen Heersäulen, die wir am Morgen des 16. August auf allen Straßen des hügeligen Landes von der Mosel gegen die Straße von Metz nach Verdun im Anmarsch sehen, waren die meisten Truppen erst zwischen Mitternacht und 3 Uhr morgens in ihren Nachtlagern angekommen und jetzt seit 5 Uhr morgens wieder auf dem Marsche; dennoch schallte freudiger Gesang aus ihren Kehlen.

Gegen 10 Uhr hatten die vorausschwärmenden Kavallerieabteilungen und die mit Ferngläsern bewaffneten Offizierpatrouillen den Feind entdeckt. Auf dem Plateau bei den Dörfern Trouville, Vionville und Flavigny erkannte man das schimmernde Zeltlager der Franzosen. Der kommandierende General des

3. Armeecorps beschloß sogleich mit allen Truppen, die er zur Hand hatte, den Angriff, um dem Feinde diese Position streitig zu machen und auf die Straße Metz-Verdun vorzustoßen.

Die 6. Division (von Buddenbrock) machte eine kurze Rast in der Schlucht. Die Schleswig-Holsteinschen Ulanen Nr. 15 warfen unterdessen die feindlichen Vorposten und Flankeurs zurück, und eine reitende Batterie fuhr im Galopp auf und eröffnete ihr Feuer gegen das Lager. Das war in ein Wespennest gestochen. Nach kaum fünf Minuten erwiderten fünf bis sechs feindliche Batterieen das Feuer; gleichzeitig rückten auch Infanteriemassen aus dem Lager auf das Plateau vor. Die Höhen wurden nach heißem Kampfe von der Division von Buddenbrock genommen, auch die Dörfer Vionville und Flavigny in kühnem Anlauf erobert. Der Rand des Plateaus und das Gehölz von St. Arnould wurden von preußischer Infanterie besetzt; aber die heißeste Arbeit sollte jetzt erst beginnen. Der Feind, welcher die Wichtigkeit dieser Stellung für die Fortsetzung seines Marsches wohl kannte, nahte in dichten Kolonnen zur Wiedereroberung des Plateaus.

Auch die 5. Division (von Stülpnagel) war beim Ersteigen desselben westlich des Holzes von Vionville in lebhaften Kampf verwickelt worden. General von Döring, der schon bei der Erstürmung des Spichernberges sich mit seiner Brigade, den Regimentern Nr. 8 und Nr. 48, ausgezeichnet hatte, war bereits in dem ersten Stadium des Kampfes gefallen. Immer neue Bataillone drangen gegen den Höhenrand vor, um der Division die Entwickelung auf dem Plateau zu wehren, und mußten oft mit dem Bajonett zurückgeworfen werden. Zwischen den beiden Divisionen — von Stülpnagel rechts und von Buddenbrock links — hatte die ganze Artillerie des 3. Corps Aufstellung genommen. Alle Offensivstöße des Feindes brachen sich an dem Feuerwall der Geschütze und an den ehernen Stirnen der beiden brandenburgischen Divisionen.

Es war eine Riesenaufgabe für das einzige Corps, den Kampf gegen eine mehr als dreifache Übermacht zu unterhalten —, das kleine Brandenburg gegen die Hauptmacht Frankreich, aber das Kern- und Stammland der Preußischen Monarchie. Mit immer neuen Kräften wiederholte der Feind seine Angriffe, und die Brandenburger hatten ihm immer nur dieselben Regimenter, aber auch dieselbe Tapferkeit, dieselbe Zähigkeit entgegenzusetzen. Der ganze kühne Kriegsplan wäre gescheitert, wenn sie hier dem überlegenen Feinde das Feld hätten räumen müssen. Die gewonnene Position mußte behauptet werden, und dieses Gefühl: „es muß“ hat sich jedem Brandenburger tief in die Seele geprägt.

Auf die Meldung, daß feindliche Infanteriekolonnen nach einem abgeschlagenen Angriff in Unordnung zurückgingen, wurde auch die 6. Kavalleriedivision unter Herzog Wilhelm von Mecklenburg zu ihrer Verfolgung auf das Plateau gezogen.

Dieselbe formierte sich sogleich zur Attacke, die leichte Brigade (Husaren Nr. 3 und Nr. 13) links, die schwere Brigade (Ulanen Nr. 3 und Nr. 15 und Kürassiere Nr. 6) rechts. In demselben Augenblick erneuerte aber der Feind mit frischen Bataillonen seinen Angriff, und die attackierende Kavallerie stieß nicht auf geschlagene, sondern auf völlig ungebrochene Infanterie, die sich sofort in die Chausseegräben warf und ein mörderisches Schnellfeuer eröffnete. Tote Reiter und Rosse bedeckten in furchtbarer Zahl das Feld; aber es gelang doch der Kavallerie durch diesen mit glänzender Bravour ausgeführten Angriff, den Anprall des Feindes zu brechen und den bedrohten Infanteriedivisionen wieder Luft zu verschaffen.

Der Feind sammelte sich zu seinen Offensivstößen stets in einem Gehölz nördlich Vionville. Ihm diesen Stützpunkt zu entreißen, war jetzt die wichtigste Aufgabe des Tages geworden. Das 4. Brandenburgische Infanterieregiment Nr. 24 war mit der Wegnahme desselben beauftragt und führte ein hartnäckiges und blutiges Waldgefecht, welches bei der großen Überlegenheit des Feindes entscheidungslos hin und her wogte.

In diesem bedenklichen Augenblick kam die Meldung, daß ein starkes feindliches Corps, welches auf der mittleren der drei oben näher bezeichneten Straßen bereits bis Doncourt vorgedrungen war, dort wieder kehrt gemacht habe und sich anschicke, das Plateau südlich Bruville, also in der linken Flanke der Division von Buddenbrock, zu ersteigen. Gegen diesen neuen Feind konnte General von Alvensleben nur noch zwei Bataillone (vom 2. Brandenburgischen Infanterieregiment Nr. 20) aus der Reserve herbeiziehen, alle übrigen Truppen waren nicht nur in lebhaftes Gefecht verwickelt, sondern auch stark gelichtet. Gleichzeitig nahm die feindliche Artillerie, welche bis dahin unweit der alten Römerstraße aufgestellt war, eine nähere Position und überschüttete das Plateau mit einem Hagel von Granaten und Shrapnels. Feindliche Infanteriemassen avancierten am Waldsaume von Vionville entlang und im Walde selbst und gewannen ungefähr tausend Schritt Terrain.

Um diese Zeit hatte die Kavalleriebrigade von Bredow, bestehend aus dem Magdeburgischen Kürassierregiment Nr. 7 und dem Altmärkischen Ulanenregiment Nr. 16, welche mit der 5. Kavalleriedivision (von Rheinbaben) dem auf Maizeray in Marsch gesetzten 10. Armeecorps in scharfem Trabe vorausgeeilt war, das Schlachtfeld erreicht und in einer Schlucht zwischen Trouville und Vionville Aufstellung genommen, wo die Kugeln immer dichter über ihre Helme und Lanzenspitzen dahinpfiffen. Der Kommandeur, General von Bredow, dessen tapferes Herz keine Gefahr für zu groß, kein Wagnis für zu kühn erachtete, hielt an der Spitze seiner Reiterschar und blies die blauen Wölkchen seiner Pfeife kaltblütig in den Pulverdampf hinein, der ihm um das Gesicht

wehte, als der Oberst von Voigts-Rhetz vom Generalstabe des 3. Armeecorps an ihn heransprengte und ihm salutierend zurief: „Herr General, der kommandierende General hat mit Ihrem Divisionskommandeur verabredet, daß Sie hier am Walde durchbrechen sollen, und Sie stehen noch ruhig hier?"

„Ich soll hier am Walde die Infanterie durchbrechen?" fragte der altmärkische Degen noch einmal, um sich zu überzeugen, daß er auch recht gehört habe.

„Ja wohl! Das Schicksal der Schlacht hängt davon ab, daß alles auf-



Preußische Artillerie.

geräumt werde, was längs des Waldes steht; Sie müssen attackieren und zwar auf das energischste."

Der General verstand, was von ihm gefordert wurde, und daß es sich hier nicht bloß um eine kühne Reiterattacke, nicht um die Eroberung von Geschützen und Trophäen handelte, sondern um ein todesmutiges Niederreiten und Durchbrechen der feindlichen Linien, soweit man ihrer sichtbar werden konnte. Die Kürassiere unter dem Grafen Schmettau, einem der verwegensten Reiter in der preußischen Armee, formierten das erste Treffen mit dem linken Flügel am Waldsaum, die Ulanen, ungefähr hundert Schritt zurück, das zweite Treffen auf dem rechten Flügel, der General vor der Mitte der Brigade. Zwei

Tirailleurlinien werden niedergeritten, von der nächsten Batterie behalten nur zwei Geschütze Zeit, ihr Feuer abzugeben, dann sitzen die Kürassiere schon mitten in der Batterie. Der Kommandeur der Batterie hebt seinen Revolver; aber der Pallasch des Grafen Schmettau ist schneller als die Kugel des Revolvers. Der Batteriekommandeur liegt im Blute, neben ihm und rings um ihn der größte Teil seiner Mannschaft. Aber weiter, weiter! Es ist nicht Zeit, mit „so billigen Trophäen" sich zu begnügen. Eine feindliche Infanteriekolonne wird niedergeritten und auseinandergesprengt; von panischem Schrecken ergriffen, sieht sie erst ihren Feind, nachdem er schon über sie hinweggejagt ist, und feuert ihm nach, als er schon die zweite Batterie attackiert. Auch hier wird die Mannschaft von den Pferden gehauen, oder in die Flucht getrieben, und immer noch weiter geht die wilde Jagd durch das mörderische Feuer, das sie von allen Seiten umkracht, bis an eine neue Infanteriekolonne. Jetzt aber schwenken plötzlich aus einer Waldlücke französische Kürassiere und werfen sich in Flanke und Rücken der durch den wilden Ritt und die feindlichen Kugeln gelichteten preußischen Reiterschar; aber auch diese vermögen nicht, den rasenden Ritt aufzuhalten; Lieutenant Kampbell erfaßt schon mit kräftiger Faust die Standarte des französischen Kürassierregiments; aber sogleich sieht er einen Wald von blitzenden Schwertern über sich, um den zu strafen, der sich an ihrem Palladium vergreift. Nach heftigem Kampfe wird er von seinen Kürassieren herausgehauen; dann aber schwenkt die ganze wolkenumdampfte Reitermasse rechts ab, und in wildem Knäuel jagt alles durcheinander, Kürassiere, Ulanen, zwischen den Altmärkern auch einige Spahis, Franzosen und die wilden Horden Afrikas mitten durch das höllische Feuer der Chassepots und Mitrailleusen in die Aufstellung bei Vionville zurück. „Blas Appell!" ruft hier der Kommandeur dem Trompeter zu; der stieß auch in die Trompete, aber sie gab einen Ton, der durch Mark und Bein ging; denn auch sie hatte einen Schuß erhalten. Nur klein war die Schar, die sich um die Standarte sammelte, kaum der vierte Teil von denen, die ausgeritten waren, und auch don diesen hatten die meisten ein Wahrzeichen aus dem Getümmel davongetragen, sei es auch nur eine Beule in der Stahlhaube oder eine zersplitterte Lanze.

Um dieselbe Zeit, als die Schlacht überall am heißesten entbrannt war, geriet eine Ulaneneskadron bis an den Stab des Marschalls Bazaine. Eine französische Husarenschwadron, welche die Eskorte seines Hauptquartiers bildete, stürzte sich mit Schießen und Schreien, aus dem der Ruf: „Au secours du maréchal Bazaine!" herauszuhören war, den Ulanen entgegen; nach wenigen Minuten war ihr Führer getötet, ein großer Teil der Mannschaft von den Pferden gehauen, der Rest gefangen oder in wilde Flucht gejagt, und wenig fehlte, so wäre der französische Marschall selbst, die „Rose von Puebla," zwischen die Lanzen der gefürchteten Ulanen geraten.

Fünf Stunden lang hatten die beiden brandenburgischen Divisionen, unterstützt durch ihre Corpsartillerie und durch die glänzenden Attacken der



Angriff des 7. Kürassier-Regiments bei Mars-la-Tour.

beiden Kavalleriedivisionen, mit heldenmütigen Anstrengungen allen Angriffsstößen des Feindes getrotzt, als sich auf dem Schlachtfelde die Kunde verbreitete: „Prinz Friedrich Karl ist angekommen!“ Mit ihr erwachten zugleich neuer Mut und Siegeshoffnung in den Herzen der Kämpfenden; denn die

wackern Brandenburger, welche früher den Prinzen zum kommandierenden General ihres Corps hatten und sich darauf etwas zu gute thaten, der Augapfel des Prinzen zu heißen, konnten sich's nicht anders denken, als daß er ihnen auch jetzt in dieser Bedrängnis Hilfe und Verstärkung zuführen werde. Sie sollten sich auch nicht getäuscht haben. In einer Stunde hatte der Prinz die drei Meilen weite Strecke von seinem Hauptquartier bis auf das Schlachtfeld zurückgelegt und schon unterwegs die Befehle an die auf dem Marsche und in der Nähe befindlichen Truppen abgesandt. Die Spitzen des 10. Armeecorps (das Ostfriesische und das Oldenburgische Infanterieregiment, Nr. 78 und Nr. 91) hatten schon im Walde von Vionville das Gefecht der Brandenburger unterstützt. Andere Abteilungen des 10. und des 9. Corps hatten nach dem Schall des Kanonendonners die Marschrichtung angenommen, oder waren durch entgegengeschickte Adjutanten nach den gefährdetsten Stellen geleitet worden. Die Infanterie legte ihr Gepäck ab, befestigte nur die Kochgeschirre an den gerollten Mänteln, nahm die Patronen in die Brotbeutel und setzte in beschleunigtem Tempo den Marsch fort. Die Batterieen eilten nach dem Schlachtfelde voraus. Von den in immer größerer Zahl zurückkommenden Verwundeten hörte man, wie die Schlacht stehe und die größte Eile nötig sei. Ohne Zeit zu einem Trunk Wasser zu behalten, stürmten die Kolonnen in der brennenden Sonnenhitze vorwärts nach dem Schlachtfelde.

Nachmittags 3 Uhr war es, als die 38. Infanteriebrigade (von Wedell), bestehend aus den Westfälischen Regimentern Nr. 16 und 57, nach beschwerlichem Marsche die Nähe des Schlachtfeldes erreichte und soeben sich anschickte, in einem Gehölz westlich Mars-la-Tour eine kurze Rast zu machen. Schon aber brachten Adjutanten den Befehl zum schleunigen Einrücken in die Schlachtlinie. Ohne Aufenthalt ging die Brigade vorwärts. Das Dorf Mars-la-Tour wurde, sobald die ersten Bataillone dasselbe passiert hatten, durch feindliche Granaten in Brand gesteckt, um ihren Vormarsch aufzuhalten. Aber mit unerschütterlicher Ruhe durchschritten die wackeren „Hacketauer"* den südlich von Mars-la-Tour gelegenen Grund unter dem feindlichen Feuer und erstiegen auch den jenseitigen Hang, — hier aber brach sich ihr Stoß an den weit überlegenen Infanteriemassen, die der Feind plötzlich auf den Höhen entwickelte. Der Kommandeur der Brigade, General von Wedell, fand hier den Heldentod, die Regimenter traten unter schweren Verlusten den Rückzug an.

Diesmal war es die Gardedragonerbrigade, Graf von Brandenburg II., welche sich der verfolgenden feindlichen Infanterie in die rechte Flanke warf und das Schlachtenglück herstellte. Wohl färbte sich tiefrot das strahlende Himmelblau ihrer Waffenröcke, wohl wurde da manche edle Ritterblüte vom

* Alte Ehrenbenennung der westfälischen Soldaten.

Kugelhagel gebrochen; aber ein unvergängliches Ruhmesdenkmal setzten sich die beiden Regimenter in der Geschichte ihres Vaterlandes und ihrer Waffe. Auf der Ehrentafel der Gefallenen liest man unter den Namen der beiden Regimentskommandeure von Auerswald und Graf von Finkenstein, die weit vor der Front ihrer siegreich attackierenden Schwadronen gegen die feindlichen Reihen ansprengten, die Namen: von Kleist, Graf Westarp, Prinz Reuß, Graf Wesdehlen, von Beneckendorff und von Hindenburg, Graf Schwerin, zwei von Treskow. Oberst von Auerswald sprengte, als er die Todeswunde in der Brust fühlte, noch einmal vor die Front seines Regiments, übergab die Führung des Regiments in streng dienstlichen Formen seinem Nachfolger, dem Rittmeister Prinzen von Hohenzollern, brachte ein Hoch auf den König aus und ritt dann zurück, um zu sterben. Ehre den ritterlichen Führern! Ehre jedem braven Reitersmann, der in wogender Schlacht einen fröhlichen, seligen Reitertod fand!

Um dieselbe Zeit führte die Kavalleriedivision von Rheinbaben eine glänzende Attacke auf dem linken Flügel aus. Hier war zuerst das Schleswig-Holsteinsche Dragonerregiment Nr. 13 mit den Chasseurs d'Afrique zusammengetroffen, welche die Dragoner bis auf dreißig Schritt herankommen ließen, dann nach ihrer beliebten Fechtweise ihre Chassepotkarabiner abfeuerten und sich zur Flucht wandten. Die Dragoner jagten ihnen nach; plötzlich aber erblickten sie sich gegenüber die ganze Kavallerie der kaiserlichen Garde, fünf Regimenter in Linie.

Inzwischen war auch die ganze Kavalleriedivision von Rheinbaben, gleichfalls fünf Regimenter, in Front aufmarschiert und nahm die Dragoner auf.

Beide Reitermassen ritten in regelrechter Attacke gegeneinander, in Trab, Galopp, Carriere, endlich im sausenden ventre à terre bis zum Chok. Ein wütendes Handgemenge entspann sich, ein tolles Durcheinander von Pallasch, Säbel und Lanze, mitten in das Gewühl hinein feuern die Franzosen ihre kurzen Schußwaffen aus nächster Nähe ab; Staub und Pulverdampf umhüllen das Gewühl, dann lockert sich der Knäuel, die Garde ist geworfen, wird aber auf der Flucht noch von den Magdeburgischen Husaren eingeholt; ihr Divisionskommandeur, General Montcyn, wird gefangen und ein großer Teil von den Pferden gehauen.

Während dieser Kavalleriegefechte versuchte auch die feindliche Infanterie immer neue Offensivstöße in der Front zur Wiedergewinnung der Straße nach Verdun; aber der Eisenriegel der Brandenburger hatte sich immer dichter vorgeschoben und gab keinem Drucke nach. Auch die Artillerieaufstellungen des Feindes waren von Bataillonen der Division von Buddenbrock wiederholt angegriffen und sogar einige Geschütze erobert worden. Jetzt versuchte der Feind noch einmal in der rechten Flanke der Division von Stülpnagel durch das Bois des Oignons vorzugehen; aber zur rechten Stunde waren hier Abtei-

lungen des 8. Armeecorps eingetroffen, nämlich die Brigade Rex mit dem Thüringischen Infanterieregiment Nr. 72 und dem Hohenzollernschen Füsilierregiment Nr. 40, denen sich das Schlesische Grenadierregiment Nr. 11 anschloß, sämtlich unter Befehl des Generals von Barnekow. Diese Truppen verhinderten jedes Vordringen des Feindes, gewannen sogar selbst immer mehr Terrain in seiner linken Flanke und stießen dabei auf die französischen Garden, welche zwischen Rezonville und Gravelotte in Reserve standen. Die Dunkelheit machte hier dem Kampfe ein Ende.

Alle Versuche des Feindes, sich die Straße über Mars-la-Tour nach Verdun wieder zu öffnen, waren gescheitert. Er sah sich mit eisernen Klammern umfaßt, die sich langsam aber sicher immer enger um ihn legten. Mit einer furchtbaren Kanonade auf der ganzen Front suchte Bazaine sich den Gegner nur noch für die Nacht fernzuhalten, um unter dem Schutze derselben zwischen Rezonville und Gravelotte seine Biwaks zu beziehen. Aber auch in diesen sollte er keine Ruhe finden. Noch in der Dunkelheit vollführte das Zietensche Husarenregiment Nr. 3, gefolgt von den Brandenburgischen und den Schleswig-Holsteinschen Ulanen Nr. 15, einen Zietenstreich, indem es die feindliche Infanterie überfiel und mehrere Karrees niederritt. Der Kommandeur dieses Regiments und Nachkomme von dessen berühmtem Taufpaten, Oberst von Zieten, fiel an der Spitze seiner Husaren durch feindliche Kugeln.

Zwölf Stunden hatte das blutige Ringen gedauert. Mit der glorreichen Behauptung der eroberten Position von Mars-la-Tour—Vionville war ein Sieg erfochten, dessen volle Bedeutung in den nächstfolgenden Tagen leuchtend hervortreten sollte. Ein ernstes, stilles Biwak folgte dem heißen Tage; hatten doch nahe an vierzigtausend Streiter auf diesen Feldern heute Tod und Wunden empfangen. Die Verluste auf preußischer Seite betrugen: 626 Offiziere und 15925 Mann, wobei jedoch die Verluste der Kavalleriebrigaden von Bredow und Graf Brandenburg II. nicht mitgerechnet sind, so daß der Gesamtverlust auf ca. 17000 Mann veranschlagt werden kann. Ein Brigadekommandeur der Infanterie, der General von Döring, war geblieben; zwei Kavalleriegenerale, von Diepenbroick-Grüter und von Rauch, hatten schwere Wunden erhalten. Viele Regimenter und Bataillone hatten ihre Kommandeure und mehr als die Hälfte ihrer Offiziere verloren. Die Verluste der Franzosen waren ohne Zweifel noch viel größer; auch hatten sie zwei Adler, sieben Kanonen und 2000 bis 3000 Gefangene eingebüßt.

Ehre den Gefallenen, die mit bleichem Antlitz und gebrochenem Auge auf der Walstatt lagen, keinen Lorbeerzweig in den Händen, wie sich's gebührte für jeden, aber einen Liebesgruß an die Heimat noch auf den Lippen! — Über ihnen webt still und friedlich die Nacht an ihrem Sternenschleier, und über die Toten zieht leise hin ein grüßender Hauch wie Kieferduft und Waldeswehen:

Es grüßt die märkische Heide
Die lieben Toten auf fremder Flur,
Den Eisenriegel von Mars la-Tour.

Im Volke, wo man die Bedeutung eines Sieges gewöhnlich nach dem unmittelbar in die Augen springenden Erfolge beurteilt und wo man durch die Aufführung einer großen Anzahl Trophäen in den früheren Siegesberichten verwöhnt war, wurden die Schlachten von Colombey-Nouilly und von Mars la-Tour—Vionville anfänglich nicht nach ihrer vollen Bedeutung gewürdigt. Diese trat erst in den späteren Folgen hervor. Die Aufgabe der deutschen Heeresleitung war es, für einen dem Einsatze dieser teuer erkauften Siege entsprechenden Erfolg zu sorgen. Sie durfte sich nicht damit begnügen, Adler und Fahnen als Siegestrophäen nach der Heimat zu schicken, um dereinst die vaterländische Ruhmeshalle zu schmücken, sondern sie mußte die Resultate der Siege für Erreichung des Hauptzweckes — die Vernichtung der feindlichen Streitmacht — verwerten.

Durch die Schlacht bei Mars-la-Tour war der Feind genötigt worden, seinen Abmarsch von Metz auf der Straße nach Verdun einzustellen. War Bazaine — wie er behauptete — am 16. August nicht geschlagen, sondern nur zu einer momentanen Einstellung seiner Bewegungen veranlaßt worden, so lag für ihn kein Grund vor, um nicht am folgenden Morgen (17. August) mit seiner gesamten Armee zum Angriffe gegen die durch die Schlacht am 16. jedenfalls hart mitgenommenen Corps der Zweiten Armee vorzugehen und sich den Weg in westlicher Richtung nach Chalons zu öffnen. Andererseits stand es ihm noch frei, auf dem etwas weiteren nördlichen Wege über St. Privat, Briey, Etain, den die deutschen Armeen noch nicht erreicht hatten, seinen Marsch auf Verdun anzutreten. Die Schlacht am 16. schien ihm jedoch den Eindruck gemacht zu haben, daß er es nicht mit einzelnen Corps, sondern mit einer vereinigten, der seinigen an Zahl gleichen, wenn nicht überlegenen Armee zu thun gehabt habe. Er entschloß sich daher, die etwaigen weiteren Angriffe der Deutschen in einer festen Stellung westlich von Metz auf der Hochfläche von Rozerieulles abzuwarten, und hoffte, daß die deutsche Offensive sich an dieser «position inexpugnable» brechen werde und daß er demnächst am 19. oder 20. August seinen Marsch nach Verdun unbehelligt werde bewerkstelligen können.

Die deutsche Heeresleitung war durch die Erfolge des 16. August dem leitenden Gedanken des Kriegsplans, die französische Hauptmacht von ihren Verbindungen mit Paris abzudrängen, bedeutend näher getreten; sie durfte hoffen, die Verbindung der Rheinarmee mit Paris nun völlig zu unterbrechen und ihr jede weitere Mitwirkung zur Verteidigung des Landes und der Hauptstadt unmöglich zu machen. Dazu bedurfte es freilich neuer Anstrengungen und sogar einer neuen Schlacht. So bilden die Ereignisse des 14. und des

16. August nur Glieder in der Reihe der großen Kämpfe um Metz, welche zunächst zur Einschließung und schließlich zur Waffenstreckung der französischen Hauptarmee führten.

Zunächst kam es darauf an, so rasch als möglich frische Truppen auf das Schlachtfeld heranzuziehen, um einem etwaigen erneuten Angriffe des Gegners mit genügenden Streitkräften entgegentreten zu können. Nachdem die Rekognoscierungen des 17. August, zu welchen der König mit Moltke sich schon morgens früh 6 Uhr nach dem Schlachtfelde begeben hatte, dargethan hatten, daß ein Angriff von feindlicher Seite nicht zu erwarten sei, daß vielmehr Bazaine seine Stellungen vom 16. geräumt und näher an Metz auf dem Höhenrücken bei St. Privat, Amanvillers, St. Hubert, Le-Point-du-jour — Rücken gegen Metz — Stellungen bezogen habe, mußten die Dispositionen der deutschen Heeresleitung für den 18. August sowohl für den Fall Bedacht nehmen, daß Bazaine in fester Stellung westlich Metz den Angriff stehenden Fußes erwarten, als daß er auf der noch offenen nördlichen Straße Metz-Briey-Etain seinen Abzug bewerkstelligen werde. Nachdem daher am 16. und 17. August die sämtlichen Corps der Zweiten Armee und von der Ersten das 7. und 8. Corps auf das linke Moselufer gezogen waren, wurde für den 18. August ein Vorrücken der gesamten Zweiten Armee mit Staffeln vom linken Flügel zwischen dem Yron- und Gorzebach angeordnet, während von der Ersten Armee das 1. Corps (von Manteuffel) auf dem rechten Ufer der Mosel Metz gegenüber stehen blieb, das 7. und 8. Corps unter Steinmetz bei Gravelotte den feindlichen linken Flügel festhalten und die Bewegungen der Zweiten Armee gegen etwaige Unternehmungen von Metz her sichern sollten.

Während dieses Vorrückens der Zweiten Armee am 18. August stellte sich immer klarer heraus, daß die ganze Armee Bazaines in starker Stellung auf den Höhen von St. Privat, Amanvillers, über die Meierhöfe von Leipzig und Moskau bis St. Hubert und Le-Point-du-jour (gegenüber Gravelotte) zur Annahme der Schlacht bereit stand. Infolgedessen ließ der König die ganze Zweite Armee eine Rechtsschwenkung ausführen, so daß die Axe bei Gravelotte blieb, während der herumgehende (linke) Flügel den weiten Bogen von Mars-la-Tour über Ville-sur-Yron, Jarny, Giraumont, Batilly, Ste. Marie-aux-chênes bis St. Privat-la-montagne zu beschreiben hatte.

Diese Rechtsschwenkung, durch welche also die Armee mit der Front nach Osten, dem Rücken gegen Paris zu stehen kam, war ein ebenso schwieriges als gewagtes Manöver. Schon die Leitung der Marschbewegungen eines Armeecorps, welches auf der Landstraße von der Tete bis zur Queue, d. i. von den vordersten bis zu den letzten Truppen, die Tiefe eines Tagemarsches (drei Meilen) einnimmt, hat ihre Schwierigkeiten. Dieselben steigern sich, wenn mehrere staffelweise nebeneinander marschierende Armeecorps plötzlich und —

wie es hier geschah — in der Schlacht selbst angesichts des Feindes eine veränderte Direktion erhalten. Bei dem nun folgenden Angriff mit umgekehrter Front war die Armee der Gefahr ausgesetzt — wenigstens zeitweise —, ihre Verbindungen über Pont-à-Mousson u. s. w. auf das rechte Moselufer aufgeben zu müssen; denn für den, wenn auch nicht wahrscheinlichen, doch immer möglichen Fall eines Mißlingens dieses Angriffs würde die geschlagene Zweite Armee den Rückzug über die Moseldefileen zwischen Pont-à-Mousson und Metz schwerlich zu bewerkstelligen vermocht, dieselbe würde vielmehr wahrscheinlich Befehl erhalten haben, auf die Dritte Armee auszuweichen, welche während der Schlachttage bei Metz — wie wir wissen — die Gegend von Nancy-Luneville erreicht hatte. Indessen Moltke wußte auch, was er wagte und mit wem er es wagte. Was kein französischer Marschall seinen Truppen hätte zumuten dürfen, das konnten König Wilhelm und Moltke mit dieser Armee im Vertrauen auf ihre Disciplin und bewährte Kriegstüchtigkeit getrost wagen. Die Rechtsschwenkung der Armee auf dem Schlachtfelde wurde in der That genau im Sinne und Geiste der Heeresleitung mit derselben Sicherheit und Präcision ausgeführt wie die Evolutionen eines Truppenkörpers auf dem Exerzierplatze bei den Friedensübungen. Die zuerst in der neuen Frontlinie bei Verneville, Amanvillers ankommenden Corps hatten allerdings einen schweren Stand, bis die preußischen Garden und die Sachsen auf dem weit ausholenden linken Flügel ihre Umgehung über Ste. Marie-aux-chênes und St. Privat-la-montagne beendigt hatten. Als aber diese nach heißem und blutigem Kampfe das mit seinen roten Backsteinmauern einem Kastell ähnlich auf der Höhe gelegene Dorf St. Privat erstürmt hatten, war die Entscheidung auf dem linken Flügel der Deutschen gefallen.

Noch am Abend, gegen 7 Uhr, unternahm der Marschall Bazaine einen Versuch, durch einen Offensivstoß auf seinem linken Flügel über die Thalschlucht von Gravelotte hinaus sich Luft zu verschaffen und vielleicht durch eine Fortsetzung dieses Vorstoßes am linken Moselufer aufwärts die Deutschen für die Moselübergänge besorgt zu machen. In dichten Schützenschwärmen, dahinter starke Kolonnen, brach der Feind von den Höhen bei Le-Point-du-jour vor und stürzte sich unter fortwährendem Feuer und wildem Geschrei durch die Thalschlucht gegen den Wald von Genevaux. Die geschmolzenen preußischen Infanterietrupps, welche seit sieben Stunden hier im Feuer gestanden hatten, wurden überrannt, ihr Widerstand gebrochen, das Dorf Gravelotte vom Feinde bedroht. Ledige und verwundete Pferde rannten in vollem Laufe die Dorfstraße hinab, Granaten schlugen in das Dorf, wo jedes Haus ein Hospital war, und auf die Verbandplätze, wo die Ärzte in der Ausübung ihres Berufes begriffen waren. Nur das Feuer der preußischen Artillerie, welche über die Köpfe ihrer Infanterie hinweg in die feindlichen Kolonnen hineinfeuerte, im Verein

mit den Salven einiger Infanterieabteilungen, hielt den Andrang des Feindes noch auf.

König Wilhelm, welcher, der vorschreitenden Bewegung des Heeres folgend, seinen Standpunkt während der Schlacht einigemal gewechselt hatte, ritt in diesem Augenblick selbst mit seinem Gefolge, darunter wie immer sein Chef des Generalstabs von Moltke und sein Kriegsminister von Roon, nach einer Höhe nördlich von Gravelotte, um die Gefahr zu übersehen und danach Maßregeln zu treffen. Bereits schlugen in seiner Nähe die feindlichen Granaten ein, Rittmeister von Buddenbrock vom Leibkürassierregiment, welcher zur Dienstleistung bei dem General von Roon kommandiert war, wurde durch einen Granatsplitter verwundet, das Pferd des Hofmarschalls Grafen Perponcher getötet. In diesem Augenblick bewegte wohl nur ein Gedanke die Umgebung des Königs, die Sorge um das teure Leben, das hier in Gefahr war. Der königliche Herr aber achtete nicht der Geschosse, sein königliches Herz schlug nur für die Ehre seines Heeres und Volkes, für das Schicksal des Landes, das hier auf dem Spiele stand, und er sah die Gefahr, welche den Seinigen drohte.

Noch war ein Armeecorps, das 2. (pommersche), an der Schlacht nicht beteiligt gewesen und hatte nach einem fünf Meilen weiten Marsche von Pont-à-Mousson her das Schlachtfeld erst im Laufe des Nachmittags bei Buxières erreicht. Jetzt befahl der König das Vorrücken auch dieses Corps zum letzten entscheidenden Sturm auf die festungsähnliche Position des Feindes bei Gravelotte.

Da faßte zusammen zum letzten Stoß
Die preußischen Wetter der König groß,
Da waltet grimm das Eisengesetz,
Zerschmettert wirft er die Feinde nach Metz.
Der greise König in Kriegespracht,
So schlägt er stolz die Franzosenschlacht.

Die Flügelhörner rufen das bekannte Signal „Vorwärts!“ die Generale setzen sich an die Spitzen ihrer Corps und Divisionen. Der alte Steinmetz ermuntert mitten im Gewehrfeuer seine Truppen zum tapferen Ausharren und zeigt ihnen die Aussicht auf Hilfe. General von Moltke verläßt die Höhe von Gravelotte und sprengt dem anrückenden pommerschen Corps entgegen. Ihren heldenmütigen Führer, General von Fransecky, an der Spitze, ziehen die Pommern mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel und unter dem donnernden Ruf: „Es lebe der König, hurra!“ unter den Augen ihres greisen Königs und Kriegsherrn vorüber, tauchen hinab in den dunkeln, waldigen Grund, wo schon so viele Tapfere still liegen, und erscheinen wieder jenseits zum Sturm der verschanzten Höhen.

Der ganze Berg hüllt sich in Pulverwolken vom Kamme bis zum Fuße;

aus allen Gräben zucken rote Feuerstrahlen durch die Dunkelheit; aber nicht achtend der schweren Opfer, stürmen die braven Pommern unaufhaltsam vorwärts bis auf den Gipfel des Berges.



Der königliche Sieger von Gravelotte.

König Wilhelm hatte sich, nachdem er das Vorrücken des pommerschen Armeecorps befohlen und dasselbe in siegesfreudiger Stimmung unter Hurraruf hatte vorüberziehen sehen, auf die dringenden Bitten des Kriegsministers von Roon von dem gefährdeten Platze bei Gravelotte hinweg nach dem westlichen Ausgange von Rezonville begeben. Hier war er vom Pferde gestiegen

und hatte sich vor einer Gartenmauer auf einem Sitz niedergelassen, welcher — wie man erzählt — mittels einer Leiter, von der ein Ende auf eine Brückenwage, das andere auf einen gefallenen Schimmel gestützt war, improvisiert worden war.*

In der Nähe des Königs befanden sich die deutschen Fürsten, die sich seinem Hauptquartier angeschlossen hatten, der Kriegsminister von Roon und der Bundeskanzler Graf Bismarck, sowie einige höhere Offiziere. Die meisten waren von den Pferden gestiegen und umgaben schweigend in gespannter Erwartung den König.

Hier empfing er von verschiedenen Punkten des Schlachtfeldes die Schlachtberichte der Truppenführer — jeder ein frisches Blatt in dem Siegeskranze auf seinem weißen Haupte. Hier erhielt er die Meldung von der Erstürmung von St. Privat durch die preußischen Garden im Verein mit den Sachsen, und hier traf in der neunten Stunde mit leuchtendem Antlitz der General von Moltke ein und meldete dem Könige, daß der Vorstoß der Franzosen auf Gravelotte an dem tapferen Eingreifen des pommerschen Corps gescheitert und daß damit der Sieg des deutschen Heeres gesichert sei. Aus allen Positionen vertrieben, zog sich der Feind unter die Kanonen von Metz zurück.

Im Auftrage des Königs diktierte Graf Bismarck einem Telegraphenbeamten, der soeben die Herstellung des Drahtes gemeldet hatte, die Siegesdepesche an die Königin Augusta, welche lautete:

„Biwak bei Rezonville, 18. August, 9 Uhr abends.

Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen.

Wilhelm."

Die Verluste in der Schlacht bei Rezonville betrugen auf deutscher Seite: 520 Offiziere und über 13000 Mann, nicht eingerechnet die Verluste des 2. Corps. Diejenigen der Franzosen waren jedenfalls nicht geringer; die Zahl ihrer Gefangenen betrug 54 Offiziere und über 3000 Mann, unter den ersteren befand sich der General Plombin.

Die Gesamtzahl der beiderseitigen Verluste an Toten und Verwundeten

* Wir nehmen keinen Anstand, an der obigen Scenerie festzuhalten. Möglich, daß dieses Bild (König Wilhelm nach der Schlacht bei Gravelotte), das später so vielfach mit Wort und Bild in die volkstümliche Darstellung übergegangen ist, seinen Ursprung — wie behauptet wird — nur in der Phantasie eines Zeitungsschreibers haben mag; jedenfalls scheint uns dasselbe nichts Unwahrscheinliches zu haben und die Situation sogar treffend zu zeichnen, wenn auch anzunehmen, daß König Wilhelm diesen Platz nur für einige Momente eingenommen haben und daß mit der Zeit wohl ein passenderer Ruhesitz für ihn gefunden sein mag.

an den drei Schlachttagen vor Metz kann auf nahezu 80000 Mann angenommen werden. So blutig war seit der großen Völkerschlacht bei Leipzig keine Schlacht gewesen.

König Wilhelm hatte den ganzen Tag mit geringer Unterbrechung im Sattel zugebracht; jetzt bot sich ihm in den mit Verwundeten überfüllten Dörfern kaum ein Dach, unter dem er nach dem anstrengenden Tage seine Nachtruhe halten konnte. Erst in später Nacht erhielt er die Meldung, daß in einer kleinen Stube in Rezonville mittels eines Gestells und einiger Kissen aus dem königlichen Krankentransportwagen ein Lager für ihn bereitet sei, auf dem nunmehr der königliche Herr, völlig bekleidet und nur mit einem Mantel bedeckt, die Nacht nach der Schlacht zubrachte. So gedachte König Wilhelm auf dem Schlachtfelde von Rezonville des Wortes, das er bei Beginn des Krieges an sein Volk gerichtet: „Ich will dem deutschen Volke Treue um Treue bringen." —

Von Metz bis Sedan. Das eigentliche Resultat der Kämpfe um Metz konnte erst später gezogen werden. Für jetzt kam es darauf an, die nach Metz zurückgeworfene französische Hauptarmee in dieser Festung zu umschließen, sie von allen ihren Verbindungen und Hilfsquellen nach außen zu isolieren und dadurch endlich zur Kapitulation zu zwingen. Demnächst trat an die deutsche Heeresleitung die neue Aufgabe heran, die bei Chalons neugebildete Armee Mac Mahons, zu welcher sich auch der Kaiser Napoleon (seit 16. August) begeben hatte, gleichfalls aus dem Felde zu schlagen und damit den letzten Widerstand zu brechen, auf welchen die Deutschen bei ihrem Vormarsch nach Paris noch stoßen konnten.

Alsbald nach den Kämpfen um Metz wurde deutscherseits der Vormarsch gegen Paris mit allen verfügbaren Kräften wieder aufgenommen. Von der Zweiten Armee, welche mit ihrem Hauptteile zur Cernierung der französischen Rheinarmee auf dem linken Moselufer bestimmt ward, wurden drei Armeecorps (das 4., 12. und Gardecorps) abgezweigt, um eine selbständige, vierte Armee — später die Maasarmee genannt — unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen zu bilden, welche gleichzeitig mit der Dritten Armee (Kronprinz von Preußen) den Vormarsch gegen Paris antrat, und zwar sollte die Dritte Armee, welche auf den südlichen Straßen marschierte und den linken Flügel des Vormarsches bildete, immer einen Tagemarsch vorausbleiben und dadurch die Möglichkeit gewähren, den Gegner, wenn er standhielt, in der Front und rechten Flanke zugleich anzugreifen und — dem leitenden Gedanken des Kriegsplans entsprechend — in nördlicher Richtung von Paris abzudrängen. Außer der Zweiten blieb auch die Erste Armee, deren Oberbefehl an Stelle des abberufenen Generals von Steinmetz der General von Manteuffel übernommen hatte, diese auf dem rechten Moselufer, später verstärkt durch die Landwehrdivision von Kummer, zur Cernierung der Armee Bazaines

bei Metz zurück. Sämtliche Cernierungstruppen wurden unter den Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl gestellt.

Während die Deutschen mit sämtlichen an der Mosel entbehrlich gewordenen Heeresteilen, in zwei Armeen gegliedert, auf konvergierenden und parallelen Straßen in breiter Front in der Richtung auf Chalons—Paris vorrückten, erhielt die im Lager von Chalons versammelte französische Armee plötzlich eine veränderte Bestimmung, für welche weniger militärische Erwägungen, als politische Rücksichten den Ausschlag gaben. Mac Mahon erhielt von der Regentschaft zu Paris die bestimmte Weisung, mit seiner Armee aus dem Lager von Chalons aufzubrechen und zum Entsatze der in Metz eingeschlossenen Armee Bazaines zu operieren. Man hoffte in Paris, daß diese Bewegung der deutschen Heeresleitung vollständig verborgen bleiben und daß es Mac Mahon gelingen würde, die deutsche Cernierungsarmee von Norden und Nordwesten her im Rücken anzugreifen.

Die den deutschen Marschkolonnen weit vorausstreifenden Kavallerietrupps meldeten indessen bereits am 23. August, daß das Lager von Chalons verlassen und die ganze Armee Mac Mahons in der Richtung auf Reims abmarschiert sei. Über den Zweck dieser unerwarteten Bewegung konnten deutscherseits nur Mutmaßungen angestellt werden. Der Generalquartiermeister von Podbielski äußerte bereits in einer Besprechung, welche am 24. August im königlichen Hauptquartier zu Ligny-en-Barrois stattfand, die Vermutung, daß die Franzosen von Reims zum Entsatze des Marschalls Bazaine operieren würden. Daß aber ein so erfahrener Heerführer wie Marschall Mac Mahon so bald von seiner ursprünglichen und eigentlichen Aufgabe, dem Schutze und der Deckung der Hauptstadt, abgehen würde, um sich auf ein so gewagtes Unternehmen einzulassen, deuchte der deutschen Heeresleitung vorderhand noch zu unwahrscheinlich, als daß sie sich schon jetzt zu Änderungen in den Marschdispositionen der beiden gegen Paris vorrückenden Armeen bewogen gefühlt hätte.

Die Schwatzhaftigkeit der offiziösen französischen Presse und des französischen Kriegsministers Generals Montauban sorgte indessen dafür, daß das große Geheimnis rechtzeitig an den Tag kam. Letzterer ließ sich in der gewissen Vorfreude eines nahen Triumphes der französischen Waffen vor dem gesetzgebenden Körper schon zu der merkwürdigen Äußerung fortreißen: „Meine Herren, wenn Sie wüßten, was ich weiß, so würden Sie illuminieren."

Wie schwer es auch für die deutsche Heeresleitung sein mochte, aus dem Halbdunkel von unverbürgten Nachrichten, Mutmaßungen und geflissentlich zu ihrer Täuschung ausgesprengten Lügen das Richtige herauszuerkennen, so gegewann doch die Annahme mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit, daß die Forderungen der Politik in Paris alle militärischen Bedenken überwogen und daß Mac Mahon in der That den gewagten Marsch zur Befreiung Bazaines an-

getreten hätte. Da der gerade Weg nach Metz den Franzosen durch den Anmarsch der Deutschen verlegt war, so konnte Mac Mahon nur auf dem weiter nördlichen Wege, über Reims, Réthel, Vouziers, Stenay, dann an dem waldigen Bergrücken der Ardennen und der belgischen Grenze entlang marschierend, sich Metz nähern. So befand sich in den Tagen vom 23. bis 25. August in der rechten Flanke des nach Westen vorrückenden deutschen Heeres und nur etwa zwei Tagemärsche nördlich desselben, nur durch den waldigen Höhenzug der Argonnen von ihm getrennt, die französische, im Marsche nach Osten begriffene Armee Mac Mahons, deren Bewegungen und Absichten der deutschen Heeresleitung bis jetzt noch unbekannt geblieben waren. Um denselben entgegentreten und zuvorkommen zu können, hätte deutscherseits der Marsch auf Paris vorläufig eingestellt und den Armeen der beiden Kronprinzen von Sachsen und von Preußen die Richtung gegen Norden quer durch das Bergland der Argonnen hindurch in einem verhältnismäßig armen Landstrich gegeben werden müssen, wo die Verpflegung großer Truppenmassen voraussichtlich auf mancherlei Schwierigkeiten stieß.



Kronprinz Albert von Sachsen.

Obgleich nun der Marsch und die Absichten Mac Mahons noch keineswegs aufgeklärt waren, arbeitete doch Moltke, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, bereits am 25. August nachmittags im Hauptquartier zu Bar-le-duc einen Entwurf zum teilweisen Rechtsabmarsch des deutschen Heeres nach Norden aus. Als die im Laufe desselben Tages von der Kavallerie der Maasarmee eingehenden Meldungen die Vermutung von dem Anmarsche Mac Mahons von Reims über Réthel auf Metz zur Gewißheit machte, begab sich Moltke mit dem Generalquartiermeister von Podbielski zum Vortrage beim Könige, welcher darauf den Rechtsabmarsch der Maasarmee und der beiden bayrischen Corps gemäß dem Moltkeschen Entwurfe befahl. Die Dritte Armee, welche — mit Ausnahme der beiden bayrischen Corps — für den 26. noch ihre alte Marschrichtung beibehielt, erhielt an

diesem Tage den Befehl, der Maasarmee in der neuen Richtung nach Norden zu folgen.

Diese wichtigen Entschließungen der deutschen Heeresleitung erscheinen durchaus einfach, aus der veränderten Kriegslage gewissermaßen von selbst sich ergebend; aber welchen Weg hatten sie zu durchlaufen, bis ihre Wirkung sich fühlbar machte, vom königlichen Hauptquartier aus bis zu den vordersten Reitern der Spitze, welche bereits die Türme von Reims vor Augen hatten, und bis zu den Trainsoldaten der letzten Bagagewagen oder zu den Treibern, welche den Truppenteilen die „lebenden Häupter" nachtrieben, und welche Anstrengungen seitens der Truppen wurden erfordert, um den neuen Entwurf des großen Strategen in Ausführung zu bringen! — Es hat fast etwas Unheimliches, wenn wir die langen Heersäulen mit ihren unabsehbaren Wagenzügen so still und geräuschlos von der bisher befolgten Heerstraße abbiegen und die Wege quer durch das waldige Bergland der Argonnen, über die aus der Kriegsgeschichte des vorigen Jahrhunderts in fatalem Andenken stehenden Gebirgspässe von Saint Menehould-Granpré* einschlagen sehen, wobei ganze Heerkörper mit ihren Trains sich vor oder hinter ihre bisherigen Nachbarkolonnen setzen, ohne daß Marschkreuzungen oder Stockungen entstehen dürfen; aber es ist auch ein beruhigender und erhebender Gedanke, daß alle diese Bewegungen sich streng nach einem bestimmten einheitlichen Plane vollziehen, und daß es ein klarer und energischer Wille ist, der diese großen Massen regiert und nach ihren Zielen leitet. Es war wieder eine Rechtsschwenkung im großen, ähnlich wie bei Gravelotte-St. Privat, nur daß es sich hier nicht um eine Schwenkung mit Armeecorps, sondern um eine solche mit ganzen Armeen samt den zu ihnen gehörigen Trains vom Proviant-, Verpflegungs-, Lazarettwesen u. s. w. handelte —, eine Bewegung, wie sie nur von einer vorzüglich disciplinierten Armee ausgeführt werden kann. Die Truppen der Dritten Armee mußten mittels Eilmärschen herangezogen werden, damit ihre Aktion mit derjenigen der Maasarmee kombiniert werden konnte; aber obgleich die von Regengüssen durchweichten Gebirgswege ihrem Fortkommen, insbesondere demjenigen des Fuhrwerks große Schwierigkeiten entgegensetzten, erreichten sie doch stets — wenn auch oft erst zu später Nachtstunde — die ihnen zugewiesenen Ziele. Die Maasarmee aber ließ ihre Reiterei jenseit der Argonnen vorausstreifen, und bereits am 26. August nachmittags $5^1/_2$ Uhr traf von derselben im königlichen Hauptquartier zu Clermont die Meldung ein: „Die Höhen östlich Vouziers sind mit französischen Lagern aller Waffen — im ganzen etwa 140000 Mann — bedeckt; Mac Mahon selbst in Attigny und wird in zwei Tagen hier sein."

---

* Vergl. Bd. III. S. 48 u. f.

In dem kleinen Gebirgsstädtchen Clermont traf (27. August) das königliche Hauptquartier mit demjenigen der Maasarmee zusammen. Hier in der Arbeitsstube des Schulmeisters hatte jetzt der Bundeskanzler sein Quartier, ein Notenpult sein Arbeitstisch, ein Sägebock und eine Tonne, darüber eine ausgehobene Thür, das Bureau und Büffett zugleich. In dem mit den Wandkarten der fünf Weltteile behängten Schulsaal arbeiteten die Offiziere des Generalstabs mit ihrem Chef, die Kerzen sind in Ermangelung von Leuchtern in die Hälse leerer Weinflaschen gepflanzt, ihr mattes Licht fällt auf die an den Wänden ausgebreitete Streu, ein wahrhaft fürstliches Lager für die Müden. Unten aber durch die engen Gassen marschieren bei Sturm und Hagelwetter Bataillon auf Bataillon mit Trommeln und Pfeifen, mit Sang und Klang vorüber und lassen grüßende Hoch- und Hurrarufe nach dem Schulhause heraufschallen, wo der König sein Quartier hat und hin und wieder am Fenster den Truppen sichtbar wird. Während des kriegerischen Getümmels nehmen alle Geschäfte ihren gewohnten ruhigen Gang; — Bismarck schreibt, Moltke denkt und plant, der König wacht und sorgt für alle. —

Nachdem die Maasarmee den Argonnerwald durchschritten hatte, ohne daß Mac Mahon, welcher von der Frontveränderung des deutschen Heeres noch nichts wußte, einen Versuch unternommen hätte, sie durch eine energische Offensive am Debouchieren zu hindern und in das Bergland zurückzuwerfen, als sie am 27. August der Armee Mac Mahons durch Besitznahme der Maasübergänge von Dun bis Stenay zuvorgekommen war und ihr somit den geraden Weg nach Metz verlegt hatte, da war der so kühn angelegte Plan zur Befreiung Bazaines als gescheitert anzusehen. Moltke begnügte sich jetzt indessen nicht mehr damit, das Unternehmen Mac Mahons vereitelt zu haben, sondern er entwarf den Plan, auch die zweite französische Feldarmee, von welcher jetzt die Geschicke Frankreichs abhingen, zur Mitwirkung an der Verteidigung des Landes unfähig zu machen, und traf danach seine Maßnahmen. Während die Maasarmee am linken Ufer der Maas abwärts in nordwestlicher Richtung auf Busancy und Beaumont vorging, um dem Gegner den Vormarsch nach Osten zu verlegen, setzte die Dritte Armee ihre Eilmärsche durch den Argonnerwald gegen Grandpré und Vouziers fort, um ihm den Rückzug nach Westen abzuschneiden. Die Lücke zwischen dem linken Flügel der Maasarmee und dem rechten Flügel der Dritten Armee wurde durch die beiden bayrischen Corps geschlossen. Beide Armeen bildeten gleichsam eine Zange, welche noch gegen Nordwesten und Norden, d. i. gegen Mezières und die belgische Grenze, geöffnet war.

Bei diesen drohenden Stellungen der deutschen Armeen hatte Mac Mahon noch die Wahl unter drei Wegen. Er konnte entweder unterhalb der von den Deutschen besetzten Maasübergänge — etwa bei Mouzon — über die Maas

gehen und dann, weit ausholend über Carignan und Montmedy, die rechte Flanke der Maasarmee umgehen, um das Unternehmen auf Metz fortzusetzen, oder er konnte sich nordwärts nach der belgischen Grenze wenden und beim Übertritt auf das neutrale Gebiet seiner Entwaffnung gewärtig sein, oder er konnte endlich nordwestlich über Mezières auszuweichen und mittels eines schleunigen Rückzuges auf den nördlichen Straßen nach Paris seine Armee zur ferneren Teilnahme an der Verteidigung des Landes zu retten suchen. Der erstgenannte Weg war mit den größten Schwierigkeiten in der Ausführung verbunden und konnte für Mac Mahon, nachdem er von den Stellungen der deutschen Armeen unterrichtet war, kaum noch in Betracht kommen. Er wählte in richtiger Erkenntnis seiner mißlichen Lage den dritten Weg, den Rückzug nach Mezières. Damit waren aber die Männer in Paris, von denen der Plan zu der Operation Mac Mahons auf Metz ausgegangen war, nicht einverstanden, daß dieser schöne Plan, auf dessen Gelingen sie so fest gebaut hatten, sich jetzt wie eine Schaumblase in nichts auflösen sollte. Bei ihnen bestätigte sich das alte Wahrwort: „Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit." — „Wenn Sie Bazaine im Stiche lassen," telegraphierte Montauban, Graf von Palikao an Mac Mahon, „so bricht in Paris die Revolution aus, und Sie selbst werden von der ganzen Macht des Feindes angegriffen werden. Nach außen hin wird sich Paris zu schützen wissen, die Befestigungen sind vollendet. Hier fühlt jedermann die Notwendigkeit, Bazaine zu befreien, und mit äußerster Spannung folgt man Ihren Bewegungen." Mac Mahon mußte seinen früheren Entschluß trotz seiner besseren Einsicht ändern und sich wieder in die Zange der beiden deutschen Armeen hineinbegeben, um bei Mouzon den Übergang über die Maas zu versuchen und dann nördlich über Carignan auszubiegen.

Unterdessen waren die Dritte und die Maasarmee mit ihren Flügeln einander nahe genug gekommen, um zur gemeinschaftlichen Offensive vorgehen zu können. Ein Teil der französischen Armee (das Corps Failly) wurde am 30. August von Truppen der Maasarmee und einem bayrischen Corps erreicht, geschlagen und in vollständiger Auflösung bis an die Maas nach Mouzon zurückgeworfen. Von der Unmöglichkeit, sich mit Bazaine zu vereinigen, überzeugt, faßte nun Mac Mahon den Entschluß, sich mit seiner ganzen Armee nach Sedan zurückzuziehen, nicht, um eine Schlacht daselbst anzunehmen, sondern um die in den Truppenverbänden immer mehr sich lösende Ordnung wiederherzustellen und sich mit Lebensmitteln und Munition zu versorgen. Die bereits bis Carignan vorgegangenen Divisionen erhielten Befehl umzukehren. Der gegen Abend des 30. August begonnene Rückzug der gesamten Armee Mac Mahons auf Sedan wurde im Laufe der Nacht auf den mit Fuhrwerk aller Art und Flüchtigen bedeckten Straße fortgesetzt. Am 31. früh langte

Mac Mahon mit seinem Stabe in Sedan an, wo der Kaiser Napoleon mit seinem Sohne bereits in der Nacht vorher eingetroffen war. Infolge der planlosen Hin- und Hermärsche, der vielen unglücklichen Gefechte und der mangelhaften Verpflegung hatten die Erschöpfung und die Entmutigung in der französischen Armee bereits so überhand genommen, daß Mac Mahon am 31. den Weitermarsch nach Mezières noch nicht anzutreten wagte — verhängnisvoller Zeitverlust!

Deutscherseits wurde die Unthätigkeit des Gegners benutzt, um die Zange der beiden Armeen, in der er sich befand, mehr und mehr zu schließen. Zu



Preußische Husaren.

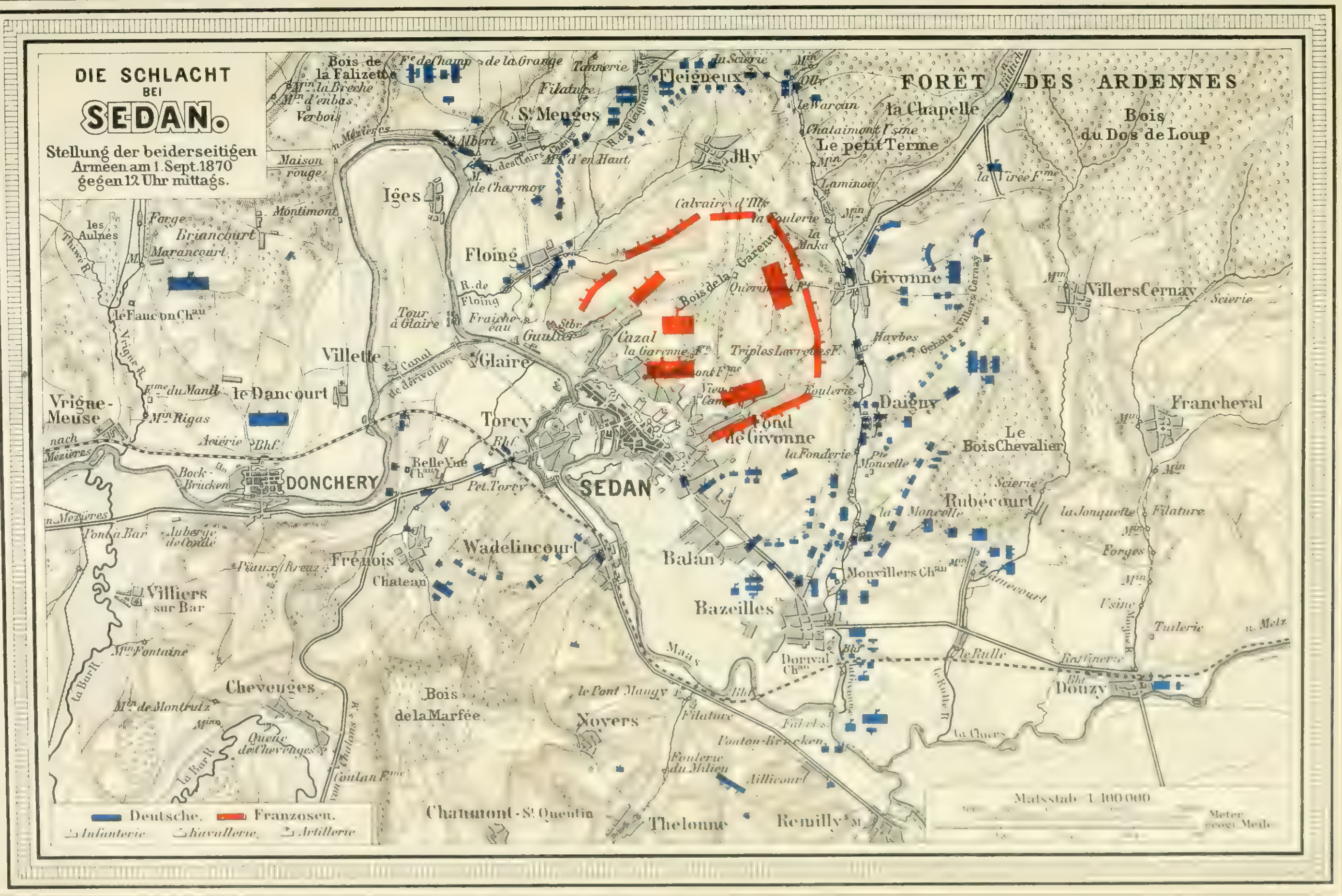
diesem Zwecke erhielt die Maasarmee die Aufgabe, dem französischen linken Flügel ein Ausweichen in östlicher Richtung über Carignan zu verwehren, was sie durch die Aufstellung auf beiden Ufern der Chiers von Mouzon bis zur belgischen Grenze erreichte. Die Dritte Armee dagegen sollte dem Feinde den Rückzug nach Westen abschneiden und mittels Einnahme starker Artillerieaufstellungen auf den Höhen des linken Maasufers die Lager und Truppenbewegungen in der vorliegenden Thalniederung der Maas beunruhigen. Auf dem äußersten rechten Flügel der Dritten Armee, die Lücke zwischen dieser und der Maasarmee schließend, standen die Bayern, welche am 31. August über Remilly am linken Maasufer (eine Meile südöstlich von Sedan) vordrangen, den Feind bis Bazeilles zurückwarfen und zwischen beiden Orten eine Brücke über die Maas schlugen.

So befanden sich am Abend des 31. August die beiderseitigen Heere mit ihrer ganzen Front einander nahe gegenüber und mit ihren Vortruppen bereits in unmittelbarer Berührung; die französische Armee auf einem gegen Süden, Osten und Norden geschlossenen Bogen um die kleine, bedeutungslose Festung Sedan versammelt, vor der Front die Thalsenkungen der Givonne im Osten, des Floingbachs im Norden, den Rücken gegen Sedan, die beiden Flügel ober- und unterhalb Sedan an die Maas gelehnt. Im Osten und Südosten sperrte der Kronprinz von Sachsen mit der Maasarmee den schmalen Raum zwischen der Maas und der belgischen Grenze. Im Süden und Südwesten stand der Kronprinz von Preußen mit der Dritten Armee bereit, den Franzosen die Wege zu verlegen.

Es scheint, daß die französischen Heerführer noch am Vorabend der Schlacht sich über die verzweifelte Lage der Armee täuschten und immer noch an dem Gedanken festhielten, in östlicher Richtung auf Carignan durchbrechen und die Vereinigung mit Bazaine erreichen zu können. Die Unthätigkeit, mit welcher die Armee den 31. August über in dem engen Raume zwischen Maas, Givonne und Floingbach verharrte, wäre sonst nicht zu erklären; denn daß es ihr gelingen könne, in der — übrigens in taktischer Beziehung sehr starken — Stellung um Sedan den drohenden umfassenden Angriff des überlegenen deutschen Heeres zurückzuschlagen, daran war nach den Vorgängen der letzten Tage und bei der im französischen Heere eingerissenen Entmutigung doch nicht zu denken.

Auf deutscher Seite nahm man an, daß die Franzosen jetzt endlich im letzten Augenblicke den Versuch machen würden, unter Preisgebung ihres Gepäcks und Trains und vielleicht unter Zurücklassung einer starken Arrieregarde in den Stellungen bei Sedan, die sich für die übrige Armee zu opfern gehabt haben würde, sich der drohenden Umzingelung noch bei Nacht durch einen schleunigen Rückzug auf Mezières zu entziehen. Um ihr auch diese Möglichkeit abzuschneiden, erhielt die Dritte Armee am 31. abends den Befehl, noch in der Nacht mit ihrem linken Flügel (11. und 5. Corps) unterhalb Sedan die Maas zu überschreiten und über Donchery und Vrigne-aux-bois an der Straße Sedan-Mezières vorzurücken, während die württembergische Division in einer Reservestellung bei Dom-le-Mesnil hauptsächlich die Straße von Mezières beobachten und etwaigen Unternehmungen der Franzosen von dieser Festung aus* entgegentreten sollte. Dem den äußersten Flügel der Dritten Armee bildenden 1. bayrischen Corps (von der Tann) sandte der Kronprinz von Preußen Befehl, den ihm gegenüberstehenden Teil der feindlichen Armee festzuhalten und daher am folgenden Morgen nötigenfalls schon vor dem Auftreten

* Das Corps Vinoy war von Paris der Armee Mac Mahons nachgesandt worden und mit seiner Spitze am 30. August bei Mezières eingetroffen.



Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau

der Maasarmee selbständig zum Angriffe vorzugehen. Die Maasarmee hatte für den 1. September die doppelte Aufgabe zu erfüllen, einerseits jeden etwaigen Durchbruchsversuch des Feindes in der Richtung auf Carignan zurückzuweisen, andererseits im Falle des Abzuges des Feindes auf Mezières ihm denselben durch einen Angriff auf die Front und rechte Flanke zu erschweren und dadurch der Dritten Armee Zeit zu schaffen, ihm in den Rücken zu fallen. Da der letztere Fall immer wahrscheinlicher wurde, so beschloß der Kronprinz von Sachsen, ohne die Anordnungen des königlichen Oberbefehlshabers abzuwarten, aber ganz im Sinne derselben, am 1. September morgens selbständig zum Angriffe gegen die feindlichen Stellungen vorzugehen. —

Die Katastrophe von Sedan und der Sturz des Napoleonischen Kaisertums. Mit Tagesanbruch des 1. September verließ König Wilhelm sein Hauptquartier zu Vendresse und wählte zur Aufstellung für sich und sein Gefolge eine Hügelkuppe südwestlich Sedan, unweit von Frénois und dem Städtchen Donchery an der Maas. Ein dichter, bleicher Nebel verbarg noch die Geheimnisse des Schlachtfeldes; nur das Rasseln der Geschütze auf den Heerstraßen, die Kommandorufe der Truppenführer verrieten die Vorbereitungen zur Schlacht. Hier und da zuckte in der Richtung von Bazeilles ein roter Feuerschein durch die Nebelwand und verkündete, daß die Bayern hier bereits den Angriff begonnen hatten. Allmählich tauchten die Hügelkuppen aus dem Nebelmeer empor; in den Thalschluchten wehte noch leichtes Gewölk, hie und da zu seltsamen Gebilden sich gestaltend, gleich zerrissenen Heerfahnen oder gleich einem zerfetzten, bleichen Kaisermantel. Gegen 7 Uhr fiel der Nebel völlig. Von der Höhe von Frénois überblickte man weithin die Gegend im Westen und Norden von Sedan. Unten im Thale zwischen breiten Wiesenflächen wand sich die Maas. In ihr spiegelten sich die grünen Wälle und die zwischen Baumpflanzungen halbversteckten altertümlichen Bastionen der Festung. Jenseit der Stadt erhoben sich im Halbkreise langgestreckte kahle Höhenrücken, welche dem französischen Heere als Verteidigungswälle dienten und ihm besonders gegen Nordwesten zwischen Floing und Illy eine starke Stellung boten. Weiterhin lagen in den Thalschluchten der Givonne und des Floingbachs, halb mit Türmen und roten Ziegeldächern zwischen Baumkronen hervorschauend, halb in Busch und Thal verborgen, die Dörfer, um welche die ersten heißen Kämpfe sich entspannen; im Osten an der Givonne: Bazeilles, la-Moncelle, Daigny und Givonne, im Nordwesten am Floingbach: Illy und Floing, noch weiter gegen Nordwesten Fleigneux und St. Menges. In der Ferne erhoben sich, amphitheatralisch zu immer höheren Terrassen ansteigend, die mächtigen Bergrücken der Ardennen, mit ihren dunkeln Waldungen die Aussicht begrenzend.

Mit dem Aufmarsch der Maasarmee am linken Thalrande der Givonne nahm der Kampf im Südosten der Festung, welchen die Bayern in den frühen

Morgenstunden mit dem Angriff auf Bazeilles begonnen hatten, immer weitere Ausdehnung an. Von der anderen Seite rückten die Heeresteile der Dritten Armee über St. Menges gegen Floing und Illy vor. Den Schlüssel der feindlichen Stellung bildete hier, auf ihrem linken Flügel, die weit gegen Westen vorspringende steile Bergnase zwischen Floing und Illy, genannt der Calvaire d'Illy. Um Mittag verkündete der von Illy herüberschallende Kanonendonner, daß beide Armeen, die Maas- und die Dritte Armee, hier in Verbindung getreten waren. Schon gewahrte man auf der Höhe von Frénois, wie die kecken Schützenschwärme der preußischen Bataillone von den Steinbrüchen am rechten Maasufer her die Abhänge der Höhe von Floing Stufe für Stufe erstiegen und sich auf der Hochfläche ausbreiteten. Auf dem Plateau leisteten die Franzosen noch eine verzweifelte Gegenwehr. General von Gersdorff, welcher das Kommando des 11. (hessen-nassauischen) Corps an Stelle des verwundeten Generals von Bose führte, fand hier den Heldentod. Der Calvaire d'Illy wurde erstürmt. In ungeordneten Haufen wandte sich der Feind zur Flucht, teils in der Richtung auf Sedan, teils in den Wald von Garenne. Dieses Gehölz, welches sich nordöstlich Sedan gegen Givonne und Illy erstreckt, war jetzt die Zuflucht der aus allen Positionen vertriebenen feindlichen Scharen. Von hier aus bereiteten jetzt die Franzosen noch einen Offensivstoß vor, um sich der Umschließung durch die deutschen Armeen zu entziehen. Hinter dem Wäldchen von Garenne, das sie bisher den Blicken der Preußen verdeckt hatte, brachen plötzlich die besten französischen Kavallerieregimenter, Husaren, Kürassiere und Chasseurs d'Afrique, in stürmischer Attacke hügelabwärts vor und warfen sich mit Ungestüm auf die preußischen Tirailleure und die Spitzen der ihnen folgenden Kolonnen. Es war ein kurzes Aufflackern der französischen Gloire. Kaltblütig, mit unerschütterlicher Ruhe erwartete das preußische Fußvolk, hier in aufgelösten Schützenlinien, dort in Vierecksmassen geschlossen, stehenden Fußes die anstürmenden Reitergeschwader und überschüttete sie mit einem verheerenden Kugelhagel. Tote und verwundete Reiter bedeckten haufenweise die Hochfläche von Floing; viele, welche den Geschossen entgangen, stürzten in die Steinbrüche an der Maas und fanden dort ihr Grab. Flügellahm und gebrochenen Mutes kehrten die Trümmer der stolzen französischen Reiterschwadronen aus ruhmvollem aber vergeblichem Kampfe zurück.*

* König Wilhelm schildert diesen Moment in seinem Briefe an die Königin Augusta aus Vendresse (3. September) wie folgt: „Die Dörfer Illy und Floing wurden genommen, und zog sich allmählich der Feuerkreis immer enger um Sedan zusammen. Es war ein grandioser Anblick von unserer Stellung auf einer dominierenden Höhe hinter jener genannten Batterie, rechts vom Dorfe Frénois vorwärts, oberhalb Pte.-Torcy. Der heftige Widerstand des Feindes fing allmählich an nachzulassen, was wir an den aufgelösten Bataillonen erkennen konnten, die eiligst aus den Wäldern und Dörfern zurückliefen. Die Kavallerie suchte einige Bataillone

Dies alles übersah der König von seiner Höhe, voll Bewunderung für die Tapferkeit seiner Truppen. In seiner Nähe hielten die vielgenannten Drei:

„Roon, Bismarck, Moltke, wie ein Erzgefüge,
Dem festen Fels des Preußentums entsprossen,“

als Zeugen des Waffenruhms, den die Söhne hier unter den Augen der Väter erkämpften. Auch der alte Roon hatte einen Sohn unter den Reihen der Krieger vor Sedan. Während der Vater hier treu an der Seite des Königs hielt, trugen sie an einer anderen Stelle des Schlachtfeldes, von einer preußischen Gardebatterie bei Daigny, den tapferen jungen Führer, seinen Sohn, still von dannen. Er war hier in seinem Berufe für König und Vaterland gefallen.

Mit der Erstürmung des Calvaire d'Illy hatten sich die letzten Ringe in der Kette der beiden deutschen Armeen um Sedan zusammengefügt. Immer enger legte sich der eiserne Gürtel um das feindliche Heer. Im Nordwesten und Norden stürmte der Kronprinz von Preußen mit seinen hessischen, thüringischen, schlesischen und posenschen Regimentern, im Nordosten der Prinz August von Württemberg mit den preußischen Garden, im Osten und Südosten der Kronprinz Albert mit seinen Sachsen, im Süden von der Tann mit den Bayern. — Alldeutschland unter König Wilhelm vereint im Sturme gegen das letzte Bollwerk des französischen Kaisertums. Ringsum schlossen die Batterieen den Feuerring, rund um Sedan rollte der Donner der siegreich fortschreitenden Feldschlacht. Das war die Antwort, welche die ultima ratio regis aus fünfhundert Feuerschlünden dem französischen Kaiser entgegendonnerte auf jenes „brusquez le roi,“ das er vor wenigen Wochen in frevelhaftem Übermute an seinen Botschafter nach Ems hatte telegraphieren lassen, um den Zorn des deutschen Königs herauszufordern.

Und der Kaiser — ließ schweigend das Gewitter über sich ergehen. Er hatte auf dem Schlachtfelde gehalten und gleichmütig mit dem halb erloschenen Blicke dreingeschaut, wie seine prächtigen Reiterregimenter in ohnmächtigen Attacken Mut und Blut vergeudeten, er hatte auch Granaten in seiner Nähe einschlagen sehen, möglich, daß ihm selbst in diesen Augenblicken eine Kugel nicht unerwünscht gekommen wäre! — Aber es sollte ihm nicht vergönnt sein, das Los derer zu teilen, für die der Tod auf dem Schlachtfelde der Abschluß eines ehrenvollen, pflichtgetreuen Lebens und das Siegel ihrer Treue für das Vaterland ist.

Mit finsterem Unmute ritt der Kaiser von dem Schlachtfelde nach der

---

unseres 5. Corps anzugreifen, die vortreffliche Haltung bewahrten; die Kavallerie jagte durch die Bataillonsintervallen hindurch, kehrte dann um und auf demselben Wege zurück, was sich dreimal von verschiedenen Regimentern wiederholte, so daß das Feld mit Leichen und Pferden besät war, was wir alles von unserem Standpunkte genau mit ansehen konnten. Ich habe die Nummer dieses braven Regiments noch nicht erfahren können — —“ Es waren nicht Regimenter des 5. Corps, wie der König anfänglich glaubte, sondern des 11. Corps, nämlich das 2. und 6. Thüringische Infanterieregiment Nr. 32 und Nr. 95.

Stadt zurück. Aber welcher Anblick bot sich ihm hier! In zügelloser Flucht drängte alles, Soldaten und Offiziere aller Grade, über die niedergelassenen Zugbrücken zu den Thoren hinein oder stieß sich gegenseitig in die Festungsgräben. Flüche und Schmähworte drangen aus dem wüsten Getümmel zu seinen Ohren. Umgeworfene Wagen, gestürzte und tote Pferde sperrten die Straßen der Stadt, in denen immer neue Züge mit Geschützen und Fahrzeugen aller Art sich stopften und unter dem Geschrei der Führer durcheinander fuhren.

Den Oberbefehl an Stelle des bereits in der Morgenfrühe schwerverwundeten Marschalls Mac Mahon hatte der General Wimpffen übernommen. Derselbe hielt es noch für möglich, durch einen kräftigen Vorstoß nach Süden freie Bahn zu schaffen. Er machte Anstrengungen, um aus dem Chaos noch einige geschlossene Bataillone um sich zu sammeln, und stürzte vorwärts, sein Käppi schwingend, mit dem Rufe: «Vive la France! En avant, soldats français!» — Diese Worte hatten ihren Zauber verloren. Er schrie: „Bazaine ist den Preußen in den Rücken gefallen!“ — aber diese Lüge war im Laufe des Tages schon zu oft zur Ermutigung der Soldaten gebraucht worden, um jetzt noch Glauben zu finden. Nur einige ungeordnete Haufen von solchen, denen es gleichgültig war, wo sie den Tod fanden, schlossen sich dem General an und folgten ihm zur Porte de Balan hinaus, um noch einen verzweifelten und vergeblichen Angriffsstoß über Balan und Bazeilles gegen die Bayern zu führen.

Dem Kaiser Napoleon, welcher um diese Zeit auf dem Turenneplatz in der Stadt hielt, sandte der General Wimpffen durch einen Kapitän des Generalstabs ein Billet folgenden Inhalts:

„Sire! Ich erteile dem General Lebrun den Befehl, einen Durchbruch in der Richtung auf Carignan zu versuchen, und ich lasse ihm alle verfügbaren Truppen folgen. Ich schreibe dem General Ducrot vor, diese Bewegung zu unterstützen, und dem General Douai, den Rückzug zu decken. Gefalle es Ew. Majestät, Sich in die Mitte dieser Truppen zu begeben; sie werden eine Ehre darin suchen, Ihnen einen Ausweg zu öffnen. gez. von Wimpffen.“

Der Kaiser las und faltete das Billet wieder zusammen, ohne eine Miene zu verziehen. In ihm regte sich nichts von jenem todesmutigen Römertum, von dem stolzen Selbstgefühl, mit dem die alte Napoleonische Kaisergarde ihre Adler trutzig auf den Boden des Schlachtfeldes von Waterloo stampfte mit dem Rufe: „Die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht!“

Wäre der von schweren körperlichen Leiden heimgesuchte Kaiser überhaupt noch zu einem Entschlusse fähig gewesen, er hätte vielleicht den Versuch gemacht, anstatt günstiger Kapitulationsbedingungen für die Armee von Sedan den Frieden für sein Land zu erlangen. Er hätte ihn jetzt wahrscheinlich unter leichteren Bedingungen erhalten als sechs Monate später seine Nachfolger in der Regierung, und er hätte in den ihm noch ergebenen Armeen von Metz und

Sedan die Mittel behalten, um seinem Willen auch gegenüber den ihm feindseligen Parteien im Lande Geltung zu schaffen. Aber der Kaiser besaß nicht mehr die sittliche Kraft zu einem Entschluß, er hatte das Vertrauen zu seinem Lande, zu seiner Armee und zu sich selbst verloren. — —

Es war Abenddämmerung. Rings am Horizonte schlugen die Flammen der brennenden Dörfer auf.

Der Kronprinz von Preußen, der bisher mit seinem Stabe auf einer Kuppe bei Donchery, etwa eine Viertelstunde von dem Standorte des Königs, gehalten hatte, begab sich mit dem Herzog von Koburg, dem Großherzog von Sachsen-Weimar und den anderen Fürsten nach der Höhe von Frénois zum Könige. Wiederholt richteten sich die Blicke von hier nach den Türmen von Sedan, ob nicht die weiße Fahne sichtbar würde. Da noch immer kein Anzeichen darauf schließen ließ, daß der Feind zu kapitulieren geneigt sei, so ließ der König nunmehr an die bayrischen und württembergischen Batterieen vor der Südfront der Festung den Befehl ergehen, die Stadt zu bombardieren.

Eine Weile hatte das Feuer der Batterieen gedauert, da zeigte sich über der Stadt eine dichte, schwarze Rauchsäule, die immer höher stieg und, sich zur Wolke ausbreitend, über den Dächern lagerte. Bald darauf zuckten an mehreren Stellen der Stadt lichte Flammen empor. Eine bayrische Jägerkompanie näherte sich dem südlichen Festungsthore (Porte de Torcy) und schickte sich an, die Palissaden zu übersteigen. In diesem Augenblick gewahrte man die weiße Flagge auf der vordersten Bastion der Festung, — es war die Kapitulationsflagge des Kaisertums der Bonaparte.

Der König befahl, das Feuer einzustellen, und schickte den Major Bronsart von Schellendorff vom Generalstabe ab, um Armee und Festung zur Übergabe aufzufordern.

Als der Major von Bronsart die Festung erreicht, wurde er unerwartet vor den Kaiser Napoleon geführt, von dessen Anwesenheit in Sedan man bis dahin im Großen Hauptquartier keine sichere Nachricht hatte. Auf die Frage, was er für Aufträge habe, antwortete jener: „Armee und Festung zur Übergabe aufzufordern." Der Kaiser entgegnete: dann müsse er sich an den General von Wimpffen wenden, der das Kommando habe; er selbst führe kein Kommando bei der Armee und sei im Begriff, seinen Generaladjutanten an den König abzusenden.

Mit Spannung sah man unterdessen auf der Höhe von Frénois der Rückkunft des Parlamentärs entgegen. Es war 7 Uhr abends, als der Major von Bronsart erschien und dem Könige meldete, daß der Generaladjutant Graf Reille mit einem Schreiben des Kaisers Napoleon, der sich persönlich in Sedan aufhalte, ihm auf dem Fuße folge. Bald darauf sah man in gerader Richtung aus der Stadt drei Reiter unter Parlamentärflagge sich nähern.

Der König trat einige Schritte vor, der Kronprinz, der General von Moltke,

der Kriegsminister von Roon, der Bundeskanzler Graf Bismarck und der Generalquartiermeister von Podbielski blieben in seiner nächsten Umgebung. Die Eskadron der Stabswache hielt aufmarschiert hinter dem Gefolge des Königs.

Als der General Graf Reille, ein stattlicher Offizier mit der Krim- und Solferinomedaille auf der Brust, bis auf ungefähr achtzig Schritt dem Könige genaht war, stieg er vom Pferde, warf die Zügel dem ihn begleitenden Trompeter zu, nahm weit von dem Könige das Käppi ab und übergab ihm mit entblößtem Haupte ein Schreiben mit den Worten: „Dies ist der einzige Auftrag, den mein Kaiser mir übergeben hat."

Der König nahm den Brief mit den Worten: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen strecke." Darauf öffnete er das Schreiben und warf einen Blick hinein. Der kurze Inhalt lautete:

«Monsieur mon frère!

N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée aux mains de Votre Majesté.

Sedan le 1 Septembre 1870. Napoléon.»

Der König teilte das Schreiben mit tiefer Bewegung seiner Umgebung mit. Dann entwarf er die Antwort an den Kaiser und verabschiedete den Parlamentär mit freundlichen Worten, indem er ihm die Hand reichte. Ein Gleiches thaten der Kronprinz und General Moltke. Die Antwort des Königs lautete:

«Monsieur mon frère!

En regrettant les circonstances dans lesquelles nous nous rencontrons, j'accepte l'épée de Votre Majesté et je la prie de bien vouloir nommer un de vos officiers pour traiter de la capitulation de l'armée qui s'est si bravement battu sous vos ordres.

De mon coté j'ai désigné le général de Moltke à cet effet.

Je suis de Votre Majesté

Devant Sedan le 1 Septembre 1870. le bon frère Guillaume.»

Die Kunde, daß Napoleon dem Könige von Preußen seinen Degen zur Übergabe angeboten habe und daß Verhandlungen bezüglich der Kapitulation der Armee und Festung angeknüpft seien, verbreitete sich mit Blitzesschnelle von Schar zu Schar des siegreichen Heeres um Sedan. Wo der greise Heerfürst auf seiner Rückkehr in das Hauptquartier Vendresse sich zeigte, überall begrüßte ihn der begeisterte, stürmische Jubel seiner Truppen, der von Fahne zu Fahne immer lauter und mächtiger auf dem ganzen Schlachtfelde sich erhob wie das Wogengebraus der erregten Meerflut. Überall bildeten die Krieger Spaliere zu beiden Seiten des Weges, sie schwangen die Helme und Feldmützen in die Lüfte, und jedes schwellende Herz rief: „Heil Dir, Du Schirmherr und Retter deutscher Ehre, Du, Deutschlands Führer und Haupt!"

In den Dörfern, durch welche der König am späten Abend fuhr, hatten sie viele tausend Lichtchen verteilt und in die Mündungen der Gewehre gepflanzt, wie zur Illumination. Das flimmerte und leuchtete von ferne schon wie der Glanz eines mächtigen Christbaums und warf einen heiteren Schein in des greisen Königs Herz.

Aber es war nicht allein Jubel, was die Herzen der deutschen Krieger bewegte. Sie alle standen unter dem frischen Eindruck des großen weltgeschichtlichen Ereignisses, an dem mitzuwirken sie auserlesen gewesen waren, sie spürten das Wehen des Geistes Gottes in der Geschichte, und in stillem Dank schlugen die Herzen zu dem, dessen Hilfe mächtiger war als aller Sieg. Über den Gefilden, die heute unter dem Donner von nahe an tausend Geschützen und unter dem ehernen Tritt von dreimalhunderttausend streitenden Männern erbebt waren, lag wieder die ernste Stille einer friedlichen, sternklaren Nacht. Da stimmte ein Soldat den alten frommen Feldgesang an: „Nun danket alle Gott!“ — und ein zweiter, ein dritter fiel ein, ganze Bataillone nahmen ihn auf, dann scholl es weithin über das Schlachtfeld — wie einst nach der Leuthener Schlacht — soweit die deutschen Heerscharen lagerten, himmelan in vollem, deutschem Männerchor:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden!“ —

Und die verwundet lagen und nicht sterben konnten, die wohl die Siegeskunde vernommen hatten, aber den Sieg nach Gottes Ratschluß nicht überleben sollten, sie vergaßen Schmerzen und Todespein und stimmten mit ein: „Nun danket alle Gott!“ —

Heil dem, dessen Seele mit diesem christlichen Heldengesang sich aufschwang in das Reich des Friedens und der Seligen! — —

In dem Städtchen Donchery an der Maas, drei Viertelmeilen westlich Sedan, wurden in derselben Nacht die Kapitulationsverhandlungen aufgenommen. Als deutscher Bevollmächtigter hatte sich der General von Moltke in Begleitung des Generalquartiermeisters von Podbielski und des Generalstabes dorthin begeben. Von französischer Seite war infolge nochmals ergangener Aufforderung der General von Wimpffen mit mehreren Offizieren erschienen. Auf Befehl des Königs wohnte auch der Bundeskanzler Graf Bismarck der Besprechung bei.

Schon auf dem Wege nach Donchery hatten General von Moltke und Graf Bismarck sorgfältig erwogen, inwieweit es möglich sein würde, den nach tapferem Widerstande überwundenen Gegner zu schonen. Sie blieben sich jedoch hierbei dessen bewußt, „daß die Franzosen, welche sogar von anderen gegen andere errungene Erfolge zum Gegenstande einer Anklage gemacht hatten, eine selbst erlittene Niederlage nicht verschmerzen würden, noch weniger aber eine gegen sie geübte Großmut.“

General von Moltke forderte daher vor allem Niederlegen der Waffen und Kriegsgefangenschaft der französischen Armee. General von Wimpffen erklärte hierauf, unter so harten, die Ehre des französischen Volkes verletzenden Bedingungen den Abschluß einer Kapitulation nicht verantworten zu können; er machte den Vorschlag, man möge den Truppen das Versprechen abnehmen, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, und sie dann in ihre Heimat zu entlassen. Bei aller Geneigtheit des deutschen Bevollmächtigten, dem militärischen Gefühl des Gegners Rechnung zu tragen, stand aber doch die Überzeugung bei ihm fest, daß moralische Verpflichtungen hier nicht ausreichten, daß es vielmehr eines wirklichen Pfandes bedürfe, um das Ergebnis des errungenen Waffenerfolges im Interesse Deutschlands dauernd zu sichern. General von Moltke erklärte daher, an einer bedingungslosen Kapitulation unabänderlich festhalten und dieselbe im Weigerungsfalle am nächsten Morgen mit den Waffen erzwingen zu müssen.

General von Wimpffen hob endlich hervor, wie schwer es gerade für ihn sei, zu einem so traurigen Akte, wie die Kapitulation einer Armee, die Hand bieten zu müssen, da er erst vor vierundzwanzig Stunden von Algier bei der Armee eingetroffen war und sogleich an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon den Oberbefehl übernommen habe, und bat wenigstens um Bewilligung eines vierundzwanzigstündigen Waffenstillstandes, damit er innerhalb dieser Frist mit den übrigen französischen Generalen zu einem Kriegsrate zusammentreten dürfe. Aber so viel Teilnahme auch die deutschen Unterhändler dem braven General zollten, den das harte Los getroffen hatte, sich einem für jeden Mann von Mut und Ehre so schweren Schritt unterziehen zu müssen, so konnten sie doch bei einem Akte von so weittragender militärischer und geschichtlicher Bedeutung auf persönliche Verhältnisse keine Rücksicht nehmen. Moltke lehnte daher auch das Ansinnen des Waffenstillstands ab und kündigte schließlich für den Fall, daß die von ihm gestellten Bedingungen bis 9 Uhr morgens am folgenden Tage nicht angenommen wären, den Wiederbeginn der Feindseligkeiten an. Um 1 Uhr nachts wurden die Verhandlungen abgebrochen, ohne zu einem bestimmten Ergebnis geführt zu haben, und die französischen Bevollmächtigten begaben sich nach Sedan zurück. Da es indessen keinem Zweifel unterlag, daß die besiegte und fest umschlossene Armee sich den gestellten Bedingungen werde fügen müssen, so wurde der Wortlaut der letzteren noch in der Nacht vom Generalstabe des Großen Hauptquartiers aufgesetzt.

Schon in der Frühe des 2. September, zwischen 5 und 6 Uhr morgens, fand sich der Kaiser Napoleon in Begleitung seiner Generaladjutanten, Graf Reille, Fürst von der Moskwa, Castelnau und de Vaubert, im offenen Wagen bei den preußischen Vorposten vor Donchery ein. Die Straße war durch Wagenzüge gesperrt, so daß der kaiserliche Wagen nicht weiterfahren konnte und halten

blieb, bis der Bundeskanzler, der in Donchery Quartier genommen hatte, auf die Mitteilung, daß der Kaiser ihn zu sprechen wünschte, herbeigeritten kam.

Es war der Wunsch des Kaisers, den König Wilhelm selbst zu sprechen, dessen Hauptquartier er zu Donchery vermutete; vielleicht hoffte er, bei einer persönlichen Begegnung das Herz des Königs zu milderen Bedingungen in betreff der Kapitulation seiner Armee zu bewegen; aber es war der feste Wille des Königs, mit dem Kaiser nicht eher zusammenzukommen als nach erfolgter Kapitulation. Da die zum Abschluß der letzteren gewährte Frist um 9 Uhr morgens ablief, so war es bei der Entfernung des königlichen Hauptquartiers in Vendresse ohnehin unmöglich, dem Begehren des Kaisers zu willfahren. Da der Kaiser in die Mitte seiner Armee nicht zurückkehren wollte, vielleicht um nicht Zeuge jener unrühmlichen Scenen zu sein, wie die Soldaten des Kaiserreichs auf die Nachricht von der Kapitulation Wehr und Waffen in die Maas schleuderten, ihre Adler verbrannten, die Kriegskasse teilten und sich vielleicht gegen ihn selbst vergessen hätten, so brachte er eine Stunde vor einem kleinen weingelben Hause, welches, einige hundert Schritte vor der Brücke, die über die Maas nach dem Städtchen Donchery führt, einer armen Weberfamilie, Namens Tisserand, gehörig, in Gesellschaft des Bundeskanzlers zu, bis es gelungen sein würde, ein passendes Unterkommen für den Kaiser zu ermitteln. Der Kaiser wandte das Gespräch auf die Kapitulation. Graf Bismarck lehnte indessen jedes Eingehen hierauf ab, weil die Verhandlungen darüber lediglich militärischer Natur und daher zwischen den Generalen von Moltke und von Wimpffen zu erledigen seien. Dagegen fragte er den Kaiser, ob er zu Friedensverhandlungen geneigt sei. Der Kaiser antwortete, daß er Gefangener sei und alles der Regentschaft in Paris überlassen müsse. Da unter diesen Umständen die Lage allein vom militärischen Standpunkte aus behandelt werden konnte, so wurde General von Moltke zu einer Besprechung mit dem Kaiser eingeladen. Dieser sprach dem General den dringenden Wunsch aus, daß die eingeschlossene Armee auf belgisches Gebiet übergeführt werden möchte. Der deutsche Generalstabschef erklärte sich zwar bereit, diesen Wunsch dem Könige vorzutragen, verhehlte aber auch nicht, daß er sich nicht in der Lage befinde, denselben befürworten zu können. Er begab sich sodann auf den Weg nach Vendresse, um dem Könige über den Verlauf der gestrigen Verhandlungen mit dem französischen Oberbefehlshaber zu berichten und ihn um die Ermächtigung zum Abschluß der Kapitulation auf Grund der vom Generalstab in der vergangenen Nacht entworfenen Bedingungen zu bitten. Der König war unterdessen bereits von Vendresse aufgebrochen und auf der Fahrt nach dem Schlachtfelde begriffen. Unterwegs begegnete er Moltke. Er genehmigte die ihm von diesem vorgetragenen Kapitulationsbedingungen, lehnte es aber entschieden ab, vor der Unterzeichnung derselben durch den französischen Oberbefehlshaber mit dem

Kaiser Napoleon zusammenzutreffen. Darauf erfolgte um 11 Uhr vormittags ohne weiteren Widerspruch der französischen Unterhändler die Unterzeichnung.

Der König war unterdessen mit den deutschen Fürsten und einem zahlreichen Gefolge wieder auf der Höhe von Frénois eingetroffen, wohin ihm auch Graf Bismarck entgegengeritten war. Hier erhielt er durch Moltke die Meldung von dem erfolgten Abschluß der Kapitulation.

Infolge derselben streckte die ganze französische Armee, bestehend aus dem Kaiser, 1 Marschall, 39 Generalen, 230 Stabsoffizieren, 2035 anderen Offizieren und 83000 Mann, die Waffen. Die Siegesbeute bestand aus den sämtlichen Adlern und Fahnen, 419 Feldgeschützen und Mitrailleusen, 139 Festungsgeschützen, 1072 Fahrzeugen aller Art, 66000 Gewehren und 6000 noch brauchbaren Pferden; 20000 Mann waren schon während der Schlacht in Gefangenschaft geraten, ebenso 2 Adler und 25 Geschütze erobert worden. Mehrere tausend Mann mit Artillerie und Fahrzeugen waren auf belgisches Gebiet geflüchtet und dort entwaffnet worden.

Unter dem mächtigen Eindrucke dieses weltgeschichtlichen Ereignisses richtete König Wilhelm auf der Höhe von Frénois an die Versammelten Worte tiefgefühlten Dankes für alle Teile des deutschen Heeres und zuversichtlicher Hoffnung auf die Festigung des Bandes zwischen ihm und seinen Verbündeten in Nord- und Süddeutschland und auf eine glückliche Gestaltung der Zukunft. Dann begab er sich zu der Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon.

Unfern von Sedan an dem anderen Ufer der Maas, auf einer waldigen Höhe, die sich zum Ufer sanft abflacht, steht ein hübsches Landhaus, nach dem Muster eines alten Schlosses erbaut, übrigens aber ganz modern, mit Gewächshäusern an den Seiten. Es gewährt eine anmutige Aussicht über Thal und Stadt und wird durch Gartenanlagen von der Straße getrennt. Dies war der Ort, wo gegen 2 Uhr nachmittags die Begegnung des Königs Wilhelm mit dem Kaiser Napoleon stattfand.

Gebeugt und erschüttert trat der ohnmächtige Kaiser dem siegreichen Könige gegenüber. Die darauf folgende Unterredung fand in einem der erwähnten Gewächshäuser ohne Zeugen statt. Ob die edle, ritterliche Haltung des mächtigen Königs, von dessen Großmut das nächste Schicksal des Gefangenen abhing, ihm den Unterschied zwischen einer auf Gewaltthat und Lüge gegründeten Macht und dem angestammten, in der Liebe und Treue des Volkes wurzelnden Königtum ins Bewußtsein rief, ob der Eindruck des jüngst Erlebten, der Anblick eines Heeres ohne Zucht und Ordnung ihn die Eitelkeit seiner Macht hatte erkennen lassen, ob der jähe Sturz von geträumter Höhe zu tiefem Fall ihm die Wahrheit vor die Seele führte, daß die Weltgeschichte auch das Weltgericht, — wer hätte das aus den Mienen lesen wollen, die durch lange Gewohnheit und Übung nur noch den Ausdruck und die Bedeutung einer Maske



Bismarck begleitet den Kaiser Napoleon nach Schloß Bellevue.

angenommen hatten! Vielleicht mochte er es auch als einen Fingerzeig der Geschichte ansehen, daß König Wilhelm ihm das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel als Aufenthalt anwies. Der Ort, der zur Zeit von Deutschlands Erniedrigung der Schauplatz der üppigen Feste seines schwelgerischen Oheims, des Königs Jerome, gewesen war, sollte jetzt des gefangenen Kaisers gnadenreicher Kerker werden, wo er bald nach seinem Eintreffen aus Paris die Nachricht von seiner dort erfolgten Absetzung erhielt.

Schnell und fast geräuschlos hatte sich in Frankreich die unblutige Revolution, der Übergang vom Kaiserreich zur Republik, vollzogen. Wie man sich leichtsinnig in den Krieg hineingestürzt hatte, so glaubte man jetzt durch den einzigen Schritt vom Kaiserreich zur Republik die schwere Schuld und alle unheilvollen Folgen des Krieges von sich abwälzen zu können. Als die Nachricht von der Katastrophe von Sedan sich in Paris verbreitet hatte, zogen die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers aus ihrem Sitzungssaale, wo sie durch eingedrungene Volkshaufen verdrängt worden waren, nach dem Stadthause und beschlossen hier die Absetzung der Dynastie Napoleons. In der neu eingesetzten provisorischen Regierung übernahm Jules Favre die Leitung der auswärtigen, Leon Gambetta diejenige der inneren Angelegenheiten, General Leflô das Kriegs-, Admiral Fourichon das Marineministerium. Man hätte erwarten sollen, daß diese Männer es für ihre nächste Pflicht erkannt hätten, ihrem Lande den Frieden wiederzugeben, da ja Napoleon III. von ihnen als der einzige Urheber alles Unheils und namentlich auch dieses unseligen Krieges bezeichnet wurde. Statt dessen betrachtete es die neue Regierung, welche sich „Regierung der nationalen Verteidigung" nannte, als ihre höchste Aufgabe, den Widerstand bis aufs äußerste fortzusetzen und das umgestürzte Götzenbild der französischen Gloire wieder aufzurichten. Nur ein Scenenwechsel war vor sich gegangen, nur andere Spieler hatten die Heldenrollen übernommen. „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben!"

Anders war der Eindruck, welchen die Kunde von Sedan auf das deutsche Volk machte und wie er sich in den Worten deutscher Dichter in jener Zeit aussprach:

„Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!" —

Das stolze Frankreich, welches seit Jahrhunderten gewöhnt war, in den deutschen Angelegenheiten ein entscheidendes Machtwort mitzureden, hatte vor dem in Kraft und Einigkeit sich erhebenden deutschen Volke die Segel streichen müssen. Fortan war es Deutschland selbst, welches seine Angelegenheiten ordnen konnte, ohne die Einsprache einer scheelsüchtigen Nachbarmacht oder

ihres Oberhauptes fürchten zu müssen. Das deutsche Volk war durch diesen in der Geschichte einzig dastehenden Waffensieg zum Bewußtsein der Kraft erwacht, die ihm aus der Einheit stammte; es fühlte sich auf die Höhe seines Weltberufes gehoben, und es hätte sich vor den künftigen Geschlechtern schämen müssen, wenn nach einer solchen Großthat die Zwietracht und der Sondergeist der einzelnen Stämme und Staaten den Ausbau des nationalen Einigungswerkes nicht hätten zu stande kommen lassen. Wir haben daher ein volles Recht, den Tag von Sedan als den Geburtstag der nationalen Einheit zu feiern.

Deshalb jener unermeßliche Freudenjubel in Stadt und Land, in Schlössern und Hütten, der sich nach dem Eintreffen der Kunde von Sedan bald in ernster und würdiger Feier, bald in Scenen eines frischen und kernigen Volkshumors kundgab.

Das Friedrichsdenkmal vor dem Königspalais in Berlin war nicht das einzige, welches im Schmucke der Kränze und Laubgewinde prangte, und das Beispiel des Schuhmacherlehrlings Starnicki, der am Morgen des 3. September den Lorbeerkranz auf den Dreimaster des alten Fritz setzte, reizte auch einen jüngeren Kollegen, das Standbild des großen Ahnherrn Friedrichs II. auf der Kurfürstenbrücke zu erklettern und auch ihm den Lorbeerkranz auf die Stirne zu drücken. Dort saß der Knabe auf den Schultern des Großen Kurfürsten und schaute auf die Menge herab, die unten vorüberwogte, mit seelenvergnügtem Antlitz, als ob er nun auch einen Teil an der deutschen Großthat von Sedan habe, und wer am späten Abend durch die im Glanze der Lichter schimmernden Straßen über die Kurfürstenbrücke ging, der sah ihn noch sitzen auf demselben Ehrenplatze, jetzt aber eine bunte Laterne schwingend, damit auch der Große Kurfürst illuminieren helfe zu Ehren des Tages von Sedan.

Und mit Recht hatte man die Standbilder der beiden großen Heldenfürsten geschmückt. Beide hatten teil an dem großen Siege. Kurfürst Friedrich Wilhelm war es gewesen, der mit seiner kleinen Heerschar Brandenburger zuerst den Raubzügen des Königs Ludwig XIV. von Frankreich wehrte, als das alte Reich in sich uneins und zerfahren war, der die Bundesgenossen des Franzosenkönigs bei Fehrbellin besiegte und der beim Friedensschlusse, von seinen eigenen Bundesgenossen im Stiche gelassen, knirschend den Römervers zum Himmel rief: «Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!» — und König Friedrich II. war es, der zu einer Zeit der Nachäffung französischer Unsitten und Unart an deutschen Höfen und im deutschen Volke dieses vielgepriesene französische Heldentum unter den Hufschlag seiner Rosse trat. Beide große Ahnherren hatten die Wege geebnet, bis ein mächtiger Hohenzollernscher König erstand, um mit dem Erbfeinde gründlich Abrechnung zu halten ob der Gewalt und Schmach, die er dem deutschen Volke in schnöder Mißachtung seiner nationalen Würde und Selbständigkeit während des Zeitraums von drei Jahrhunderten anzuthun gewagt hatte. Er hatte dem deutschen Volke gezeigt, wie es in seiner

Einigung unter kräftiger Leitung zugleich das Mittel besaß, um seine Feinde niederzuwerfen und unter den Völkern Europas die seiner würdige Machtstellung einzunehmen. Er hatte durch die That das Wort seines königlichen Bruders Friedrich Wilhelms IV. bewährt: „Die deutsche Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde erworben werden!“ —

Mit der Katastrophe von Sedan endete der erste Akt des Kriegsdramas. Man hätte annehmen können, daß mit der Vernichtung und Gefangennehmung des einen Heeres, mit der Besiegung und vollständigen Umschließung des anderen Teiles der französischen Feldmacht der Krieg überhaupt sein Ende erreicht hätte. Aber der Gedanke, sich besiegt zu geben und dem Sieger die von ihm geforderten Bürgschaften gegen die Wiederholung eines solchen Angriffs auf den Frieden des Nachbarvolkes zu leisten, lag der französischen Nationaleitelkeit noch fern. Die französische Nation hatte sich an den Gedanken, das Prestige in Europa haben zu müssen, so gewöhnt, daß sie einen Krieg dafür bis auf das Äußerste nicht scheute.

Die Mitglieder der neuen Regierung Frankreichs gehörten zu den erklärten Gegnern der früheren, Napoleonischen Politik. Sie waren von dem Wunsche und Willen beseelt, ihrem Lande in seiner gegenwärtigen Lage zu dienen, aber ohne praktische Erfahrung in den Staatsgeschäften — sechs von ihnen waren in ihren früheren Verhältnissen Advokaten — und ohne den klaren, unbefangenen Blick für die wahren Bedürfnisse des Landes. Wie sie durch Volksgunst emporgekommen waren, so suchten sie vor allem dem Volke zu schmeicheln, indem sie ihm von dem Interesse der europäischen Mächte für die Sache Frankreichs, von der Unerschöpflichkeit seiner Hilfsquellen, von der furchtbaren Widerstandsfähigkeit der Hauptstadt sprachen. Sie gaben Deutschland die Schuld an der Fortdauer des Krieges, weil es die Heere, welche die Armeen des Kaiserreichs vernichtet hatten, nicht sogleich, nachdem dieses in eine Republik verwandelt worden, von dem Boden Frankreichs zurückzog, und sie glaubten, den Frieden erlangen zu können ohne irgendwelche anderen Opfer als etwa das einer Geldentschädigung an Deutschland. Da dies ihnen von Deutschland verweigert wurde, so glaubte die Regierung der nationalen Verteidigung sich berufen, den Widerstand bis auf das Äußerste fortzusetzen, um das Prestige Frankreichs aufrecht zu erhalten und das umgestürzte Götzenbild der gloire française wieder aufzurichten, gleichviel ob darüber reiche Dörfer, fruchtbare Felder verwüstet, zahllose Familien dem Elende preisgegeben und der Wohlstand der Nation auf lange Zeit hinaus vernichtet würden.

„Keinen Zoll unseres Gebietes, keinen Stein unserer Festungen!“ so lautete die Phrase, welche der Minister des Auswärtigen Jules Favre als Programm der Regierung der Nationalverteidigung ausgab und den diplomatischen Vertretern Frankreichs im Auslande in einem Rundschreiben (6. September) mit-

teilte, und der berühmteste Mann Frankreichs, der greise Thiers, begab sich auf die Rundreise nach London, Petersburg, Wien und Florenz, um für dieses Programm die Hilfe und Vermittelung der neutralen Mächte anzurufen. So wenig stolz zeigte sich die junge Republik, daß sie hilfesuchend an den Höfen der fremden Fürsten anklopfte.

Unterdessen nahmen auch die Rüstungen ihren Fortgang. Eingedenk der Massenerhebung von 1792, glaubte auch die Republik von 1870 Armeen aus dem Boden stampfen zu können, die den deutschen Heeren gewachsen wären. Alle unverheirateten waffenfähigen Männer wurden zur Mobilgarde einberufen. Zur Organisation der noch vorhandenen Streitkräfte des Landes wurden vier Militärgouvernements errichtet mit den Hauptsitzen zu Lyon, Bourges, Brest und Lille, welche ebensoviel neue Armeen zu bilden hatten. Ungeheure Waffeneinkäufe wurden gemacht. Die Flotte wurde aus den deutschen Gewässern zurückberufen, weil man die Mannschaften, insbesondere die Marineartillerie, zur Verteidigung der Forts von Paris gebrauchen wollte.

Im Rücken der deutschen Heere sollten die Franctireurs ihr unheimliches Wesen treiben, welche nach ihrer ursprünglichen Einrichtung eine ähnliche Bestimmung hatten wie die ehrsamen Schützengilden in unseren deutschen Städten, bald aber aus allerlei heimatslosem Volke, Holzdieben, Wildschützen u. dergl. bestanden, die „den Wald zu ihrem Nachtquartier, den Mond zu ihrer Sonne“ hatten. Die eigentliche Tracht dieser Freischützen bestand in einer dunkeln wollenen Bluse, weiten, schwarzen Beinkleidern, grauen Gamaschen oder geschnürten Halbstiefeln und einer blauen Schärpe um den Leib. Viele aber kehrten sich an diese vorgeschriebene Kleidung nicht, sondern so wie sie standen und gingen griffen sie zu den Waffen, sobald sich ihnen Gelegenheit bot, den deutschen Truppen aus dem Hinterhalte Schaden zuzufügen, ihnen Zufuhren abzuschneiden, Schienenwege und Telegraphenleitungen zu zerstören u. s. w. „Auf, ihr Franctireurs,“ so rief ihnen Viktor Hugo zu, „durchpirscht die Wälder, durchschreitet die Waldbäche, benutzt den Schatten und das Zwielicht, kriecht längs der Schluchten, gleitet auf dem Boden dahin, legt an, schießt, vernichtet den Eindringling! Verteidigt Frankreich mit Heldenmut, mit Zärtlichkeit, mit Verzweiflung!“ —

Den Mittelpunkt der Landesverteidigung sollte die befestigte Hauptstadt Paris bilden. Den Kern der Armee von Paris bildete das ungefähr 25000 Mann starke 13. Corps Vinoy, welches zu seinem Glücke den Anschluß an die Armee Mac Mahons über Mezières nicht mehr erreicht hatte* und über Laon schleunigst nach Paris zurückgezogen worden war. Außerdem befanden sich in Paris 30—40000 Mann größtenteils neuformierter regulärer Truppen, zu denen

* Siehe S. 440.

die aus Algier und aus dem Kirchenstaate zurückgezogenen Heerteile den Stamm gegeben hatten, ferner gegen 150000 Mann Mobilgarden, denen die Verteidigung der Forts übertragen wurde, und endlich 300000 Mann sedentäre Nationalgarden, auf deren Teilnahme an der Verteidigung von Paris allerdings wenig zu rechnen war. Das Kommando über sämtliche Truppen in und um Paris war schon seit Mitte August dem General Trochu übertragen worden, der sich durch eine Schrift über die Mängel der französischen Heereseinrichtungen unter den Gegnern des Napoleonischen Systems einen Namen gemacht hatte. Die Befestigung von Paris wurde durch allerlei künstliche, in der Kriegführung bisher noch nie angewandte Mittel verstärkt. Man sprach in Zeitungen von der schrecklichen Rolle, welche das Petroleum spielen würde, von den Sprengstoffen, die sich in den Kellern gehäuft befänden, von neuen Höllenmaschinen, mit denen man die Deutschen begrüßen wollte, wie der durch Dampfkraft regierten Lokomotivmitrailleuse oder Dampfkugelspritze, und welche Mittel sonst der menschenfreundliche Geist der civilisiertesten Nation erfunden hatte.

Auf seiten des Königs Wilhelm und seiner deutschen Bundesgenossen stand der Entschluß fest, den Krieg so lange mit allem Nachdrucke fortzusetzen, bis von Frankreich annehmbare Friedensanerbietungen gemacht würden. Der Krieg war von dem Oberhaupte der französischen Nation im Namen Frankreichs an Preußen und seine Verbündeten erklärt worden. Ein Wechsel der Regierung konnte nur dann Einfluß auf die Haltung der letzteren haben, wenn in der französischen Regierung die Grundsätze der Mäßigung und Gerechtigkeit zur Geltung kamen, welche die Grundlagen für den Verkehr der Völker untereinander bilden. Dem gehobenen Nationalgefühl, welches seit dem Tage von Sedan die deutschen Herzen erfüllte, gab der Kanzler des Norddeutschen Bundes Graf Bismarck Ausdruck in seinen Erlassen an die Vertreter des Bundes bei den neutralen Mächten. Er spricht darin die Besorgnis aus, daß Deutschland infolge dieses Krieges — ganz unabhängig von den Bedingungen, die es etwa an Frankreich stellen würde — auf einen baldigen neuen Angriff von Frankreich gefaßt sein müsse, und betonte die Notwendigkeit, von der französischen Nation materielle Bürgschaften für die Sicherheit Deutschlands gegen Frankreichs künftige Angriffe, Bürgschaften für den europäischen Frieden zu fordern, der von Deutschland eine Störung nicht zu besorgen habe. „Die einmütige Stimme der deutschen Regierungen und des deutschen Volkes verlangt, daß Deutschland gegen die Bedrohungen und Vergewaltigungen, welche von allen französischen Regierungen seit Jahrhunderten gegen uns geübt wurden, durch bessere Grenzen als bisher geschützt werde. Solange Frankreich im Besitz von Straßburg und Metz bleibt, ist seine Offensive strategisch stärker als unsere Defensive bezüglich des ganzen Südens und des

linksrheinischen Nordens von Deutschland; Straßburg ist im Besitze Frankreichs eine stets offene Ausfallspforte gegen Süddeutschland. Im deutschen Besitze dagegen gewinnen Straßburg und Metz einen defensiven Charakter; wir sind in mehr als zwanzig Kriegen niemals die Angreifer gegen Frankreich gewesen, und wir haben von letzterem nichts zu begehren als unsere, von ihm so oft gefährdete Sicherheit im eigenen Lande . . . . . Indem wir Frankreich, von dessen Initiative allein jede bisherige Beunruhigung Europas ausgegangen ist, das Ergreifen der Offensive erschweren, handeln wir zugleich im europäischen Interesse, welches das des Friedens ist" u. s. w.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese offene und unumwundene Sprache des Norddeutschen Bundeskanzlers ihren Einfluß auf die Haltung der neutralen Mächte übte, so wenig diese auch geneigt waren, Preußen eine abermalige Machterweiterung zuzugestehen.

Während der Kanzler des Norddeutschen Bundes in diesen Erlassen klar und bestimmt die Ziele der preußisch-deutschen Politik und zugleich die Bedingungen andeutete, unter welchen Deutschland Frieden mit Frankreich zu schließen bereit war, schickte sich auch die deutsche Heeresleitung an, ihre weitere Aufgabe zu erfüllen. Diese Aufgabe war nach der Katastrophe von Sedan im wesentlichen eine dreifache.

Es galt zunächst, die einzige noch kriegstüchtige Feldarmee der Franzosen unter den Mauern von Metz gefesselt zu halten und durch fortgesetzte Abschneidung aller Zufuhren allmählich zur Übergabe zu zwingen. Diese Aufgabe war der Armee des Prinzen Friedrich Karl zugefallen, und wir werden später sehen, wie sie dieselbe durch Tapferkeit und Ausdauer zu lösen verstand.

Sodann kam es darauf an, sich der befestigten Hauptstadt Paris zu bemächtigen; denn es schien klar, daß nur an dem Herde selbst der Kriegsbrand gelöscht werden könne. Für die Einnahme einer befestigten Stadt, die mit den sie umgebenden Forts einen Flächenraum von $3^1/_2$ Quadratmeilen beherrscht und einen zehnmeiligen Umkreis hat, hatte die Kriegsgeschichte bisher noch kein Beispiel aufzuweisen. Die gewöhnlichen Angriffsformen, welche die Kriegswissenschaft lehrt — etwa das Bombardement des Platzes oder die regelmäßige Belagerung eines oder des anderen Forts —, waren dieser Riesenfestung gegenüber nicht anwendbar oder doch unzureichend. Dem Genie der deutschen Heeresleitung blieb es vorbehalten, auf andere Mittel zu sinnen, um die übermütige und trutzige Hauptstadt zu Falle zu bringen. Jedenfalls hatte die Hauptmasse des deutschen Heeres ihre Marschrichtung nach Paris zu nehmen.

Je weiter die deutschen Heere ihren Marsch in Feindes Land fortsetzten, desto schwieriger ward es aber auch für sie, die rückwärtigen Verbindungen mit ihren Hauptquellen und mit den Festungen des eigenen Landes zu erhalten, zumal da bei dem aufgeregten Geiste der französischen Bevölkerung und dem

Unwesen der Franctireurbanden häufige Unterbrechungen der Eisenbahn und Telegraphenlinien zu befürchten waren. Zur Sicherstellung dieser Verbindungen sowie zur militärischen Beherrschung des besetzten Landes war daher die Einnahme mehrerer Festungen als dritte Aufgabe der deutschen Heeresleitung anzusehen. Von der Bedeutung Straßburgs ist bereits die Rede gewesen. Die belagerte Festung Metz war durch Anlage einer provisorischen Zweigbahn umgangen worden. Eine gleiche Anlage war bei der Festung Toul wegen der Terrainverhältnisse nicht ausführbar. Die Besitznahme dieser Festung war um so dringender geboten, weil dieselbe die einzige Eisenbahnverbindung nach Paris beherrschte, auf welcher den vor Paris eintreffenden Corps ihre Kriegsbedürfnisse und das Belagerungsmaterial nachgeführt werden mußten. Der Freilegung anderer Linien mußte die Eroberung anderer Festungen vorausgehen, wie des schwer zu überwindenden Belfort, das die Eisenbahn von Straßburg-Mülhausen über Langres und Troyes nach Paris beherrscht. Demnächst kamen auch die übrigen Festungen des oberen Elsaß, Schlettstadt, Neu-Breisach u. s. w., sowie die Festungen an der französisch-belgischen Grenze, Thionville, Mezières u. a., in Betracht.

Der Schwerpunkt der Kriegführung und die eigentliche Entscheidung des Krieges lagen aber in Paris. Der Kampf um Paris fesselt daher in der nun folgenden Periode des Krieges unser Hauptinteresse, und wir werden in der nachfolgenden Darstellung von unseren Wanderungen auf dem immer weiter sich ausdehnenden Kriegstheater doch stets wieder vor Paris zurückkehren müssen. —

Von Sedan bis Paris. Nach Paris! — so lautete der Feldruf der deutschen Heere, die ihren Vormarsch nur für so lange Zeit unterbrochen sehen wollten, als sie gebrauchten, um die Armee des Herzogs von Magenta zu vernichten. Nach Paris! so hieß die Losung für alt und jung, für General und Soldaten; traten sie doch auf dem Vormarsche dahin überall in die Spuren ihrer Väter, die den Weg schon zu zwei Malen durchmessen hatten. Selbst die noch Wunden trugen aus den früheren Kämpfen bei Wörth, Saarbrücken und Metz, sie eilten jetzt wieder dem Heere nach, um sich seinem Vormarsche anzuschließen und beim Einzuge nicht zu fehlen. Schon wenige Tage nach der Gefangennehmung Napoleons und der Armee Mac Mahons bei Sedan sehen wir die Armeen der beiden Kronprinzen im breiten Anmarsch gegen Paris, die Vierte Armee (Kronprinz von Sachsen) auf dem nördlicheren Wege an der Aisne entlang über Chateau-Porcien, an der Festung Soissons vorbei, über Villers-Cotterets, Crespy und Senlis, die Dritte Armee (Kronprinz von Preußen) über Reims, Epernay, Chateauthierry, Montmirail, La-Ferté-sous-Jouarre und Coulommiers.

Die Regierung der nationalen Verteidigung schien sich in Paris nicht mehr sicher zu fühlen; denn sie überlegte ernsthaft, ob sie nicht wohl daran

thue, ihren Sitz nach den westlichen Departements von Frankreich zu verlegen, entschied sich indessen dafür, nur eine Vertretung nach Tours an der Loire abzuordnen, um während der drohenden Umschließung die Verbindung mit den Departements zu unterhalten. Unter der Bevölkerung von Paris aber suchte man jeden Wunsch nach friedlicheren Zuständen durch eine Schreckensherrschaft niederzuhalten, welche jetzt begann und von Tag zu Tag drückender wurde. Alle Privatleute, die es irgend ermöglichen konnten, verließen daher Paris. Alle Dörfer der Umgegend wurden verlassen, die Wälder niedergebrannt, das Vieh fortgetrieben. Die Maßregeln, durch welche einst die Russen dem Einfall der Franzosen unter Napoleon I. in ihrem unwirtlichen Lande ein Ziel zu setzen suchten, wurden jetzt von den Franzosen in ihrem reichen und ergiebigen Lande gegen die „deutsche Invasion" erprobt. Schrecken und Furcht bemächtigten sich der Einwohner, wie vor einem Einfalle der Vandalen, auf den die Pariser Pöbelhaufen sich vorbereiteten.

Am 4. September erblickten die Spitzen der Dritten Armee die Türme der alten Kathedrale von Reims. Am 5. September verlegte König Wilhelm sein Hauptquartier nach dem erzbischöflichen Palaste neben der Kathedrale und bezog daselbst die nämlichen Zimmer, welche ehedem von den französischen Königen, wenn sie zur Krönung nach Reims kamen, bewohnt wurden.

Vom 5. bis 9. September verweilte das Große Hauptquartier in der alten Krönungsstadt. Während der königliche Kriegsherr hier mit der ihm eigenen Milde und Schonung auftrat, während sogar die in Reims erscheinenden Zeitungen nicht umhin konnten, die Mannszucht und Haltung der deutschen Truppen zu rühmen, traf hier die erschütternde Kunde von einem Ereignisse ein, das sich auf dem Vormarsche der Vierten Armee zugetragen hatte, nämlich die Sprengung der Cidatelle von Laon nach erfolgter Kapitulation (9. September), ein nichtswürdiges Bubenstück, dem eine halbe preußische Jägerkompanie zum Opfer fiel, zugleich ein trauriges Zeugnis, wie die von Paris aus verbreiteten Grundsätze, daß zur Vertreibung der Preußen von französischem Boden alle durch das Völkerrecht von der Kriegführung bisher ausgeschlossenen Mittel erlaubt seien, in dem französischen Volke bereits Wurzel geschlagen hatten. Der Vormarsch der deutschen Heere gegen Paris wurde durch dieses schmachvolle Attentat nicht eine Stunde aufgehalten; aber für Frankreich selbst sollten aus der Aussaat solcher Grundsätze später in dem Aufstande der Kommune, welcher das furchtbare Nachspiel des Krieges bildet, noch unheilvolle Früchte aufgehen.

Je näher an Paris, desto eigentümlicher wurde das Bild, das sich vor den deutschen Truppen entfaltete. Die prachtvollen Kunstbauten über die Marne und über den Ourcqkanal waren gesprengt worden, ohne den Vormarsch aufzuhalten; denn die von den Truppen aus den Wäldern zusammengetriebenen



Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau

Einwohner mußten schnell das nötige Material, Bretter und Balken, herbeischaffen, und unter der fleißigen Hand der Pioniere spannte sich bald wieder ein haltbarer Notbrückenbau über die stehen gebliebenen Trümmer der geborstenen Bogen. Zu den landschaftlichen Reizen der Flußthäler und dem behaglichen Reichtum der Landhäuser bildete die Verwüstung und Verödung der Umgegend einen traurigen Gegensatz. Überall rauchten noch die Kornschober, weil man die liebe Gottesgabe lieber verbrannte, als sie den Preußen gönnte; selbst die Kohl- und Kartoffelfelder waren verwüstet, die Wegweiser an den Straßenkreuzungen umgekehrt worden, so daß sie nach falschen Richtungen zeigten.



Train und Pioniere.

In den leeren Schlössern, mit den herbstlich geschmückten Parks, in denen die Springbrunnen nicht sprangen und leere Gondeln bewegungslos auf den Teichen standen, herrschte Totenstille, nirgends ein lebendes Wesen; es sei denn, daß ein Jagdhund durch die Gänge des Parks kroch, um seinen Herrn zu suchen, oder daß ein Vogel im goldenen Käfig ängstlich flatterte und nach Futter schrie. Über den Damast- und Sammetüberzügen prächtiger Sofas und Lehnsessel lag eine dichte Staubdecke; Stutzuhren mit Amoretten standen noch auf den Marmorkaminen, aber der Pendel bewegte sich nicht; welke Blumen mit herabhängenden Köpfen trauerten in den Vasen auf den Balkons oder schmachteten in den Gewächshäusern; von der Wand blickte hier und da das Bildnis eines Familienhauptes in veralteter Tracht verwundert auf die kriegerischen Gäste herab.

Die Spitzen der beiden Armeen hatten sich im Norden, Osten und Süden bis auf zwei Meilen der feindlichen Hauptstadt genähert. Die Vierte Armee hatte die Stellungen im Nordwesten, Norden, Nordosten und Osten einzunehmen, mit ihrem linken Flügel (12. Corps) an der Marne, mit dem Centrum, den preußischen Garden, bei Le-Bourget und Pierrefitte, gegenüber St. Denis, und mit ihrem rechten Flügel, dem 4. Corps, bis an das rechte Ufer der Seine bei Argenteuil. Die Dritte Armee hatte auf dem linken Ufer der Seine im Südosten, Süden und Südwesten von Paris den Ring zu schließen; auf dem rechten Flügel sollte das 6. Corps von Villeneuve-le-Roy und Orly, links von diesem das 2. bayrische Corps von Corbeil über Longjumeau gegen Chatenay vorrücken und die von Süden nach Paris einmündenden Straßen besetzen; endlich auf dem linken Flügel sollte das 5. Corps von Bièvre und Palaiseau nach Versailles vorrücken und die Einschließung vollenden. Zur Unterhaltung der Verbindung der beiden Armeen und der einzelnen Corps untereinander diente die Kavallerie. Bis zum 19. September sollten nach den Dispositionen der deutschen Heeresleitung die Stellungen rings um Paris von den einzelnen Corps der beiden Armeen eingenommen werden. Das königliche Hauptquartier sollte an diesem Tage von Meaux nach dem Rothschildschen Schlosse La-Ferrières bei Lagny, drei Meilen östlich von Paris, dasjenige des Kronprinzen von Preußen nach Versailles verlegt werden. Die Besetzung dieser zweiten Residenzstadt, der glänzenden Schöpfung Ludwigs XIV., zwei Meilen südwestlich Paris, sollte gleichzeitig mit der Cernierung von Paris ausgeführt werden.

Bis zum 19. September waren alle Vorbereitungen zur Umschließung von Paris so weit gediehen, daß es nur noch die letzten Maschen des Netzes zusammenzuziehen galt. Der General Trochu erkannte es für seine Aufgabe, die deutschen Heere diese Bewegungen nicht ungestört vollenden zu lassen, um so mehr, da die Verschanzungen vor der Südfront von Paris noch manche schwachen Stellen zeigten und ein neues Werk, durch welches er den Besitz der überhöhenden Hochfläche von Plessis-Piqué für die Verteidigung von Paris sichern wollte, bei Moulins-la-Tour noch unvollendet war.

Dies führte zu dem Gefechte bei Sceaux oder Villejuif (19. September), welches den gerühmten Heldenmut der Armee von Paris — hier sogar Linientruppen, unter Führung des Generals Ducrot, gegenüber Truppen des 2. bayrischen und des 5. (posenschen) Corps — nicht in glücklichem Lichte zeigte.

Auf dem Trocadero gegenüber dem Marsfelde hatte sich, während um das Plateau von Plessis-Piqué gekämpft wurde, eine Menge von Parisern wie zu einer Volksbelustigung eingefunden, um zu sehen, wie General Ducrot die Preußen schlagen würde. Jetzt sahen sie die Helden, die Paris verteidigen sollten, in atemloser Flucht zurückkommen. «Oh malheur, malheur!» so riefen

die einen; «sauve qui peut!» die anderen; «trahison, trahison!» erscholl es aus einem dritten Haufen, und «lâches canailles!» schallte die Antwort aus den wütenden Volkshaufen zurück. „Man hat uns keine Patronen gegeben,“ entschuldigte sich einer, den der noch völlig unberührte Inhalt seiner Patrontasche Lügen strafte. „Man hat uns ohne Unterstützung gelassen, ich habe allein gegen eine furchtbare Übermacht gekämpft,“ versicherte ein anderer, dessen Gewehr nicht ein einziges Mal abgefeuert worden war, als ob für diese Helden „die Gründe so feil wären wie Brombeeren.“

Den Siegern aber bot sich zum Lohne für die Anstrengungen des Tages von dem eroberten Plateau aus zum erstenmal die Aussicht auf die prächtige, sündenvolle Stadt zu ihren Füßen. Die glitzernden Schlangenlinien der Seine und Marne verschwanden in dem endlosen Häusermeer, über dem die mächtige Kuppel des Pantheon, der Dom der Invaliden und die Türme von Notre-Dame hoch emporragten. Fern am Horizonte zeichnete sich am klaren Herbsthimmel der hohe Triumphbogen wie ein zerreißbares Gespinst, und im Norden der Stadt tauchte, von der Abendsonne umglänzt, in nebelhaften Umrissen der Montmartre empor, als wollt' er den Söhnen der Helden von 1814 die Großthaten ihrer Väter ins Gedächtnis rufen:

„Es ist nicht Fabel, nur Vergessenheit,
Und was geschah, kann wiederum geschehn!“ —

In denselben Tagen, als die deutschen Heersäulen sich auf allen Straßen zur Einschließung von Paris in lebhaftem Vormarsch befanden, begegneten dieselben auch einem von Paris kommenden Wagen, dessen Lenker es besonders eilig zu haben schien, vorwärts zu kommen; denn so oft die lange Wagenreihe hielt oder sich stopfte, suchte derselbe auf Seitenwegen an derselben vorüberzufahren, ein Versuch, der jedesmal von den auf strenge Ordnung haltenden Feldgendarmen zurückgewiesen wurde, zum großen Verdruß des Wagenlenkers, der sich vergebens auf die hohe Würde und die besonderen Eigenschaften des Herrn im Wagen berief. Dieser war nämlich kein anderer als der französische Minister des Auswärtigen, Jules Favre, der sich auf dem Wege nach dem deutschen Hauptquartier befand, um Unterhandlungen daselbst anzuknüpfen.

Die Begegnungen Favres mit dem Norddeutschen Bundeskanzler Grafen Bismarck fanden am 19. und 20. September in La-Haute-Maison bei Montry und in Ferrières statt. Ihre Unterredungen hatten vor allem das Zustandekommen eines Waffenstillstandes zum Ziele, welcher der französischen Regierung die Zeit zur Berufung einer konstituierenden Versammlung verschaffen sollte, durch die erst eine gesetzliche Anerkennung der gegenwärtigen Regierung Frankreichs auszusprechen war. Der Kanzler machte auf die Nachteile aufmerksam, welche ein Waffenstillstand für die im siegreichen Fortschreiten begriffene Armee mit sich führe, und verlangte zur Entschädigung für dieselben

die Übergabe der Festungen, deren Besitz für die Erleichterung der Verpflegung der deutschen Heere und für die Verbindung mit Deutschland notwendig war, nämlich Toul und Straßburg. In diesen maßvollen Bedingungen erblickte Jules Favre eine unerträgliche Demütigung für Frankreich und glaubte, die Verhandlungen abbrechen zu sollen. Die Regierung in Paris billigte sein Verhalten, und die Delegation in Paris erließ ein geharnischtes Manifest: Das erbitterte Paris würde sich eher unter seinen Trümmern begraben. Auf so unverschämte Ansprüche antwortet man nur durch den Kampf bis aufs äußerste. Frankreich nimmt diesen Kampf auf und rechnet auf alle seine Kinder." —

Der Fall von Toul und Straßburg. Was man auf dem Wege der Unterhandlungen nicht erreicht hatte, mußte mit den Waffen erzwungen werden. Die alte Bischofstadt Toul liegt in einer fruchtbaren Ebene und wird vollständig von Hügeln beherrscht, welche sich im Westen und Norden zu zwei steilen Bergkegeln erheben. Von den Gipfeln dieser Höhen hat man einen vollständigen Einblick in die etwa 2000 Schritt entfernte Festung. Der westlich gelegene Berg führt den Namen Mont Barine, der nördliche Mont Michel. Toul ist auf allen Seiten von Mauerwällen umgeben, welche teils durch den nahen Rhein-Marne-Kanal, teils durch die Mosel und künstlich hergestellte Wassergräben geschützt sind. Die Stadt ist klein, aber schmuck gebaut und zählte 7700 Einwohner.

Am 12. September traf der Großherzog von Mecklenburg mit einem Teil der 17. Infanteriedivision (Mecklenburger) vor Toul ein, mußte sich jedoch bis zur Ankunft des Belagerungsgeschützes von Köln und Magdeburg darauf beschränken, die engere Einschließung zu vollenden und die Stadt mit Feldgeschützen vom Mont Michel aus beschießen zu lassen. Mit dem 23. September begann das Bombardement aus dem inzwischen eingetroffenen Belagerungsgeschütz. Nachdem dasselbe vom frühen Morgen bis in die vierte Nachmittagsstunde ununterbrochen gedauert hatte, zeigte sich an einem der Türme der Kathedrale die weiße Flagge. Der Großherzog von Mecklenburg, welcher dem Bombardement vom Mont Barine aus beigewohnt hatte, sandte sogleich seinen Chef des Generalstabs, Oberst von Krensky, nach der Stadt; schon unterwegs begegnete diesem ein französischer Parlamentär, welcher die Meldung brachte, daß der Kommandant von Toul, Oberst de Huck, gegen gleiche Bedingungen, wie sie der Armee in Sedan gewährt worden, kapitulieren wolle. Der Großherzog begab sich darauf nach dem Glacis, wo bereits die Garnison der Festung aufmarschiert war. Hier wurde die Kapitulation unterzeichnet, derzufolge die Garnison — 109 Offiziere und 2240 Mann — kriegsgefangen wurde. 197 Geschütze, eine große Zahl Gewehre, Säbel und Kürasse sowie ein zahlreiches Kriegsmaterial fielen in die Hände der Sieger. Am 24. September hielt der Großherzog an der Spitze seiner Mecklenburger seinen

Einzug in die eroberte Stadt. So befanden sich die deutschen Heere vor Paris im Besitz der ersten gesicherten Eisenbahnverbindung nach ihrer Operationsbasis.

Einen noch größeren Wert als Toul hatte Straßburg für Deutschland. Straßburg hatte nicht allein als Schlüssel des Elsaß und als Ausfallsthor der Franzosen in ihren früheren Kriegen gegen Deutschland eine militärische Bedeutung, sondern es hatte als ehemalige deutsche Reichsstadt, als „Königin des Oberrheins," durch seine Geschichte und seine reichen Erinnerungen für das deutsche Nationalgefühl ein besonderes Interesse. Die Erinnerungen an die alte reichsstädtische Herrlichkeit Straßburgs waren mit den jetzt in Deutschland lebendig wiedererwachten Erinnerungen an die alte Macht und Größe des Reichs eng verknüpft. Sie klangen noch in manchen deutschen Volksliedern nach. Auch für die Hohenzollern knüpften sich Erinnerungen an Straßburg. Hier hatte einst der Sohn des Gründers der brandenburgisch-preußischen Macht, der hoffnungsvolle Kurprinz Karl Emil, sein Leben beschlossen,* und hier, von der Rheinbrücke bei Straßburg — so erzählt die Sage — schleuderte der Große Kurfürst einst mit zornigem Schmerz den Degen seines Lieblingssohnes in den Strom mit dem Rufe, dort möge er ruhen, bis einer seiner Nachkommen ihn wieder emporhole aus der grünen Flut, wenn er denselben Strom siegreich überschreite, um die Schmach zu sühnen, welche jene Tage über Deutschlands Namen gebracht hatten. Jetzt, da die einmütige Erhebung Deutschlands und die Großthaten der deutschen Heere unter Führung des mächtigsten deutschen Königs die Hoffnung auf eine Wiederaufrichtung des Reichs in neuen Formen unter dem Kaisertum der Hohenzollern im deutschen Volke erweckt hatten, jetzt regte sich in den deutschen Herzen auch der Wunsch, daß der erste Hohenzollernsche Kaiser die in einer Zeit der Zwietracht und Spaltung dem Reiche entrissenen Gebiete, das Elsaß und die alte Reichsstadt Straßburg, den Raub Ludwigs XIV., dem geeinigten Reiche als Morgengabe wieder zubringen möchte, und wir haben bereits gesehen, wie König Wilhelm durch seinen Kanzler, den Grafen Bismarck, Straßburg als eine derjenigen Bürgschaften bezeichnen ließ, welche Deutschland von Frankreich gegen die Wiederholung eines neuen Friedensbruches, wie es soeben erfahren hatte, forderte. Um so dringender wünschenswert war es, sich in Besitz dieses Pfandes zu setzen. Schon sogleich nach der Schlacht bei Wörth war die badische Division unter Generallieutenant von Beyer zur vorläufigen Berennung von Straßburg aufgebrochen, und am 8. August erschienen die ersten badischen Reiter vor seinen Mauern.

Die Stadt Straßburg liegt in fruchtbarer Thalebene an der Ill, einem kleinen Zuflusse des Rheins, welcher in der Entfernung von etwa einer Meile ziemlich gleichlaufend mit dem Hauptstrome fließt. Weithin sichtbar erhebt sich

---

* Siehe Bd. I. S. 206.

das Meisterwerk Erwins von Steinbach, der altehrwürdige Prachtbau des Münsters. Auch die alten Befestigungen der Stadt sind von einem Deutschen, dem daselbst geborenen Daniel Speckle — demselben, welcher das erste Buch über Kriegsbaukunst: „Architectura von Festungen“ geschrieben hat —, nach dem damals allgemeinen Bastionärsystem mit 17 Bastionen erbaut worden. Nach der räuberischen Besitzergreifung Straßburgs durch die Franzosen unter General Montclar (30. September 1681) ließ der berühmte Kriegsbaumeister Ludwigs XIV., General Vauban, diese Befestigungen durch mehrere Außenwerke vor den schwachen Punkten sowie namentlich durch eine Cidatelle verstärken, welche in Form eines regelmäßigen Fünfecks mit fünf Bastionen und zwei Hauptwerken gegen Norden und Osten zwischen dem Rhein und der Stadt angelegt und von der letzteren durch einen offenen Platz geschieden war. In neuerer Zeit war wenig geschehen, um die Befestigungen, den Fortschritten der Kriegskunst und des Geschützwesens entsprechend, zu erweitern und zu verbessern. Insbesondere fehlte es gänzlich an detachierten Forts, wie solche bei Metz und Paris angelegt waren, um den Festungskrieg weiter hinaus in das Vorterrain zu verlegen und den Angreifer zu nötigen, seine Erdarbeiten in weit größerer Entfernung von der Festung zu eröffnen, wodurch auch die Nachteile eines Bombardements für die Stadt und die Einwohner, wenn nicht abgewandt, doch verringert werden. Ebenso mangelte es zum großen Teil an Hohlbauten, um der Besatzung Schutz gegen die Wirkung der neueren Sprenggeschosse zu gewähren. Trotz alledem waren die Festungswerke gut erhalten und bewehrt und — was das wichtigste ist — brav verteidigt. An der Spitze der unter Mitwirkung der Mobilgarden und der Nationalgarden ungefähr 18000 Mann starken Besatzung stand ein energischer Kommandant, General Uhrich, der „Eisenkopf von Straßburg,“ welcher Stadt und Festung so lange zu verteidigen gelobte, als noch ein Soldat, ein Laib Brot und eine Patrone übrig seien.

Solange die badische Division allein vor der Festung lag, konnte die Einschließung nur eine unvollkommene sein. Am 17. August trafen indessen schon die preußischen Hilfstruppen ein, nämlich die Garde-Landwehrdivision (General von Loën) und die 1. Reserve- (Landwehr-) Division (General von Treskow); an Stelle des erkrankten Generals von Beyer übernahm General Laroche das Kommando der badischen Division. Der Oberbefehl über das gesamte, jetzt etwa 40000 Mann starke Belagerungscorps wurde dem Generallieutenant von Werder übertragen, welcher sein Hauptquartier zu Mundolsheim an der Suffel nahm, eine gute halbe Meile nördlich Straßburg. Vom 21. August ab traf nach und nach die Belagerungsartillerie vor Straßburg ein, nämlich 241 Belagerungsgeschütze (worunter 44 badische).

Nachdem die Einschließung der Festung in ihrem ganzen Umkreise vollendet war, entschloß sich General von Werder, zunächst die Wirkung eines

Bombardements zu erproben. Am 24. August in der Morgenfrühe eröffneten die preußischen Batterieen am linken Rheinufer ihr Feuer gegen die Stadt, während gleichzeitig die badischen Batterieen, welche auf dem rechten Rheinufer nördlich Kehl aufgestellt waren, die Cidatelle sowie die Magazine in derselben unter ihr Feuer nahmen. Die französischen Batterieen der Cidatelle antworteten anfangs lebhaft und schossen die offene Stadt Kehl in Brand unter dem Vorwande, daß die Häuser derselben den badischen Artilleristen Deckung gewährten. Furchtbar dröhnte der Geschützdonner rings um die Festung, so daß er zehn Meilen weit im Umkreise zu hören war. Bald standen viele Häuser der Stadt in Flammen; das Feuer verbreitete sich mit wachsender Heftigkeit und hatte bald ganze Stadtteile ergriffen. Mehrere Pulvermagazine flogen in die Luft; die geängsteten Einwohner flüchteten in die Keller; andere suchten vergeblich den Bränden Einhalt zu thun. Noch schauerlicher war das Schauspiel in der folgenden Nacht. Immer größere Brände gingen in Straßburg auf und verbreiteten sich über die ganze Stadt, so daß das ehrwürdige Münster wie ein mächtiger Schiffsmast über dem wogenden Feuermeer zu schwanken schien.

Am 25. August erschien der Bischof von Straßburg im Hauptquartier des Generals von Werder und bat um Schonung für die Stadt. Die einzige Bedingung, unter welcher dieser dieselbe zu bewilligen versprach, die Übergabe der Festung, wurde nicht erfüllt. Somit wurde am 26. mittags das Bombardement wieder aufgenommen und dauerte diesen und den ganzen folgenden Tag mit allen seinen Schrecken ununterbrochen fort. General von Werder überzeugte sich indessen, daß mit dem Bombardement allein ein schneller Erfolg nicht zu erreichen sei, und beschloß daher, auf dem zwar langsamen, aber sicheren Wege einer förmlichen oder regelmäßigen Belagerung die Festung zu Falle zu bringen.

Der nun folgende Festungskrieg bei Straßburg 1870 ist von hohem militärischen Interesse, nicht allein wegen der Umsicht und Energie, mit welcher sowohl die Belagerung als die Verteidigung betrieben wurde, sondern auch weil es das erste Beispiel einer regelmäßig durchgeführten Belagerung seit der Einführung der neuen gezogenen Feuerwaffen war. Wir müssen jedoch uns hier auf die Darstellung des allgemeinen Verlaufs der Belagerung nach ihren Hauptmomenten beschränken.

Nachdem General von Werder die Nordwestecke der Befestigung von Straßburg, nämlich die Bastion 12 an der Straße nach Weißenburg, als den vorteilhaftesten Angriffspunkt erkannt hatte, wurde in der Nacht vom 29. zum 30. August die erste Parallele eröffnet, die sich auf 700 bis 800 Schritt Entfernung von der Festung von der südlichen Umzäunung von Schiltigheim in südwestlicher Richtung bis gegen die Pariser Eisenbahn zog. Sei es, daß die Franzosen sich noch nicht von den Schrecken des Bombardements erholt hatten, sei es, daß sie sich über die Wahl des Angriffspunktes täuschten, kurz, sie störten

die Ausführung in keiner Weise. Gleichzeitig mit der Parallele waren 200 bis 300 Schritt hinter derselben zehn Batterieen für gezogene Geschütze erbaut, mit 44 Geschützen armiert und bis zum Morgen des 30. August schußfertig gemacht worden. Von hier aus konnte nun der eigentliche Geschützkampf gegen das feindliche Geschütz auf den Wällen beginnen, während bei dem Bombardement aus weiterer Entfernung das Feuer nur gegen die Stadt gerichtet war.

Nunmehr nahmen die Erdarbeiten, mittels welcher der Belagerer sich der Festung näherte, ihren regelmäßigen Fortgang. In der Nacht vom 31. August zum 1. September hoben die Belagerer die Approchen (Annäherungsgräben in Zickzackform) zur zweiten Parallele, in der Nacht vom 1. zum 2. September die zweite Parallele aus, die sich auf 400 Schritt vom Hauptwall in geringerer Ausdehnung als die erste quer über den St. Helenenkirchhof fortzog.

Je näher der Festung, desto gefährlicher wurden die Belagerungsarbeiten, nicht allein wegen der größeren Wirkung des Festungsgeschützes auf geringere Entfernung, sondern auch weil es dem Feinde leichter wurde, die Arbeiten durch energische Ausfälle, zu denen er sich unter dem Schutze seiner Werke sammelte, zu stören.

Am 2. September, dem Tage der Kapitulation von Sedan, unternahmen die Belagerten den ersten größeren Ausfall. Eine Kolonne brach nordwärts auf der Insel Wacken gegen die linke Flanke der Belagerungsarbeiten vor und wurde von dem 30. Infanterieregiment empfangen und zurückgeworfen. Eine andere Kolonne griff südlich auf dem rechten Flügel den Bahnhof vor dem Thore von Austerlitz an. Eine Kompanie badischer Grenadiere, welche denselben besetzt hielt, verteidigte ihn tapfer gegen den überlegenen Gegner, bis Oberst Renz mit einem Bataillon des 2. Badischen Grenadierregiments zur Unterstützung herbeieilte und den Feind in die Festung zurückwarf. Die badischen Truppen, welche hier die Feuertaufe erhielten, errangen damit auch für sich ein Lorbeerblatt an dem deutschen Ehrentage von Sedan.

Die Kunde von der Katastrophe von Sedan übte auf den Eisenkopf von Straßburg keine Wirkung. Die deutschen Belagerungsarbeiten schritten daher vor, und in demselben Verhältnis vermehrte auch die Artillerie ihre Batterieen und verlegte dieselben weiter vorwärts. Am 9. September waren auf seiten des Belagerers 178 Geschütze, darunter 48 Mörser, in Thätigkeit. In den Nächten zwischen dem 9. und 11. September wurden die Approchen von der zweiten zur dritten Parallele und in der Nacht vom 11. zum 12. September die dritte Parallele, welche am Fuße des Glacis der Lünetten 52 und 53 entlang lief, ausgehoben. Diese Arbeiten innerhalb des wirksamen Gewehrfeuers wurden immer gefahrvoller und blutiger.

Nunmehr ward es auch Zeit, in das Mauerwerk Bresche zu legen und den Weg zu öffnen, auf welchem später die Sturmkolonnen den Wall zu ersteigen und in das Innere der Festung einzudringen hatten. Bei früheren

Belagerungen wurden die Breschbatterieen erst auf dem Glacis, nahe vor dem äußeren Grabenrande angelegt, weil das Mauerwerk durch die vorliegenden Erdwerke gedeckt und daher aus größerer Entfernung nicht sichtbar war. Vor Straßburg kam zum erstenmal der „indirekte Schuß" in Anwendung mit einem Erfolge, der in der Geschichte des Festungskrieges Epoche macht. Indem man im Bogen über die das Mauerwerk deckenden Erdwerke hinwegfeuerte, gelang es, schon aus größeren Entfernungen das unsichtbare Mauerwerk in Trümmer zu legen. Am 11. September wurde die erste Breschbatterie gegen Lünette 53 — auf ungefähr 1100 Schritt Entfernung von derselben — an der Weißenburger Chaussee mit vier kurzen 24=Pfündern armiert.

Während die preußischen Batterieen der Nordwestecke der Straßburger Befestigung immer näher rückten, setzten die badischen von der Ostseite her der Citadelle zu. In der Nacht vom 13. zum 14. September setzten die Badener vom rechten Ufer des Rheins nach der Isle des Epis (Sporeninsel) über, die durch einen Arm des Rheins, den kleinen Rhein, gebildet wird, und errichteten daselbst eine neue Batterie. Ein Ausfall, den die Belagerten am 15. dahin unternahmen, wurde zurückgewiesen.

Nachdem auch das Minensystem der Festung untersucht und lahmgelegt war, gingen die preußischen Pioniere vor Lünette 52 und 53 zum Couronnement des Glacis (d. i. zur Krönung des Glaciskammes mit Schanzkörben und Faschinen) über. Von dem Couronnement stiegen die Pioniere bis auf den Spiegel der Wassergräben vor den genannten Lünetten herab, warfen mittels Minen die gemauerte Kontreskarpe (d. i. die äußere Mauer des Festungsgrabens) ein und begannen nun den Bau eines sieben Meter breiten Dammes über den zwanzig Meter breiten Wassergraben nach der Bresche in Lünette 53, welche durch den indirekten Schuß geschaffen war. Noch ehe der Damm vollendet, wurde die Lünette von den Franzosen verlassen. Beide Lünetten wurden von den Belagerern besetzt.

Am 27. September waren die Werke der Angriffsfront vollständig unhaltbar geworden. In Bastion 11 war eine zehn Meter breite, für die Sturmkolonne vollständig gangbare Bresche erzeugt; das Innere war ein Trümmerhaufen. Auch in Bastion 12 war die Bresche fertig, es fehlte nur das Zusammenschießen der stehengebliebenen Erdwälle, welches kurz vor dem Sturme stattfinden sollte.

Am 28. September sollte der Sturm unternommen werden. Da — es war am 27. September nachmittags 5 Uhr — wehte vom Münster und von den Bastionen 11 und 12 die weiße Fahne. Mit welchen Gefühlen dieselbe von den Truppen begrüßt wurde, die sechs Wochen hindurch alle Mühseligkeiten und Gefahren der schwierigsten Belagerung bestanden hatten, ist unbeschreiblich. Der Kanonendonner, diese ewige, nervenabspannende Musik, an welche sich das Ohr im Laufe von sechs Wochen gewöhnt hatte, verstummte plötzlich; vieltausendstimmiger Hurraruf erfüllte die Lüfte, so jauchzend, so freudig, wie er

wohl selten oder nie gehört worden ist; die Regimentsmusiken ertönten, und die Klänge alter deutscher Volksweisen zogen um den ehrwürdigen Münsterturm.

In der Nacht um 2 Uhr wurde die Übergabe-Urkunde ausgefertigt und unterzeichnet, derzufolge die 451 Offiziere und 17111 Mann starke Besatzung die Waffen streckte (außerdem 2100 Verwundete und Kranke) und das sehr bedeutende Kriegsmaterial, darunter 1070 Geschütze, 12000 Chassepots u. s. w., überliefert wurde.

Das Blut von 906 deutschen Kriegern hatte fließen müssen, um dieses Ziel zu erreichen; französischerseits zählte man 661 Mann von der Besatzung und 261 von der Civilbevölkerung als tot und verwundet. Die deutsche Artillerie hatte seit dem Beginn der Belagerung 193722 Schuß gethan, der Schuß im Durchschnitt zu 12 Thalern.

Am 30. September — gerade 189 Jahre nach jenem Tage, als die Franzosen mit Gewalt und List die deutsche Reichsstadt überrumpelten — erfolgte der Einzug der deutschen Truppen in Straßburg. In strenger Ordnung, mit festem Tritt marschierten hier von der Westseite die preußischen Gardelandwehren, von der Rheinseite die badischen Truppen in die Stadt ein. Ihr erster Blick fiel auf Trümmer und Asche. Noch wehte ihnen jener häßliche Geruch entgegen, wie er den Brandstätten eigentümlich ist. Die Häuser zeigten die Spuren der Beschießung, hier eine fortgerissene Ecke, einen geborstenen Pfeiler, ein zertrümmertes Fensterkreuz, wo die Granate ihren verheerenden Gang in das Innere der Wohnung genommen hatte, dort nur noch die stehengebliebenen Mauern mit kahlen Giebeln und öden Fensterhöhlen. Die Luken der Keller, in denen die Einwohner während der Belagerung sich allmählich häuslich eingerichtet hatten, waren mit Sandsäcken und Mist verstopft, die Fenster mit starken Bohlen geblendet, um gegen die Sprengstücke Schutz zu gewähren. Weiterhin lockten wohl die preußischen Trommeln einzelne von den Einwohnern vor die Thüren, und die geschlossenen Fensterläden öffneten sich hier und da, um ein neugieriges Gesicht herausblicken zu lassen; aber kein deutsches Willkommen begrüßte die deutschen Krieger. Straßburg war fremd geworden in den zwei Jahrhunderten der französischen Herrschaft. Unverändert und beinahe auch unbeschädigt über der Verheerung und Verwüstung ringsum ragte nur das mächtige Münster zum Himmel empor, wie ein Wahrzeichen deutscher Kraft, Gottesfurcht und Treue, welche den Wandel der Zeiten überdauern.

Zum erstenmal seit sieben Wochen läuteten wieder seine Glocken, und das deutsche Kriegsvolk, seine Führer voran, sammelte sich in den ehrwürdigen Räumen zum Dankgottesdienst. „Ja, es ist Frühling geworden im deutschen Vaterlande," so schloß der deutsche Feldgeistliche seine Predigt. „Eine Gefahr, ein Kampf hat uns vereint. Daß wir als ein einig Volk haben ringen dürfen um diese Stadt, daß sie unser geworden durch vereinte Kraft, darum

sprechen wir Lob und Dank. Bis hierher hat uns der Herr geholfen! — Er wird weiter helfen!" —

Die Einschließung von Paris bis Ende Oktober 1870. Acht Tage nachdem Jules Favre die deutschen Waffenstillstandsbedingungen abgelehnt hatte, waren Toul und Straßburg, um deren Übergabe es sich damals handelte, in der Gewalt der deutschen Heere. Aber noch pochte die Regierung der nationalen Verteidigung auf die Unüberwindlichkeit der Mauern von Paris. Und sie hatte ein gewisses Recht dazu. Seit dem Falle von Tyrus und Babel hatte die Überwindung einer Feste von der Größe und Ausdehnung wie die Hauptstadt Frankreichs nicht ihresgleichen in der Geschichte.

Die Umgebungen von Paris sind mit landschaftlichen Reizen verschwenderisch ausgestattet. Zahllose Schlösser und Villen krönen im anmutigen Wechsel die Höhen des Seinethals, herrliche Parks und Gartenanlagen ziehen sich von den Hügeln nach den Thälern hinab. Die reichen und vornehmen Pariser, auch viele Fremde, selbst Russen und Amerikaner, namhafte Dichter und Künstler haben sich hier zum Sommeraufenthalte, fern von dem Geräusche der großen Stadt, reizende Stätten gewählt, in ländlicher Stille, aber mit allem denkbaren Luxus und Komfort eingerichtet.

Rings von Hügeln umschlossen, die bald steil abfallen, bald sanfter sich verflachen, liegt die Riesenstadt gleichsam in einem Becken. Von Süden kommend, zieht die Seine ihr silbernes Band durch die Stadt, nimmt aber noch kurz vor ihrem Eintritt, bei Fort Charenton, als rechten Zufluß die Marne auf, die sich in vielfachen Windungen zwischen den Hügeln im Südosten der Stadt hinschlängelt. Durch eine dieser kühnen Windungen kurz vor ihrer Mündung wird die Halbinsel St. Maur gebildet, welche ihren eng zugeschnürten Hals gegen Nordwesten dem Fort Vincennes zukehrt. Die Seine verläßt Paris mit der Richtung nach Südwesten; aber schon bei Sèvres und Schloß St. Cloud nimmt sie die entgegengesetzte Richtung nach Nordosten bis St. Denis an, wo sie mit einem ebenso scharfen Bogen sich abermals nach Südwesten kehrt, um bei Bougival und St. Germain-en-Laye von neuem in der Richtung nach Nordosten weiter zu fließen. Durch diese Windungen werden dicht unterhalb Paris drei Halbinseln gebildet. Auf der ersten liegen die Vorstädte Auteuil und Passy und unmittelbar vor der Stadtumwallung das berühmte Bois de Boulogne, der Wallfahrtsort der Pariser schönen Welt. Auf der zweiten Halbinsel erhebt sich das starke Fort Mont Valérien und das liebliche Nanterre, die Heimat der Rosenköniginnen. Auf der dritten liegt Argenteuil.

Die eigentliche Stadtbefestigung, wie sie unter Ludwig Philipp auf den Rat von Thiers begonnen, unter Napoleon III. verstärkt wurde, bestand in einer zusammenhängenden bastionierten Umwallung (Enceinte) mit 94 Ba-

stionen und mit gemauerten Gräben. Wichtiger noch als diese war der Gürtel von detachierten Forts, welche die Festung in einem Umkreise von acht deutschen Meilen umgaben und unter sich wieder durch verschanzte Linien, Redouten und kleinere Erdschanzen verbunden waren. Es waren 15 dieser Forts vorhanden.

Eine kriegstüchtige, wohldisciplinierte Armee in diesem befestigten Lager hätte nicht allein eine Einschließung von Paris durch eine — an Zahl sogar noch schwächere — Heeresmacht unmöglich gemacht, sondern auch durch ihre Offensivunternehmungen, für welche sie beim Rückzug immer wieder Schutz und Deckung unter ihren mit dem schweren Marinegeschütz vortrefflich armierten Forts fand, den Krieg in unabsehbare Länge ziehen können. Die Armee von Paris bestand um diese Zeit (Ende September) aus dem Reste der Linienarmee unter General Ducrot (in 3 Corps bezw. 8 Divisionen, zusammen etwa 60000 Mann), aus den Mobilgarden unter General Vinoy, zusammen 150000 Mann, und aus den seßhaften Nationalgarden unter General Thomas, 276 Bataillone, zusammen etwa 300000 Mann. Wie sehr die allgemeine Entmutigung, die nach den Tagen von Metz und Sedan die französische Armee ergriff, sich auch den noch in Paris befindlichen Resten mitgeteilt, das hatte schon der Tag von Sceaux (19. September) bewiesen. Nur die 12000 Seesoldaten, welche die Kanonen in den Forts bedienten, waren ein zuverlässiges Element in der Armee. Unter den Mobilgarden waren es diejenigen aus der Provinz, welche körperlich und sittlich weit über dem Pariser Schlage standen. Sie brachten größtenteils aus ihrer Heimat noch den schlichten gottesfürchtigen Sinn mit, der gegen die großsprecherische Blasiertheit und den Unglauben der Pariser vorteilhaft abstach. Die bretagnischen Scharen führten sogar ihre eigenen Priester mit und ließen sich von diesen segnen, ehe sie auf die Wälle gingen, oder zu einem Ausfalle vorrückten. Immerhin aber fehlte auch ihnen die Übung und Zucht, welche den Soldaten bildet. Und nun gar die Bürger von der seßhaften Nationalgarde! Diese thaten wohl bei der Marketenderin, zur Not auch in einer bombensicheren Wachtstube allenfalls ihre Schuldigkeit, wenn es aber vor den Feind ging, dann that man besser, sie zu Hause zu lassen.

Bei alledem herrschte während der ersten Zeit der Einschließung doch in Paris noch jene durch die eitle Selbstüberhebung der „großen Nation“ genährte zuversichtliche Stimmung, welche eine Überwindung der zum äußersten Widerstande entschlossenen Hauptstadt für unmöglich hielt. „Ihr Deutschen, Paris ist fürchterlich!“ — so deklamierte der Dichter der französischen Republik, Victor Hugo. „Ihr werdet die Forts nehmen und dahinter den Ringwall finden. Ihr werdet den Ringwall nehmen und die Barrikaden finden. Ihr werdet die Barrikaden nehmen, und Ihr findet die zur Mine gewordene Kloake, welche ganze Straßen in die Luft sprengt. Ihr werdet Paris Stein

um Stein zu nehmen, Frankreich Mann um Mann zu töten haben, in jeder Straße, in jedem Hause! — — Paris ist die Stadt der Städte, Paris ist die Stadt der Menschen, der Mord von Paris — welches Verbrechen!"

Was man noch kurz vorher für unmöglich gehalten hatte — die Einschließung von Paris war seit dem 19. September vollendete Thatsache. Aber noch machten sich die Folgen der Einschließung bei der Bevölkerung und der Armee von Paris erst sehr wenig fühlbar. Alle Wege und Straßen waren von den deutschen Truppen besetzt und gesperrt, eine Zufuhr an Lebensmitteln war unmöglich; aber noch zehrte man von den Rinder- und Hammelherden, welche die Regierung in weiser Vorsorge hatte in die Stadt treiben lassen; noch fehlte es nicht an Pferde- und Eselsfleisch und verschiedenen anderen Tieren, die später auf die Tafel kommen sollten, von den Elefanten im Zoologischen Garten bis zur Ratte im Kellernest. Die Eisenbahnen hatte die deutsche Heeresleitung zerstören, die Telegraphenlinien über und unter der Erde unterbrechen lassen; aber anstatt mit der Eisenbahn zu reisen, schiffte man mit der Luftpost zwischen Erde und Himmel dahin, und anstatt des Telegraphendrahtes benutzte man die zarte Taube zur Beförderung der Depeschen; allerdings waren es nicht immer unschuldige Botschaften, welche der geflügelte Bote in einer zwischen den Schwanzfedern befestigten Pose aus der eingeschlossenen Hauptstadt in das Land trug, und es sollte noch lange Zeit vergehen, ehe die Taube mit dem Ölzweige des Friedens dorthin zurückkehrte.

So manchen gewohnten Vergnügungen mußten die Pariser infolge der Einschließung entsagen. Die strahlende Gasbeleuchtung büßte mit dem zunehmenden Kohlenmangel von Tage zu Tage mehr von ihrem Glanze ein, bis sie endlich ganz erlosch; öffentliche Vergnügungslokale und Theater schlossen sich mit dem zunehmenden Mangel an Beleuchtungsmaterial von selbst. Auf die Freuden der Oper, des Cirkus mußte man verzichten; selbst die Restaurationen und Cafés chantants wurden des Abends früh geschlossen. Aber man wußte sich mit anderen Genüssen zu trösten. Man sah es gerne, wenn Trochu Heerschau über seine Bataillone hielt; man sah mit Wohlgefallen zu, wie vom Mont Valérien die weißen Wölkchen aufstiegen, und man hörte es mit Behagen, wenn der Kanonendonner von den Forts die Luft erschütterte, hatte dann doch die erregte Phantasie die Freiheit, sich vorzustellen, wie ganze Bataillone der verhaßten Prussiens von den Granaten niedergeschmettert wurden. Man liebte den theatralischen Flitter und das Schaugepränge. Man zog in feierlicher Prozession nach der Statue von Straßburg und legte Immortellenkränze vor ihrem Sockel nieder; man prahlte mit Opfermut und Heroismus, und wenn die Lärmtrommel aus irgend einer geringfügigen Veranlassung die Pariser Volkswehr unter die Waffen rief, dann umarmte der bewaffnete Familienvater, wie dereinst die Helden von Troja, vor allem Volke sein Weib und seine

Kleinen und stürzte dann „zum Kampf für die Penaten“ hinaus, — versäumte aber nicht, sich vorher in dem nächstgelegenen Wirtshause Stärkung zu trinken. Der Tod fürs Vaterland war zur Phrase geworden und die Verteidigung von Paris nichts als ein Schauspiel, welches man der Welt geben wollte.

Zu dem wirren Lärm und Getümmel in der feindlichen Hauptstadt bildete die planvolle Ruhe und Sicherheit in dem Lager der sie umschließenden Truppen einen eigentümlichen Gegensatz. Die deutschen Armeen hatten noch diejenigen Stellungen inne, welche sie am 19. September nach dem Gefechte bei Sceaux eingenommen hatten,* nämlich die Armee des Kronprinzen von Sachsen am rechten Ufer der Seine und unteren Marne auf der ungefähren Linie von Argenteuil über Montmagny, le-Blanc-Menil, durch den Wald von Bondy bis Gournay an der Marne; die Armee des Kronprinzen von Preußen auf der Linie am linken Ufer der unteren Marne und der Seine von Gournay über Bonneuil (an der Marne), Choisy-le-Roy (an der Seine), Thiais, Chevilly, Sceaux, Meudon, Sèvres nach Bougival (an der Seine). Auf der Halbinsel von Argenteuil reichten sich beide Armeen die Hände. Das Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen befand sich zu Grand-Tremblay, dasjenige des Kronprinzen von Preußen zu Versailles in dem berühmten Prachtschlosse Ludwigs XIV. König Wilhelm nahm sein Hauptquartier zunächst in Ferrières, auf dem zauberhaften Lustschlosse des Pariser Rothschild; später (vom 5. Oktober ab) verlegte er dasselbe gleichfalls nach Versailles.

Von der deutschen Heeresleitung war schon im voraus auf Grund der detaillierten Pläne und der vorzüglichen Terrainaufnahmen des preußischen Generalstabs eine Cernierungslinie ausgewählt worden, welche durch Annäherungshindernisse und einzelne starke Stützpunkte, wie Anhöhen und Dörfer, besonders dazu geeignet war. In dieser Linie sollte bei Ausfällen der Pariser Truppen der Angriff erwartet und angenommen, also der Hauptkampf geführt werden; darum lagerten oder kantonierten hier von den Vortruppen der verschiedenen Corps die Gros, welche sich bereit halten mußten, auf das erste Lärmsignal in die ihnen bezeichneten Gefechtsstellungen einzurücken. Wurde an einem oder dem anderen Punkte Unterstützung nötig, so kam diese von den weiter rückwärts stehenden Hauptmassen des Corps. Um die etwaigen Unternehmungen des Feindes so früh wie möglich zu entdecken, ihn überhaupt ganz aus der Nähe zu beobachten, waren aus der Hauptcernierungslinie gegen die Forts und deren Außenwachen Vorposten weit vorgeschoben, nämlich starke Feldwachen, welche ihrerseits eine Kette von Doppelposten noch weiter nach den Forts so ausstellten, daß das ganze Vorterrain bis Paris übersehen werden konnte. Die Truppen des Gros richteten sich in ihren Kantonierungen für ein längeres

* Siehe S. 460.

Bleiben so wohnlich wie möglich ein. Es war zwar von dem Gouvernement von Paris eine vandalische Verwüstung der ganzen Umgegend angeordnet worden: alle Ortschaften hatten zerstört werden sollen, um den fremden Eindringlingen weder Obdach noch Schutz zu gewähren, die prachtvollen Wälder von Montmorency, Bondy, Marly, Meudon waren den Flammen preisgegeben worden; alle Parks, Alleen und Gehege waren zur Vernichtung bestimmt gewesen, um die Schußlinien vor den Forts frei zu machen; — aber das alles war nur sehr unvollständig zur Ausführung gekommen, weil es in den bewohnten Ortschaften an sich nicht ganz möglich war und weil das grüne Holz frisch gefällter Bäume nicht brennen wollte, vorzüglich aber, weil die in dem Kriege 1866 verspottete und doch so gefährliche „affenartige Geschwindigkeit" der Preußen, welche sich jetzt auch ihren übrigen deutschen Bundesgenossen mitgeteilt hatte, diese Absichten der Pariser Regierung vereitelte. So fanden die deutschen Krieger die Häuser und Wohnungen zwar verlassen, aber nicht verwüstet.

Trotz des Heroismus, mit dem die Pariser prahlten, kam es doch in der ersten Zeit der Einschließung zu keinen ernsteren Kämpfen vor Paris, und der Generalquartiermeister des großen deutschen Hauptquartiers, General von Podbielski, hatte um diese Zeit öfters Gelegenheit, das beruhigende Telegramm: „Vor Paris nichts Neues" in die Heimat zu senden. Eine Rekognoscierung der Pariser Besatzungstruppen vor den Süd- und Südwestfronten (am 23. und 24. September), welche von den deutschen Vorposten zurückgewiesen wurde, ohne daß sie ihre Stellungen zu verändern brauchten, hatte keinen anderen Zweck, als durch erdichtete Siegesberichte der Pariser Regierung den übeln Eindruck der Flucht von Sceaux und gewisser Unruhen in der Hauptstadt zu verwischen.

Am 30. September unternahm General Vinoy einen größeren Ausfall auf der Südseite in drei Kolonnen. Ein Hauptangriff auf die Forts Montrouge und Bicêtre gegen die Stellungen des 6. Corps zwischen Chevilly und Choisy-le-Roy wurde gleichzeitig durch zwei Scheinangriffe, auf dem rechten Flügel von Fort Issy gegen das 5. und auf dem linken Flügel von Fort Charenton gegen das 11. Corps der Dritten Armee, unterstützt. Auf allen Punkten wurden die Franzosen mit großen Verlusten in die Forts zurückgetrieben.

Daß die Franzosen aus den Forts auf jede deutsche Patrouille, die sich zeigte, mit den schweren Kalibern ihrer Geschütze feuerten, betrachteten die Deutschen zuletzt als ein harmloses Vergnügen. Ein Akt blinder Zerstörungslust aber war es, daß der Kommandant des Mont Valérien das schöne Schloß St. Cloud mit Brandgeschossen in Trümmer und Asche legen ließ (13. Oktober). So manche geschichtliche Erinnerung knüpfte sich an das alte Schloß. Einst die Residenz der unglücklichen Königin Marie Antoinette, später Napoleon Bonapartes, der von hier aus das Direktorium auflöste, und der Kaiserin Marie Luise, welche sämtlich an Schloß und Park große Summen wandten, war es

zugleich der Ort, wo 1815 die Kapitulation von Paris unterzeichnet wurde. Ludwig XVIII., Karl X. und Ludwig Philipp bewohnten nacheinander das Schloß. Napoleon III. nahm hier als Präsident der Republik das Senatskonsult entgegen, das ihm die Krone des zweiten Kaiserreichs übertrug. Er erkor es zu seinem Lieblingsaufenthalt und stattete die Gemächer mit allem denkbaren Komfort und mit den herrlichsten Kunstschätzen aus.

Als die ersten deutschen Truppen in St. Cloud ankamen (21. September), erinnerte noch alles an das häusliche Leben, welches die kaiserliche Familie hier geführt; selbst die Charpie, welche die Kaiserin Eugenie mit eigenen Fingern hier gezupft, war noch unberührt geblieben. Jetzt stand nur eine Jägerkompanie in St. Cloud, welche ebenso gut anderswo stehen konnte. Als Stützpunkt für die Cernierung konnte es nie dienen, weil es unter den Kanonen des Forts lag, es wurde also nur zur Unterkunft von Vorpostenpiketts benutzt. Vom militärischen Gesichtspunkte war daher die Zerstörung von St. Cloud niemals zu rechtfertigen, sie war einfach ein Akt der Barbarei. Der freiwilligen Anstrengung der deutschen Soldaten gelang es, eine Anzahl von Kunstgegenständen und Wertsachen dem Feuer zu entreißen. Obgleich der Feind das Bombardement fortsetzte, als die Flammen längst aus dem Gebäude aufschlugen, wurde doch keiner von ihnen verwundet, auch bei den Rettungsversuchen nicht. Was mochte der Gefangene von Wilhelmshöhe empfinden, als er dort die Zerstörung seines Schlosses durch seine eigenen Unterthanen erfuhr! — Es war das eigentümliche Walten der Nemesis in der Geschichte, daß das Lustschloß des Kaisers, wo er die Kriegserklärung unterzeichnet und dadurch zu dem ruchlosesten aller Kriege seine Zustimmung gegeben hatte, von seinen eigenen Soldaten den Flammen geweiht wurde.

An demselben Tage (13. Oktober) ordnete General Trochu einen Ausfall an, welcher unter Oberleitung des Generals Vinoy unternommen werden sollte. Trochu hatte Nachrichten erhalten, daß ein Teil der deutschen Cernierungstruppen, insbesondere die Bayern, nach Süden abgerückt wäre, um das Beobachtungscorps zu verstärken, welches die deutsche Heeresleitung gegen die an der Loire in der Bildung begriffenen französischen Streitkräfte aufstellte. Er versprach sich daher von einem auf der Südfront aus den Forts Issy, Vanves und Montrouge gegen die bisher von dem von der Tannschen Corps innegehabten Stellungen bei Clamart, Chatillon und Bagneux gerichteten Ausfall einen besonders glücklichen Erfolg.

Die Nachricht an sich war nicht unrichtig. Schon damals fabelte man in Frankreich viel von einer sogenannten „Loire-Armee," die sich in furchtbarer Stärke an der unteren Loire gesammelt habe und bald einen gewaltigen Stoß in den Rücken der deutschen Cernierungsarmee führen werde. Für die Deutschen blieb aber diese Loire-Armee vorläufig nur ein Gespensterspuk. Sobald die im

Rücken der Cernierungsarmee zu ihrer Sicherung weit umherstreifende Reiterei der Deutschen der seltsamen Gebilde, welche die Vorläufer eines großen Heeres vorstellen sollten, ansichtig wurde, verschwanden dieselben wieder in Dunst und Nebel, fast ohne eine Spur zu hinterlassen. Da stieß (5. Oktober) die 4. Kavalleriedivision, welche Prinz Albrecht, Bruder des Königs, befehligte, zwischen Paris und Orleans auf eine ziemlich starke feindliche Kolonne, die sich im Anmarsch auf Paris befand. Dies waren keine Spukgestalten, sondern wirklich Fleisch und Blut, die Keime der Loire-Armee unter General La Motterouge.



Infanterie und Jäger.

Die Kavalleriedivision zog sich zurück und meldete dieses Zusammentreffen in das Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen. Dieser stellte nun sofort eine Armeeabteilung, bestehend aus dem 1. bayrischen Corps, der 22. Division des 11. Corps, der 2. und 4. Kavalleriedivision unter dem Befehl des bayrischen Generals von der Tann zusammen, welche dem Vordringen der Loire-Armee entgegentreten sollte.

Man sieht, General Trochu war, dank den Pariser Ballonnachrichten, gut unterrichtet; aber in der Hoffnung, die er auf die Verminderung der Streitkräfte vor der Pariser Südfront setzte, täuschte er sich. Die ausfallenden Kolonnen drangen zwar in Bagneux und Chatillon ein und bemächtigten sich der Steinbrüche zwischen Chatillon und Clamart; dann aber stießen sie auf

den kräftigen Widerstand des 2. bayrischen Corps (von Hartmann) und sahen sich zu eiligem Rückzuge genötigt. General Trochu hatte auf den Abmarsch der Bayern gerechnet und darauf seinen Plan zum Ausfall begründet; hier war er wieder auf Bayern gestoßen und zwar von dem alten, tüchtigen Schlage — das war ein fataler Irrtum.

Am 21. Oktober ordnete Trochu einen neuen, größeren Ausfall an, diesmal auf der Halbinsel von Nanterre. Derselbe war gegen Bougival und Malmaison gerichtet und schien keinen geringeren Zweck zu haben, als sich Versailles zu bemächtigen und womöglich das deutsche Hauptquartier zu überrumpeln, in welchem sich der König, der Kronprinz, Moltke, Roon, Bismarck u. s. w. befanden. Nachdem der Mont Valérien den Vormittag über wieder ein gewaltiges Feuer unterhalten hatte, das von Kanonenbooten auf der Seine unterstützt wurde, kamen zwölf Bataillone mit vierzig Feldgeschützen vom Fuße des Berges her und drangen gegen Malmaison und Bougival am südlichen Scheitel des Seinebogens vor. Auf die Meldung des Ausfalls wurde in Versailles Generalmarsch geschlagen, die Truppen besetzten die Plätze und Zugänge, Artillerie wurde aufgefahren, und die Gardelandwehrdivision unter General von Loën, welche nach dem Fall von Straßburg in die Gegend von Versailles gezogen war, rückte zur Unterstützung der bei Bougival im Kampf begriffenen Vortruppen des 5. Corps (von Kirchbach) ab. In Versailles bildeten sich Gruppen von Bürgern auf den Straßen, die mit feindseligen, schadenfrohen Gesichtern den Preußen nachsahen, deren Niederlage und Rückzug mit Bestimmtheit erwartet wurde. Der König begab sich nach dem Aquädukt von Marly, von dessen Höhe er das Gefecht beobachten konnte. Es wurde von französischer Seite nicht eben mit Nachdruck geführt, meist durch Artillerie, die Infanterie schien nicht recht anfassen zu wollen und wurde von den Niederschlesiern und Posenern in dreistündigem Kampfe aufgehalten. Endlich erschien auch die Gardelandwehr, die den kleinen Franzosen wie ein Corps von Riesen vorkommen mochte. Die Wehrleute gingen mit großer Erbitterung ins Gefecht; ohne sich viel mit Schießen aufzuhalten, kehrten sie die Gewehre um und schlugen, wie ihre Väter bei Großbeeren und Hagelberg, „das Gewürm" mit den Kolben tot. General Vinoy, der den Ausfall kommandierte, mußte die Flucht der Seinigen sehen; sie ließen tausend Gefangene und drei Geschütze zurück.

Trotz dieser siegreichen Kämpfe im einzelnen war die Lage der deutschen Cernierungsarmee vor Paris zu Ende Oktober 1870 doch keine ganz unbedenkliche. Das Massenaufgebot der Regierung der Nationalverteidigung trat allmählich in Wirksamkeit. Insbesondere betrieb das Mitglied der Regierungsdelegation in Tours, der frühere Advokat Leon Gambetta, die Rüstungen mit einem Feuereifer und einer Energie, die einer besseren Sache würdig waren. Es wurden in den Provinzen drei neue große Heere gebildet, allerdings größten-

teils aus Mobilgarden zusammengesetzt, aber gut ausgerüstet und mit Kavallerie und Artillerie versehen: die Nordarmee bei Lille, anfänglich unter General Bourbaki, dann unter General Faidherbe, die Westarmee bei Alençon unter General Keratry und die Süd- oder Loire-Armee hinter der Loire, früher unter General La Motterouge, jetzt unter General Aurelles de Paladine. Diese drei Heere sollten nach dem Plane des Diktators Gambetta von Norden, Westen und Süden zugleich gegen Paris in Bewegung gesetzt werden und der Cernierungsarmee in den Rücken fallen, während Trochu ihnen durch Massenausfälle der Armee von Paris die Hand zu reichen suchte. Die deutschen Streitkräfte in Frankreich reichten nicht aus, um gegen jede dieser neu gebildeten Armeen eine besondere deutsche Armee aufzustellen, zumal da die Hauptkräfte der deutschen Streitmacht durch die Einschließung von Paris und die Umschließung der Armee Bazaines bei Metz gebunden waren. Auch eine Schwächung der deutschen Cernierungsarmee vor Paris schien nicht ratsam. Was Wunder, wenn unter solchen Umständen manchem erfahrenen Militär die Fortsetzung der Einschließung von Paris für ein zu gewagtes Unternehmen erschien, und die Aufhebung derselben für notwendig erachtet wurde. Bei den maßgebenden Persönlichkeiten im deutschen Hauptquartier walteten jedoch derartige Zweifel nicht vor, und die deutsche Heeresleitung hielt unentwegt an dem einmal gefaßten Plane fest.

Es wird erzählt, daß bei einem Generalsvortrag im deutschen Hauptquartier zu Versailles der greise König Wilhelm selbst, der von allen Anstrengungen und Opfern des Heeres noch immer nicht den gewünschten Erfolg und die Aussicht auf die Übergabe der feindlichen Hauptstadt in ungewisse Ferne gerückt sah, seine Bedenken geäußert habe, ob der eingeschlagene Weg auch der richtige zum Ziele sei. Da sei es der alte Roon gewesen, der durch seine freimütigen Vorstellungen und den Hinweis auf Gottes bisherige sichtbare Hilfe die Bedenken des Königs niedergeschlagen habe:

„Gott half uns bis auf diesen Tag
„So treu in allen Kämpfen,
„Da soll der erste Unglücksschlag
„Noch unsern Mut nicht dämpfen.

„Gott ist derselbe früh und spät,
„Er hilft, so heut' wie morgen;
„Sie haben unrecht, Majestät,
„Zu zweifeln und zu sorgen." —

Die andern hörten wie perplex,
Was sprach der kühne Degen,
Da streckte unser Wilhelm Rex
Ihm seine Hand entgegen:

„Recht so! nehmt vor den Mund kein Blatt,
„Wahrheit vor allen Dingen!
„Und wer das Schwert geschliffen hat,
„Weiß wohl auch es zu schwingen.

„Ich stimm' Euch bei; — Ihr Herr'n, nur flott
„So weiter unverdrossen!
„Wir bleiben steh'n und bau'n auf Gott; —
„Paris bleibt eingeschlossen!" —

Dieses Gottvertrauen des Königs Wilhelm und seiner Ratgeber sollte nicht getäuscht werden. —

Die Einschließung und Kapitulation der Armee Bazaines in Metz, 19. August bis 29. Oktober 1870. Bald nach der Schlacht bei Gravelotte-Rezonville (18. August) war die Umschließung der Armee Bazaines bei Metz vollendet worden; sämtliche Straßen, die aus der Festung führen, waren durch starke Truppenabteilungen gesperrt, die Eisenbahnen zerstört, die Telegraphenverbindungen — mit Ausnahme einer unterirdischen Leitung nach Thionville, die erst zu Anfang des September entdeckt wurde — unterbrochen; alle Dörfer, die in der Entfernung einer Meile im Umkreise der Festung lagen, waren von deutschen Truppen besetzt. Der Marschall Bazaine war in betreff seiner Verbindungen mit der Außenwelt allein auf den Luftballon, in betreff der Unterhaltungsmittel für seine Armee auf die Vorräte beschränkt, die in den Magazinen der Festung aufbewahrt, oder in den Dörfern ihres nächsten Bereichs noch vorhanden waren. In den letzteren war indessen bald weder ein Huhn noch ein Ei mehr zu haben. Solange die Vorräte der Festung noch reichten, empfand man wenigstens den bittersten Feind, den Hunger, nicht. Noch konnten die preußischen Vorposten gegenüber dem Fort St. Quentin täglich zwei fette Ochsen erkennen, welche dort behaglich wiederkäuend auf einem grünen Rasenfleck sich lagerten — der Soldatenwitz behauptete, daß dies der frühere Kriegsminister Leboeuf und sein Adjutant seien —; wenn nun aber auch das letzte Rind geschlachtet war und man anfangen mußte, von dem Fleische der mitgeführten Pferde zu leben, dann mußte die Armee nicht nur an Kräften, sondern auch — besonders was die Kavallerie und Artillerie betrifft — an Gefechtsfähigkeit verlieren, und wovon sollten endlich auch die Pferde ernährt werden? — Aber auch abgesehen von diesen traurigen Aussichten für die Zukunft, war es anzunehmen, daß dieser hab- und ehrsüchtigste unter allen französischen Marschällen an der Spitze von 180000 kampffähigen Soldaten sich nicht gutwillig in die ihm durch die Einschließung auferlegte Rolle ruhmloser Unthätigkeit finden, sondern alles daransetzen werde, um den Cernierungsgürtel zu durchreißen.

Auch die umschließenden Truppen lagen nicht auf Rosen. Die von ihnen besetzten Dörfer, soweit sie nicht schon an den Schlachttagen teilweise von den Flammen verzehrt und von den Bewohnern verlassen worden waren, hatten ihr Letztes hergegeben, nicht nur an Nahrungsmitteln, sondern auch Thüren und Bretter zum Bau von Baracken für die im freien Felde lagernden Mannschaften. Die Witterung wechselte; auf heiße Tage folgten kalte Nächte mit Regenschauern; aber die wackeren deutschen Krieger hatten keinen Schutz dagegen, die Erde unter sich zum Lager, den Himmel über sich zum Zelt. Dabei war die äußerste Wachsamkeit dringend geboten; denn da die Cernierungsarmee in weitem Umkreise, d. h. außerhalb des Schußbereichs des schweren Festungsgeschützes, die Festung umlagerte, so hatte Bazaine immer den Vorteil, sich mit

weit überlegenen Kräften auf einen einzelnen Punkt der weit ausgedehnten Stellung werfen zu können, um den Gürtel zu durchreißen. Die Überlegenheit der Cernierungstruppen war nur gering. Wie wir wissen, war nach den Schlachttagen bei Metz ein großer Teil der Zweiten zur Bildung der Maasarmee abgegeben worden, und die zum Ersatz derselben bestimmten Truppen, Landwehr und Küstenbesatzung, konnten nur nach und nach, zum größten Teil erst zu Anfang des September, eintreffen. Bis Ende August war von diesen



Landwehr.

Verstärkungen allein die Division des Generals von Kummer vor Metz angekommen, welche aus einer Linien-Infanteriebrigade (den Regimentern Nr. 19 und Nr. 81) und aus zwei Landwehrbrigaden (Posensche und Niederschlesische Regimenter) sowie aus vier Reserve-Kavallerieregimentern und der zugehörigen Artillerie gebildet war. In Erwartung eines Versuchs zum Durchbruch mußten die Truppen der Festung gegenüber sich jetzt selbst eingraben und verschanzen. Bald erhob sich den alten, finstern Mauern von Metz gegenüber, und dieses von allen Seiten einschließend, eine neue Festung von Erdwerken, hinter welcher die umlagernden Truppen mit gewaffneter Hand bereit standen, dem aus-

fallenden Feinde blutigen Widerstand zu leisten. Von der Dunkelheit bis Mitternacht stand die eine Hälfte der in erster Linie aufgestellten Bataillone mit Gewehr in der Hand, die Kavalleristen neben den gesattelten Pferden, die Kanoniere neben den Geschützen, von Mitternacht bis Tagesanbruch die andere Hälfte. Kavalleriepatrouillen streiften Tag und Nacht rings um die Festung, Infanterietrupps schlichen sich unter dem Schutze der Nacht bis nahe an das Lager heran, um zu horchen, was dort vorging.

Gegen Ende des August mehrten sich die Anzeichen von einem beabsichtigten Durchbruch des Feindes. Aufgefangene Briefe und die Aussagen der Gefangenen deuteten auf ein derartiges Vorhaben in nächster Zeit hin. Dagegen stand es kaum zu erwarten, daß Bazaine diesen Durchbruch auf dem rechten Moselufer, also in der Richtung nach Luxemburg und dem belgischen Gebiete, versuchen würde. Ein solches Unternehmen ließ sich nur dann erklären, wenn man sich dasselbe in Verbindung mit dem gleichzeitigen Zuge Mac Mahons nach den Ardennen (Ende August)* dachte. Hier waren daher verhältnismäßig auch die geringsten Kräfte zur Cernierung verwandt worden, nämlich das 1. Corps und die 28. Infanteriebrigade. Das Kommando über die sämtlichen Truppen auf dem rechten Ufer der Mosel führte der General von Manteuffel.

Am Morgen des 31. August sah man vom Fort St. Julien her das Heranziehen dichter Staubwolken; gleichzeitig eröffneten die schweren Geschütze dieses im Osten der eigentlichen Festung gelegenen Forts ein lebhaftes, aber wirkungsloses Feuer, welches wohl nur den Aufmarsch der französischen Kolonnen und ihre Entwickelung zum Angriff gegen die beiden Flügel der deutschen Stellungen beschützen sollte. Auf beiden Flügeln entspann sich ein lebhaftes Schützengefecht, welches aber nach einigen Stunden schon wieder mit dem Rückzuge der Franzosen unter den Schutz ihrer Festungswerke endigte.

Dieses Einleitungsgefecht am Morgen des 31. August hatte nur dazu gedient, um unter dem Schutze desselben die ganze Armee Bazaines auf das rechte Ufer der Mosel zu ziehen und in Schlachtordnung aufzustellen. Am Nachmittag zwischen 4 bis 5 Uhr brachen sie in starken Kolonnen unter einem lebhaften Artilleriefeuer gegen die 1. Division (von Bentheim) vor, um sich einen Ausweg in nordöstlicher Richtung zu bahnen. Gleichzeitig ging das ganze 3. Corps (Leboeuf) der Armee Bazaines auf der Chaussee nach Saarlouis vor und bemächtigte sich des nur von einem Bataillon des 1. Infanterieregiments (Kronprinz) verteidigten Dorfes Noisseville.

Damit war der preußische Cernierungsgürtel bereits an einer Stelle durchbrochen; aber es lag nicht in der Absicht der preußischen Heerführer, den Franzosen Noisseville auch nur für eine Nacht zu überlassen. General von Memerty führte

* Siehe S. 434.

seine Ostpreußen von neuem gegen das Dorf vor, wo die Franzosen bereits starke Truppenmassen angehäuft hatten, und entriß es ihnen mit stürmender Hand.

Es folgte eine unheimliche, erwartungsvolle Nacht. Man glaubte, daß die Franzosen den Angriff auf Noisseville mit vermehrten Kräften erneuern und daß die gesamte Armee Bazaines hier mit Gewalt durchzubrechen versuchen würde. Prinz Friedrich Karl hatte sich zwar auf dem Schlachtfelde selbst von der bedrohten Lage des 1. Corps auf dem rechten Moselufer überzeugt und Verstärkungen zugesagt; da diese aber noch die Mosel zu überschreiten hatten, so blieb das 1. Corps mit der Division Kummer und der 28. Infanteriebrigade (von Schmeling) für die Nacht allein den Angriffen der ganzen Armee Bazaines ausgesetzt.

Alles wachte mit Gewehr in der Hand und hielt sich bereit, den Angriffsstößen des zum Äußersten entschlossenen Gegners die Stirne zu bieten.

Unter dem Schutze der Nacht gingen die Franzosen abermals zum Angriff vor. Auf der ganzen Linie entbrannte ein erbitterter Kampf. Besonders aber brachen sie in dichten Massen auf der Saarbrücker Chaussee vor, nahmen durch überraschenden Angriff mit weit überlegenen Kräften die nördlich dieser Straße gelegenen Dörfer Flanville und Retonfay und brachten auch Noisseville wieder in ihre Gewalt. Um den nötigen Raum zum Durchbruch der ganzen Armee zu gewinnen, hätten die Franzosen sich jetzt nur noch des in ihrer linken Flanke gelegenen, von den Preußen besetzten Dorfes Servigny, nördlich Noisseville, bemächtigen müssen. Sie setzten daher jetzt ihre ganze Kraft an die Eroberung desselben. Von allen Seiten drangen gleichzeitig große Massen im umfassenden Sturmangriff gegen dieses Dorf vor. Ein erbitterter Nachtkampf entspann sich in dem Dorfe selbst. Das Gewehrfeuer verstummte; nur das «En avant» der Franzosen, das preußische Hurra und ein finsteres, wildes Gewoge im Innern des Dorfes ließen darauf schließen, daß hier ostpreußische Kolben und französische Bajonette in furchtbarem Handgemenge gegeneinander wüteten. Auch die außerhalb des Dorfes stehenden preußischen Bataillone drangen unter Trommelschlag und Hurrarufen abermals in dasselbe ein und vertrieben die Franzosen aus den letzten Häusern. Alle weiteren Angriffe der Franzosen auf das Dorf wurden teils mit Kartätschen, teils mit dem Bajonett zurückgewiesen. Ebenso scheiterten die übrigen Vorstöße der Franzosen auf der ganzen Linie. Nach Mitternacht ward es wieder still auf dem Schlachtfelde. Man hörte nur das Werda? und Qui vive? der einander begegnenden Patrouillen, hin und wieder den letzten Seufzer eines Sterbenden.

Mit grauendem Morgen des 1. September begann der Kampf von neuem. Ein dichter Nebel lag auch hier, wie bei Sedan, über dem Felde und ließ nur die Türme der Dörfer und die Kuppen der Berge ungefähr erkennen. General

von Manteuffel hielt die Wiedereroberung von Noisseville für dringend geboten, um dem Feinde dieses Thor zu schließen. Aber der Feind hatte hier während der Nacht starke Truppenmassen angehäuft; die Umzäunung war von Schützen, Mann an Mann, besetzt, an den Eingängen waren Mitrailleusen aufgefahren. Dreimal wurden der Saum und auch ganze Teile des Dorfes genommen; aber immer brachte der Feind neue Kräfte vor, um das Dorf zu behaupten.

Inzwischen hatte das 9. Corps (von Manstein) in aller Frühe die Mosel überschritten. Die Artillerie der neu angekommenen Truppen wurde sogleich vorgezogen, 50 Geschütze vereinigten ihr Feuer gegen Noisseville und brachten zuvörderst die feindlichen Batterieen und Mitrailleusen zum Schweigen. Im Dorfe selbst schlugen die Flammen auf. Jetzt waren der Mut und die Kräfte der Franzosen erschöpft; einem neuen umfassenden Sturme vermochten sie nicht zu widerstehen. Um 9 Uhr war das Dorf, welches den blutigen Kämpfen bei Metz am 31. August und 1. September und in der dazwischen liegenden Nacht den Namen der Schlacht bei Noisseville gegeben, wieder in den Händen der Preußen. Hin und wieder entflackerte noch an einzelnen Stellen das Kleingewehrfeuer; aber es blieb bei Schützengefechten, mit denen der Feind seinen Rückzug hinter die Festungswerke zu decken suchte. Zuletzt dröhnten nur noch die tiefen Baßstimmen der Kanonenrohre auf Fort St. Julien.

Die Verluste des 1. Corps betrugen an diesem Tage 89 Offiziere, 2251 Mann an Toten und Verwundeten, diejenigen der Division Kummer 25 Offiziere, 408 Mann.

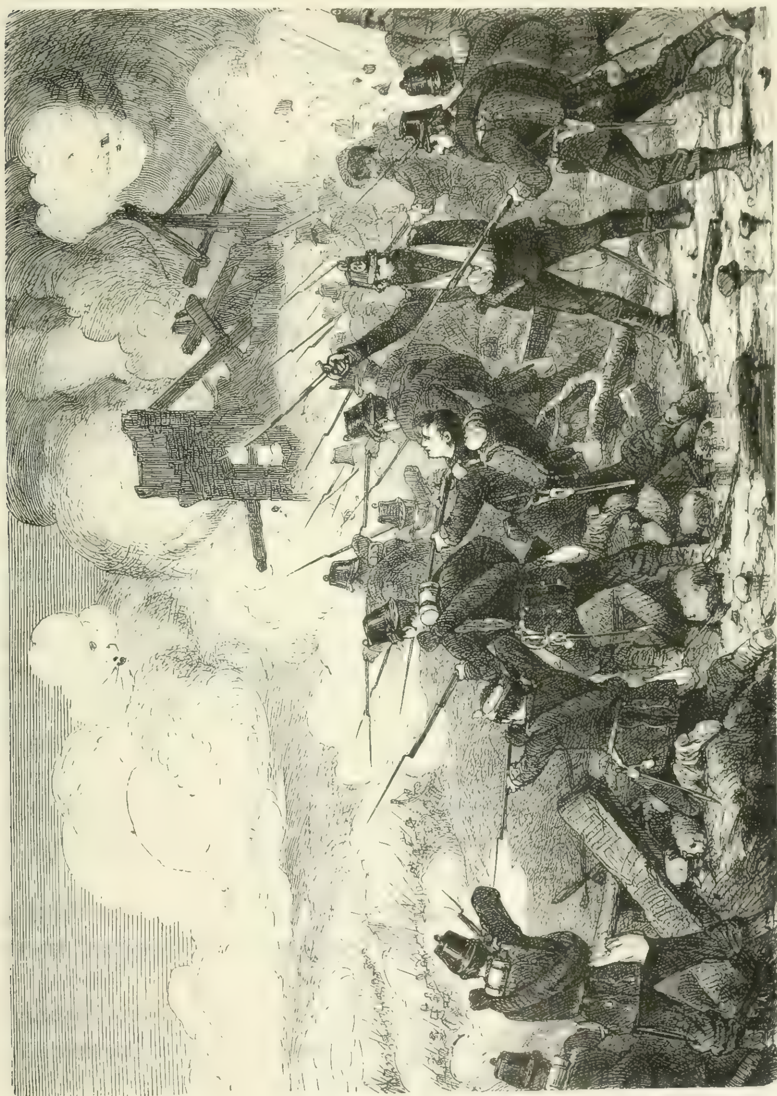
Die Lage Bazaines und seiner Armee gestaltete sich seit der Schlacht bei Noisseville von Tage zu Tage bedenklicher. Die Ausfälle, welche Bazaine im Laufe des September — teils in derselben Richtung wie am 1. September, teils nach Süden gegen Mercy-le-Haut (22. und 23. September) und Peltre (27. September) — unternahm, hatten keinen Erfolg. Überall fand er die einschließenden Truppen wachsam und kampfbereit. Der glücklichste brachte ihm vierzig gefangene — Ochsen ein, für 180000 hungernde Magen immer nur ein karger Bissen.

Nach dem Fall von Straßburg blieb dem Marschall nur der Versuch übrig, sich in nördlicher Richtung die Verbindung nach Thionville zu öffnen, um auf diesem Wege sich neue Zufuhren von Lebensmitteln, deren seine Armee so sehr bedurfte, zu verschaffen. Er hatte zu diesem Zweck unterhalb Metz fünf Brücken über die Mosel schlagen lassen, um die Verbindung zwischen beiden Ufern herzustellen, und schon am 2. Oktober einen Angriff auf dem linken Ufer in der Richtung auf St. Remy unternommen, wo soeben die Division Kummer die bisherige Besatzung abgelöst hatte. Der Angriff war abgeschlagen worden.

Bei der geringen Meinung, die man in Frankreich von der preußischen Landwehr hatte, versprach sich indessen Bazaine von einem neuen Vor-

ſtoß, zu dem er über 20000 Mann und einen Teil ſeiner beſten Truppen beſtimmte, den gewünſchten Erfolg.

Am Mittag des 7. Oktober brachen bedeutende Kräfte über Woippy und



Die Landwehrdiviſion Kummer bei Noiſſeville am 1. September.

Ladonchamps gegen die von der Poſener Landwehr beſetzten Vorpoſtenſtellungen von St. Remy, Les-Grandes-Tapes und Les-Petites-Tapes vor und ſetzten ſich nach kurzem Gefecht in Beſitz dieſer Dörfer. Gleichzeitig eröffnete Bazaine auf

dem rechten Ufer eine heftige Kanonade gegen Malroy und Charly, um das 10. Corps zu verhindern, Verstärkungen zur Unterstützung der Landwehrdivision auf das linke Ufer zu entsenden. Aber seine Absicht ward bald erkannt. Schon bei Beginn des Gefechts war die 38. Brigade (die Westfälischen Regimenter Nr. 16 und Nr. 57) auf das linke Ufer gezogen worden. Während jetzt der Rest der Division Kummer zur Unterstützung der Posener Brigade vorging, bemächtigten sich zwei Bataillone der braven „Hacketauer" im Bajonettangriff des Dorfes Maxe auf dem rechten Flügel der Franzosen, zwei andere westfälische Bataillone unterstützten den Angriff der Landwehr gegen die an der Straße gelegenen Dörfer, und durch das Holz von Woippy drang die 9. Infanteriebrigade (die Regimenter Nr. 8 und 48) in die linke Flanke des Feindes vor. Es waren zum Teil dieselben Regimenter, welche schon am Tage von Mars-la-Tour ihm ein mächtiges Halt zugerufen hatten, gegen deren Tapferkeit heute seine besten Truppen, darunter die alte kaiserliche Garde, vergebens ankämpften. Nach neunstündigem Gefechte mußte Bazaine sich unter den Schutz seiner Wälle zurückziehen.

An diesem Tage hatten auf preußischer Seite 65 Offiziere und 1665 Mann ihr Blut vergossen, davon kamen auf die Brandenburger 13 Offiziere und 355 Mann, also nahezu der vierte Teil. Die Verluste des Feindes waren sehr bedeutend.

Der Tag von Woippy war der letzte in der Reihe der großen Kampftage vor Metz. Umgittert und umschlossen, wie der Stier in der Arena, der bald hier, bald dort, aber immer vergebens gegen die Schranken anrennt, mußte sich der trutzige Marschall in sein Verhängnis ergeben. In den Lazaretten zu Metz befanden sich 19000 Verwundete und Kranke; die Zahl der letzteren nahm infolge der schlechten Nahrung täglich zu. Der Mangel an Lebensmitteln wurde mit jedem Tage fühlbarer; der größte Teil der Pferde war geschlachtet und aufgezehrt, der übrige Teil war abgemagert und kaum noch dienstbrauchbar. Die Artillerie hatte nicht mehr ihre volle Bespannung, die Kavallerie war größtenteils abgesessen. In immer größerer Zahl meldeten sich die Deserteure bei den preußischen Vorposten.

Nach dem Sturze Napoleons III. war wohl in Marschall Bazaine die Idee erwacht, selbst noch eine politische Rolle in Frankreich spielen zu wollen. Nach dem Kampfe bei Woippy schickte er seinen Adjutanten, General Boyer, mit einem geheimen Auftrage politischer Natur in das deutsche Hauptquartier nach Versailles. Ihm ward indessen durch Vermittelung des Oberbefehlshabers der Einschließungstruppen vor Metz, Prinzen Friedrich Karl, die Anzeige, daß man es im königlichen Hauptquartier aufgegeben habe, durch politische Unterhandlungen zu einem Resultate zu gelangen. Bazaine sah sich nunmehr veranlaßt, militärische Unterhandlungen mit dem Oberbefehlshaber der Cernierungsarmee anzuknüpfen. Die erste sechsstündige Zusammenkunft zwischen den beider-

seitigen Bevollmächtigten, Generalmajor von Stiehle und Divisionsgeneral Cissey, im Schlosse zu Frescaty (26. Oktober) führte noch zu keinem bestimmten Resultat. Am folgenden Tage wurden die Verhandlungen zwischen General von Stiehle und dem Chef des Generalstabs der Bazaineschen Armee, General Jarras, wieder aufgenommen, und am 27. Oktober abends um 11 Uhr wurde im Schlosse zu Frescaty die Kapitulation abgeschlossen, durch welche die ganze französische Rheinarmee — 173000 Mann, 3 Marschälle, 50 Generale, 6000 Offiziere aller Grade mit 541 Feldgeschützen und 66 Mitrailleusen — sowie die Festung Metz in ihrem noch völlig unbeschädigten Zustande mit ihrem reichen Kriegsmaterial, darunter gegen 2000 Geschützrohre und 300000 Chassepotgewehre, übergeben werden sollten.

Der 29. Oktober 1870 war der Ehrentag für die Armee des Prinzen Friedrich Karl, für Preußen und ganz Deutschland, an welchem Deutschland wiederum Frankreich vor den Thoren von Metz ablösen sollte auf dem Posten, den es seit 318 Jahren innegehabt hatte. Mit dem gehobenen Gefühl, welches das Bewußtsein, nach Kämpfen, Mühen und Entbehrungen endlich an einem großen Ziele angekommen zu sein, erweckt, aber mit ernstem Schweigen sahen die deutschen Krieger ihre besiegten Feinde vorüberziehen in die deutsche Kriegsgefangenschaft.

Von den Forts, die so lange Zeit auf die umlagernden deutschen Heere drohend herabgeschaut hatten, wehte die preußische Fahne hoch in die Lüfte, und die tapfere Division Kummer hielt ohne Triumphgepränge, aber mit festem Tritt unter den Klängen vaterländischer Weisen, durch die finsteren Festungsthore ihren Einzug in Metz.

König Wilhelm sprach aus Anlaß dieses bedeutungsvollen Ereignisses durch einen Armeebefehl (28. Oktober) sämtlichen Offizieren und Soldaten der verbündeten deutschen Heere seinen Dank für ihre bisherigen Leistungen in dem Kriege gegen Frankreich aus; er dankte den beiden Hohenzollernprinzen, welche Armeen in diesem Kriege befehligt hatten, seinem Sohn und seinem Neffen, dem Kronprinzen und Prinzen Friedrich Karl, durch Ernennung zu Generalfeldmarschällen (der erste Fall im königlichen Hause), seinem Chef des Generalstabs der gesamten Armee, General von Moltke, durch Erhebung in den Grafenstand.

Es war von hoher Wichtigkeit, daß die Kapitulation von Metz gerade in diesem Augenblick eintrat und daß die deutsche Heeresleitung jetzt die Truppen der Einschließungsarmee zur Verfügung hatte, als die neu gebildeten Heere aus den Provinzen Frankreichs sich von verschiedenen Seiten zum Entsatze der Hauptstadt Paris in Bewegung gesetzt hatten. Während das 7. Corps zur Besetzung von Metz und zur Einschließung der kleineren Festungen an der Nordostgrenze Frankreichs zurückblieb und das 2. Corps zur Verstärkung der Cernierungsarmee nach Paris abrückte, wandte sich General von Manteuffel mit dem 1. und 8. Corps gegen die französische Nordarmee unter Faidherbe.

Prinz Friedrich Karl aber zog mit dem 3., 9. und 10. Corps in Eilmärschen nach der Loire, wo im Augenblick die nächste Gefahr drohte. —

Die Kämpfe an der Loire. Der erste Versuch der französischen Loire-Armee unter General La Motterouge, von Orleans aus gegen Paris vorzudringen und die deutsche Cernierungsarmee im Rücken anzugreifen, war gescheitert, da General von der Tann derselben mit der von der Ersten Armee (am 6. Oktober) abgezweigten Armeeabteilung (dem 1. bayrischen Corps, der 22. Infanteriedivision und der 2. und 4. Kavalleriedivision)* entgegenrückte und sie am 9. Oktober in dem Treffen bei Artenay, nordöstlich vor dem Walde von Orleans, schlug. Der Feind zog sich mit Verlust von 2000 Gefangenen und drei Geschützen nach Orleans zurück.

Am 11. Oktober rückte das von der Tannsche Corps in Verbindung mit der 22. Infanteriedivision (von Wittich) gegen Orleans vor. Thüringer (vom Infanterieregiment Nr. 32) und Bayern erstürmten den Bahnhof und die Vorstadt St. Jean. Eine bayrische Batterie fuhr gegen die Stadt auf. Da erschien eine Deputation, den Bischof Dupanloup und den Maire an der Spitze, und bat um Schonung für die Stadt, welche von den französischen Truppen geräumt sei. Gegen 8 Uhr abends hielten die deutschen Truppen ihren Einzug in Orleans. Sie biwakierten auf den Plätzen der Stadt, ihre Wachtfeuer beleuchteten das Reiterstandbild der Jungfrau von Orleans.

General de la Motterouge trat den Rückzug auf dem linken Ufer der Loire durch die sumpfige Sologne auf Bourges an.

Da auch andere feindliche Streifcorps sich im Norden und Nordwesten von Orleans gezeigt hatten, so wurde die 22. Infanteriedivision und die Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht von Preußen entsendet, um ihnen den Weg nach Paris zu verlegen. General von Wittich marschierte nach der Einnahme des verschanzten und verbarrikadierten Städtchens Chateaudun (18. Oktober) nach Chartres und besetzte diesen Ort, welcher den Mittelpunkt des Getreidehandels in der fruchtbaren Landschaft Beauce, der sogenannten „Kornkammer Frankreichs," bildet.

Die Aufgabe des von der Tannschen Corps war mit der Einnahme von Orleans und der Besetzung von Chartres erfüllt; ein weiteres Vorgehen über die Loire lag nicht im Plane der deutschen Heeresleitung; nur Kavallerie wurde zur Beobachtung des Feindes auf das linke Ufer vorgeschoben. Die Truppen verblieben in ihren Stellungen, um einem etwaigen erneuten Vordringen der Loire-Armee gegen Paris zu begegnen.

Der General de la Motterouge aber hatte mit Orleans zugleich sein Kommando verloren, an seine Stelle trat General Aurelles de Paladine, ein alter

* Vergl. S. 475.

Divisionsgeneral aus dem Krimkriege, mit der Weisung, die Fehler seines Vorgängers wieder gut zu machen.

Von den seit der Katastrophe von Sedan in Frankreich neugebildeten Heerkörpern war allerdings die Loire-Armee diejenige, welche die kriegstüchtigsten Elemente in sich hatte. In ihr bildeten die aus dem Kirchenstaate und aus Algerien zurückgezogenen Truppen den Hauptkern, hierzu kamen die Besatzungen einiger Plätze im Innern Frankreichs, ferner die Truppen aus den Depots, welche den Ersatz für den eigentlichen Kriegsverlust zu bilden hatten, neugebildete Marschbataillone und endlich ein Teil Mobilgarden, welche nichts mitbrachten als im günstigsten Falle den guten Willen und ein gutes Gewehr. Durch die letzteren wurde die Stärke der Loire-Armee unter Aurelles de Paladine gegen Ende des Oktober wieder bis auf ca. 100000 Mann gebracht.

Schon zu Anfang des November erfuhr General von der Tann, daß die Loire-Armee in bedeutender Stärke im Vorrücken gegen Orleans sei. Er räumte daher Orleans (8. November) und zog nun die 22. Division (von Wittich) von Chartres zu seiner Verstärkung an sich. Aber noch ehe diese zu ihm stoßen konnte, sah er sich bei Coulmiers (9. November) auf seinem Rückzugswege von der Hauptmacht der Loire-Armee angegriffen. Obgleich die Überlegenheit des Feindes beinahe das Vierfache betrug, leisteten die Bayern hartnäckigen Widerstand und zogen sich dann langsam, in vollster Ordnung auf Artenay und von da auf Toury, an der Straße und Eisenbahn, die von Orleans nördlich über Artenay und Angerville nach Paris führen, zurück. Der Verlust der Bayern in diesem Gefechte betrug 42 Offiziere, 667 Mann; auf ihrem Rückzuge fielen zwei Geschütze, die eine falsche Wegerichtung eingeschlagen hatten, in die Hände der Franzosen, welche nun in den Siegesberichten der letzteren als Trophäen glänzten. Die Regierung der nationalen Verteidigung frohlockte über den „Sieg," den Gambetta als den Beginn einer neuen Ära begrüßte, Aurelles de Paladine, der 67jährige Greis, wurde als eine zweite Jungfrau von Orleans gefeiert. Ganz Paris prangte im Flaggenschmuck, in allen Kaffeehäusern wurde von Tischen und Büffetts herab die Siegesbotschaft verlesen, man vergaß Trübsal und Hungersnot und schwelgte in Roßbraten und Mäusepasteten.

Es war eine eigentümliche Laune der Kriegsgöttin, daß sie gerade zu einer Zeit den Franzosen zum erstenmal ein lächelndes Gesicht zeigte, als die durch den Fall von Metz frei gewordenen Armeen schon ihren Marsch in das Innere Frankreichs angetreten hatten und die Aussicht auf eine günstige Wendung des Krieges völlig schwinden machten; denn zu derselben Zeit, als Paris den glänzenden Sieg von Coulmiers feierte, führte bereits der Feldmarschall Prinz Friedrich Karl die Zweite Armee auf Eilmärschen über Pont-à-Mousson, Commercy und Troyes an die Loire heran.

Gleichzeitig waren auch schon von der deutschen Heeresleitung Maßregeln getroffen, um der augenblicklichen Gefahr, welche durch Vereinigung der Loire-Armee mit den von Le-Mans her im Anmarsche begriffenen Mobilgarden des Generals Keratry sogar für das Hauptquartier in Versailles hätte erwachsen können, zu begegnen. Es war ein neues, das 13. Corps, — bestehend aus der 17. Division (von Treskow) und zwei Kavalleriedivisionen (von Rheinbaben und Graf Stolberg) — unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin gebildet worden und aus dem Lager vor Paris zur Verstärkung von der Tanns aufgebrochen. Dasselbe hatte sich mit dem Tannschen Corps bei Toury vereinigt, wo der Großherzog den Oberbefehl über die vereinigte Armee-Abteilung übernahm. In den Stellungen vor Paris wurden die abgezogenen Truppen durch das von Metz eintreffende 2. (pommersche) Corps ersetzt.

General Aurelles hatte es inzwischen vorgezogen, nicht über Orleans hinaus vorzugehen, sondern sich dort zu verschanzen und neue Zuzüge abzuwarten, die denn auch, dank den Verordnungen Gambettas, in so reicher Zahl ankamen, daß die Loire-Armee jetzt den ungeheuern Stand von 250000 Mann — allerdings nicht ausgebildeten Kriegern — erreichte. Was nur marschieren konnte, wurde zur Loire-Armee geschickt, gleichviel wie es ausgerüstet und ausgebildet war. Einige führten das Miniégewehr, andere Chassepots und Remington, viele auch noch Revolver und Dolche. Fast alle trugen die kurze Tunika und eine dicke wollene Bluse, schwarz, grün, blau, braun, alles meist dunkelfarbig, viele trugen auch rote oder blaue Schärpen um den Leib. Die größte Mannigfaltigkeit herrschte in Bezug auf die Kopfbedeckung; man sah Tirolerhüte, Kalabreser, Käppis in allen Formen. Am wildesten sahen die Franctireur- und andere Freibanden aus, unter denen sich Italiener, Spanier, Araber, Griechen, Türken, Brasilianer, Montevideaner, Nordamerikaner und Kanadier befanden, um unter Frankreichs Fahnen für die europäische Civilisation zu kämpfen. Die meisten von ihnen waren theatralisch ausstaffiert und erinnerten mehr an Fra Diavolo und Rinaldini als an Soldaten.

General Aurelles hatte seinen linken Flügel eine Bewegung nach Nordwesten ausführen lassen, um die Verbindung mit den vorgeschobenen Mobilgarden des Generals Keratry zu suchen, vielleicht auch um durch dieses Manöver den Großherzog von Mecklenburg in der Richtung nach Westen abzuziehen und dann mit seiner Hauptmacht, welche in einer durch Schanzen und Verhaue gesicherten Stellung nördlich Orleans auf der Linie von Montargis bis Orgères, d. i. in einer Ausdehnung von 10 bis 11 Meilen, versammelt stand, den Hauptstoß in der Richtung auf Paris gegen die deutsche Cernierungsarmee auszuführen.

Der Großherzog von Mecklenburg war in der That der Bewegung des linken Flügels der Loire-Armee in westlicher Richtung gefolgt und hatte in verschiedenen Gefechten bei Dreux, Chateauneuf-aux-Thymerais, La-Loupe

und Bretoncelles (17. bis 20. November) die feindlichen Mobilgarden vor sich her getrieben. Unterdessen war der Prinz Friedrich Karl von Troyes über Sens und Nemours gegen die Hauptmacht der Loire-Armee vorgerückt und hatte bereits am 21. November sein Hauptquartier in Pithiviers. Die Hauptaufgabe des Prinzen war jetzt, die Vereinigung mit der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg zu suchen, um dann mit vereinten Kräften gegen den Hauptstützpunkt der weit ausgedehnten feindlichen Stellung, Orleans, vorzugehen.

Der Prinz beschloß deshalb, sich durch einen Rechtsabmarsch nach Westen über Pithiviers auf Toury der Armeeabteilung des Großherzogs zu nähern, der seinerseits mittels einer Schwenkung nach Südosten von Nogent-le-Rotrou die Vereinigung mit der Zweiten Armee zu erreichen suchte. Noch ehe der Prinz Friedrich Karl die obige Bewegung auszuführen vermochte, wurde von seiner Armee das 10. Corps bei Beaune-la-Rolande (28. November) durch einen großen Teil der Loire-Armee, welche auf der Straße Orleans-Fontainebleau durchbrechen wollte, heftig angegriffen. Der großen Überlegenheit des Feindes gegenüber mußten die braven Hannoveraner, die hier zum erstenmal unter preußischen Fahnen kämpften, tapfer ausharren, bis gegen Abend die 5. (brandenburgische) Division (von Stülpnagel) und die 1. Kavalleriedivision (von Hartmann) zu ihrer Unterstützung auf dem Schlachtfelde eintrafen und der Feldmarschall Prinz Friedrich Karl durch sein persönliches Eingreifen die Schlacht siegreich entschied. 1000 Tote und 4000 Verwundete mußte der Feind auf dem Schlachtfelde zurücklassen, darunter ganz junge Bürschchen, die kaum die Flinte laden und abdrücken gelernt hatten. 1000 Gefangene wurden von den Preußen gemacht, deren eigener Verlust an Toten und Verwundeten noch nicht 1000 Mann betrug.

Auch der Großherzog von Mecklenburg konnte den Anschluß an die Zweite Armee nicht ohne eine neue Schlacht erreichen, die er bei Bazoches-les-Hautes (2. Dezember) einigen Corps der Loire-Armee lieferte. Nachdem der Feind auch in diesem Treffen mit Verlust von vielen hundert Gefangenen und elf Geschützen geworfen und damit die Verbindung zwischen beiden Armeen hergestellt war, beschloß der Prinz Friedrich Karl für den 3. Dezember mit seiner vereinigten Macht ein konzentrisches Vorrücken auf mehreren Straßen gegen Orleans. Auf einen hartnäckigen Widerstand stießen bei diesem Vorrücken die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg und die Truppen des 9. (schleswig-holsteinschen) Corps (von Manstein) bei Chevilly und Chilleurs-aux-Bois am Eingange des Waldes von Orleans; aber auch hier mußte der Feind mit Verlust von vielen Gefangenen und einigen Geschützen das Feld räumen. Eine Kavalleriebrigade unter Generalmajor von Bernhardi, bestehend aus dem Westpreußischen und dem Thüringischen Ulanenregiment (Nr. 1 und Nr. 6), ritt zwei noch ungebrochene Bataillone nieder,

sprengte drei Eskadrons und eroberte zuletzt noch eine Batterie von vier Geschützen — „und das alles in einem Atem," wie König Wilhelm der Königin Augusta schrieb. Auch von der Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht von Preußen brach der Rittmeister Graf Wartensleben mit seiner Eskadron plötzlich, wie Zieten aus dem Busch, gegen eine feuernde Batterie vor und führte sie samt Bedienung und Bespannung fort. Graf Wartensleben defilierte darauf mit seinen braunen Husaren, die eroberte Batterie in der Mitte, vor dem Großherzog. Alle Regimenter, an denen er vorüberkam, schwangen die Helme, und die Musikchöre bliesen Tusch. Wie würden sich der alte Zieten und der kühne Seydlitz über diese echtpreußischen Reiterthaten gefreut haben, wenn sie von droben hätten zuschauen können! Am Abend lagerte die ganze Hauptmacht des Prinzen in einer Front von zwei Meilen auf den winterlichen Feldern drei Stunden vor Orleans.

Am folgenden Tage (4. Dezember) rückten die deutschen Truppen fechtend immer näher gegen die altberühmte Stadt vor, deren Wälle so oft „das Glück der Feinde scheitern" sahen. Am Nachmittag stürmten Truppen des 9. Corps den befestigten Bahnhof von Orleans und die Vorstadt St. Jean-la-Ruelle, und gegen Abend standen die sämtlichen Corps bereit zum Sturm auf die Stadt. Der General Martin de Pallières, der in Orleans kommandierte, sah ein, daß jeder Widerstand nur unnützes Blutvergießen sein würde, und räumte die Stadt, während von der anderen Seite her schon die deutschen Truppen nachrückten. Sie fanden die Straßen und Häuser noch voll von Verwundeten und Flüchtlingen. Die Zahl der Gefangenen stieg bis auf 18000; 77 Geschütze waren erobert und 4 bewaffnete Kanonenboote auf der Loire genommen worden. Die Loire-Armee war durch die Einnahme von Orleans in zwei große Heertrümmer auseinandergesprengt worden, die auf beiden Seiten der Loire ihren Rückzug antraten, teils gegen Süden durch die sumpfige Sologne in der Richtung auf Bourges, teils gegen Westen über Blois und durch den Wald von Marchenoir auf Le-Mans, auf allen Straßen von den siegreichen deutschen Heeren auf den Fersen verfolgt. General Aurelles de Paladine erhielt seine Entlassung. General Chanzy erhielt den Oberbefehl über die erstere Hälfte der ehemaligen Loire-Armee, General Bourbaki vorläufig den Oberbefehl über die andere Hälfte. Der Prinz Friedrich Karl verfolgte unter beständigen siegreichen Gefechten die Heeresabteilung des Generals Chanzy zunächst bis Blois, welche Stadt von den deutschen Truppen am 13. Dezember besetzt wurde.

Die Regierungsdelegation zu Tours verlegte bei der drohenden Nähe der deutschen Truppen ihren Sitz nach Bordeaux. Hier fand sie ein angenehmeres Klima, guten Wein und — keine Ulanen. —

Die Kämpfe um Le-Bourget; die Lage von Paris Ende Oktober 1870. Die Hoffnungen, welche General Trochu und die Pariser Bevölkerung

auf das erste Eingreifen der Loire-Armee gesetzt hatten, waren durch den Zug von der Tanns vereitelt worden. Trochu beschloß deshalb, seinen nächsten Ausfall nicht mehr nach Süden, sondern nach Nordosten, wo das Gardecorps seine Stellungen hatte, zu richten. Am 28. Oktober griff der General de Bellemare von Aubervillers her den von den Vorposten des Gardecorps besetzten Flecken Le-Bourget an und bemächtigte sich desselben durch Überfall.

Dieses an sich unbedeutende Vorpostengefecht hatte bald ernstere Folgen. Die Franzosen setzten sich in größeren Massen an dem Orte fest und richteten ihn durch Barrikaden und Schießscharten in der Umfassungsmauer zur hart-



Preußische Ulanen.

näckigen Verteidigung ein. Der Versuch, sie durch Artilleriefeuer wieder zu vertreiben (29. Oktober), hatte keinen Erfolg. Da eine so starke Ansammlung feindlicher Truppen nahe vor der Cernierungslinie der deutschen Armeen bedenklich war, so erhielt der kommandierende General des Gardecorps, Prinz August von Württemberg, den Befehl, Le-Bourget wieder zu nehmen. Er bestimmte dazu die 2. Gardedivision unter General von Budritzky, welche aus den vier Gardegrenadierregimentern Kaiser Alexander, Kaiser Franz, Königin Elisabeth und Königin Augusta bestand. Zugeteilt war der Division außerdem noch das Gardeschützenbataillon sowie eine größere Anzahl von Batterieen, um den Angriff durch Artilleriefeuer gehörig vorzubereiten.

Die Truppen bildeten drei Kolonnen zum Angriff, auf dem rechten Flügel zwei Bataillone Kaiser Franz unter Major von Derenthal bei Dugny, im

Centrum vier Bataillone Königin Elisabeth und Königin Augusta unter Oberst Graf Kanitz bei Pont-Iblon am Moreebach, auf dem linken Flügel zwei Bataillone Kaiser Alexander, sowie die Gardeschützen unter Oberst von Zeuner bei Le-Blanc-Mesnil. Der Rest der Division blieb in Reserve.

Alle Eingänge von Le-Bourget waren durch Barrikaden geschlossen; den nördlichen, welchen die Kolonne des Grafen Kanitz anzugreifen hatte, sperrte eine hohe Barrikade quer über die Hauptstraße, die aus den nächsten stark besetzten Häusern verteidigt ward. In die Umfassungsmauern des Ortes mußten erst Pioniere den stürmenden Grenadieren Mauerlücken brechen. Alle drei Kolonnen brachen gleichzeitig in Bourget ein; hier aber entspann sich ein blutiger Straßen- und Häuserkampf. Zu den Tapferen, welche in demselben ihr Leben einbüßten, gehörte der Kommandeur des 4. Gardegrenadierregiments Königin Augusta, Oberst Graf Waldersee, der kürzlich erst von seinen bei Gravelotte erhaltenen Wunden genesen war. Die kleinen Franzosen waren im Handgemenge den Riesen der preußischen Garde nicht gewachsen und erlagen unter ihren Faust- und Kolbenschlägen. Die einzige Rückzugsstraße, welche die von drei Seiten gleichzeitig eingedrungenen Sturmkolonnen der französischen Besatzung offen gelassen hatten, war diejenige nach St. Denis; aber sie lag unter dem Feuer der preußischen Granaten, welche den Rückzug beschleunigten und in wilde Flucht verwandelten. Halbwegs stieß der flüchtige Haufe auf starke französische Truppenteile, die, von St. Denis kommend, der Besatzung von Le-Bourget zu Hilfe eilten. Aber auch diese wurden von den Fliehenden fortgerissen und bildeten bald mit ihnen zusammen einen verworrenen Menschenknäuel. Vergeblich suchten die Offiziere, ihre Mannschaften zum Stehen zu bringen; niemand hörte sie, niemand gehorchte. Näher und näher wälzte sich die Menschenwoge den schützenden Wällen von St. Denis; jetzt war sie dahinter verschwunden, und nur Verwundete und Nachzügler blieben auf dem mit Waffen aller Art besäeten Felde zurück.

Beiderseitig war der Verlust groß. Die Gardedivision verlor in dem siebenstündigen Kampfe 39 Offiziere (darunter 13 tot) und 450 Mann. Von den Franzosen blieben etwa 500 Mann tot und verwundet, 1300 Mann (darunter 40 Offiziere) fielen in Gefangenschaft.

Seit jenem Tage ward die Physiognomie von Paris immer düsterer. Die Folgen der sechswöchigen Einschließung machten sich allmählich fühlbar, Handel und Verkehr stockten gänzlich, die Lebensmittel stiegen im Preise; an Stelle des prahlerischen Heroismus griff eine kühle Überlegung Platz. Ein finsterer Geist hatte sich der Pariser Volksmassen und eines Teiles der Nationalgarden bemächtigt, welche von einem Flourens, Blanqui, Ledru-Rollin, Felix Pyat und anderen Volksbeglückern bearbeitet wurden. Er äußerte sich zunächst in dem Unwillen gegen gewisse Maßregeln der „Regierung der nationalen Ver-

teidigung"; später schrieben diese Männer ganz offen das Stichwort „die Kommune" auf ihr Banner und verstanden darunter die Einsetzung eines Gemeinderats und Wohlfahrtsausschusses, wie zur Zeit der Pariser Schreckensherrschaft in der ersten Revolution (1792).

In solcher Stimmung trafen die Bevölkerung die Unglücksnachrichten vom Kriegsschauplatze, die Einnahme von Orleans durch die Deutschen (11. Oktober), die Flucht von Le-Bourget (30. Oktober), endlich die Kunde von der Kapitulation Bazaines und dem Fall von Metz (27. Oktober), welche die herrschende Gärung zum offenen Ausbruche brachten. Bewaffnete Volkshaufen, vermischt mit Nationalgarden der aufrührerischen Viertel Belleville und La-Villette, drangen unter Führung von Flourens, Felix Pyat und anderen lärmend in den Sitzungssaal des Stadthauses ein und forderten die dort anwesenden Regierungsmitglieder zur Abdankung auf. Jules Favre, Simon, Garnier-Pagès und andere wurden gegen eine Fensterbrüstung gedrängt, von Bewaffneten umringt und bis tief in die Nacht unter Schmähungen und Drohungen festgehalten. Unterdessen rissen sich draußen vor dem Stadthause einzelne Bataillone der Nationalgarde mit den Flourensschen Banden umher, ohne daß Blut floß. Endlich mußten die letzteren weichen, und die gefangenen Regenten wurden befreit. Dennoch war die Regierung zu schwach, um die Aufrührer zur Rechenschaft zu ziehen. Sie ließ bei der Pariser Bevölkerung eine Abstimmung vornehmen, ob sie noch ihr Vertrauen besitze oder nicht. 557976 stimmten mit Ja, 62638 mit Nein. Mit diesem billigen Triumphe zufrieden, betrieb jetzt die Regierung der nationalen Verteidigung mit verstärktem Eifer die Kriegsrüstungen.

In denselben Tagen, als diese aufrührerischeu Scenen in Paris spielten, hatte Herr Thiers das deutsche Hauptquartier besucht und im Auftrage der französischen Republik den Frieden oder doch einen Waffenstillstand zu vermitteln versucht. Seine Sendung war jedoch an den übertriebenen Ansprüchen seiner Auftraggeber gescheitert.

Die Maßregeln, welche die Regierung der nationalen Verteidigung oder vielmehr deren energischstes Mitglied, der Diktator Gambetta, jetzt ergriff, trugen einen verzweifelt revolutionären Charakter. Außer den sogenannten Volksheeren, die aus den Provinzen zum Entsatze der Hauptstadt in Bewegung gesetzt wurden, vertraute der Diktator das Schicksal der französischen Nation den zahlreichen Banden der Franctireurs und Eclaireurs an, die unter den abenteuerlichsten Namen und in dem lächerlichsten theatralischen Aufputze für die Sache der Republik zum Kampfe sich stellten. Da finden wir die Freicorps der Vogesen, der Pyrenäen, der Vendée, die Schützen von Montevideo, der Tirailleure der Republik, die Schar der Totengräber, die Legion der Schweiger, welche bei den Ausfällen aus Paris in zweiter Linie folgen und die fliehenden Franzosen mit dem Dolche durchbohren sollten u. s. w.

Um diesen Banden doch eine gewisse einheitliche Leitung zu geben, wandte sich die französische Regierung an einen berühmten Fremden, den kühnen italienischen Parteigänger Garibaldi. Der alte Vorkämpfer der Unita Italia, der auf der Felseninsel Caprera friedlich Kohl baute, hörte die Sirenenklänge des Wortes „Republik," legte den Spaten nieder und fuhr über die See, um sich mit Gambetta die Hand zu reichen. Er erhielt von ihm das Kommando über die sämtlichen irregulären Truppen auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz und über eine Brigade der Mobilgarden.

Während die Volksheere der Republik aus den Provinzen zum Entsatze der Hauptstadt in Bewegung gesetzt wurden, brachen aus den Mauern der umlagerten Riesenfestung gewaltige Heersäulen hervor, um sich Bahn ins Freie zu öffnen und sich mit jenen zu vereinigen. Ein solcher Massenausfall wurde während des zweiten Vormarsches der Loire-Armee auf Paris (30. November) gegen die Stellungen der Württemberger und Sachsen bei Brie und Champigny vor der Ostfront von Paris gerichtet; aber sowohl dieser, als alle späteren Versuche scheiterten an dem ehernen Umschließungswall der deutschen Armeen. Schon machte unter der Bevölkerung der eingeschlossenen Hauptstadt der Hunger sich fühlbar, und die täglich bei dem Belagerungsheere eintreffenden langen Wagenzüge mit schwerem Geschütz ließen erkennen, daß das ernsteste Wort in diesem Kriege noch nicht gesprochen war. —

Von den Kriegsschauplätzen in den Provinzen bis zum Schluß des Jahres 1870. Nach dem Plane Gambettas sollten außer der Loire-Armee noch zwei andere, die Nordarmee unter General Faidherbe von Lille her, die Westarmee unter General Keratry von Alençon her zum Entsatze der französischen Hauptstadt operieren. Gegen die erstgenannte Armee war General von Manteuffel mit der Ersten Armee von Metz aus schon zu Anfang des November in Marsch gesetzt worden. Die letztere bestand aus dem 8. Corps (General von Goeben) und einem Teile des 1. Corps, da der andere Teil dieses Corps mit der Einnahme der Festungen La-Fère und Mezières beauftragt worden war. Von der vorausstreifenden Kavallerie erhielt General von Manteuffel im Schloß zu Compiègne die Meldung, daß ansehnliche feindliche Truppenmassen sich bei Amiens und Rouen versammelten. General von Manteuffel richtete infolgedessen seinen Marsch gegen den letzteren Ort und schlug am 27. November die Armee des Generals Faidherbe bei Moreuil, südlich von Amiens, trotz ihrer großen Überlegenheit mit schweren Verlusten in voller Auflösung gegen Norden zurück. Am 28. November besetzte das Goebensche Corps Amiens, die alte Hauptstadt der Pikardie, und eroberte am 29. November die daselbst liegende alte Citadelle. Manteuffel ließ den Feind nur durch schwache Abteilungen verfolgen und wandte sich mit der Hauptmasse seiner Armee westwärts gegen Rouen, die alte Hauptstadt der Normandie, zog auf dem Marsche

die Abteilungen des 1. Corps von Mezières und La-Fère an sich und besetzte nach wiederholten kleinen Gefechten (4. und 5. Dezember), in welchen das 8. Corps viele Gefangene machte, auch einige Geschütze erbeutete, am 6. Dezember Rouen. Am 9. Dezember ließ Manteuffel auch die Hafenstadt Dieppe besetzen, so daß die Flagge des Norddeutschen Bundes zum erstenmal am Kanal La-Manche aufgezogen wurde.

Unterdessen hatte General Faidherbe die Zeit des Abmarsches Manteuffels nach der Normandie benutzt, um die Vorbereitungen zu einer neuen Operation in den Rücken der Cernierungsarmee vor Paris zu treffen, während Trochu gleichzeitig durch einen Massenausfall nach Norden und Nordosten gegen die Fronten derselben ihm die Hand bieten und sich die Straße Senlis-Ham öffnen wollte. Wirklich waren dem General Faidherbe während des Abmarsches Manteuffels nach der Normandie einige kleine Nackenschläge gegen die deutschen Truppen geglückt. So wurde St. Quentin von französischen Abteilungen besetzt, die Gegend der kürzlich von den deutschen Truppen eingenommenen kleinen Festung La-Fère unsicher gemacht, und in dem Städtchen Ham, das seine Berühmtheit einem alten Gefängnisturm und dessen Bewohnern aus verschiedenen Zeiten, von der Jungfrau von Orleans bis zum Prinzen Louis Napoleon (1840—1846), verdankt, gelang es den Franzosen sogar, eine deutsche Feldeisenbahnabteilung mit der Bedeckung gefangen zu nehmen und nach Lille abzuführen. Sobald General von Manteuffel von dem Aufbruche Faidherbes Meldung erhalten hatte, eilte er sofort aus der Normandie mit dem größten Teile seiner Armee herbei, um ihm den Weg zu verlegen. Unweit des ersten Schlachtfeldes kam es am Tage vor Weihnachten zu einer zweiten Schlacht bei Amiens, an der Hallue. Faidherbe wurde nach heftigem Kampfe abermals zum Rückzuge genötigt, den er auf Arras und Douay über Bapaume antrat. Am ersten Weihnachtsfeiertage begann Manteuffel die Verfolgung, erreichte am 25. Bapaume und setzte sie in der Richtung auf Arras fort. Damit war die Hoffnung der Machthaber in Paris auf eine Entsetzung der Hauptstadt von Norden her vereitelt. Auch eine Reihe von Festungen im nordöstlichen Frankreich fiel in dieser Zeit in preußische Hände. Soissons hatte schon am 16. Oktober, Verdun am 8. November seine Thore geöffnet; die kleine Festung La-Fère, bekannt als Sitz der ersten Artillerieschule Frankreichs, an der Eisenbahn zwischen Laon und St. Quentin, kapitulierte am 27. November. Am 24. November kapitulierte Thionville, am 13. Dezember Pfalzburg, am 14. Montmedy.

Von der ehemaligen Loire-Armee hatte ein Teil unter General Chanzy sich in der Gegend von Vendome hinter dem Loir, einem Zufluß der Loire, versammelt. Sowohl das 10. Corps von der Armee des Prinzen Friedrich Karl als die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg hatten deshalb

ihren Marsch gegen Vendome gerichtet, und General Chanzy schien willens, ihnen hier eine Schlacht zu liefern. Aber in einem nächtigen Kriegsrat der französischen Generale (15./16. Dezember), dem auch Gambetta beiwohnte, wurde beschlossen, daß Chanzy Vendome räumen und den Rückzug auf Le-Mans fortsetzen solle. Prinz Friedrich Karl dehnte die Verfolgung mit seiner Hauptmacht nicht weiter gegen Westen aus, sondern ließ nur die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg und das 10. Corps auf der Linie von Chartres bis Blois, Chanzy gegenüber, stehen; er selbst verlegte sein Hauptquartier nach Orleans und hielt den Hauptteil seiner Armee bereit, um einem etwaigen erneuten Vordringen Bourbakis über Orleans auf Paris entgegenzutreten.

Bei den Beschlüssen des französischen Kriegsrats in Vendome (15./16. Dezember), nach denen Chanzy seinen Rückzug auf Le-Mans fortsetzen sollte, war indessen nicht allein die Rücksicht maßgebend gewesen, daß Chanzys Heer zur Zeit nicht mehr in der Verfassung war, eine Schlacht liefern zu können, sondern man verband damit zugleich andere Pläne. Gambetta hoffte, daß Chanzy durch seinen Rückzug die Armee des Prinzen Friedrich Karl nach sich ziehen und daß Bourbaki, der sich bekanntlich mit dem anderen Teile der gesprengten Loire-Armee nach Bourges zurückgezogen hatte, freie Hand zu einem neuen, kühnen Unternehmen erhalten sollte. Bourbaki sollte seine Heertrümmer bei Bourges und Nevers sammeln und sich über Besançon nach dem Elsaß wenden, das belagerte Belfort entsetzen und über den Oberrhein in Süddeutschland einfallen.

Bei dieser Operation stand der Bourbakischen Armee nur das 14. Corps unter General von Werder gegenüber, welches nach dem Falle von Straßburg aus den Belagerungstruppen — mit Ausnahme der Gardelandwehrdivision, die wir schon vor Paris eintreffen und kämpfen sahen — gebildet worden war (daher größtenteils badische Truppen) und auf einem raschen, kühnen Zuge über die Vogesen von Straßburg bis Dijon das Elsaß und Vogesengebiet von den Franctireurbanden gesäubert hatte, welche diese Gegenden unsicher machten. In Dijon (31. Oktober) hielt das kleine Werdersche Herr in seinem Siegeslauf für die nächste Zeit inne. Mittlerweile wurde von der diesem Corps zugeteilten Division von Schmeling nach einer zweitägigen Beschießung Schlettstadt (24. Oktober) und nach einer achttägigen Belagerung Neu-Breisach (10. November) zu Falle gebracht. Die militärische Unterwerfung des Elsaß war damit beinahe vollendet. Nur das starke Belfort mit seinem befestigten Lager, der Schlüssel zu den Pässen der Hochvogesen und des Jura und der Hauptwaffenplatz für die Franctireurs in diesem Gebiete, machte den deutschen Heeren die Herrschaft des Elsaß noch streitig. Mit dem 3. November begann die Cernierung von Belfort durch die Reservedivision von Treskow (meistens preußische Landwehr) vom Werderschen Corps, freilich zuerst nur sehr unvollständig.

Dem Werderschen Corps gegenüber standen das am Oignonfluß (22. Oktober)

geschlagene französische Corps des Generals Cambriels und die Freischaren Garibaldis. An Stelle des ersteren, der sich mit seinem früheren Gegner von Mentana nicht befreunden konnte, erhielt den Oberbefehl über die in jener Gegend stehenden französischen Truppen — hauptsächlich Mobilgarden des Rhonedepartements und beiläufig 20000 Mann — der General Cremer.

Auch Garibaldi hatte durch Zuzug von allen Seiten sein Freibeutercorps (ca. 10000 Mann), das den Namen der „Vogesenarmee" erhielt, allmählich gesammelt und in vier Brigaden geteilt, welche von seinen beiden Söhnen Menotti und Ricciotti Garibaldi, von den Polen Bosak-Hauke und Delpech kommandiert wurden. Als Anhang gehörten noch zu dieser Armee die «Franc-tireurs de la mort,» die «compagnie de la revanche,» die «vengeurs,» d. i. „die Rächer," die „Sternbrüder" und dergleichen Raubgesindel mehr. Garibaldi hatte sein Hauptquartier zu Autun, dem alten Bischofssitze Talleyrands, neun Meilen südwestlich Dijon.

Zuerst war es Ricciotti Garibaldi, der etwas von sich hören ließ. Auf einem verwegenen Streifzuge hatte er sich über das Bergland von Cote d'or in das Gebiet der oberen Seine gewagt und in der Morgenfrühe des 19. November in Chatillon-sur-Seine ein Detachement vom Landwehrbataillon Unna (Westfalen) und vom 5. Husarenregiment (Paderborn) überfallen.

Dieser leichte Erfolg des Sohnes ermutigte den Alten; er wollte seinen Feldzug glänzend mit der Wiedereroberung von Dijon eröffnen. Am 20. November morgens verließ er Autun und setzte sich über Arnay-le-duc gegen Dijon in Bewegung. General von Werder hatte seinen Anmarsch rechtzeitig erfahren und die Vereinigung seines Corps bei Dijon für den 27. November befohlen. Aber Garibaldi benutzte schon den Abend vorher, indem er ein badisches Bataillon überfiel und auf ein anderes zurücktrieb. Das letztere aber (unter Hauptmann Unger) ließ die siegestrunkenen Garibaldianer ganz nahe heranstürmen und gab dann plötzlich ein mörderisches Schnellfeuer; das Bajonett vervollständigte die Flucht der Garibaldianer.

Am folgenden Morgen trat die Brigade Goltz von Dijon den Marsch zur Verfolgung des Feindes in der Richtung auf Pasques an. Es gelang ihr nur noch die Nachhut der Garibaldianer unter Menotti Garibaldi bei Pasques einzuholen, welche jedoch den Angriff nicht abwartete.

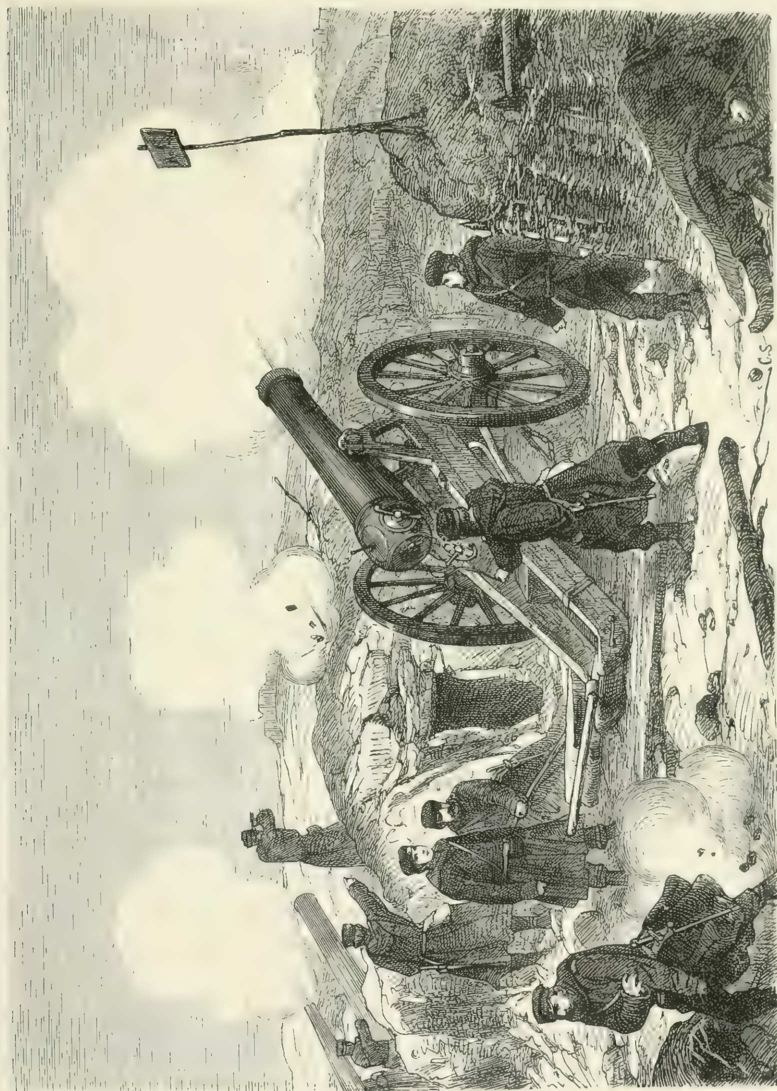
Unterdessen hatte sich auch das Cremersche Corps gegen Dijon in Marsch gesetzt und am 17. Dezember Nuits, drei Meilen südlich Dijon, erreicht. General von Werder rückte ihm entgegen. Am 18. Dezember kam es zu einem heftigen Gefecht bei Nuits, in welchem die badische Division von Glümer mit außerordentlicher Tapferkeit den Feind aus verschiedenen Positionen von den Weinbergen und hinter dem Eisenbahndamm vertrieb und endlich den Bahnhof erstürmte. Freilich kostete besonders der letzte Angriff, über freies

Feld unter dem Schnellfeuer der französischen Chassepots, viele Opfer. Prinz Wilhelm von Baden, ein Bruder des Großherzogs und Brigadekommandeur, wurde verwundet: Oberst von Renz, der an seiner Stelle das Brigadekommando übernahm, fiel nebst seinem Adjutanten. Auch General von Glümer wurde leicht verwundet. Außerdem zählte die Division 54 Offiziere, 880 Mann tot und verwundet. Die Franzosen verloren über 2000 Mann, darunter 16 Offiziere tot und verwundet, und 7000 Mann gefangen. Eine reiche Siegesbeute: drei Munitionswagen, vier Lafetten und ein großes Waffendepot, belohnte die Anstrengungen der braven badischen Truppen.

Bis jetzt war das kleine Werdersche Corps in allen Unternehmungen siegreich und vom Glück begünstigt gewesen. Da zog von Südwesten her (von Bourges), wie eine finstere, unheilschwere Gewitterwolke, die nahe an 120000 Mann starke Armee Bourbakis, und auch von Lyon her, auf der Eisenbahn Lyon-Besançon und längs der Schweizer Grenze näherten sich große Truppenzüge des in Lyon neu gebildeten Corps Bressolles, ca. 30000 Mann. Konnte einem so gewaltigen Andrange, wie fast vorauszusehen, die kleine Werdersche Heerschar nicht widerstehen — wer sollte dann die Belagerung von Belfort decken? wer die Wacht am Oberrhein halten und das freundliche Badener Ländchen vor dem drohenden Einbruch der Franzosen schützen, da die Preußen jetzt jenseit der Seine und Loire standen? — Allerdings wurden im großen Hauptquartier zu Versailles, sobald man dort Kenntnis von dem Abmarsche Bourbakis gegen Werder erhielt, sofort Maßregeln ergriffen, um dem Werderschen Corps Hilfe zu schicken: eine neue Armee wurde aus den Truppen des 7. Corps (von Zastrow) und des 2. Corps (von Fransecki) gebildet und unter dem Namen „Südarmee“ dem Oberbefehl des Generals von Manteuffel, bisherigen Befehlshabers der Ersten Armee (im nordöstlichen Frankreich), unterstellt; jedoch konnte diese neue Armee erst im Januar aus der Umgegend von Paris aufbrechen, und bis zu ihrem Eintreffen mußte das tapfere Werdersche Corps sich selbst helfen. In welcher Weise dasselbe diese Aufgabe löste, in welcher Weise dann später die Südarmee unter Manteuffel auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz eingriff, dies werden wir später sehen. Für jetzt aber wenden wir uns wieder nach Paris zurück, um die Entwickelung der Ereignisse daselbst bis zum Jahresschlusse zu betrachten. —

Vor Paris bis zum Jahresschluß 1870; Weihnachten im deutschen Hauptquartier. In dem eingeschlossenen Paris hoffte General Trochu im Dezember noch immer auf das Erscheinen der französischen Nordarmee, als deren Stern bereits im Sinken war, und ordnete, um mit ihr in Verbindung zu treten, einen Massenausfall vor der Nordfront an (21. Dezember). Der Hauptstoß sollte gegen die Stellungen des Gardecorps bei Stains und Le-Bourget gerichtet sein und von einem großen Teil der Armee Ducrots sowie von der

in St. Denis stehenden Division des Admirals La Roncière ausgeführt werden. Derselbe sollte durch ein gleichzeitiges Vorgehen gegen die sächsischen Linien bei



Preußische Batterie vor Paris.

Sevran und Chelles unterstützt werden. Um 7 Uhr morgens eröffnete La Roncière den Angriff auf Stains und Le-Bourget, das von zwei Bataillonen der Garde-Grenadierregimenter Königin Elisabeth und Königin Augusta ver-

teidigt wurde, für die sich noch die ruhmvollen Erinnerungen einer früheren Waffenthat (30. Oktober) an den Namen Le-Bourget knüpften. Um 3 Uhr nachmittags war der Feind hier zurückgeschlagen.

Ein Kampf um die Ortschaften Maison-blanche und Ville-Evrart, welchen der sächsische General Nehrhoff mit fünf Bataillonen zu bestehen hatte, wurde wegen Überschwemmung des Terrains durch die Marne am späten Abend abgebrochen.

Die Verluste der Deutschen in diesen Gefechten beliefen sich auf ca. 500 Mann; von 350 Granaten, welche der Mont Valérien gegen die Stellungen des 5. Corps geschleudert hatte, war nur ein Mann verwundet worden. Sehr viel bedeutender waren die Verluste der Franzosen, welche wieder über tausend unverwundete Gefangene in den Händen der Deutschen zurückließen.

Immer trostloser war die Lage von Paris geworden. In fast unheimlicher Stille liegt die umklammerte Weltstadt, als müßte sie Atem schöpfen nach dem verzweifelten Ringen der letzten Tage. Die Gasflammen, deren Widerschein sonst den nächtlichen Himmel leuchten machte, sind erloschen. Von öffentlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten ist schon längst nicht die Rede mehr. Der Winter ist gekommen, kälter, strenger als je; aber es fehlt an Kohlen und Holz; die Hospitäler sind voll der Verwundeten, Kranken, Elenden, und durch die Straßen schleicht ein bleiches, hohläugiges Gespenst — der Hunger in immer entsetzlicherer Gestalt. Weihnachten ist nahe, das Fest der Freude und des Friedens für alle Christenheit; aber die Machthaber in Frankreich wollen noch von keinem Frieden hören. „Kampf und immer Kampf bis aufs Messer!" — das ist die Losung, die sie ausgegeben haben und in die ganz Frankreich einstimmen muß.

Die deutschen Krieger vor Paris waren bald auf Vorposten, bald im Gefecht, fast immer dem Granatfeuer der Forts ausgesetzt. Für ihre warme Bekleidung und hinreichende Verpflegung war, dank den vortrefflichen Anstalten der Heeresverwaltung, gesorgt, aber für alles, was nicht im Reglement und doch auf dem Wunschzettel des Soldaten im Felde steht, war schwer Rat zu schaffen.

Wohl wurde auch hier von der Feldpost das Mögliche geleistet; wie groß mußten aber die Leistungen des Train- und Transportwesens sein, um die Christbescherung für 600000 liebe Landeskinder aus allen Gegenden Deutschlands nach Frankreich zu befördern! — Aber trotz aller Anstrengungen und Entbehrungen, trotz Kälte und Gefahren: der deutsche Krieger wußte doch, daß er auch auf dem fremden Boden, vor den Mauern der feindlichen Hauptstadt nur kämpfte für seinen väterlichen Herd, für den Frieden seiner Landsleute und, wenn es Gottes Wille, auch seiner Nachkommen, und das schaffte ihm eine freudige Genugthuung. Darum ließ er sich auch seine Weihnachtsfreuden nicht verkümmern. Als die liebe Weihnachtszeit herankam, da sanken Tausende jener schlanken, spitzen Tannenbäumchen in den Wäldern vor Paris unter dem schneidigen Beil

der deutschen Pioniere. Und am heiligen Abend, da glänzte und schimmerte der Christbaum mit seinem strahlenden Friedensgruß im Biwak und in der Hütte, in jedem Quartier des deutschen Kriegers. In dem von Kugeln durchlöcherten Bau, wo die Feldwache lagerte, wie in dem Königsschlosse zu Versailles, dem Hauptquartier König Wilhelms, leuchtete die Weihnachtsbotschaft in die Herzen hinein. König Wilhelm hätte bei seinem landesväterlichen Herzen wohl am liebsten allen seinen tapferen blauen Jungen eine Christbescherung aufgebaut. Das ging freilich nicht an, aber wenigstens seine Räte und die Generale des deutschen Hauptquartiers waren am heiligen Abend zu ihm auf das Schloß bestellt. Dort fanden sie unter dem Christbaume jeder eine sinnige Gabe, die der König selbst für ihn ausgewählt hatte, ein unvergängliches Andenken an diese Weihnachten im deutschen Hauptquartier.

Die Waffen ruhten vor Paris während der heiligen Festzeit. Durch alle Siegesbotschaften, welche die deutschen Heere in das ferne Vaterland sandten, klang ein Wunsch und eine Hoffnung: Friede! —

Des Kampfes Preis. Als unter Glockengeläute und Victoriadonner die Nachricht von dem großen Siege bei Sedan in Deutschland verkündet ward und das einst mächtige Oberhaupt der französischen Nation die Reise nach Wilhelmshöhe, seinem gnadenreichen Gefängnis, antrat, da fühlte das deutsche Volk sich auf die Höhe seines Weltberufes erhoben. Es fühlte, daß keine Gewalt und Arglist ihm den Siegespreis würde entreißen können und daß der Erfolg auf nationalem Gebiete nicht hinter den Leistungen der Waffen zurückbleiben dürfe.

Die gleiche vaterländische Begeisterung durchströmte alle deutschen Herzen. Es waren die Tage, von denen es hieß:

„Wenn jetzt ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld, —
Nicht mehr von Deutschlands Schmach und Schande
Säng' er den alten Trauersang,
Nein, vom erwachten Vaterlande
Das hohe Lied voll Jubelklang.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Nicht tadeln könnt' er, noch verdammen,
Nur loben müßt' er allerwärts;
Denn jedes Auge säh' er flammen
Und klopfen hört' er jedes Herz.“ *

Durch den allgemeinen Jubel klang schon damals die Hoffnung hindurch, daß mit der Gefangennehmung des Kaisers Napoleon und der Vernichtung

* Vergl. S. 14.

seiner Heere nun auch der Friede nahe gerückt sei, zugleich aber auch das Verlangen, denselben durch Pfänder für die Zukunft verbürgt zu sehen. Als eine solche Friedensbürgschaft bezeichnete man im Volke die Abtretung des Elsaß und eines Teiles von Lothringen, um mit dem Gebirgswall der Vogesen und den alten Festungen Straßburg und Metz gesicherte Grenzen gegen den Nachbar zu erlangen. Diese Forderung wurde um so energischer erhoben, weil mit diesen ehemaligen deutschen Reichslanden die Erinnerung an eine Zeit alter deutscher Macht und Herrlichkeit und an eine dem alten Reiche von dem raubsüchtigen Nachbar dereinst angethane Schmach und Gewaltthätigkeit verbunden war. Die alte Reichsstadt Straßburg mit dem ehrwürdigen Denkmal deutscher Kunst, dem Meisterwerke Erwins, mit ihren Erinnerungen an die Jugendliebe des größten deutschen Dichters, war dem deutschen Herzen besonders teuer geblieben, und ihr Name klang noch in vielen deutschen Volksliedern fast wehmütig an: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!" &c. oder „Zu Straßburg auf der Schanz" &c. Zur Zeit der Befreiungskriege nannte sie dann Max von Schenkendorff „die Burg, die an den Straßen des falschen Frankreich liegt." Man hielt jetzt den Augenblick für gekommen, um nachzuholen, was schon in den Pariser Friedensschlüssen 1814/15 versäumt worden war. Schon aber war Grund zu der Besorgnis vorhanden, daß die neutralen Mächte aus Neid und Scheelsucht Deutschland die Früchte seiner Siege zu verkümmern trachteten und mit Vermittelungsversuchen zu Gunsten Frankreichs eintreten wollten.

Bereits vor der Schlacht bei Sedan war von einer Volksversammlung in Berlin ein Aufruf und eine Aufforderung zu einer Adresse an den König erlassen worden (30. August). „Schon einmal, nach den glorreichen Kämpfen von 1813, 1814 und 1815," so hieß es in dem ersteren, „ist das deutsche Volk durch fremde Mißgunst um den vollen Lohn seiner Siege, um die Erfüllung seiner heißesten Wünsche betrogen worden. Die Welt muß erfahren, daß Herrscher und Volk entschlossen sind, nachzuholen, was 1815 uns vorenthalten worden ist: ein einiges Reich und geschützte Grenzen."

Die Adresse an den König lautete: „Um Ew. Majestät und Ihre Verbündeten scharte sich, als der Krieg unvermeidlich war, einmütig die Nation. Sie gelobte, treu auszuharren in dem Kampfe für die Sicherheit, Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes. Gott hat die Waffen gesegnet, welche für die gerechte Sache mit unübertroffener Tapferkeit geführt wurden. Mit Strömen des edelsten Blutes sind die Siege errungen worden, doch unerwartet schnell haben sie dem vorgesteckten Ziele uns nahe gebracht. Gewaltige Anstrengungen stehen uns noch bevor; das deutsche Volk ist zu jedem Opfer entschlossen, welches den höchsten nationalen Aufgaben gewidmet ist. Aber inmitten der ernsthaften und gehobenen Stimmung werden wir beunruhigt durch die immer wiederkeh-

renden Berichte, daß fremde Einmischung, die doch die Schrecken des Krieges nicht abzuwenden wußte, jetzt bemüht sei, den Preis unserer Kämpfe nach ihrem Ermessen zu begrenzen. Das Andenken an die Vorgänge nach der glorreichen Erhebung unserer Väter lebt frisch in unserem Gedächtnis und mahnt Deutschland, daß es die Forderungen seiner Wohlfahrt allein berate. Darum nahen wir Ew. Majestät mit dem Gelöbnis: treu auszuharren, bis es der Weisheit Ew. Majestät gelingt, unter Ausschluß jeder fremden Einmischung Zustände zu schaffen, welche das friedliche Verhalten des Nachbarvolkes besser als bisher verbürgen, die Einheit des gesamten Deutschen Reiches begründen und gegen jede Anfechtung sicherstellen."

Die Männer, welche die „Regierung der nationalen Verteidigung" in Frankreich bildeten, gaben sich indessen nach wie vor der thörichten Hoffnung hin, den Frieden ohne jedes Opfer von seiten Frankreichs erlangen zu können. Der Minister Jules Favre gab in einem Rundschreiben an die diplomatischen Agenten (6. September) die Losung: „Keinen Zoll unseres Gebietes, keinen Stein unserer Festungen!"

Dem gehobenen Nationalgefühl, welches seit dem Tage von Sedan die deutschen Herzen erfüllte, und den nationalen Forderungen gab der Norddeutsche Bundeskanzler Graf Bismarck schon während des Vormarsches der deutschen Armeen gegen Paris lebendigen Ausdruck in zwei Erlassen an die Vertreter des Norddeutschen Bundes bei den neutralen Mächten. Der erste war aus Reims (13. September) datiert und lautete in seinen wesentlichsten Stellen:

„Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß wir uns infolge dieses Krieges auf einen baldigen neuen Angriff von Frankreich und nicht auf einen dauerhaften Frieden gefaßt machen müssen, und das ganz unabhängig von den Bedingungen, welche wir etwa an Frankreich stellen möchten. Es ist die Niederlage an sich, es ist unsere siegreiche Abwehr ihres frevelhaften Angriffs, welche die französische Nation uns nie verzeihen wird. Wenn wir jetzt ohne alle Gebietsabtretung, ohne jede Kontribution, ohne irgend welche Vorteile als den Ruhm unserer Waffen aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen der verletzten Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen Nation zurückbleiben und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur That zu machen . . . . . Jetzt, nachdem man uns zu dem Kriege, dem wir widerstrebten, gezwungen hat, müssen wir dahin streben, für unsere Verteidigung gegen den nächsten Angriff der Franzosen bessere Bürgschaften als die ihres Wohlwollens zu gewinnen. — Die Garantieen, welche man im Jahre 1815 gegen dieselben französischen Gelüste und für den europäischen Frieden in der Heiligen Allianz und anderen im europäischen Interesse getroffenen Einrichtungen gesucht hat, haben im Laufe der Zeit ihre Wirksamkeit und Bedeutung verloren, so daß Deutschland allein

sich schließlich hat Frankreichs erwehren müssen. Eine solche Anstrengung wie die heutige darf der deutschen Nation nicht dauernd von neuem angesonnen werden, und wir sind daher gezwungen, materielle Bürgschaften für die Sicherheit Deutschlands gegen Frankreichs künftige Angriffe zu erstreben, Bürgschaften zugleich für den europäischen Frieden, der von Deutschland eine Störung nicht zu befürchten hat. Diese Bürgschaften haben wir nicht von einer vorübergehenden Regierung Frankreichs, sondern von der französischen Nation zu fordern, welche gezeigt hat, daß sie jeder Herrschaft in den Krieg gegen uns zu folgen bereit ist, wie die Reihe der seit Jahrhunderten von Frankreich gegen Deutschland geführten Angriffskriege unwiderleglich darthut. — Wir können daher unsere Forderungen für den Frieden lediglich darauf richten, für Frankreich den nächsten Angriff auf die deutsche und namentlich die bisher schutzlose süddeutsche Grenze dadurch zu erschweren, daß wir diese Grenze und damit den Ausgangspunkt französischer Angriffe weiter zurücklegen und die Festungen, mit denen Frankreich uns bedroht, als defensive Bollwerke in die Gewalt Deutschlands zu bringen suchen."

Der zweite Erlaß (aus Meaux, 16. September), welcher sich noch deutlicher über die von der Regierung des Königs Wilhelm in Übereinstimmung mit der deutschen Nation geforderten Grundlagen des künftigen Friedens ausspricht ist in seinen Hauptstellen schon oben* angeführt worden.

So wenig Hoffnungen sich hiernach auch zu einer Verständigung über die Friedensgrundlagen zwischen der Regierung des Königs Wilhelm und derjenigen der Nationalverteidigung in Paris boten, so entschloß sich der französische Minister des Auswärtigen, Jules Favre, doch, eine Zusammenkunft mit dem Norddeutschen Bundeskanzler Grafen Bismarck nachzusuchen.** Wir haben bereits gesehen, wie erfolglos diese Verhandlungen verliefen und wie alle Vermittelungsversuche an der Hartnäckigkeit scheiterten, mit welcher die Regierung der Nationalverteidigung jeden Gedanken, Deutschland die vom Könige Wilhelm für dasselbe geforderten Friedensbürgschaften zu gewähren, zurückwies.

In einem späteren Stadium der Belagerung von Paris (Ende Oktober und Anfang November 1870) wurden die Verhandlungen durch den greisen Thiers, den Geschichtschreiber des ersten Kaiserreichs, welcher um diese Zeit seine diplomatische Rundreise bei den Höfen von London, Petersburg, Wien und Florenz beendigt hatte, wieder aufgenommen. Sie bezweckten diesmal vorzüglich das Zustandekommen eines Waffenstillstands, um Frankreich in die

* Siehe S. 456.

** Näheres über die beiden Unterredungen Bismarcks mit Jules Favre in La-Haute-Maison und Ferrières (19. und 20. September 1870) findet sich in Jules Favres „Histoire du gouvernement de la défense nationale," auch in der Biographie des Fürsten Bismarck vom Verfasser dieses.

Lage zu versetzen, die Wahlen für eine konstituierende Nationalversammlung vorzunehmen und „sich eine Regierung zu geben, die auf dem ausgesprochenen Willen der Nation beruhte." Auch diese Verhandlungen scheiterten an der von Thiers gestellten Forderung der ungehinderten freien Zufuhr von Lebensmitteln nach Paris während der Dauer des Waffenstillstands.

So schien denn der von Deutschland geforderte Kampfespreis nur durch die Gewalt der Waffen, nur durch Brechung des letzten Widerstandes, welchen die französischen Machthaber in der Hauptstadt Frankreichs selber den deutschen Heeren noch entgegensetzten, zu erreichen möglich. Bisher hatte die deutsche Heeresleitung mit der Anwendung des letzten Mittels, um Paris zum Falle zu bringen, mit dem Bombardement der Hauptstadt, noch gezögert, teils vielleicht, weil man hoffte, noch auf anderem Wege zum Ziele zu kommen, teils auch, weil das nötige Material an schwerem Geschütz und Munition ꝛc. noch nicht in ausreichender Zahl vor Paris eingetroffen war. Jetzt liefen im deutschen Hauptquartier von vielen Seiten Vorstellungen gegen das Bombardement von Paris ein, in denen teils humanitäre, teils kulturelle Rücksichten gegen diese Maßregel geltend gemacht wurden. Aber weder theoretische Erörterungen noch diplomatische Proteste, weder die Deklamationen französischer Dichter, noch die Gutachten britischer Professoren konnten das traurige Schicksal der Belagerung und Beschießung von der befestigten feindlichen Hauptstadt abwenden; sondern hier entschied die einfache, unerbittliche Logik der Thatsachen: wenn der eine Teil die Hauptstadt des Landes in eine Festung umwandelt und sie dadurch in seine Kriegsmacht aufnimmt, so nimmt der Gegner sich im Kriege das Recht, diese Festung mit allen Mitteln der Kriegskunst anzugreifen.

Die Hoffnung, durch eine fortgesetzte Einschließung Paris zur Übergabe zu zwingen, hatte sich nicht erfüllt. Es blieb nur übrig, durch die Schrecken des Bombardements die befestigte Hauptstadt zur Unterwerfung zu zwingen. Nicht die deutsche Heeresleitung, sondern die Pariser Regierung, welche alle Vermittelung hartnäckig verwarf, hatte die Verantwortung für das daraus hervorgehende Elend zu tragen.

Auf die Proteste der Pariser Schriftsteller und Zeitungsschreiber gegen diesen deutschen Vandalismus antwortete ein deutscher Dichter, Rudolf Gottschall, mit unerbittlicher Gerechtigkeit:

„Hunderttausend Helden fallen nicht für einen Obolus,
Den der Tod dem bleichen Fährmann für die Fahrt bezahlen muß;
Frankreich kämpfte mit dem Cäsar, — Frankreich teile sein Geschick!
Gieb heraus den Raub der Kön'ge, friedensſel'ge Republik!
Gieb heraus die deutschen Lande, unsers Reiches Erb' und Gut!
Unser werde jetzt die Erde, wo der Helden Asche ruht!
Sonst zum letzten Kampf! wir nahen, erzgepanzert, siegsgewiß,
Und so werde Saragossa, übermüt'ges Sybaris!" —

Das Weihnachtsfest war still und beinahe friedlich vor Paris vorübergegangen. Aber schon am 27. Dezember morgens 7 1/2 Uhr erhoben 76 Geschütze dem Mont Avron, vor der Ostfront von Paris, gegenüber, plötzlich ihre eherne Stimme. Mit ebensoviel Geschützen war der Mont Avron französischerseits besetzt. Der Feind war überrascht; dennoch antworteten seine Batterieen anfänglich lebhaft. Bald aber zeigte sich die Überlegenheit der deutschen Artillerie und machte die feindlichen Geschütze allmählich verstummen.

Am 28. Dezember erschien Trochu auf dem Mont Avron, überzeugte sich von der Wirkung der deutschen Geschütze und befahl die Räumung des Plateaus. Am 29. nahmen darauf Truppen des 12. (sächsischen) Corps Besitz von dem Mont Avron.

Die Einnahme des Mont Avron durch die Deutschen verbreitete in Paris ungemeine Bestürzung, und doch war diese nur das Vorspiel zu dem Hauptbombardement, welches in den nächsten Tagen gegen die Südfront von Paris eröffnet werden sollte. Hunger und Kälte hatten bereits das Elend in der belagerten Weltstadt geweckt; jetzt bemächtigten sich auch Schrecken und Furcht der Gemüter und brachten den Glauben an die Unüberwindlichkeit der „heiligen Stadt" zum Wanken. Es war vorauszusehen, daß die Widerstandskraft von Paris und mit ihr der Trutz der französischen Machthaber bald gebrochen sein würde.

Außer dem Kampfespreise, welchen Deutschland von Frankreich forderte und welcher ihm nach der in naher Zeit zu erwartenden Unterwerfung seiner Hauptstadt kaum noch entgehen konnte, sollte aber dem deutschen Volke noch eine andere köstliche Frucht seiner Siege erblühen. Was seit Jahrhunderten das Ziel des Sehnens und Strebens der edelsten Männer der deutschen Nation gewesen, das war ihr jetzt durch den blutigen und siegreichen Kampf gegen den gemeinsamen Feind plötzlich in erreichbare Nähe gerückt. Auf den Schlachtfeldern von Weißenburg bis Paris hatten Nord- und Süddeutsche, hatten Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberger ihr Blut für die gemeinsame Sache Deutschlands vergossen. Die köstlichste Frucht, welche dem deutschen Volke aus der blutigen Saat dieses Krieges erblühte, sollte und mußte die Gründung eines einigen deutschen Reiches unter dem Kaisertum des mächtigsten deutschen Fürstengeschlechts sein. Wir werden die friedlichen Schritte der deutschen Regierungen, insbesondere der Regierung des Königs Wilhelm von Preußen, welche zu diesem von der gesamten deutschen Nation heiß erwünschten und ersehnten Ziele führten, später in einem Schlußkapitel im Zusammenhange betrachten und wenden uns für jetzt wieder der Schilderung derjenigen Ereignisse zu, mit welchen der deutsch-französische Krieg nun schnell seinem Ende entgegenging.

Die großen Schläge, durch welche das Schicksal Frankreichs in diesem Kriege entschieden werden sollte, fielen fast gleichzeitig auf den drei Kriegsschauplätzen in den Provinzen und vor Paris. Wir gehen zunächst der französischen Westarmee unter Chanzy entgegen, wenden uns dann noch einmal

gegen die Nordarmee unter Faidherbe, folgen darauf im Süden dem kleinen Werderschen Heere in seinen schweren Kämpfen und kehren endlich nach dem Mittelpunkt des Krieges, Paris, zurück. —

Die Erstürmung von Le-Mans und die Niederlage der französischen Westarmee unter Chanzy. Sobald der Prinz Friedrich Karl in Orleans den Abmarsch Bourbakis gegen Werder erfahren hatte, wandte er sich mit seiner ganzen Heeresmacht wieder gegen Chanzy, der mit der französischen Westarmee von Le-Mans her im Anmarsch war. Am 6. Januar 1871 eröffnete er von der Linie des Loir aus, wohin die Corps seiner Armee zu Anfang des neuen Jahres vorgegangen waren, seine Angriffsbewegungen gegen den Mittelpunkt der französischen Stellungen, Le-Mans, die Hauptstadt des Departements der Sarthe, nahe der Vereinigung dieses Flusses mit der l'Huisne gelegen. Auf dem rechten Flügel rückte das 13. Corps (Großherzog von Mecklenburg), im Centrum das 3., gefolgt von dem 9. Corps als Reserve, auf dem linken Flügel das 10. Corps vor. Die drei Kavalleriedivisionen (1., 4. und 6.) sicherten die beiden Flügel und unterhielten die Verbindung.

Bei diesem Vordringen hatten die deutschen Truppen nicht nur ein äußerst unwegsames Terrain mit vielen Hindernissen zu durchschreiten, sondern außerdem auch von den Unbilden der Witterung, bald heftigen Schneestürmen, plötzlichem Tauwetter mit Regenfluten, bald scharfem Frost und Glatteis, zu leiden. Deutsche Kraft und Ausdauer überwand auch hier alle Hindernisse und Schwierigkeiten.

Da Chanzy, in dem Glauben, daß der Prinz Friedrich Karl Bourbaki gefolgt sei, ebenfalls und zwar von Westen her gegen Paris vorrückte, so trafen beide Armeen schon am 6. Januar zusammen. Von nun an fanden auf dem Terrain zwischen Loir und l'Huisne täglich heftige Gefechte statt, in welchen die Franzosen aus einem Abschnitt in den anderen zurückgedrängt wurden, bis ihre Widerstandskraft sichtlich zu ermatten anfing.

Die Spitzen der drei Hauptkolonnen des Prinzen näherten sich einander bei diesem Vordringen immer mehr und standen am 10. abends nach hitzigen Gefechten, in welchen allein die mittlere Kolonne (6. und 9. Corps) bei Champagné und Parigné-l'Evêque 5000 Gefangene machte und mehrere Geschütze sowie Mitrailleusen eroberte, nur noch eine Meile von Le-Mans.

Am 11. Januar wurden im Centrum der Übergang über den Naraisbach bei Champagné erkämpft und die Schlösser Les-Arches und Les-Noyers erstürmt, während die beiden Flügelkolonnen, rechts am Ufer der l'Huisne abwärts, links die Straßen von Grand-Lucé und Ecommay nach Le-Mans aufwärts, die feindliche Stellung vor Le-Mans immer mehr umfaßten.

General Chanzy wollte vor Le-Mans eine Hauptschlacht liefern und hatte danach seine Armee in vorteilhafter Stellung vereinigt. Alle Straßen waren glatt gefroren, und ein dichter Nebel erschwerte am 12. morgens die

Übersicht. Dennoch beschloß Prinz Friedrich Karl den Angriff. Nach langem, vergeblichem Ringen auf dem rechten Flügel, wo das Terrain dem siegreichen Vordringen des 13. Corps Schwierigkeiten machte, fiel auf dem linken Flügel die Entscheidung. Es gelang nach einem heftigen Gefechte den braven Hannoveranern des 10. Corps, Le-Mans zu nehmen. Dieser Erfolg der Deutschen rief unter den Franzosen auf dem rechten Flügel einen panischen Schrecken hervor. Sie warfen Gepäck und Gewehre von sich und flohen nach allen Richtungen auseinander. Viele Soldaten warfen sich auf der Flucht in die l'Huisne und fanden ihren Tod in dem Flusse.

Als Chanzy die wilde Flucht seines rechten Flügels sah, ordnete er eiligst den Rückzug seines Centrums und linken Flügels an. Ein Teil der geschlagenen Armee floh nordwärts auf Alençon, der andere westwärts auf Laval.

Prinz Friedrich Karl ließ sogleich die Verfolgung aufnehmen. Der Großherzog von Mecklenburg mit einem Teil der Kavallerie und dem 13. Corps folgte die Sarthe aufwärts auf Alençon, General von Schmidt mit dem andern Teil der Kavallerie und mit Abteilungen des 9. Corps verfolgte den Feind auf Laval; Tours wurde am 19. Januar von den deutschen Truppen besetzt. Die Hauptmacht des Prinzen Friedrich Karl blieb hinter der Sarthe vereint.

Die Armee des Prinzen Friedrich Karl hatte bei ihrem siegreichen Vordringen von Vendome bis Le-Mans (6. bis 12. Januar) 177 Offiziere, 3203 Mann verloren. Dem Feinde wurden auf diesem siegreichen Feldzuge 2 Fahnen, 9 Geschütze, viele beladene Fahrzeuge, Waffen und Munition und über 22000 unverwundete Gefangene abgenommen; auch das große neugebildete Lager von Conlie fiel mit seinen aufgehäuften Vorräten den deutschen Truppen in die Hände.

Auf eine Hilfe von Westen her konnte das belagerte Paris seit der Schlacht bei Le-Mans (12. Januar) nicht mehr rechnen. Um so sehnsüchtiger richteten sich jetzt die Blicke nach Norden, wo ein thatkräftiger Feldherr immer neue Versuche zum Entsatze und zur Befreiung der bedrängten Hauptstadt unternahm. —

Die Schlacht bei St. Quentin und die Niederlage der französischen Nordarmee unter Faidherbe. Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze hatte General Faidherbe nach der zweiten Schlacht bei Amiens im Lager von Vitry seine Armee durch 12000 Matrosen und Seesoldaten aus den Seeplätzen verstärkt und von neuem die Offensive ergriffen. Am 2. Januar stieß er bei Sapignies, nördlich von Bapaume, auf die 30. Infanteriebrigade (Generalmajor von Strubberg) vom Goebenschen Corps, welche den überlegenen Angriff siegreich zurückschlug. Gegen Abend und in der Nacht zogen beide Teile Verstärkungen an sich, und am 3. Januar vormittags schritt Faidherbe von neuem zum Angriff.

General von Goeben vermochte der Armee Faidherbes zur Zeit allein die 15. Division (von Kummer) seines Corps nebst einem gemischten Detachement

entgegenzustellen, welches der Prinz Albrecht von Preußen (Sohn) von Paris herbeigeführt hatte und welches aus der 3. Kavalleriedivision (Graf von der Groeben), der sächsischen Kavalleriedivision (Graf zur Lippe), dem 2. Posenschen Infanterieregiment Nr. 19 und dem 1. Sächsischen Jägerbataillon bestand. Diese Truppen hatte der General während des tapferen Widerstandes der Brigade von Strubberg am Tage vorher in guter Stellung bei Bapaume zusammengezogen und schlug in derselben am 3. Januar während eines neunstündigen Kampfes alle Angriffe zweier feindlichen Armeecorps zurück. Faidherbe, der die Ordnung in seiner Armee sehr gelockert sah, zog sich auf dem Wege gegen Arras und Douay zurück. Die Verluste in den beiden Gefechten (2. und 3. Januar) betrugen auf deutscher Seite 46 Offiziere, 1020 Mann; Faidherbe gab den seinigen auf 4000 Mann an, schrieb sich aber hartnäckig den Sieg zu. Von einer weiteren Verfolgung nahm General von Goeben Abstand, um nicht zwischen die französisch-flandrischen Festungen zu geraten.

Auch in der Normandie sollten die Generale Roye von Brionne und Peletingeas von Havre aus auf beiden Ufern der Seine die Offensive gegen Rouen ergreifen. Auf diese Nachricht brach General von Bentheim mit seiner Division von Rouen auf und überfiel am 4. Januar in der Morgenfrühe das Corps von Roye bei Moulineaux, wobei er ihm drei Fahnen, vier Geschütze und gegen 600 Gefangene abnahm. Er verfolgte den Feind energisch und überfiel ihn an demselben Nachmittage nochmals mit gleichem Erfolge. General Peletingeas, der am rechten Seine-Ufer gegen Bentheim vorgehen sollte, war ganz ausgeblieben.

Von den Festungen an der französisch-belgischen Grenze hatte am 2. Januar Mezières kapituliert. Die kleine Festung Rocroy, drei Meilen nordwestlich von Mezières, wurde (6. Januar) durch Handstreich genommen. Am 10. Januar kapitulierte Peronne an der Somme, drei Meilen von St. Quentin, so daß jetzt die ganze Flußlinie der Somme von der Ersten Armee beherrscht wurde.

In diesen Tagen war es, daß General von Manteuffel vom Oberkommando der Ersten Armee abberufen und nach Versailles befohlen wurde, wo ihm der Oberbefehl über die neu gebildete Südarmee übertragen ward. An seiner Stelle übernahm General von Goeben den Oberbefehl der Ersten Armee.

Als der unermüdliche Faidherbe von den Unternehmungen hörte, die sich auf dem südlichen Kriegsschauplatze vorbereiteten, entwarf auch er einen neuen Plan. Er beabsichtigte, die rechte Flanke der Ersten Armee umgehend, sich über Reims in den Rücken derjenigen Corps zu werfen, welche aus den Linien vor Paris zur Unterstützung des Werderschen Corps abmarschiert waren. Dabei bediente er sich der Kriegslist, durch Telegramme in den belgischen Zeitungen aussprengen zu lassen, daß er von neuem auf Amiens marschiere. General von Goeben war aber nicht der Mann, sich durch derartige Manöver irreführen zu lassen, und traute nur den eigenen Augen sowie den Nachrichten, welche ihm

von seinen weit umherstreifenden und spähenden Reitern gebracht wurden. Sobald er sichere Kunde von dem Aufbruche Faidherbes in südlicher Richtung hatte, vereinigte er alle verfügbaren Kräfte seiner Armee, ging bei Ham auf das rechte Ufer der Somme und traf am 18. Januar bei Beauvais mit seiner Vorhut auf die Vortruppen Faidherbes, die er sofort angriff und mit Verlust von einem Geschütz und 500 Gefangenen auf St. Quentin zurückwarf.

Am 19. Januar kam es zu einer Hauptschlacht bei St. Quentin. In siebenstündigem Kampfe wurde der Feind vollständig geschlagen und in die Stadt hineingeworfen. Noch am Abend wurde der Bahnhof von den Mannschaften des 2. Posenschen Infanterieregiments Nr. 19 erstürmt. St. Quentin wurde dieselbe Nacht von der Division des Prinzen Albrecht (Sohn) besetzt. Der Feind floh in voller Auflösung nach Norden und Osten, hauptsächlich nach Cambray und Lille; er hatte sechs Geschütze im Feuer und mehr als 12000 Gefangene teils in der Schlacht, teils auf dem Rückzuge verloren und 2000 Verwundete in St. Quentin zurückgelassen. Seine Niederlage war so groß, daß diesmal selbst Faidherbe sich nicht den Sieg zuzuschreiben wagte. Der Verlust der Deutschen bei St. Quentin betrug an Toten und Verwundeten 94 Offiziere, 3000 Mann.

Der Zustand der fliehenden Franzosen erschien wahrhaft bejammernswert. Die einen liefen barfuß, andere in Holzschuhen, noch andere trugen einen Holz- und einen Lederschuh. Die Moblots beschwerten sich, daß man ihnen Schuhwerk mit Sohlen von Pappendeckel geliefert hätte, welche sich nun auf den schmutzigen Wegen vollständig in Stücke auflösten. In solcher Auflösung kamen die Trümmer der französischen Nordarmee in den schützenden Festungen an, unfähig und unwillig, den Kampf noch fortzusetzen.

Es war eine eigentümliche Fügung, daß der Mann des «la guerre à outrance,» daß Gambetta gerade um diese Zeit eine Rundreise bei den Armeen machte und Zeuge der schmählichsten Retiraden sein mußte. Am 17. war er bei Chanzy in Laval gewesen, jetzt traf er in Lille bei Faidherbe ein. Er war gekommen, um den Armeen Begeisterung zu Siegen einzuhauchen, und vermochte jetzt nicht einmal, sie über ihre Niederlagen zu trösten. Aber noch gab es eine Hoffnung: man hoffte auf Bourbaki, auf die Armee, welche nach französischer Redeweise dazu ausersehen war, „den letzten Kampf voll schöner Verzweiflung zu kämpfen.“ Man ahnte nicht, welches Schicksal auch dieser schon bereitet war. —

Werder und Bourbaki; die Kämpfe an der Lisaine. Als General von Werder das von Südwesten gegen ihn heraufziehende Ungewitter gewahrte, that er, was ein kluger Feldherr in so schwieriger Lage nur thun kann. Er sammelte alle seine verfügbaren Kräfte, zog die entferntesten Abteilungen — also auch die Brigade von der Goltz aus der Gegend von Langres und die

Reservedivision von Schmeling — an sich und faßte, jede Nebenrücksicht beiseite setzend, um so schärfer seine Hauptaufgabe ins Auge: die Deckung der Belagerung von Belfort und die Verhinderung eines Durchbruchs der feindlichen Armee auf Luneville und Nancy. Da der umsichtige General in der vorgeschobenen Stellung bei Dijon den Feind nicht erwarten konnte, verließ er diesen Ort alsbald auf die Nachricht von Bourbakis Anmarsch und ging am 27. Dezember bei großer Kälte nach Vesoul zurück, wo er seine verfügbaren Hauptkräfte sammelte.

Unmittelbar nach der Räumung von Dijon hielt Garibaldi seinen komödiantenhaften Triumpheinzug in die Stadt, an der Spitze seines Corps eine Schar Amazonen, möglichst warm gekleidet und bunt geputzt, dann folgten die bunten Kriegsgesellen der Vogesenarmee. Hier blieb Garibaldi für die nächste Zeit halten, oder vielmehr: er wurde gehalten, wie wir sogleich sehen werden.

Am 2. Januar nahm Bourbaki sein Hauptquartier zu Dijon; die Hauptrichtung seines Marsches ging über Besançon gegen Belfort. General von Werder beschloß, ihm durch einen Flankenmarsch zuvorzukommen und ihm in einer geeigneten Stellung den Weg auf Belfort zu verlegen. Zu diesem Zwecke beabsichtigte er, Bourbaki mit einem Teile seines Corps in der linken Flanke anzufallen, und bestimmte dazu den Hauptteil der Division von Schmeling und die Brigade von der Goltz.

Am 9. Januar 9 Uhr morgens traf die Vorhut jener Division bei Villersexel am Oignon auf das 20. französische Corps und entwickelte sich alsbald zum Angriff. Die brandenburgischen Füsiliere (Nr. 35) nahmen das hochgelegene, schöne Schloß des Grafen Grammont mit Sturm und machten die Besatzung desselben (16 Offiziere, 600 Mann) gefangen. Darauf erstürmten die Rheinländer die Brücke über den Oignon von Villersexel und den Ort selbst. Jenseit desselben kam es aufs neue zu einem lebhaften Gefechte, indem der Feind ein neues Corps zur Verstärkung heranzog, während die Brigade Goltz in seine rechte Flanke auf Marat und Manay vordrang. Zuletzt ward noch bei Vollmondschein gekämpft. Der Verlust der Deutschen in diesem Gefecht betrug 16 Offiziere und 200 Mann.

General von Werder hatte seinen Zweck vollständig erreicht. Während Bourbaki seine Armee zusammenzog und für den folgenden Tag eine Hauptschlacht erwartete, gewann er Zeit, sich in seiner Stellung zu verschanzen und zur hartnäckigen Verteidigung einzurichten. Diese Stellung befand sich auf dem linken Ufer der Lisaine, eines kleinen Flüßchens, das bei Montbéliard (Mömpelgard) unterhalb der Savoureuse in den Doubs mündet, und umspannte in einem weiten Bogen von Lure über Frahier, Chagey, Héricourt, Montbéliard bis Dolle an der Schweizergrenze gegen West, Südwest und Süd auf anderthalb Meilen die Festungswerke von Belfort — etwa wie eine Cernierungs=

linie mit der Front nach außen. Die ganze Ausdehnung dieser Stellung betrug sieben Stunden, eine sehr lange Verteidigungsfront für das etwa 30000 Mann starke Corps; dennoch war eine so große Ausdehnung hier geboten, um den Feind an einem Vorgehen auf Belfort unter Umgehung der Flügel zu hindern. Das Centrum und den Hauptstützpunkt bildete Héricourt, wo die Division von Schmeling stand, den rechten Flügel hatten die badischen Brigaden von der Goltz und von Degenfeld bei Frahier inne, auf dem linken Flügel waren die Höhen von Montbéliard von einem Detachement unter Oberst von Zimmermann besetzt. Als Reserve wurden die Brigaden Prinz Wilhelm von Baden und von Keller zurückgehalten; auf dem äußersten linken Flügel stand unlängst angekommene schlesische Landwehr.

General von Werder war sich der Größe und Schwierigkeit seiner Aufgabe gegenüber einem um das Vierfache überlegenen Gegner vollkommen bewußt und hatte von der ihm drohenden Gefahr rechtzeitig an das große Hauptquartier zu Versailles berichtet. Wir haben bereits gehört, daß von dort die neue Südarmee unter Manteuffel abgeschickt worden war, wissen aber auch, daß dieselbe von diesem Schauplatze jetzt noch weit entfernt war. Die einzige Ordre, welche Werder aus Versailles erhielt, lautete daher: „Festhalten!“ — und er hielt fest.

Gelang der Bourbakischen Armee hier der Durchbruch, so war nicht allein Süddeutschland, insbesondere das freundliche Badener Ländchen, welches unter seinem hochherzigen Großherzoge in diesem Kriege von Anfang an so fest und treu zur deutsch-nationalen Sache gehalten hatte, dem Einfall und der Rache eines erbitterten Gegners ausgesetzt, sondern auch die Friedenshoffnungen, welchen sich das deutsche Volk seit dem Beginn des Bombardements von Paris hingab, wären von neuem in die Ferne gerückt worden. Gambetta und die Kriegspartei in Frankreich hätten dann triumphiert und die Gemäßigten und Besonnenen mit ihrem Wunsche nach Frieden nicht durchzudringen vermocht.

Am 15. Januar eröffnete Bourbaki den Angriff mit einem gewaltigen Geschützfeuer; der Kampf begann um 8½ Uhr früh und dauerte bis 5½ Uhr abends. Im Centrum wurden die Franzosen zurückgeschlagen, auf dem linken Flügel gelang es ihnen, sich der Stadt Montbéliard zu bemächtigen, nicht aber des Schlosses. Ihrem weiteren Vordringen wurde Einhalt gethan, wie oft und wie heftig sie auch ihre Angriffe wiederholten. Am Abend dieses ersten Kampftages besuchte Werder die Biwaks der Truppen, welche so tapfer ihre Stellungen behauptet hatten, um ihnen seinen Dank auszusprechen und sie zu fernerem Standhalten zu ermutigen. Zu den Wehrmännern sprach er in seiner einfachen, herzgewinnenden Weise: „Meine alte Landwehr, haltet nur diesmal noch aus! Es wird schon gehen. Es geschähe ja nicht, wenn es nicht sein müßte, wenn nicht soviel davon abhinge. Haltet fest, verzagt nicht!“

Seine Worte hatten ihre Wirkung; überall erhielt er donnernde Hurras

zur Antwort. „Wir dürfen sie nicht durchlassen, nicht um die Welt, Ew. Excellenz!" antworteten die braven Wehrmänner ihrem General, und die wackeren Landeskinder aus dem badischen Oberlande riefen: „Mer laschen äbbe koa Mäuschli dörch und koa Franschmann erscht rächt net!"

Mit Tagesanbruch am 16. Januar begann die Schlacht auf der ganzen Linie; der Hauptangriff wurde diesmal gegen das Centrum bei Héricourt gerichtet. Hier standen sechs ostpreußische Landwehrbataillone (von der Division von Schmeling), welche sich heldenmütig gegen 23 Bataillone behaupteten. Dreimal wiederholte Bourbaki den Angriff, das drittemal am Nachmittag um 4 Uhr, als der Januartag sich schon neigte. Er schien alles daranzusetzen, um hier durchzubrechen, und Werder mußte alle Reserven ins Gefecht ziehen, um seine Aufstellung nicht sprengen zu lassen. — Mit diesem Hauptangriff in der Front verband Bourbaki gleichzeitig Angriffe gegen beide Flügel. Das Schloß Montbéliard auf dem linken wurde vergeblich angegriffen; ein Parlamentär forderte den Kommandanten zur Übergabe auf und drohte im Falle der Ablehnung mit der Beschießung durch vierzig Geschütze. Dieser ließ es natürlich auf die Beschießung ankommen. Mit dem Geschützfeuer verband sich das Feuer der Chassepots von der Infanterie, welche die Stadt gestern besetzt hatte, und auch die Bürger beteiligten sich an dem Kampfe. Dennoch hielt die Besatzung des Schlosses wacker aus, und die deutschen Geschütze machten sogar mehrere von den französischen stumm.


Großherzog Friedrich von Baden.

Auf dem äußersten linken Flügel gelang es aber dem Feinde, die nur sehr schwach besetzten Dörfer Frahier, Echavanne und Chenebier zu nehmen und die Brigade von Degenfeld mit vierfacher Übermacht gegen Challonvillas zurückzudrängen. Die Gefahr, in der rechten Flanke umgangen zu werden, trat damit für Werder nahe. Aber er war auch nicht gesonnen, dem Feinde die errungenen Vorteile nur eine Nacht zu lassen. Hinter der Höhe von Héri-

court stand als letzte Reserve noch die 3. badische Brigade; ihr Führer, General von Keller, erhielt in der Nacht Befehl, die verlorenen Positionen auf dem rechten Flügel wiederzunehmen; die Brigade von Degenfeld sollte ihn unterstützen. Er rückte vor, besetzte zuerst Frahier wieder und überfiel dann den Feind in Chenebier, wo er sich's zur Nacht bequem gemacht hatte; 7 Offiziere und 400 Mann wurden gefangen genommen, die Stellungen waren wiedererobert.

Die frostig-kalte Winternacht brachten die deutschen Truppen wieder biwakierend in ihren alten Stellungen zu. Noch hatten sie keinen Fußbreit Bodens verloren. Am 17. Januar machte Bourbaki eine neue, verzweifelte Anstrengung durchzubrechen. Während er das Centrum und den linken Flügel auf der ganzen Linie von Héricourt bis Montbéliard angreifen ließ, wandte er sich mit seinem linken Flügelcorps gegen die Badenser bei Frahier. Der Anfall erfolgte mit einer solchen Wucht, daß die Brigade von Keller unter schweren Verlusten Frahier und Chenebier noch einmal aufgeben mußte, — aber nur für eine kleine Weile. Die beiden badischen Brigaden drangen über Chagey und Echavanne bald zu erneutem Angriff vor, und obgleich der blutige Kampf sich noch bis Nachmittag hinzog, gewannen sie schließlich doch alle Punkte wieder.

Im Centrum und auf dem linken Flügel der Deutschen wurden die Angriffe matter. Als Bourbaki seine Truppen dort nach wiederholt abgeschlagenen Angriffen von neuem gegen die deutschen Stellungen vorwärts trieb, mußte er hören, daß die Mobilgarden ihm zuriefen: „Geben Sie uns erst Brot, Schuhe und gute Waffen; wo nicht, gehen Sie zum Teufel!"

General von Werder, der von einer Anhöhe bei Héricourt aus vom ersten Kanonenschusse an die dreitägige Schlacht geleitet hatte, erkannte schon am Nachmittag des 17. durch sein Fernrohr deutlich Rückzugsbewegungen beim Feinde. Bourbaki verzweifelte an dem Siege und traf seine Anstalten, um noch beizeiten das linke Ufer des Doubs zu erreichen und sich an demselben auf Besançon zurückzuziehen. Unter dem Schutze einer lebhaften Kanonade trat er vom Schlachtfelde den Rückzug an. General von Werder durfte nur mit Vorsicht folgen. Die Verluste des Werderschen Corps an Toten und Verwundeten in der Schlacht an der Lisaine betrugen etwa 1200 Mann.

„Werder und seinen tapferen Truppen gebührt die höchste Anerkennung," telegraphierte König Wilhelm an seine Gemahlin.

Auf dem Rückzuge Bourbakis zeigten sich in seiner Armee bald ähnliche Zeichen der Auflösung, wie wir sie bei den Armeen Chanzys und Faidherbes nach den Niederlagen bei Le-Mans und St. Quentin beobachtet haben. Noch aber war ihr Schicksal nicht vollendet. Während Werder in den ruhmvollen Kämpfen an der Lisaine die übermächtigen Angriffe Bourbakis zurückschlug, nahte in Gewaltmärschen über das beschneite Bergland der Côte d'or die Manteuffelsche Armee, das 7. und 2. Corps, die Söhne der „roten Erde" und des

kernigen Pommerlandes, um den bedrängten Kriegsgefährten Hilfe zu bringen. Nur unter großen Schwierigkeiten, bei strenger Kälte, wechselnd mit Schneestürmen, drang sie vorwärts; dabei hatten ihre Vorhut und Seitendetachements beständig Gefechte mit den Franctireurbanden zu bestehen, die von Dijon herüberstreiften und ihren Marsch zu belästigen suchten.

Am 19. Januar erhielt Manteuffel in Dampierre die Nachricht von Werders Siege und Bourbakis Rückzug auf Besançon. Er beschloß nunmehr, dem Feinde südlich Besançon den Weg zu verlegen, ihm die Verbindung von Besançon mit Lyon abzuschneiden und ihn auf diese Weise zu einer neuen Schlacht oder zum Ubertritt auf das neutrale Schweizer Gebiet zu zwingen. Er ließ zu diesem Zwecke seine beiden Corps eine Rechtsschwenkung nach Südost gegen den Doubs machen, wobei das 7. den Drehpunkt hatte. Das 2. Corps marschierte auf Dole, um die Eisenbahnverbindungen zu unterbrechen; das 7. fand die Übergänge des Doubs südlich Besançon unbesetzt und überschritt den Fluß, so daß es bis 25. Januar gelungen war, dem Feinde den Rückzug nach Süden abzuschneiden.

Während Manteuffel kühn und entschlossen handelte, hatte Bourbaki die kostbare Zeit zum Handeln und Retten versäumt. Am 21. und 22. Januar stand die Hauptmasse seiner Armee in und um Besançon vereint. Noch wäre es vielleicht Zeit gewesen, entweder einen kühnen Angriff zu wagen oder ungesäumt den Rückzug nach Lyon anzutreten. Aber des ehemaligen Oberbefehlshabers der kaiserlichen Garden hatte sich seit den Tagen an der Lisaine ein finsterer Trübsinn bemächtigt. Er war gewöhnt an den prächtigen Anblick jener stolzen bärmützigen Grenadiere, der geputzten Garde-Zuaven, der blanken Karabiniers und Kürassiere und hatte jetzt das klägliche Schauspiel einer geschlagenen Armee, in welcher die Bande der Zucht und des Gehorsams gelöst waren. „Ich befehlige nicht Menschen, sondern eine Herde,“ hatte er schon früher einem Freunde geschrieben; jetzt kamen die Depeschen Gambettas, welche ihm Vorwürfe machten, daß er mit seiner Armee noch nicht den Schwarzwald überschritten habe. Das verschlimmerte seinen Gemütszustand; er hörte auf zu befehlen, gab Frankreichs Schicksal und sich selbst auf, und in einem Anfall von Verzweiflung suchte er seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen. Sein Nachfolger im Oberbefehl, General Clinchant, vermochte die Armee, welche durch Hunger und Strapazen erschöpft war, nicht mehr zu retten. Am 29. Januar von der 14. Division bei Sombacourt und Chaffois erreicht, auf allen Seiten von den Truppen des Generals von Manteuffel umstellt, hatte Clinchant nur die Wahl, sich zu ergeben oder auf das neutrale Schweizer Gebiet überzutreten. Er wählte das Letztere, ordnete den Rückzug auf Pontarlier, nahe der Schweizer Grenze, an und unterhandelte mit dem Oberbefehlshaber der eidgenössischen Truppen, General Herzog, wegen Übertritts auf das Schweizer Gebiet. Am 1. Februar zogen die Trümmer der

Bourbakischen Armee — 84000 Mann mit 10000 Pferden — bei Pontarlier über die Grenze, um auf dem neutralen Schweizer Gebiet der Konvention gemäß die Waffen niederzulegen und in den verschiedenen Kantonen interniert zu werden. Dies war das Ende der letzten französischen Feldarmee.

Auch die Festung Belfort nebst den Forts und allem Kriegsmaterial wurde am 16. Februar dem General von Treskow übergeben; die Garnison, 12000 Mann, erhielt in Anerkennung ihrer tapferen Verteidigung freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren. —

Die letzten Kämpfe vor Paris und der Fall der Hauptstadt. Das Bombardement von Paris hatte schon in den ersten Tagen des Jahres 1871 an Umfang zugenommen. Nach der Einnahme des Mont Avron richteten die deutschen Batterieen ihr Feuer gegen die Forts der Ostfront: Nogent, Rosny und Noisy. In der Nacht vom 3. zum 4. Januar wurden neue Batterieen auf den Höhen von Meudon, Clamart und Chatillon armiert, um ihr Feuer gegen die Forts Issy, Vanves und Montrouge, ferner gegen den Point-du-jour an der südlichen Ecke der Stadtumwallung und endlich auch gegen die Stadtteile auf dem linken Ufer der Seine selbst zu richten.

Schon am 6. Januar, zwei Tage nach der Eröffnung des Feuers gegen die Südforts, mußten zwei derselben, Issy und Vanves, ihr Feuer einstellen. Am 8. Januar gerieten auch in Montrouge die Kasernen in Brand.

Je näher die deutschen Batterieen rückten, desto weiter reichten ihre Bomben in die Stadt selbst. Bald mehrte sich die Zahl der einschlagenden Sprenggeschosse und bewirkte, daß eine Auswanderung der Pariser vom linken auf das rechte Ufer der Seine in die weniger gefährdeten Stadtteile begann.

Der Gouverneur Trochu suchte anfangs durch kleine Ausfälle das Näherrücken der Belagerungsarbeiten zu hindern, so am 5. Januar gegen die Vorposten der Bayern auf der Höhe Notre-Dame-de-Clamart und in der Nacht zum 17. Januar gegen die Angriffsbatterie bei Clamart und Chatillon. Ein stärkerer Ausfall richtete sich am folgenden Abend aus der Nordfront gegen die Stellungen der Garden, insbesondere gegen Le-Bourget, dessen Verlust die Franzosen nicht verschmerzen konnten; die rechtzeitige Abwehr trieb jedoch auch hier den Feind wiederholentlich mit Verlust zurück.

Infolge dieser mißglückten Unternehmungen nahmen der Unwille und das Geschrei über Verrat immer größere Ausdehnung in der belagerten Stadt an. Während die Aufregung bis aufs äußerste stieg, herrschte unter einem anderen Teile der Bevölkerung dumpfe Verzweiflung. Um sich vor der grimmigen Kälte zu schützen, fällte man die schönen Bäume auf den Boulevards, in den Elysäischen Feldern, im Tuileriengarten; man beschwichtigte den Hunger mit Substanzen, von denen man sich sonst mit Ekel abwendete; man sah fette Ratten für einen Leckerbissen an und bezahlte sie mit 1 bis $1^1/_2$ Francs das

Stück. Zu alle diesem Elend traten noch die Angst und der Schrecken, die durch das Bombardement verursacht wurden; denn immer häufiger schlugen Granaten auf den öffentlichen Plätzen ein und brachten Verwundungen und Tötungen hervor. Fast allnächtlich gingen in verschiedenen Stadtteilen Feuersbrünste auf und röteten den Himmel wie Nordlichtschein, und während die einen anfingen in alle dem Unglück ein Strafgericht Gottes zu erkennen, das er über das gott-



Deutsche Marine.

lose Babel=Paris verhängte, zogen andere in wilden Rotten durch die halbdunkeln Gassen und sangen die neue Marseillaise: «Vive la guerre, piffe, paffe!»

Zu dieser Zeit (18. Januar) fand im deutschen Hauptquartier zu Versailles der denkwürdige Akt der Kaiserproklamation des Königs Wilhelm statt, von welchem wir weiter unten des näheren zu berichten haben werden. Gleichsam als Antwort darauf beschloß General Trochu oder vielmehr das souveräne Volk von Paris für den 19. Januar einen Massenausfall mit den besten Kräften. An diesem letzten Kampfe der Verzweiflung sollten Linientruppen, Mobilgarden und Nationalgarden teilnehmen, der Zahl nach etwa 100000 Mann;

Trochu selbst stellte sich an die Spitze der ausfallenden Truppen. Als Schlachtfeld war die Halbinsel von Nanterre, wo der Mont Valérien sich erhebt, ersehen worden, und das Ziel des Ausfalls war das deutsche, jetzt das Kaiserliche Hauptquartier zu Versailles. Man sagte den Soldaten, daß sie die nächste Nacht zu Versailles schlafen sollten, daß aber der Weg dahin nur über die Leichen der Deutschen führe.

Trochu teilte für den Angriff seine Streitkräfte in drei Heersäulen. Die des rechten Flügels unter Ducrot sollte von Malmaison gegen Buzanval, die des Centrums unter Bellamare gegen die Höhen von Garches und den östlichen Teil des Plateaus der Bergerie, die des linken Flügels unter Vinoy gegen St. Cloud und die Schanze von Montretout vorgehen. Mit Ungestüm drangen die feindlichen Massen, namentlich im Centrum, vor und überschwemmten alsbald das ganze Feld vor den Linien des 5. Corps auf der weiten Strecke von Bougival bis St. Cloud. Den ersten Anprall hielten die tapferen Scharen der 10. Division aus, und als zu ihrer Unterstützung die 9. herangekommen, gingen die Deutschen am Nachmittage selbst zum Angriff über. Der Kronprinz des Deutschen Reiches wohnte demselben auf einer Höhe bei Vaucresson bei, in deren Nähe nicht allein die Granaten des Mont Valérien, sondern auch die Chassepotskugeln aus der noch von den Franzosen besetzten Montretoutschanze einschlugen. Der deutsche Kaiser überblickte das Schlachtfeld von einer Höhe beim Aquädukt von Marly.

Zum Hauptkampfe kam es im Centrum auf den Höhen von Garches, wohin Trochu immer mehr Massen gezogen hatte. Dem braven Königsgrenadier-Regiment Nr. 7, welches bei Weißenburg die ersten Lorbeeren in diesem Kriege gepflückt hatte, war es beschieden, hier, nahe von Paris, auch die letzten zu brechen. Unter Führung des Oberst von Köthen drangen die Tapferen durch ein wahres Höllenfeuer, wie sie es beim Sturm auf den Geisberg nicht schlimmer erlebt hatten; aber hier so wenig wie damals dort ließen sie sich dadurch im Vorschreiten aufhalten. Immer neue Batterieen zog der Feind ins Feuer, und unter Mitwirkung der Artillerie entspann sich ein furchtbarer Kampf um die Höhen, den erst die einbrechende Dunkelheit beendigte.

Die Kräfte der Franzosen waren durch das blutige Ringen erschöpft, die Verluste, welche sie durch das Feuer der schweren Belagerungsgeschütze erlitten hatten, furchtbar. Sie mußten an den Rückzug denken und vermochten nicht einmal die Schanzen von Montretout und St. Cloud zu behaupten. Die Zahl derer, die tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde vor dem Mont Valérien lagen, belief sich französischerseits auf 8000 bis 9000; die Deutschen hatten 39 Offiziere, 616 Mann verloren.

Das Bombardement, während der Schlacht ununterbrochen fortgesetzt, wurde nach derselben auch vor der Nordfront eröffnet. Zehn neu erbaute

Batterieen richteten jetzt ihr Feuer gegen St. Denis, und bald brannte es dort an vier Stellen; die Einwohner flüchteten in die Keller oder nach Paris.

Die Unmöglichkeit eines längeren Widerstandes wurde für Paris immer einleuchtender. Die Gärung unter der Bevölkerung steigerte sich von Stunde zu Stunde. Vor dem Stadthause kam es zu blutigen Scenen (22. Januar); sie bildeten das Vorspiel zu dem grauenvollen Aufstand der Kommune, der bereits drohte. Trochu sah sich genötigt, seine Stelle als Gouverneur von Paris niederzulegen, und blieb allein Präsident der Regierung, General Vinoy übernahm den Oberbefehl der Armee. Die Regierung erkannte die Unmöglichkeit, den Widerstand fortzusetzen; aber noch immer zögerte sie, angesichts der in Paris herrschenden Aufregung in Unterhandlungen einzutreten. Endlich entschloß sich Jules Favre zu dem entscheidenden Schritte. Er ließ sich von seiner Regierung mit Vollmachten versehen und suchte um eine abermalige Unterredung mit dem Grafen Bismarck nach, welche den Abschluß eines Waffenstillstandes einleitete.



Prinz Adalbert von Preußen.

Um Mitternacht des 27. Januar verstummten plötzlich alle Kanonen vor und um Paris; statt des gewaltigen, erdbebenartigen Getöses der letzten Wochen plötzlich eine tiefe, erwartungsvolle Stille.

Am 28. Januar abends wurde die Konvention zu Versailles abgeschlossen, derzufolge die sämtlichen Forts von Paris mit allem Kriegsmaterial übergeben und von den Deutschen besetzt werden sollten. Die Linien- und Seetruppen und die Mobilgarden hatten ihre Waffen abzuliefern und blieben

in Paris kriegsgefangen. Ein Waffenstillstand von 21tägiger Dauer sollte eintreten (bis 19. Februar Mitternacht), während dessen die deutsche Armee Paris nicht betreten durfte. Die Feldarmeen behielten eine Neutralitätszone zwischen sich. Der Kriegsschauplatz des südöstlichen Frankreichs, d. i. die Departements Côte d'or, Doubs und Jura, blieb zur Zeit noch von dem Waffenstillstande ausgeschlossen. Am 29. Januar wurden sämtliche Forts übergeben und von den deutschen Truppen besetzt. —

Auf See 1870. Als im Juli 1870 die französische Kriegserklärung erfolgte, rechnete Kaiser Napoleon III. bei seinem Kriegsplan nicht allein mit Turkos, Zephirs, Mitrailleusen und Chassepots, sondern auch mit der mächtigen französischen Kriegsflotte. Man fabelte besonders sehr viel von einer beabsichtigten großen Landung. Viceadmiral Graf Bouet-Villaumez sollte mit der Flotte von Cherbourg aus in die deutschen Gewässer vorausgehen, Einverständnisse mit Dänemark anknüpfen, das sogleich an Deutschland den Krieg erklären würde, und die deutsche Flotte in der Nordsee aufsuchen. Viceadmiral La Roncière sollte mit Transportschiffen und mit 30000 Mann Landungstruppen nachfolgen, an der Nordseeküste landen, die Hannoveraner zum Kampfe für das Welfenhaus gegen Preußen aufrufen und sich im Innern Deutschlands mit der französischen Rheinarmee vereinigen. Indessen die Dinge kamen anders. Das kleine Dänemark wollte wohlweislich erst einen Sieg der französischen Waffen abwarten, bevor es den Krieg erklärte; die Hannoveraner erwiesen sich als ehrliche Deutsche; die Rheinarmee blieb aus, und die zur Landung an den deutschen Küsten bestimmten Truppen endlich wurden zur Verteidigung der Wälle von Paris notwendiger gebraucht.

An den norddeutschen Küsten waren außerdem alle Vorbereitungen getroffen, um jedem Landungsversuche zu begegnen. Zum Gouverneur des Küstengebiets war der General Vogel von Falckenstein bestimmt worden; dieser traf alle Maßregeln zur energischen Abwehr jeder Landung durch Armierung der Häfen, Anlage von Strandbatterieen u. s. w. Die Kunst kam der natürlichen Beschaffenheit der Küste zu Hilfe. Die Ufer der Nordsee sind flach und sandig, die Sandbänke reichen oft meilenweit ins Meer hinein. Die Bojen und Leuchtfeuer, welche in friedlichen Zeiten den Schiffen zu Warnungszeichen und Wegweisern dienen, waren jetzt sämtlich entfernt und die Häfen durch versenkte Schiffe und Torpedos gesperrt worden.

Viceadmiral Bouet ging zwar mit seiner Flottendivision in die Ostsee, wurde aber durch Stürme an der Ausführung seiner Pläne verhindert und verließ endlich Ende September die Ostsee für immer. — Eine andere Flottendivision unter Admiral Fourichon erschien bei Helgoland, begnügte sich aber, die Blockade der Elb- und Wesermündungen aufrecht zu erhalten; die Hauptthätigkeit der französischen Flotte bestand in dem Wegkapern von Handelsschiffen.

Auch war von Frankreich übersehen worden, daß Deutschland jetzt zur See nicht mehr wehrlos war wie ehedem. Die ersten Kriegsschiffe der „deutschen Flotte," mit deren Gründung in den Jahren der Bewegung 1848 und 1849 ein schwacher Anfang gemacht worden, waren zwar in der trüben Zeit der Reaktion (1851) unter dem Hammer Hannibal Fischers wieder versteigert worden; aber die besten Schiffe hatte Preußen erworben* und damit den Kern zu einer preußischen und künftigen deutschen Flotte gerettet.

Ein Hohenzollernscher Prinz, Adalbert Heinrich Wilhelm (geboren 29. Oktober 1811), Sohn des Prinzen Wilhelm, des jüngsten Bruders König Friedrich Wilhelms III., war es vor allen, welcher den Gedanken seines Ahnherrn, des Großen Kurfürsten, wieder aufnahm und den Plan der Gründung einer preußischen und deutschen Flotte mit Wärme hegte und mit lebendigem Interesse förderte. Seit 1854 Admiral der preußischen Küsten- und von 1861 bis 1867 Oberbefehlshaber der preußischen, dann bis 1871 der norddeutschen Bundesflotte, erwarb er sich durch die Ausbildung der Mannschaften um dieselbe hohe Verdienste.**

Die norddeutsche Bundesflotte stand zwar im Jahre 1870 an Größe und an Zahl der Schiffe noch hinter den Flotten der europäischen Seemächte weit zurück. Wo aber deutsche Kriegsschiffe mit französischen zusammentrafen, da zeigte sich, daß es in unserer jungen Flotte an Mut und Unternehmungsgeist nicht fehlte. So griff die schon aus dem dänischen Kriege (1864) bekannte kleine „Grille" (am 17. August) bei Hiddensee, westlich Rügen, die große französische Panzerflotte an, und desgleichen neckte die kleine Korvette Nymphe (21. August) im Putziger Wyk zwei französische Panzerfregatten.

Daß es unter unseren Teerjacken nicht an Herz fehlt, hat endlich auch ein Zweikampf zur See bewiesen, welchen (Anfang November) in den fernen Gewässern Westindiens das preußische Kanonenboot Meteor mit dem französischen Avisodampfer Bouvet kühn und siegreich ausfocht.

Sind es auch keine großen Seesiege, deren sich unsere Flotte zu rühmen hat, so giebt doch ihr kühnes Auftreten in dem deutsch-französischen Kriege 1870 vollen Grund zu der stolzen Hoffnung, daß Deutschland in Zukunft wie zu Lande, so auch zur See mächtig, gefürchtet und geehrt dastehen werde, und schon erblickt auch unsere Flotte ihren jungen Orlogshelden in dem kühnen und unternehmenden Hohenzollernprinzen Albert Wilhelm Heinrich (geboren am 14. August 1862) — zweitem Sohne des Kronprinzen von Preußen —, der schon in jungen Jahren mit dem Seemannswerk vertraut geworden und die weite Welt umreist hat und, so Gott will, berufen ist, in Zukunft den Oberbefehl und die Führung der mächtigen deutschen Flotte zu übernehmen.

---

* Siehe S. 215.

** Prinz Adalbert ist gestorben am 6. Juni 1873 in Karlsbad.

Wer soll dein Hüter sein,
Du deutsches Meer? —
Prächtig am Wogenschwall
Liegen die Städte all
Mit stolzen Türmen:
Aber die feste Wall
Schützt nicht vor Stürmen;
Höhnend auf hoher Flut
Spreizt sich der Übermut,
Da ist kein rechter Schutz
Wider der Feinde Trutz.

Wer ist der Hüter dein,
Du deutsches Meer? —
Adler voll Siegesreiz
Unter dem Eisenkreuz,
Das ist der Hüter,
Schirmet den Söhnen Teuts
Ehre und Güter,
Von Preußens Bernsteinsand
Bis Rügens Kreidestrand,
Von Memels Landespfort'
Bis an den Eckernfjord.

Wohl dir, des Hüters dein,
Du deutsches Meer!
Fleckles und kühn und jung,
Mut und Begeisterung
Unter den Schwingen,
Wird einst sein Flügelschwung
Ins Weltall dringen,
Soweit ein Segel schwebt,
Aus deutschem Bast gewebt,
Ein Blitz den Mast umflammt,
Der deutschem Wald entstammt. —

Der Friede von Versailles. Bei dem Abschlusse des Waffenstillstandes war deutscherseits insbesondere auch die Rücksicht maßgebend gewesen, Frankreich in die Lage zu versetzen, sich mittels einer frei gewählten Nationalversammlung wieder eine regelmäßige Regierung zu geben, mit welcher die Regierung des Kaisers Wilhelm über den Abschluß des Friedens in Unterhandlung treten konnte. Für den 8. Februar wurden von der Regierung in Paris die Wahlen ausgeschrieben; am 12. sollte die Nationalversammlung in Bordeaux eröffnet werden. — Die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstands wurde jedoch nicht allerseits in Frankreich beifällig aufgenommen. Gambetta in Bordeaux zeigte sich bei ihrem Empfange leidenschaftlich aufgeregt; er ordnete neue Rüstungen an und erließ ein Dekret (31. Januar), demzufolge ganze Klassen der Bevölkerung, insbesondere alle diejenigen, welche unter dem Kaiserreich als Minister, Senatoren, Staatsräte oder Präfekten ein Amt bekleidet hatten oder als Kandidaten für ein solches bezeichnet worden waren, von der Wählbarkeit ausgeschlossen werden sollten. Graf Bismarck protestierte gegen diese Verletzung der Konvention, in welcher eine „frei gewählte“ Versammlung ausdrücklich bedingt war, und Jules Favre war ehrlich genug, die Berechtigung dieses Protestes anzuerkennen; er erklärte in einem Regierungserlaß (5. Februar) das Dekret Gambettas für null und nichtig. Die letzten Anstrengungen der Anhänger Gambettas, um diesen zum „Diktator der fran-

zösischen Republik," den er schon lange gespielt hatte, öffentlich auszurufen und von Bordeaux aus noch einmal den Kriegsbrand über ganz Frankreich zu verbreiten, blieben erfolglos. Gambetta sah sich genötigt, seine Entlassung zu nehmen (6. Februar).

Seit Gambettas Sturze richteten sich die Augen der besonnenen Franzosen immer mehr auf den Staatsmann, der dazu bestimmt war, in seinem hohen Alter noch einmal eine Rolle in der Geschichte Frankreichs zu spielen, auf Adolf Thiers. Am 12. Februar wurde die Nationalversammlung zu Bordeaux eröffnet, und wenige Tage darauf (17. Februar) wurde Thiers von ihr mit großer Mehrheit zum „Chef der Exekutivgewalt der französischen Republik" ernannt, welcher sein Amt unter der Souveränität der Nationalversammlung verwalten und selbständig die Minister für die einzelnen Zweige der Verwaltung wählen sollte.

Dem einsichtigen Staatsmanne konnte es nicht zweifelhaft sein, daß das dringendste Bedürfnis Frankreichs der Friede war und daß die Bedingungen des Friedens, da Frankreich völlig außer stande war, den Krieg wieder aufzunehmen, allein von der Großmut des Siegers abhingen. Am 19. Februar reisten Thiers und Favre, welcher das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten unter Thiers beibehalten hatte, von Bordeaux nach Versailles ab und erwirkten zunächst von der Regierung des Kaisers Wilhelm eine Verlängerung des Waffenstillstands bis zum 26. Februar Mitternacht.

Durch Vermittelung des Grafen Bismarck hatte Thiers die Ehre, von Kaiser Wilhelm persönlich in einer Audienz empfangen zu werden, nachdem dieser ihm den Wunsch hatte ausdrücken lassen, daß er sich aller politischen Erörterungen enthalten möge, da es die Gewohnheit des Kaisers sei, von der er nicht abgehen wolle, alle politischen Angelegenheiten nur durch Vermittelung des Kanzlers an sich gelangen zu lassen. Dessenungeachtet konnte Thiers die schwebende Frage nicht ganz unberührt lassen und schilderte mit seiner bekannten Beredsamkeit die Gefahren, welche die beiden Nationen, ja ganz Europa, laufen würden, wenn der Friede den Keim eines neuen Krieges enthalten sollte. Der Kaiser entgegnete ihm, daß er es nicht gewesen sei, der diesen Krieg gewollt habe, daß er die Lage Frankreichs bedauere, aber jetzt beim Friedensschlusse das Interesse Deutschlands vor jedem anderen zu Rate ziehen müsse.

Über die Friedensbestimmungen sprach sich Graf Bismarck im Auftrage des Kaisers sehr bestimmt aus. Diese Forderungen lauteten: Abtretung von ganz Elsaß mit Einschluß von Belfort, eines Teils von Lothringen mit Einschluß der Stadt und Festung Metz und eine Kriegsentschädigung von 6 Milliarden Francs.

Diese Forderungen waren durchaus gemäßigt und durch die Verhältnisse begründet. Sie blieben weit zurück hinter den Bedingungen, welche Frankreich

bei früheren Friedensschlüssen seinen besiegten Gegnern auferlegt hatte, und schonten in jeder Weise das französische Nationalgefühl. Da war nicht die Rede von einer Auslieferung von Kriegsschiffen, von einer Zurückführung der Armee auf einen bestimmten Stand, von einer Schleifung der Pariser Festungswerke — einer Bedingung, deren materieller Wert wohl die Milliarden der Kriegsentschädigung aufgewogen haben würde —, es war nur dasjenige gefordert, was deutscherseits zur Sicherung und Schadloshaltung Deutschlands für unbedingt notwendig erachtet wurde. Dennoch kam es bei jedem einzelnen Punkte dieser Forderungen zu lebhaften Erörterungen zwischen dem Grafen Bismarck und den französischen Unterhändlern.

Bis zum 25. Februar abends waren endlich sämtliche Artikel der Friedenspräliminarien besprochen und formuliert. Die Hauptbedingungen bestanden in der Abtretung des Elsaß, mit Ausnahme von Belfort, und Deutsch-Lothringens mit Zurechnung von Metz, sowie in der Zahlung von 5 Milliarden Francs Kriegskosten binnen drei Jahren. Die Räumung Frankreichs durch die deutschen Truppen sollte in gleichem Schritte mit der Zahlung der Kriegskosten durch Frankreich erfolgen.

Um der Nationalversammlung in Bordeaux Zeit zur Ratifikation dieser Friedenspräliminarien zu geben, wurde eine Konvention über die Verlängerung des Waffenstillstands bis zum 12. März abgeschlossen. Die frühere Bestimmung, betreffend den Nichteinmarsch der deutschen Armee in Paris, war in der neuen Konvention dahin abgeändert worden, daß die deutschen Truppen in der Stärke von 30000 Mann in Paris einmarschieren und einen näher begrenzten Stadtteil besetzen würden.

Am 1. März mittags erfolgte bei hellem Frühlingswetter unter den Klängen alter Siegesmärsche der Einzug der deutschen Heeresabteilungen durch das Bois de Boulogne, die breite Siegesstraße, den Triumphbogen und die Champs Elysées bis zu den Tuilerien. Es bedurfte dieses Schlußaktes des großen Krieges, um den Wahn zu zerstören, daß die Mauern von Paris für die „deutschen Barbaren“ heilig und unnahbar bleiben müßten, oder daß die Sieger von Metz und Sedan aus Furcht vor den Pariser Volkshaufen vor der Stadt umgekehrt wären.

In der Nacht vom 28. Februar zum 1. März erklärte sich die französische Nationalversammlung in Bordeaux für die Annahme der Friedenspräliminarien (mit 546 gegen 107 Stimmen). Nach Empfang der Nachricht hiervon ratifizierte auch Kaiser Wilhelm den Friedensvertrag (2. März). Schon am folgenden Tage verließen die deutschen Truppen die unwirtliche fremde Hauptstadt. Im deutschen Hauptquartier wurden die Vorbereitungen zur Heimkehr getroffen.

Am 7. März verließ Kaiser Wilhelm Versailles, hielt bei Villiers noch eine Heerschau über die Maasarmee ab und begab sich dann über Saarbrücken



Heil Dir im Siegerkranz.

und Frankfurt a. M. nach Berlin zurück, allerorten mit stürmischem, begeistertem Jubel begrüßt. Vor dem Verlassen des französischen Bodens erließ der Kaiser den nachfolgenden Armeebefehl (aus Nancy, 8. März):

„Soldaten der deutschen Armee! Ich verlasse an dem heutigen Tage den Boden Frankreichs, auf welchem dem deutschen Namen so viel neue kriegerische Ehre erwachsen, auf dem aber auch so viel teures Blut geflossen ist. Ein ehrenvoller Friede ist jetzt gesichert, und der Rückmarsch der Truppen in die Heimat hat zum Teil begonnen. Ich sage Euch Lebewohl, und Ich danke Euch nochmals mit warmem und erhobenem Herzen für alles, was Ihr in diesem Kriege durch Tapferkeit und Ausdauer geleistet habt. Ihr kehrt mit dem stolzen Be-



Heimkehr der Sieger (Relief vom Niederwalddenkmal).

wußtsein in die Heimat zurück, daß Ihr einen der größten Kriege siegreich geschlagen habt, den die Weltgeschichte je gesehen —, daß das teure Vaterland vor jedem Betreten durch den Feind geschützt worden ist und daß dem Deutschen Reiche jetzt Länder wiedererobert worden sind, die es vor langer Zeit verloren hat. Möge die Armee des nunmehr geeinten Deutschland dessen stets eingedenk sein, daß sie sich nur bei stetem Streben nach Vervollkommnung auf ihrer hohen Stufe erhalten kann; dann können wir der Zukunft getrost entgegensehen."

Friedensglocken klangen im Vaterlande, Friedensbotschaft zog in die Herzen. Wer einen der Lieben im Felde stehen hatte, der hörte auf zu fürchten und zu sorgen und freute sich in der Hoffnung fröhlichen Wiedersehens, und wer einen betrauerte, der da auf ferner, fremder Aue gefallen war, der getröstete sich dessen, daß der errungene Kampfpreis des vergossenen Blutes würdig sei.

Das neuerstandene einige Deutsche Reich empfing als Morgengabe im ehrenvollen Frieden seine oft betrauerten und beweinten alten Reichslande zurück. Mochten diese selbst sich auch noch sträuben, dem treuen Mutterlande anzugehören, dem sie seit zwei Jahrhunderten entfremdet gewesen waren; — noch hatten jene Bande ihren Zauber nicht verloren, welche fester als materielle Interessen, als staatliche Formen und selbst als Waffenbrüderschaft die Herzen untereinander verbinden und auf welchen die Hoffnung beruht, daß das wiedererrungene Elsaß und Deutsch-Lothringen in Zukunft wieder, wie in alter Zeit, treue und tüchtige Glieder des großen Vaterlandes werden möchten, — vor allem die Bande der gemeinsamen Sprache; klingen doch schon heute versöhnliche Stimmen aus dem Elsaß zu uns herüber und klang es doch schon damals, bei dem Friedensschlusse, in den „Vaterlandsliedern" eines Elsassers (Karl Hackenschmidt):

„Du Münsterturm, so hoch und schön,
Du Strom, der uns umzieht,
Ihr Eichen auf des Wasgaus Höh'n,
Auf, werdet Klang und Lied!

Und bringt den Dank aus frommem Trieb,
Dem Kaiser, gottgesandt,
Den Gruß in alt' und neuer Lieb'
Dem großen Vaterland!"



Die Gründung des Deutschen Reiches

unter dem Kaisertum der Hohenzollern.

Kampf ist die Lebensbedingung im Dasein der Einzelnen wie der ganzen Völker; ohne Kampf kein Sieg, kein Fortschritt, kein wahres Leben! Aber nicht die materielle Siegesfrucht ist der wahre Preis des Kampfes. Neben dem Rauschen und Lärmen der Schlachten geht ein stilles Wehen und Weben, die Geburtswehen einer neuen großen Idee, die unter den äußeren Kämpfen und Stürmen nach Leben und Gestalt ringt. Was dem deutschen Volke in seinen beinahe zweihundertjährigen Einheitsbestrebungen dunkel vorgeschwebt hatte: — daß nur in einem einigen Deutschen Reiche unter einem mächtigen und würdigen Oberhaupt eine sichere Bürgschaft für den Frieden Europas, für den geistigen, sittlichen und kulturellen Fortschritt seiner Völker gegeben sei, — das war ihm durch diesen jüngsten Krieg zur unumstößlichen, klaren Gewißheit geworden. Während der letzten zwei Jahrhunderte hatte mit kurzen Unterbrechungen Frankreich das Prestige unter den Mächten Europas innegehabt, seinen mächtigen Einfluß und seine Vorrangsstellung aber nicht benutzt, um die Gesetze der Gerechtigkeit und des Völkerfriedens unter seinen Schirm zu nehmen, sondern nur um seiner Herrschsucht zu frönen, seine eigennützigen Interessen zu fördern. Jetzt, nachdem das französische Kaisertum unterlegen war und Frankreich sein Prestige, seine Vorrangsstellung verwirkt hatte, jetzt galt es eine neue Macht zu gründen, welche den Frieden der Welt auf sicheren und dauerbaren Grundlagen schützte und aufrecht erhielt. Zu einer solchen Macht konnte aber nur eine Nation sich erheben, welche durch ihre sittlichen Anlagen und Bestrebungen den Interessen des Friedens zugethan und zugleich stark genug war, um jede Störung derselben durch andere Mächte verbieten und verhüten zu können, welche ihre Kraft aus der Freiheit schöpfte und dem Gesetze Achtung zollte, durch eine Nation, welche den völkerverbindenden Ideen des Fortschritts und der wahren Bildung sowohl in ihrer eigenen Verfassung und in ihren staatlichen Einrichtungen, als in ihren Beziehungen

zu den anderen Nationen Rechnung trug. Dies war das würdige Ziel für die verjüngt sich erhebende deutsche Nation, und König Wilhelm von Preußen, der ein klares Verständnis für die Bedürfnisse der deutschen Nation und für die Forderungen seiner Zeit hatte, fühlte sich berufen, sie diesem herrlichen Ziele entgegenzuführen.

Aber auf dem Wege dahin gab es noch viele Schwierigkeiten zu überwinden. Diese lagen nicht allein in dem Widerspruche der anderen Mächte Europas, welche eine so gewaltige Machterhebung Deutschlands nur mit Neid und Scheelsucht betrachteten, sondern noch mehr im Volke selbst und in den Regierungen der Einzelstaaten. Die Regierung des Königs Wilhelm aber wollte sich jedes Druckes auf die übrigen Regierungen und auf die Bevölkerungen der deutschen Staaten enthalten, sie wollte die alte deutsche Treue zur Grundlage des neuen Bundes und des neuen Reiches machen und sowohl den Rechten der deutschen Fürsten, wie den berechtigten Eigentümlichkeiten der deutschen Stämme und Staaten volle Achtung zollen. Diese feste und würdige Haltung der preußischen Regierung gewann ihr die übrigen deutschen Staaten von selbst.

Was in der Zeit der Zersplitterung Deutschlands von seinen Gliedern im Süden wie im Norden gefehlt worden, möge seit jenen großen Tagen des Jahres 1870 der Vergessenheit übergeben sein; unvergessen aber soll es in der deutschen Geschichte bleiben, daß der junge König Ludwig II. von Bayern sich mit der vollen Wärme und Begeisterung, die seiner ideal angelegten Natur eigen war, der deutschnationalen Sache hingab und durch seine Haltung viel zum glücklichen Ausgange der Einheitsbewegung des Jahres 1870 beitrug. Auf den von der bayrischen Regierung ausgesprochenen Wunsch, mit einem Bevollmächtigten des Norddeutschen Bundes in Unterhandlungen über die künftigen Beziehungen Bayerns zu Norddeutschland zu treten (10. September), nahm der Präsident des Bundeskanzleramtes, Staatsminister Delbrück, bei seiner Rückreise von Versailles nach Berlin für einige Tage (21. bis 28. September) seinen Aufenthalt in München. Die Bevölkerung der bayrischen Hauptstadt sah in diesem Besuche ein glückliches Zeichen. Sie begrüßte Herrn Delbrück bei seiner Rückkehr von dem Schlosse Berg nach seiner ersten Unterredung mit dem König Ludwig mit lautem Jubel und ließ im voraus Lebehochs auf den „Deutschen Kaiser" erschallen, welche Delbrück vom Balkon seines Gasthauses mit einem Hoch auf den deutschgesinnten König Ludwig erwiderte. In der That aber zeigte sich schon bei den Vorbesprechungen in München, denen auch der württembergische Minister von Mittnacht beiwohnte, daß die Ansprüche Bayerns für Erhaltung seiner Selbständigkeit mit den Gesichtspunkten, welche die Regierung des Königs Wilhelm für eine alle Teile Deutschlands umfassende staatliche Einigung ins Auge gefaßt hatte, nicht so vollständig übereinstimmten.

F. von Köppen, Hohenzollern.

Nº 13.



Unterdessen hatten bereits Baden (2. Oktober) und Hessen (15. Oktober) — dieses für den südmainischen Teil seines Gebietes — ihre Aufnahme in den Norddeutschen Bund beantragt und die württembergische Regierung den Wunsch geäußert, die in München angeknüpften Unterhandlungen im deutschen Hauptquartier zu Versailles fortzusetzen. So begaben sich denn auf die Einladung des Kanzlers des Norddeutschen Bundes, Grafen Bismarck, die Bevollmächtigten der beiden süddeutschen Königreiche und der Großherzogtümer Baden und Hessen zu den Unterhandlungen nach Versailles.

Das Präsidium des Norddeutschen Bundes kam den Bevollmächtigten aus Süddeutschland mit dem Zugeständnis entgegen, daß ihren Staaten in der neuen Vereinigung der Charakter bundesgenössischer Selbständigkeit, soweit es mit dem Interesse des Ganzen verträglich schien, belassen und alle Ausnahmen gewährt werden sollten, welche durch die besonderen Landesverhältnisse der Einzelnstaaten gerechtfertigt schienen; dagegen sollte der feste Kern, welcher mit der Gründung des Norddeutschen Bundes geschaffen war und während eines Zeitraums von beinahe vier Jahren sich bewährt hatte, unter allen Umständen erhalten und eine Lockerung des bisherigen Bundesverhältnisses zu Gunsten der neu eintretenden Glieder nicht zugegeben werden. Auch die von dem Bundeskanzler ins Hauptquartier geladenen Abgeordneten der nationalen Partei von Bennigsen und Friedenthal wurden zu den diplomatischen Beratungen hinzugezogen.

Die Aufnahme Badens und Hessens in den Norddeutschen Bund machte keine Schwierigkeiten. Dagegen gingen die Ansprüche Bayerns bezüglich seiner Selbständigkeit und Sonderstellung so weit, daß die bayrischen Abgesandten sich eine Zeitlang von der Teilnahme an den Verhandlungen fernhielten. Auch Württemberg rief seine Bevollmächtigten kurz vor dem erwarteten Abschluß des Vertrages von Versailles zurück (13. November).

Es bedurfte der hochgehenden Wogen der nationalen Begeisterung, um Regierungen und Volksstämme zu den Opfern zu bewegen, ohne die ein großes Ziel nicht erreicht werden kann. Preußen selbst, welches als Großstaat und als Vormacht des Norddeutschen Bundes die volle Freiheit des Handelns besaß, mußte sich manche Beschränkung zu Gunsten der neuen Bundesgenossen auferlegen, die seines Waffenschutzes und seines moralischen Beistandes bedurften. Nur durch allseitiges Entgegenkommen und freiwillige Verzichtleistung auf manches Althergebrachte und Liebgewordene konnte der neue Bund gegründet werden, und vielleicht lag gerade darin eine Wurzel seiner Kraft und eine Bürgschaft seines Bestandes. Je mehr gesichert die Grundlagen waren, auf welchen Deutschland seiner staatlichen Neugestaltung entgegenging, desto versöhnlicher und friedfertiger konnte dasselbe den übrigen Mächten gegenüber auftreten. Unter diesen hatte keine größere Veranlassung, der deutschen Entwickelung mit Aufmerksamkeit zu folgen, als Österreich, in dessen Erzhause die deutsche Kaiserwürde sich bei-

nahe vier Jahrhunderte hindurch vererbt hatte. Auch aus der Bestimmung des Prager Friedens, daß es den süddeutschen Staaten überlassen bleiben solle, unter sich zu einem Bunde zusammenzutreten, der eine „internationale unabhängige Stellung" haben sollte, konnte Österreich eine gewisse Berechtigung herleiten, gegen die staatliche Einigung Nord- und Süddeutschlands Einspruch zu erheben. Dem kam jedoch die preußische Regierung durch eine sehr versöhnlich gehaltene Depesche an das Wiener Kabinett zuvor, in welcher sie hervorhob, daß „alle Genossen des neuen Deutschen Bundes, insbesondere der König von Preußen als Oberhaupt desselben, von dem Verlangen beseelt seien, die freundschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu dem österreichisch-ungarischen Nachbarreiche zu erhalten und zu fördern, auf welche beide durch die ihnen gemeinsamen Interessen und die Wechselwirkung ihres geistigen wie ihres materiellen Verkehrslebens angewiesen seien." — Die österreichische Regierung antwortete, daß sie in der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung einen „Akt von historischer Bedeutung, eine Thatsache ersten Ranges in der modernen Entwickelung Europas" erblicke und daß „in allen maßgebenden Kreisen Österreich-Ungarns der aufrichtige Wunsch vorherrsche, mit dem mächtigen Staatswesen, dessen Gründung sich nunmehr vollziehen werde, die besten und freundschaftlichsten Beziehungen zu pflegen." So war noch während des Krieges mit dem einen Nachbarstaate ein aufrichtiger und wahrer Friede zu Wege gebracht und mit dem anderen ein enges Bündnis angebahnt worden, durch welches die Hoffnungen auf einen dauernden europäischen Frieden eine sichere Grundlage erhielten. Unter den glücklichsten Zeichen ging das neue Reich seiner Begründung entgegen.

Am 15. November wurden mit Baden und Hessen die Verträge abgeschlossen, in deren Folge diese Staaten die Verfassung des Norddeutschen Bundes mit einigen unwesentlichen Ausnahmebestimmungen annahmen. Darauf wurden die Verhandlungen mit Bayern wieder aufgenommen und schnell zu Ende geführt. Nachdem Bayern viele seiner früheren Ansprüche fallen gelassen, in manchen Punkten aber das Zugeständnis einer bevorzugten Stellung unter den Bundesgenossen erlangt hatte, wurde der Vertrag über seinen Eintritt in den Bund vollzogen (23. November). Zwei Tage später (25. November) kam in Berlin auch der Vertrag mit Württemberg zum Abschluß. Die sämtlichen Verträge sollten bis zum Schlusse des Jahres 1870 ratifiziert werden und bedurften daher vorher der Genehmigung des Bundesrates und Reichstages des Norddeutschen Bundes, sowie der süddeutschen Kammern.

Eine der wesentlichsten Abweichungen der Verträge von der Verfassung des Norddeutschen Bundes bestand in den Sonderrechten, welche Bayern sich für das Heerwesen vorbehalten hatte, nämlich der selbständigen Militärhoheit des Königs von Bayern über seine Truppen während des Friedens.

Andere Ausnahmebestimmungen bezogen sich auf die selbständige Verwaltung der Eisenbahnen, des Post- und Telegraphenwesens in Bayern und Württemberg u. s. w.

Die Verträge wurden bis zum Schlusse des Jahres von den badischen, hessischen und württembergischen Kammern angenommen (die Annahme seitens der bayrischen Kammer erfolgte erst am 21. Januar 1871); der Bundesrat gab am 1. Dezember seine Zustimmung. Demnächst wurden die Versailler Verträge dem Reichstage des Norddeutschen Bundes vorgelegt.

Noch vorher hatte der hochherzige König Ludwig II. von Bayern einen neuen wichtigen Schritt zur würdigen Krönung des deutschen Einigungswerkes gethan. König Ludwig richtete an sämtliche souveräne deutsche Fürsten sowie an die Senate der drei freien Städte die Aufforderung, mit ihm gemeinschaftlich an den König von Preußen das Ansuchen zu stellen, daß er mit der Ausübung der Präsidialrechte des neuen Bundes den Titel eines „Deutschen Kaisers" annehmen und daß er diesem Bunde den Namen „Reich" geben möchte. Es war nicht der lockende Klang der Worte „Kaiser" und „Reich," was diesen Schritt bedeutungsvoll machte. Mit der Benennung „Reich" war indessen ausgesprochen, daß der neue Bund ein einheitliches Staatsganzes vorstellen sollte, und mit der Übertragung der erblichen deutschen Kaiserwürde an das Haus Hohenzollern bekundeten die deutschen Fürsten ihre freiwillige Unterordnung unter das mächtigste oberste Haupt.

Nach Annahme der Versailler Verträge mit dem neuesten Zusatze beschloß der Reichstag des Norddeutschen Bundes die Absendung einer Deputation in das Hauptquartier des Königs von Preußen, um auch seinerseits den König Wilhelm zu bitten, durch Annahme der deutschen Kaiserwürde das Einigungswerk zu krönen (9. Dezember).

Wieder nahte eine Kaiserdeputation dem preußischen Throne, geführt von demselben Präsidenten, der vor 21 Jahren die Kaiserbotschaft des Frankfurter Parlaments nach Berlin getragen hatte, dem würdigen Simson; anders aber lagen die Dinge damals und jetzt. Damals in vielen Kreisen noch Unklarheit und Gärung, Täuschung und Verstimmung, — jetzt überall Klarheit und Entschlossenheit, Zuversicht und Kraft! Das damals von König Friedrich Wilhelm IV. gesprochene Wort: „Die deutsche Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden," hatte sich jetzt an seinem königlichen Bruder und Nachfolger ohne dessen Verlangen und Streben nach äußerem Glanz erfüllt.

König Wilhelm empfing die Deputation des Reichstags am 18. Dezember nach dem Gottesdienst im großen Saale der Präfektur im Beisein der Prinzen seines Hauses und der im Hauptquartier anwesenden deutschen Fürsten sowie des Bundeskanzlers Grafen Bismarck, der Generale von Roon, Graf Moltke und anderer Staatsbeamten und hoher Offiziere. In der Erwiderung auf die

von dem Präsidenten Simson vorgelesene und überreichte Adresse sagte der König Wilhelm: „Mit tiefer Bewegung hat Mich die durch Se. Majestät den König von Bayern an Mich gelangte Aufforderung zur Herstellung der Kaiserwürde des alten Deutschen Reichs erfüllt. Sie, Meine Herren, bringen Mir im Namen des Norddeutschen Reichstages die Bitte, daß Ich Mich dem an Mich ergehenden Rufe nicht entziehen möge. Ich nehme gern aus Ihren Worten den Ausdruck des Vertrauens und der Wünsche des Norddeutschen Reichstages entgegen. Aber Sie wissen, daß in dieser so hohe Interessen und so große Erinnerungen der deutschen Nation berührenden Frage nicht Mein eigenes Gefühl, auch nicht Mein eigenes Urteil Meinen Entschluß bestimmen kann. Nur in der einmütigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation werde Ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem Ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf. Es wird Ihnen wie Mir zur Genugthuung gereichen, daß Ich durch Se. Majestät den König von Bayern die Nachricht erhalten habe, daß das Einverständnis aller deutschen Fürsten und freien Städte gesichert ist und die amtliche Kundgebung desselben bevorsteht."

So war denn die mehr als hundertjährige Geistesarbeit des deutschen Volkes im wesentlichen abgeschlossen. Nicht alles Wünschenswerte war auf einmal erreicht worden — noch waren der Ausbau und manche Besserung an dem Einigungswerke der Zukunft vorbehalten —; aber das erreichte Gute mußte das Herz des Vaterlandsfreundes mit freudigstolzer Genugthuung erfüllen.

Heinrich von Treitschke, sonst kein Lobredner der Verträge mit den süddeutschen Staaten, sagt darüber: „Unser vollberechtigter Unwille" (über die bayrischen Vorbehalte) „muß schweigen vor einer höheren Pflicht, vor der Treue, die wir unsern süddeutschen Landsleuten schulden. Das Volk des Südens beginnt wieder zu hoffen und zu vertrauen; seine lange mißachteten Fahnen hängen voll herrlicher Kränze. Jetzt sitzen in den bayrischen Alpen, wo vordem der Name Deutschlands kaum gehört ward, die Bauern zusammen und beschauen die Mitrailleusenpatronen und lauschen den Erzählungen ihrer verstümmelten Söhne, die auch mit dabei gewesen und wenn ein Verwundeter in seiner Heimat stirbt, dann richtet ihm die Gemeinde das Begräbnis an und schreibt auf den Stein: „Gefallen auf dem Schlachtfeld deutscher Ehre!" Das Vaterland, vor kurzem noch ein leerer Schall, ist jetzt eine ernste, heilige Wahrheit."

Das Deutsche Reich ist nicht, wie gedankenlos oder auch wohl in böswilliger Absicht gesagt worden ist, ein Kind der Gewalt, sondern es ist die freie Schöpfung des nationalen Geistes, gegründet, nachdem der Hauptgegner der deutschen Einheitsbestrebungen mit den Waffen besiegt worden war, durch deutsche Kraft und Treue, als Hort der Freiheit und des Völkerfriedens.

Der Italiener Giuseppo Civinini sagt darüber:

„Wenn Preußens Waffen den großen Gedanken der deutschen Einheit materiell verwirklichten, so war dieser That eine Ideenarbeit vorausgegangen, welche bereits in den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Kriege begonnen hatte und bis auf unsere Tage fortgeführt wurde. Dichter und Philosophen, Künstler und Gelehrte, Kritiker und Geschichtsschreiber haben dabei mitgewirkt. Auf jedem Felde menschlichen Wissens, in jeder Form dichterischen Schaffens hat das geistige Deutschland das neue politische Deutschland vorbereitet. Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Geschichte haben dem deutschen Volke das tiefe Gefühl der eigenen Nationalität gegeben, haben es gelehrt, sich für eine große geschichtliche Mission bestimmt anzusehen, haben ihm die Erfüllung dieser Mission als eine Pflicht auferlegt. Ja, das ist recht das Hauptmerkmal der deutschen Bewegung, daß sie zuerst ein Werk des Geistes gewesen und erst dann, als dieses zur Reife gediehen war, ein Werk der materiellen Kraft wurde. Wie der Blitz dem Donner, ging die Idee der That voran und, bevor die Deutschen das materiell mächtigste Volk Europas wurden, waren sie das ideell gebildetste. Wer immer des Glaubens lebt, daß der Geist etwas bedeute in dieser Welt, setzt wenig Vertrauen in die Dauerhaftigkeit von Werken, welche nur die Frucht politischer Machenschaft und materieller Kraftleistung sind ohne genügende geistige und sittliche Vorbereitung. Aber wo ein Volk eine wahrhaft nationale, von allen geschaffene, allen gemeinsame Philosophie, Litteratur, Historik, Poesie und Musik hat, wo seit Jahrhunderten eine fortwährend gewachsene Entwickelung schon die Einheit im Bereiche des Denkens und Wissens begründet hat, da mögen Sadowa und Sedan kommen, sie finden einen urbaren Boden, der gesunde Früchte hervorbringen wird. So erscheint uns das Deutsche Reich als die langsam gereifte, treu gepflegte Frucht des Gedankens, als der Triumph langer Kulturarbeit, erlangt — wie die Siege auf der Walstatt der Thatsachen immer erlangt werden — durch die Verwendung der Kraft im Dienste der Idee."

Den Jahrestag der Krönung des Kurfürsten Friedrich III. mit der preußischen Königskrone, den 18. Januar, wählte 170 Jahre später König Wilhelm zur Verkündigung des Deutschen Kaisertums in Versailles.

Welche Wandlung der Völkergeschicke hatte die französische Königsstadt durchlebt von dem strahlenden Sonnenkönigtum Ludwigs XIV. bis zur Demütigung des bourbonischen Königtums zur Zeit der französischen Revolution, bis zu jenem Schreckenszuge der Pariser Weiber- und Pöbelhaufen nach dem Schlosse (5. Oktober 1789), und weiter bis auf den heutigen Tag. Nun wehte die königliche Fahne der Hohenzollern von demselben Schlosse herab, in dem „mehr als ein verderblicher Heereszug gegen Deutschland ersonnen" ward. Nahe bei dieser Stadt waren „unter dem Drucke fremder Gewalt die Verträge

geschlossen worden, in deren unmittelbarer Folge das alte Reich zusammenbrach"; — heute sollte sie Zeugin der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches in verjüngter Herrlichkeit unter dem Kaiserscepter der Hohenzollern sein.

Zu beiden Seiten der Avenuen und Boulevards zwischen dem Präfekturgebäude und dem Schlosse warteten die blanken deutschen Krieger, um ihren Kriegsherrn auf der Fahrt dahin mit jauchzendem Zuruf zu begrüßen, und bildeten Spalier bis zu der prächtigen Eingangspforte des Königspalastes, dessen beide Flügel in großen, goldenen Buchstaben die Inschrift zeigen: «A toutes les gloires de la France.» Andere Kriegergruppen standen auf den Stufen des großen bronzenen Reiterstandbildes Ludwigs XIV., das auf der Mitte des Schloßplatzes sich erhebt, umgeben von den Standbildern der französischen Kriegshelden dreier Jahrhunderte, von Bayard bis Massena.

In dem prunkvollen Spiegelsaale, dessen Deckengemälde die Vergötterung Ludwigs XIV. und die Erniedrigung der Nachbarmächte Deutschland, Holland und Spanien vor seinem Throne vorstellen, versammelten sich die Zeugen des weltgeschichtlichen Aktes, der hier begangen werden sollte. Vor dem Mittelpfeiler der langen Gartenseite des Saales war der Altar errichtet; zu beiden Seiten desselben standen die Mannschaften, an der gegenüberliegenden Spiegelwand die Offiziere der verschiedenen Heeresabordnungen. Auf der erhöhten Estrade vor der schmalen Ostseite waren die Fahnen, die als stumme Zeugen zu der Feier entboten waren, aufgepflanzt, von Unteroffizieren, mit dem Schmucke des Eisernen Kreuzes auf der Brust, gehalten. Der Raum vor dem Altar war frei. Um Mittag verkündeten brausender Jubelruf von der Straße herauf und die Klänge der Volkshymne vom Musikchore der auf dem Schloßhofe aufgestellten Ehrenwache der Königsgrenadiere die Ankunft des Königs, welcher vom Kronprinzen unten empfangen und nach dem inneren Schlosse geleitet wurde.

Der König trat in den frei gebliebenen Raum vor dem Altar. Um ihn gruppierten sich im Halbkreise die Prinzen des königlichen Hauses und die im Hauptquartier anwesenden deutschen Fürsten, weiter rückwärts die Minister und Generale.

Es folgten die Liturgie und die Predigt, welcher der Hofprediger Rogge den 21. Psalm untergelegt hatte: „Herr, der König freuet sich Deiner Kraft; denn Du überschüttest ihn mit gutem Segen, Du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt" u. s. w. Er wies auf das gotteslästerliche Wort, welches in goldenen Buchstaben an der Decke des Saales funkelte: «Le roi gouverne par luimême» (der König regiert kraft seiner selbst), zeigte, wie dieses Wort und der Hochmut der Herrscher Frankreichs zu schanden geworden, wie Gott die bösen Anschläge der Feinde Deutschlands vereitelt und zum Heile des Vaterlandes gelenkt habe, und schloß mit den Worten: „Was unsere Väter in der

Erhebung früherer gewaltiger Kriege gegen denselben Feind vergebens ersehnt haben, wofür die Jugend in edler Begeisterung geschwärmt, was die Sänger jener Tage in hellen Tönen gesungen, was die Lieder und Sagen unseres Volkes nur als einen fernen Traum uns verkündet haben, — wir sehen es heute zur Wirklichkeit geworden. Der Herr segne das Reich, seine Fürsten und Stämme, er befestige sie in dem Bande der Eintracht und Treue!"

Mit dem Gesange des Liedes „Nun danket alle Gott!" schloß die kirchliche Feier. Darauf durchschritt der König die Versammlung und bestieg die Fahnenbühne. Er trat an den Rand der obersten Stufe vor, zu seiner Rechten der Kronprinz, zu seiner Linken der Bundeskanzler, weiter zurück die Fürsten und Prinzen. Der König verkündete unter Vorlesung der Urkunde die Neubegründung des Deutschen Kaiserreichs und übergab darauf dem Kanzler die Proklamation an das deutsche Volk, welche dieser mit lauter Stimme vorlas:

„Wir Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen u. s. w., nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende Deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Norddeutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiemit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte Folge zu leisten und die Deutsche Kaiserwürde anzunehmen.

„Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen der alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!"

Der Kanzler trat zurück. Der Großherzog von Baden schritt bis zum Rande der Estrade vor, hob den Helm und rief mit lauter Stimme: „Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!"

Mit freudiger Begeisterung stimmte die Versammlung in den Ruf ein, und die Musik spielte die Volkshymne: „Heil Dir im Siegerkranz!"



Niederwald-Denkmal.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 660 047 2